4° P.o.germ.

212a

(3,2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

3,2

399

DEUTSCHES LESEBUCH

VON WILHELM WACKERNAGEL.

DRITTER THEIL. ZWEYTER BAND.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA VON MDCCXL. BIS MDCCCXLII.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLIII.

5. D.

PROBEN
DER DEUTSCHEN PROSA
SEIT DEM JAHRE MD.

VON WILHELM WACKERNAGEL.

ZWEYTER BAND.

VON MDCCXL. BIS MDCCCXLII.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLIII.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

PROBEN
DER DEUTSCHEN PROSA
SEIT DEM JAHRE MDCCXL.

VON WILHELM WACKERNAGEL.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG DER SCHWEIGHAUSERISCHEN BUCHHANDLUNG.

MDCCCXLIII.

VORREDE.

Das Jahrhundert von deſſen Thætigkeit auf dem Gebiete der Proſa dieſer Band, der letzte des ganzen Leſebuches, ein urkundliches Bild entwerfen möchte, befaßt in ſich diejenige Periode unſrer Litteratur, die als der Gipfelpunct ihrer mœglichen Vollendung muß betrachtet werden: denn hier endlich hat auch ſie die hœchſten Formen bemeiſtert deren die Kunſt des Wortes fæhig iſt, die redneriſche Proſa und das Drama. Aber es wird dieſe Periode, eben weil ſie die hœchſte iſt, wohl auch die letzte ſeyn: was könnte neues, und was könnte noch grœßeres geſchehn? Mit wachſender Schnelligkeit rollt der Strom zu jener Küſte hinab, wo die deutſche Litteratur münden ſoll in die Litteratur der Welt: wer Augen hat zu ſehen und Ohren zu hœren, dem entgeht es nicht, wie die Zeichen der letzten Dinge, deren Saame ſeit Jahrhunderten ſchon geworfen, jezo mit aller Macht in Laub und Blüte treiben, gute Zeichen, und noch mehr der bœſen.*) Aber ſo, wie jeglicher Frevel von hier und dort es vorwärts jagt, ſo in Unehren darf und ſoll das deutſche Wort und mit dem Worte das Volk nicht untergehn: noch iſt die Aufgabe unerfüllt mit der ein gnædiger Gott den Germanen auf die Erde geſtellt hat; noch hat der Erſtgeborene den Ehrenplatz nicht wieder errungen der inmitten der germaniſierten Welt ihm vor allen ſeinen Brüdern und Söhnen gebührt; noch ſchlægt ſein Herz nicht als jenes Herz Europas, an welches die zerſtreuten Glieder der Menſchheit könnten geſammelt werden. Darum gilt es auch jezo mehr denn je die alten Reichskleinodien der Sitte, des Glaubens, der Vaterlandsliebe, ohne die es für den Deutſchen weder Recht noch Freyheit giebt, wohl und treu zu wahren, und den Sinn des Volkes zu kräftigen für das große Werk das ſeiner wartet. Und Gott ſey Dank!

*) Schon die tæglich ſich vermehrende Zahl ſolcher Bücher wie das vorliegende kann als Merkmal dienen daß wir aus der claſſiſchen Zeit bereits in die alexandriniſche gelangt ſind.

wenn auch ein Haufe von Knaben untreu geworden ist, die Besten der Männer verstehen den Ruf der Zeit, und halten die Hand am Steuer und den Stern im Auge. Ich bin der Letzten einer: aber auch der Letzte kann noch das Seinige thun; und wie die Arbeit für dieses Buch der innersten Geschichte Deutschlands, die Arbeit meiner besten Lebensjahre, mir selbst mancherley Segen gebracht hat, so darf ich hoffen, sie werde auch an Andern nicht ungesegnet bleiben: auch Anderen werde «Deutscher Nation Herrlichkeit» daraus entgegenleuchten sammt dem, was aller Menschheit Ziel und aller Weisheit Summe ist.

Rücksichtlich des bei der Auswahl und der Anordnung beobachteten Verfahrens weiß ich dem, was darüber schon in den früheren Vorreden ist bemerkt worden, hier nichts wesentlich neues beizufügen. Auch in diesem letzten Bande ists mein Bestreben gewesen, jeden Autor mit solchen Proben vorzuführen, daß sowohl er selber für sich als seine mit- und vorwärtswirkende Stellung innerhalb des Ganzen der Litterargeschichte hinlänglich characterisiert sey; jede Art der Prosa, wie durch Stoff und Zweck die Unterscheidung bedingt wird, und jede von den mannigfachen Farbenbrechungen des prosaischen Stils mit bedeutenden Musterstücken zu belegen; überall aber solche Musterstücke auszulesen, die neben dem historischen und dem stilistischen Interesse auch anderweitig noch durch Inhalt und Gesinnung ansprechen bilden und belehren könnten. Dabei ist mir jedoch Ein Hinderniß Schritt für Schritt in den Weg getreten, und selbst ein oberflächlich blickendes Auge wird dessen Spuren alsbald bemerken, ein Hinderniß von dem ich bei Ausarbeitung der poetischen Theile weniger zu leiden hatte: die Unmœglichkeit nœmlich oder doch die große Schwierigkeit den überreichen Stoff solch eines Jahrhunderts in die engen Grenzen eines einzigen Bandes zusammenzuziehn. Allerdings wollte ich nur Proben mittheilen: aber jede Probe sollte doch wo mœglich wieder ein Ganzes seyn; ich wollte nicht gerne bloß herausgerißene Stücke geben, denen Anfang und Ende fehlte: aber der Prosaiker legt sein Gewebe breiter an und spinnt seine Fœden länger als der Poet. Ob ich dieß Hinderniß, das um so verdrießlicher war, je mehr es bloß in äußeren Umständen lag und nicht grade in der Sache selbst, wenigstens theilweis überwunden habe? Mir selber steht darüber noch kein Urtheil zu: aber Andre mœgen bei ihrem Urtheile darauf Rücksicht nehmen, und daraus es erklœren, wenn z. B. Zahl und Umfang der gegebenen Proben zuweilen kein Verhältniß zu haben scheinen zu der Bedeutung eines Autors, und wenn dieser und jener Autor von minderer Bedeutung gar nicht durch Proben vertreten ist. Nur sey es auch ein Urtheil das auf eigenen Studien

beruht, kein aus der Tradition der Lehrbücher geschöpftes, kein durch Autoritæten verblendetes*): denn allerdings besteht auch zwischen diesem Bande und dem, was Compendien und Tabellen zu sagen pflegen, ein merklicher Unterschied im Haben und im Sollen; und ich weiß nicht ob deswegen nur ich aus den Compendien, ob nicht vielleicht hin und wieder auch die Compendien aus mir zu berichtigen seyen.

Eine Rechtfertigung der Orthographie und der Interpunction derjenigen Stücke, in denen beide von mir herrühren, kæme jezt, nachdem ich ja schon in den früheren Bänden denselben Grundsätzen gefolgt bin, beinahe zu spæt: die ungewohnten Eigenthümlichkeiten der ersteren sind in der geschichtlichen Lautlehre, die der letztern in derjenigen logischen Auffaßung der Syntax begründet, die uns Becker gelehrt hat. Ereifern will ich mich aber für beide ganz und gar nicht, so wenig als für die lateinische Schrift und für die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva: das Heil des Sprachstudiums liegt wahrlich nicht im Thun oder Laßen solcher Nebendinge. Zudem habe ich, damit anderen Grundsätzen der Orthographie und der Interpunction gleichfalls ihr Recht geschehe, und damit die geschichtlich-characteristische Documentierung sich auch auf diesen Theil der Grammatik erstrecken mœge, bei den Autoren bis auf Lavater nirgend auch nur ein Comma oder einen Gedankenstrich weggelaßen, oder ein ſſ in ß umgeschrieben. Unter den neueren stehn allein Schleiermacher Niebuhr und der Kœnig von Bayern unverändert da: die beiden ersteren, weil sie mit Absicht und Bewußtseyn gerade so interpungieren, und weil ihr Verfahren nicht gar weit ab von dem meinigen liegt.

Basel im Brachmonat 1843.

*) Beim vorigen Bande ist unter anderm auch gefragt worden weshalb derselbe nichts von Liscov enthalte. Wer jedoch nicht bloß Gervinus gelesen hat, sondern auch Liscov selbst, und zwar in der Originalausgabe, der wird dessen langweilige Pasquille selbst in einem historischen Lesebuche kaum vermissen. Ähnliches für andre Fälle.

PROBEN DER DEUTSCHEN PROSA

SEIT DEM JAHRE MDCCXL.

AUS JOHANN JACOB BREITINGERS CRITISCHER DICHTKUNST.

Johann Jacob Breitingers Critiſche Dichtkunſt Worinnen die Poetiſche Mahlerey in Abſicht auf die Erfindung Im Grunde unterſuchet und mit Beyſpielen aus den berühmteſten Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von J. J. Bodemer. *Zürich 1740. 8°*

DER VIERTE ABSCHNITT. VON DER WAHL DER MATERIE.

NAchdem ich nun gezeiget habe, daß die Kunſt *des Poeten* ſo wohl als des Mahlers *in einer geſchickten* Nachahmung der Natur *beſtehet*, und daß ihre vornehmſte und erſte Abſicht iſt, die Wahrheit den Gemüthern auf eine angenehm-ergetzende Weiſe beyzubringen, ſo hoffe, mein Leſer werde mir mit ſeiner Aufmerckſamkeit nicht ungerne zu einigen abſonderlichen Betrachtungen der Materie der poetiſchen Nachahmung nachfolgen, da ich zu unterſuchen gedencke, was für Kraft und Nachdruck eine geſchickte Wahl der Materie den Wercken der Poeſie mittheilen könne. Nach Vollendung deſſen wird mir obliegen, die Vortheile und Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt, welche ſie in der Ausführung ihres Vorhabens mit ſo erwünſchtem Fortgang anwendet, zu erklæren und an das Licht zu ſtellen.

Die Kunſt muß ihre Urbilder, die ſie durch eine geſchickte Nachahmung ſinnlich vorſtellen will, in der Natur aufſuchen und bey ihr entlehnen, alldieweil das Unnatürliche uns nicht gefallen kan. Die Natur hat denen Künſten des Poeten und des Mahlers alle ihre Schätze, auch die verborgenſten vor den äuſſerlichen Sinnen, eröffnet, und ihnen ohne Maßgebung überlaſſen, die Wahl unter denſelben nach ihren Abſichten einzurichten. Nun iſt die Natur zwar in allen ihren Wercken über die Maſſen verwunderſam, und ein aufmerckſamer Geiſt findet in einer tiefen Betrachtung derſelben immer neue Materie zu ſeiner Ergetzung, und gleichſam eine unerſchöpfliche Quelle von Vergnügen, er richte ſeine Gemüthes-Augen auf das unerforſchliche Weſen derſelben, und auf ihre unbegreifliche Zeugung, oder auf ihre unermeßliche Mannigfaltigkeit, auf ihren Zuſammenhang, Ordnung, Ebenmaß, Verhältniß unter und gegen einander, auf ihre weiſen Abſichten, auf eines jeden Stückes Geſtaltung, innerliche Beſchaffenheit, Vollkommenheit in ſeiner Art, und ſo fort. Alle dieſe Betrachtungen und derſelben geſchickte Vorſtellungen müſſen ohne Ausnahm und Unterſchied einen angenehm-erleuchtenden Einfluß

auf den Verſtand haben: Alleine dergleichen Betrachtungen erfordern ein tiefes und ſtrenges Nachdenken, wozu die wenigſten Menſchen geſchickt ſind, daher auch das Verwunderſame in den Wercken der Natur, welches alleine den forſchenden Verſtand beſtralet, für den grœſten Haufen der Menſchen nichts empfindliches hat, und darum auch in ihrem Kopf ungeſchmackt und ohne Ergetzen iſt. Die Natur hat dem Menſchen ein allgemeineres und vor ſeine Natur bequemeres Ergetzen zugedacht, deſſen Genuß ihm nicht ſo ſchwer ankommen ſollte, aus dieſer Urſache hat ſie ihn mit den Sinnen, als mit Werckzeugen begabet, mittelſt deren die Schœnheiten der Natur ſich ihm durch einen bloſſen Eindruck ohne ſeine Mühe offenbareten; welches machet, daß auch die meiſten Menſchen mehr nach einem ſinnlichen Ergetzen ſtreben, und mehr durch das Gefühl als durch den Verſtand geleitet werden; denn es iſt viel leichter, den Eindrücken folgen, welche die Sachen in der Natur auf uns machen, und die meiſten Leute wiſſen kein ander Mittel, als dieſes, ſich vor Verdruß zu verwahren. Und eben dieſes ſinnliche Ergetzen iſt dasjenige, welches die Dicht- und die Mahler-Kunſt durch die Nachahmung hervorzubringen ſuchen; da ſie nemlich ſich beſtreben, die Sachen ſo lebendig nachzubilden, daß ihre Gemählde eben dieſelben Eindrücke auf die Phantaſie und das menſchliche Gemüthe machen, als die natürlichen Gegenſtände durch die Kraft ihrer würcklichen Gegenwart thun würden. Nun lehret uns aber die unwiderſprechliche Erfahrung, daß nicht alle Dinge in der Natur, die eine gleiche Wahrheit haben, auch einen gleichen Eindruck in dem Gemüthe machen, oder daſſelbe mit einer gleichen Kraft rühren; nicht alle Speiſen reizen den ſinnlichen Geſchmack auf einem gleichen Grad und mit einer gleichen Luft; wir ſuchen den widrigen Geruch, der uns von einem Todten-Aaß in die Naſe ſteiget, durch einen angenehmern vorſichtig zu dämpfen; eine ſanfte Muſik, das murmelnde Rauſchen einer Bache, und das gräßliche Gebrülle des Donners machen gantz verſchiedene Eindrücke auf den Sinn des Gehœres; die Morgenrœthe, die untergehende Sonne, der Zug und die Bewegungen eines Kriegs-Heeres, ein Sturm auf der See, ein Waſſer-Fall, die Eißberge, die von den Schweitzern Glätſcher genannt werden, ſind alles Sachen, die nach gantz verſchiedenen Weiſen auf das Gemüthe würcken. Folglich hat unter den Urbildern, ſo die Natur dem Poeten und dem Mahler zum Muſter ausgeſtellet hat, eine vernünftige Wahl Platz, welche durch die beſondern Abſichten eines jeden Vorhabens beſtimmet wird; und es iſt auch in der That ſehr viel, ja alles an dieſer Wahl der Bilder gelegen, angeſehen der glückliche Fortgang einer Vorſtellung grœſtentheils von derſelben abhängt, alldieweil die Nachahmungen uns nur in dem Maaſſe rühren, als die nachgeahmete Sache ſelbſt thun würde, wenn wir ſie wahrhaftig vor Augen ſæhen. Dergeſtalt wære es an einem Poeten oder Mahler, wie Dübos wohl angemercket hat, das unvorſichtigſte Stücke, wenn ſie ſolche Sachen vor ſich nähmen nachzuahmen, welche wir in der Natur mit Gleichgültigkeit anſchauen würden; wenn ſie ihre Kunſt anwendeten, uns Handlungen vor Augen zu ſtellen, die nur eine mittelmæſſige Aufmerckſamkeit von uns erhalten würden, wenn wir ſie wahrhaftig geſchehen ſæhen. Wie wird uns die Copie rühren können, da ihr Original ſelbſt ſolches nicht vermag? Wie wird ein Gemählde vermœgen, unſere Augen auf ſich zu ziehen, welches einen Bauer vorſtellet, der zwey Laſtthiere vor ſich her treibet, wenn die Handlung, die in dieſem Gemählde nachgeahmet wird, unſer

Geſicht nicht auf ſich ziehen mag? Wir loben zwar den Mahler wegen ſeiner Kunſt, dieſe Sache geſchickt nachzuahmen, aber wir tadeln ihn, daß er ſeinen Fleiß auf Sachen gewandt hat, um die wir uns ſo wenig bekümmern. Ja ich muß hier insbeſondere anmercken, daß der Mahler in dieſem Stücke noch einen wichtigen Vortheil vor dem Poeten beſitzet, welchen ihm die beſondere Art der Nachahmung, der er ſich bedienet, einräumet; ein Gemählde kan uns durch die bloſſe Schœnheit der Verfertigung gefallen, ohne daß die Sache, die es vorſtellet, etwas dazu beytrage; wenn ſchon die Materie ſeiner Vorſtellung nichts vortreffliches oder verwunderſames an ſich hat, ſo kan dennoch ſein Gemählde durch das hohe Licht und die Vermiſchung der Farben, oder durch das Leben der Vorſtellung, oder durch einen andern Vortheil der Kunſt das Auge ergetzen, und in dieſer Abſicht ſchätzbar ſeyn; wie die künſtlich-gemahleten Weintrauben des Zeuxis und des Parrhaſius, und der feine Pinſel-Zug, mit welchem Apelles dem berühmten Mahler Protogenes ſeine unerwartete Ankunft auf der Inſel Rhodus verrathen hat; dieſe belobten Meiſterſtücke haben ihren Preiß nicht von der Materie ihrer Vorſtellung, ſondern von der Kunſt bekommen, die ihre Urheber in der Nachahmung erwieſen haben, man bewunderte in denſelben den Pinſel, der die Natur ſo genau hat nachahmen können, woraus erhellet, daß eine glückliche Nachahmung den Verdienſt des Mahlers am meiſten erhebet. Da hingegen der Poet in der Ausführung ſeines Vorhabens ſtatt der ſichtbaren Farben ſich der Worte und ihrer harmoniſchen Verbindung bedienen muß, ſo hat die einfältige Nachahmung eines übelerwehlten Gegenſtandes keine eigentümliche Schœnheit oder Kraft, durch welche ſie das Gemüthe entzücken, oder in Bewegung ſetzen könnte. Die Schœnheiten in der Ausarbeitung machen vor ſich alleine kein Gedicht zu einem guten Stücke, wie ſie ein Gemählde zu einem ſchätzbaren Wercke machen. Die Welt machet niemahls viel aus den Wercken eines Poeten, der keinen andern Talent hat, als daß er es in der Mechanick ſeiner Kunſt hoch gebracht hat. Vermœge dieſer Anmerkung beſtehet der wahre Verdienſt eines Poeten im wenigſten darinn, daß er ohne Wahl und Unterſchied alles ſchildere, was in der Natur vorkömmt, und es iſt bey weitem nicht das vollkommenſte Lob, wenn man gleich von ſeinen Wercken ſagen kan, daß ſie wahr, natürlich und ähnlich ſeyn; die Poeſie empfängt ihre grœſte Stärcke und Schœnheit von der geſchickten Wahl der Bilder. Alſo iſt leicht zu erachten, was vor ein wichtiges Ding es um die Wahl der Materie iſt, vornehmlich in poetiſchen Wercken.

Die Kunſt des Poeten und des Mahlers, ſuchet durch den unſchuldigen Betrug der künſtlichen Nachahmung eben diejenigen Eindrücke in dem Gemüthe der Menſchen zu erwecken, welche es von den gegenwärtigen in der Natur vorkommenden Dingen ſelbſt empfangen würde; die Kunſt der Nachahmung thut mehrers nicht, als daß ſie die abweſenden Gegenſtände gleichſam herbey bringet und vor Augen ſtellet: Alſo muß die Kraft und Würckung der Vorſtellung auf das Gemüthe unmittelbar von der Materie der Vorſtellung herrühren. Nun hat das Ergezen, welches die Natur und hiemit auch die Nachahmung durch die Eindrücke ihrer Vorſtellungen hervorbringen, einen doppelten Grund; angeſehen dieſe Vorſtellungen dienen, entweder den angebohrnen Vorwitz und die Begierde nach Wiſſenſchaft zufrieden zu ſtellen, oder das Gemüthe in Bewegung zu ſetzen, an ſich zu ziehen und einzunehmen; daſſelbe in einer angenehmen Unruh aufzuhalten, es

beſchäftigt zu halten, und dadurch den verdrüßlichen Zuſtand einer Bewegungs-leeren Stille aufzuheben. Ihre Abſicht iſt demnach, entweder uns auf ihre Vorſtellungen aufmerckſam zu machen, und zu unterrichten, oder uns denſelben zu Gunſt einzunehmen und zu bewegen. Darum ſind auch die Gegenſtände, welche uns die Natur und die Nachahmung der Kunſt vorſtellet, entweder lehrreich oder bewegend. Alleine die Sachen, die nicht weiter bequem ſind, als unſern Vorwitz zu ſtillen, ziehen uns nicht ſo ſehr an ſich, als die Sachen, die vermœgend ſind uns das Hertz zu rühren. Wenn es erlaubt iſt, ſo zu reden, ſo iſt der Verſtand in ſeinem Umgang ſchwieriger, als das Hertz. Die Unruh und Bewegung der Gemüthes-Leidenſchaften iſt dem Menſchen etwas ſo natürliches und angenehmes, daß man ſagen kan, die Menſchen überhaupt empfangen mehr Beſchwerde von dem Leben das ohne Leidenſchaften iſt, als von den Leidenſchaften ſelbſt. Gleichwie die lange Weile ihnen beſchwerlicher fällt, als die Unwiſſenheit, ſo ziehen ſie die Luſt in Bewegung geſetzet zu werden, der Luſt Unterricht zu empfangen vor. Die verſtändigen Mahler, ſagt Dübos, haben dieſe Wahrheit ſo wohl eingeſehen, ſie ſo wohl empfunden, daß ſie ſelten Landſchaften ohne Perſonen und œde vorgeſtellet haben. Sie haben ſie bevölckert, ſie haben in dieſe Gemählde irgend eine Materie hinein gebracht, dazu etliche Perſonen gehœreten, die uns mit einer gewiſſen Handlung in Bewegung bringen und folglich an ſich ziehen könnten. Und aus demſelben Grund haben auch geſchickte Verfaſſer, die lehrreiche Gedichte verfertigen, und uns in ihren Wercken Unterricht ertheilen wollen, damit ſie die Aufmerckſamkeit der Leſer unterhielten, ihre Verſe mit ſolchen Bildern ausgezieret, die hertzrührende Gegenſtände abſchilderten; wie Virgil in den Büchern von dem Feldbau gethan hat; und eben daher kömmt es, daß die Leute allezeit lieber die Bücher leſen werden, die ſie rühren, als die, ſo ſie unterrichten. Demnach iſt ohne Streit die Wahl ſolcher Materien, die bequem ſind, das Gemüthe zu rühren und einzunehmen, von einer kräftigern und ſicherern Würckung, als die Vorſtellung der todten Wercke der Natur: Ja ich darf behaupten, daß ſo gar unter den bewegenden Stücken diejenigen die kräftigſte Würckung haben, und das ſtrengſte Ergetzen gewähren, welche die heftigſten, ungeſtümſten und widerwärtigſten Gemüths-Leidenſchaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunſt der Nachahmung dieſe Leidenſchaften, wie ich an dem Ende des vorhergehnden Abſchnittes gezeiget habe, von allem würcklich Widerwärtigen reiniget; daher auch die Tragœdie ſtärker anziehet und beweget als die Comœdie.

Die Wahl aber der Materie wird noch næher beſtimmet und eingeſchräncket durch die verſchiedenen Arten und Gattungen Gedichte. Dieſe ſind ſo viele ungleiche Mittel und Wege, ſo die Kunſt der poetiſchen Nachahmung erfunden hat, das erbauliche Ergezen, als ihre Haupt-Abſicht zu erhalten. Unter denſelben dienet das Epiſche Gedichte vornehmlich eine allgemeine moraliſche Wahrheit durch die geſchickte Nachahmung einer groſſen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber gantzen Nationen angelegen iſt, nach ihren ausführlichen Umſtänden mit Ergetzen begreifflich zu machen; die Tragœdie ſuchet durch die lebhafte Vorſtellung eines harten und unvermutheten Schickſals, das vornehme Perſonen ſich durch ihre Mißhandlungen zugezogen haben, bey den Zuſehern Traurigkeit, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und ſie auf ihre eigene Unglücks-Fälle vorzubereiten; die Comœdie führet Leute von bürgerlichem Stand

auf, sie durch die Nachahmung ihrer Fehler lächerlich zu machen; die Satyre ist ein moralisches Straf-Gedicht über einreissende Laster, da entweder das Lächerliche in denselben entdecket, oder das abscheuliche Wesen der Boßheit mit lebhaften Farben abgeschildert wird; wie diese beyden die Menschen durch die Beschæmung von dem Lasterhaften abschrecken, also suchen die Lobgedichte sie durch die Erhebung ungemeiner Thaten in einen nützlichen Ruhm-Eifer zu bringen; die Schæfer-Gedichte mahlen die glückselige Einfalt und Unschuld des ersten güldenen Welt-Alters mit den anmuthigsten Farben ab; die Elegie will dem Leser durch ihre wehmüthigen und verliebten Seufzer und Klagen eine innige und Mitleidens-volle Gemüthes-Bewegung abnœthigen; die Ode führet uns durch ihre entzükende Verwirrung aus uns selbsten; die Sinn-Gedichte belustigen durch ihre kleinen stacheligten und scharffinnigen Einfälle; die Lehr-Gedichte unterrichten uns auf eine ergezende und leichte Weise von den Geheimnissen gantzer Wissenschaften oder besonderer Stücke derselben. Alle diese verschiedene Arten Gedichte geben der Materie der poetischen Nachahmung eine eigene Form, welche durch gewisse Regeln, die in der besondern Art der Nachahmung gegründet sind, gantz verschieden ausgesetzet und eingeschräncket wird. Ich halte vor unnœthig, hier die besondern Regeln, nach welchen diese verschiedenen Gattungen Gedichte müssen eingerichtet werden, anzuführen, ich setze voraus, daß ein Poet sich dieselben theils aus denen berühmten Schriften der alten und neuen Kunstrichter, dergleichen Aristoteles, Horatius, Boileau, Dübos, Dacier, la Motte, Fontenelle, Muratori, Addison, Pope sind, vorher bekannt gemachet, theils den Gebrauch derselben aus eigenen Anmerckungen unter Lesung der besten poetischen Stücke aus den ältern und den neuern Zeiten gelernet habe. Mein Vorhaben ist alleine, einige allgemeine Anmerckungen über den Unterschied der erwähnten poetischen Formen mitzutheilen, insoferne die Wahl der poetischen Materie dadurch ungleich bestimmet wird.

Ich mercke vor allen Dingen an, daß in einigen Gattungen Gedichte der Poet selbst das Wort alleine führet, in andern aber fremden Personen übergiebt. In jenen Stücken, in welchen der Poet das Wort nimmt, herrschet die poetische Erzehlung und Beschreibung; da erweiset er seine mahlerische Kunst bald in der lebhaften Vorstellung der Wercke der Natur und der Kunst, bald in einer nachdrücklichen Erzehlung einer gantzen Reihe merckwürdiger Begebenheiten, bald in einer natürlichen Schilderey des verächtlichen und häßlichen Lasters in Absicht auf dessen unverständiges Betragen; bald in einer prächtigen Herausstreichung des erhabenen und bewährten Tugend-Ruhmes: Die hertzbrechenden und beweglichen Stücke beschreiben entweder den Schwung und den Gang der Gemüthes-Bewegungen, oder sie führen dieselben selbst auf den Schauplatz, wo sie sich in ihrer angebohrnen Sprache erklæren, ja sie treiben dieselben zuweilen vermittelst der erhizten Einbildungs-Kraft auf einen solchen Grad der Verwirrung, daß es læßt, als wenn der Poet durch eine Begeisterung in die noch zukünftige Welt wære entzüket worden, und die Dinge, die erst noch geschehen können, als gegenwärtig vor Augen sæhe. Was die dramatischen Gedichte anbelanget, in welchen der Poet das Wort fremden Personen überlæßt, herrschen in solchen die Handlungen, durch welche der Gemüthes-Zustand der Menschen deutlich characterisiert, und gleichsam sichtbar gemachet wird; diese Handlungen aber sind vornehmlich nach dem ungleichen Stand, Alter und Würde der Per-

ſonen, welche aufgeführet werden, unterſchieden, und eben daher rühret es, daß einige von dieſen Gedichten in ihrer Ausführung weit prächtiger, andere aber gar natürlich und einfältig ſind. Endlich flieſſen in dem Epiſchen Gedichte alle andere Gattungen und Formen der beſondern Gedichte gleichſam zuſammen, das Epiſche wechſelt da mit dem Dramatiſchen, das Tragiſche mit dem Comiſchen beſtändig ab; gleichwie man nun angemercket hat, daß ſelten ein Menſch in allen Stücken und Gattungen der Mahlerey vortrefflich ſeyn könne, ſo iſt es ſich deſto weniger zu verwundern, daß die wenigſten in dieſem allervollkommenſten Haupt-Wercke der Poeſie etwas rechtſchaffenes geſchrieben haben.

Nun iſt der Schluß leicht zu machen, daß der Poet ſich in der Wahl ſeiner Materie allezeit nach dem Unterſchied dieſer poetiſchen Formen richten müſſe. «Die Tragiſchen Begegniſſen, ſagt Dübos, können nicht in einem «Sinn-Gedichte erzehlet werden; dieſes kan «zum hœchſten einen ſcheinbaren Umſtand ſol«cher Begegniſſe ausnehmen, und in ſein ge«hœriges Licht ſetzen, es kan uns ein Stück«gen davon zur Verwunderung vorlegen, aber «es kan uns damit nicht das Hertz treffen; «die Comœdie will keine grauſamen Laſter«thaten vornehmen; Thalia kan keine Ver«wünſchungen thun, noch einer ſchwartzen «Übelthat die gebührende Straffe anthun. Die «Ecloga ſchiket ſich nicht vor gewaltthætige «und blutige Leidenſchaften."

Endlich wird die Freyheit des Poeten und des Mahlers in der Wahl der Urbilder durch die Geſetze der Ehrbarkeit und der Sitten in engere Schrancken geſetzet. Die Natur lehret uns durch ihr eigenes Beyſpiel, daß nicht alles, was natürlich iſt, den Sinnen durch die Nachahmung mit Ergetzen könne vorgeſtellet werden, geſtalt ſie den Gliedmaſſen des menſchlichen Leibes eine ungleiche Ehre und Würdigkeit zugeleget, und einige derſelben nach ihrer weiſen Vorſicht von den Sinnen weggewendet und verſtecket, damit ſie denſelben durch ihre natürlichen aber eckelhaften Verrichtungen nicht beſchwerlich fallen, oder ſie an ihrem Ergetzen ſtœren mögten. Da der Poet nun auch in ſeiner Wahl der Vorſchrift und dem Exempel der Natur folgen muß, ſo wære es ja thœrigt gehandelt, wenn er diejenigen Gliedmaſſen und Verrichtungen, welche die Natur ſo ſorgfältig verborgen hat, damit ſie dem Geſichte oder Geruche keinen Eckel verurſacheten, durch die Nachahmung zu den Sinnen und der Einbildung herbey bringen, und ihnen næhern wollte. Zudem hat eben dieſe vorſichtige Natur dem Menſchen, ſo bald die unordentliche Luſt in ſeinem Hertzen angeflammet war, und ihn angereizet hatte, die Glieder des Leibes ſchändlicher Weiſe als Waffen der Unreinigkeit zu mißbrauchen, die Schamhaftigkeit eingepflantzet, die ſich durch eine holde Rœthe in dem Angeſicht zeiget, ſo bald er ſeiner nacketen Blœſſe gewahr wird, und ihn hinterhält, daß er nicht über die Schrancken der Ehrbarkeit hinaus ſchweiffet, ſondern alles ſorgfältig verbirgt, was bey andern Menſchen Anſtoß und Ärgerniß verurſachen könnte. Eben dieſe ſchamhafte Liebe der Zucht muß den Poeten in der Wahl ſeiner Bilder leiten, wenn er ehrbaren und vernünftigen Gemüthern gefallen will. Und daher entſtehet denn die *Σεμνότης*, die Züchtigkeit und Ehrbarkeit in den Gemählden, wenn alles auf das ſorgfältigſte vermieden wird, was die ſchamhaftigſte Tugend nur im geringſten verlezen könnte. Dafern aber ein Poet ſich gemüſſiget ſiehet von ſolchen Dingen zu reden, ſo muß er auch alsdann von der Natur lernen, daß er ſolche anſtœſſige Dinge den Sinnen nicht von ihren eckelhaften Umſtänden vorlege, ſondern ſie durch eine geſchickte Umſchreibung viel-

mehr errathen laſſe, als entdecke. Die H. Sprache iſt hierinnfalls überaus züchtig und eingezogen, und die dem Iſrael, *Deuter. XXIII. 13. 14.* anbefohlene Reinlichkeit læßt ſich auch in den Redens-Arten der Ebreer verſpühren. Ich will nur die einzige Ausdrückung anführen, mit welcher ſie eine ſolche natürliche Verrichtung anzudeuten pflegen, wenn ſie ſagen, die Füſſe decken, *Judic. III. 24. 1. Sam. XXIV. 4.* womit ſie zugleich die Sorgfalt gar genau anzeigen, die bey dergleichen Geſchäften muß beobachtet werden.

Ich erinnere mich hier eines Fehlers, welchen der Hr. la Motte in ſeiner Abhandlung von Homerus an dieſem groſſen Poeten dieſes Stückes halber ausgeſetzet hat. Er tadelt nemlich, daß Homerus in der Rede des Phenix, womit er den Achilles durch die Erinnerung der Pflege, die er in deſſen zarteſten Kindheit über ſich genommen, zu begütigen geſuchet, ein gantz unangenehmes und eckelhaftes *Bild* habe einflieſſen laſſen, welches von dieſem franzœſiſchen Criticus dergeſtalt überſezet wird. «Wie ofte habet ihr «mir den Buſen voll geſpien, wie Kinder gewohnt ſind zu thun, und ihre Säugammen «zu beſpeyen.» Und er führt dieſes Exempel bl. *XCI.* vor einen Beweißthum an, daß nicht alles, was in der Natur iſt, darum weil es in der Natur iſt, zu ſchildern ſey. Alleine wenn ich den Homerus in dem neunten B. der Ilias v. 481. ſelbſt einſehe, ſo fällt dieſe Beſchuldigung grœſtentheils auf die platte und ungeſchickte Überſetzung dieſes franzœſiſchen Academici zurück, maſſen nichts iſt, das durch pœbelhaftige, niedrige Wörter und Redens-Arten nicht könne verderbet und verunglimpfet werden, ſo daß auch in dieſem Sinne die Anmerckung gilt:

Nihil eſt, quin male narrando poſſit depravarier.

La Motte überſezt dieſe Stelle mit Worten, die zwar die Haupt-Ideen von Homers Ausdrücken in ſich enthalten, aber über dem noch einige zugeſezte Begriffe, die gantz eckelhaft ſind, mit ſich führen. Hingegen haben die Wörter, die Homerus gebraucht hat, nichts von dieſen Neben-Ideen, ſie bringen nur den Haupt-Begriff von der Vergieſſung des Weins hervor, ohne den Eckel, den das Wort, ſpeyen, noch daneben anzeiget. Der alte Poet drücket ſich ungefehr alſo aus: «Du «hatteſt dich auch ſo ſehr an mich gewöhnet, daß es ſchien, du könnteſt ohne mich «nicht leben. Du wollteſt ohne mich bey «niemand fremdem eſſen, und auch ſelbſt daheim nichts koſten, wenn ich dich nicht auf «die Knie nahm, ich mußte dir die Speiſen «vorſchneiden, bis du dich ſatt gegeſſen hatteſt, und wenn ich dir zu trincken both, haſt «du mir in dieſer rohen und unbehülflichen «Kindheit die Weſte oft mit Wein benetzet «und übergoſſen. Alſo habe ich viel für dich «gethan und ertragen, denn weil die Götter «mir keine Kinder gegeben, die von mir entſproſſen wæren, hielt ich dich als mein eigenes Kind, und hoffete du würdeſt dereinſt «mein Troſt ſeyn, und mein graues Haupt «vor allem Ungemach bewahren.» Die Wörter *Καταδεύω* und *ἀποβλύζω* haben nichts widriges in ſich, jenes heiſſet naß machen, benezen, befeuchten; dieſes bedeutet eigentlich das ſtrudeln einer Quelle, und *ſingultus bibentium.* Auch iſt hier die Rede von der erſten Kindheit des Achilles, und da ärgert man ſich an kleinen Kindern nicht, wenn ſie ſich etwa bey allzu begierigem Trincken übergieſſen. Alleine wenn ich dem franzœſiſchen Tadler ein Genügen thun will, muß ich nicht alleine zeigen, daß dieſes Bild natürlich und um etwas ertræglich ſey, ſondern ich muß auch die Wahl deſſelben vertheidigen, weil

er gläubet, die Weglassung dieses Bildes würde dem Nachdruck der Rede gewaltig aufgeholffen haben. Phenix will den zornigen Achilles auf gelindere Gedancken bringen, er erinnert ihn darum der zärtlichen und unermüdeten Sorge, die er in dessen ersten Jahren vor seine Auferziehung getragen. Sollte diese Vorstellung ihre Würckung thun, so mußte er zeigen, daß es nicht eine gemeine Vorsorge gewesen, sondern daß sie mit vieler Verdrüßlichkeit und grosser Müh vergesellschaftet gewesen. Diese beyden Stücke nun hat die Einführung des erwähnten Bildes in das gehœrige Licht gesetzet, und Phenix giebt an dem Schlusse seiner Erzehlnng deutlich genug zu verstehen, daß dieses seine Absicht gewesen, v. 488.

Ὡς ἐπί σοι μάλα πόλλ' ἔπαθον, καὶ πόλλ' ἐμόγησα.

Da er nun dasjenige, was die Auferziehung verdrüßliches hat, eben so wohl ausdrücken wollte, als was sie mühsames hat, so mußte er nothwendig einen Umstand erwehlen, der einen um etwas widrigen Eindruck machete, wozu sich das Übergiessen der Kleider trefflich wohl schickete. Und es ist so ferne daß dieser Umstand die Kraft der Vorstellung schwäche, daß er dieselbe vielmehr bis auf das hœchste treibet. Man lege nur diese Worte einer Mutter, Säugammen oder Pflegerin in den Mund, so wird ihre Kraft jedermann empfindlich werden; und es wird sich wohl niemand ärgern, wenn eine solche ihrem undanckbaren Sohn als ein Zeichen der eckelhaften und verdrüßlichen Mühe seiner Erziehung vorrücket, daß er sie ofte übergossen habe. Denn daß Phenix als ein fürstlicher Herr, die Mühe der Erziehung des Achilles selbst auf sich genommen, ist nicht alleine ein Zeugniß der zärtlichen Liebe, mit welcher er Achilles in dessen Kindheit zugethan gewesen, und machet uns eine gute und vortheilhaftige Meinung von Achilles, sondern es ist auch nach der Gewohnheit der alten Heroischen Zeiten geschehen, da es sehr üblich war, daß Helden und Fürsten die Pflege junger Helden und Fürstlicher Kinder gehabt haben.

Alleine damit ich wieder auf mein Vorhaben komme, so muß ich in Ansehung dieser Ehrbarkeit in den Gemählden hier auch anmerken, daß der weltweise Zeno und seine Anhänger sie nicht gebilligt haben, *placuit enim illis*, schreibet Cicero, *suo quamque rem nomine appellare*, wovon der Brief dieses Rœmischen Weltweisen an Pætus im neunten B. seiner Briefe verdienet nachgelesen zu werden, in welchem er diesen unverschæmten stoischen Lehrsatz verwirfft. Mit Zeno hielt es eine andere berüchtigte Secte der Alten, die wegen ihrer Schamlosigkeit in den Reden und auch in den Thaten die Cynische genennet worden. Und ich werde nicht irren, wenn ich unter diese Cynische Secte alle diejenigen Poeten zehle, welche die edle Dicht-Kunst nœthigen, unter der Fahne der Wollust Dienste zu thun, und mit der Keuschheit, Zucht und Ehrbarkeit Krieg zu führen. Ich meine hier nicht die heidnischen Poeten, welche ihr Religions-Systema und das Exempel ihrer Götter in ihren unreinen Lüsten gestärcket, massen sie mit dem Wahn eingenommen waren, daß sie durch die Ausübung derselben denjenigen ähnlich werden könnten, welche von ihnen angebetet wurden; sondern ich rede von solchen, die sich vor Verehrer einer Gottheit ausgeben, die aller Unreinigkeit feind ist, die auch selbst die ersten Regungen derselben zu unterdrucken befiehlt, und um jedes garstige Wort Rechenschaft fordert; welche dennoch ihre meiste poetische Arbeit nur dazu mißbrauchen, daß sie die Aufwallungen und Ausbrüche der unreinen Lüste auf das natürlichste ausdrücken, und

bey ihren Lesern eben dergleichen Regungen erwecken. Der sel. Hr. Doctor Rambach hat in der Vorrede zu seinen poetischen Fest-Gedancken, wo er von dem Mißbrauche und rechten Gebrauche der Poesie handelt § 3 – § 8. mit einem billigen Eifer über die mehr als Cynische Schamlosigkeit und das grosse Ärgerniß geklaget, das eine starcke Anzahl der deutschen Poeten dadurch angerichtet hat, und die Gefahr, in die sich solche cynische Dichter muthwilliger Weise stürtzen, klærlich vor Augen geleget. Ich verweise auch meinen Leser zu dieser Abhandlung, welche wohl werth ist, daß sie mit Bedacht gelesen werde, und begnüge mich nur noch die kurtze Anmerckung hinzu zu setzen, daß solche ärgerliche Reimen-Schmiede sich vergebens schmeicheln, mit ihren unflætigen Zoten und schlüpfrigen Allusionen ehrbare und zuchtliebende Gemüther zu belustigen, maßen das Ergetzen, welches die Poesie gebähren soll, der Ehrbarkeit nicht anstœssig, und hingegen der Glückseligkeit des Menschen beförderlich seyn soll.

Noch muß ich zu ihrer mehreren Beschæmung gedencken, daß die verständigen Kunst-Lehrer unter den Heiden selbst den Poeten unter ihren andern Regeln die Beobachtung der Ehrbarkeit vorgeschrieben haben; also hat Hermogenes in seinem vierten B. einen Abschnitt *Περὶ τῆς Σεμνότητος τȣ͂ λόγου* gesetzet. Daselbst führt er ein Beyspiel aus Menander an, wo dieser die Schwächung einer Tochter mit dem Worte außdrücket: *Ἔγνω με.* Wobey er diese Anmerckung hinzusetzet: *Ἐκόσμησε πρᾶγμα αἰσχρὸν, σεμνοτέρᾳ λόγου συνθέσει.* Er füget ferner bey: *Conficitur igitur dignitas in turpitudine: vel si nomen cum nomine commutemus: aut, quod sæpe fit, si res non exponatur, cum omnino turpis est: sed quæ ante rem fieri solent, et in sermonibus agitari, et quæ rem turpem consequuntur: quæ necessario aperte et cum dignitate significent etiam ea quæ silentio prætereuntur. Ut apud Homerum Odyss. Λ'.*

Λῦσε δὲ παρθενικὴν ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον ἔχευεν.

Ἡ δ' ὑποκυσαμένη τέκεν ὃν ἔδει τεκεῖν.

Hic συνȣσίαν indicavit, cum posuit quæ ante rem et congressionem solent fieri, virgineam solvit zonam: et quia addidit, quæ post consuetudinem fiunt: Hæc vero gravida facta peperit, quem peperisse decebat.

Horatius hat schon angemercket, daß die Gelehrten gantz ungleiche Meinungen von der wahren Absicht der Poesie hegen, indem einige das Ergetzen, andere das Nützliche, noch andere beydes zugleich vor den Haupt-zweck der Poesie angegeben haben:

Aut prodesse volunt, aut delectare poetæ,
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitæ.

Alleine dieser Streit læßt sich leicht beylegen, wenn man einmahl bedencket, daß die Poesie, insoweit sie eine Kunst ist, die in der Nachahmung bestehet, nothwendig ergetzen muß, und dann ferner, daß alle Künste und Wissenschaften zu der Beförderung der menschlichen Glückseligkeit müssen gebraucht werden; dergestalt, daß folglich das Ergetzen selbst ein Mittel abgeben muß, das Wohlseyn des Menschen zu befœdern, gleichwie in der That die edleren Künste durch das Ergetzen den Wohlstand des Gemüthes, die mechanischen Künste aber die Vollkommenheit des äusserlichen Zustandes suchen. Woraus sich denn schliessen læßt, daß nichts in seinem rechten und vernünftigen Gebrauche könne ergetzlich seyn, was nicht zugleich nützlich ist. Demnach öffnen diejenigen, welche das Nützliche von dem Ergetzlichen sondern, zu dem schändlichsten Mißbrauche der Künste Thür und Thor, und machen solche zu Werckzeugen der garstigsten Lüste. Wenn ich dann sage, daß das Ergetzen der Hauptzweck der

Poeſie ſey, ſo verſtehet ſich da nicht ein ſchædliches Ergetzen, welches ſeinen Urſprung von dem Laſter nimmt, und den ſchlimmen Lüſten ſchmeichelt, ſondern das iſt ein Ergetzen, welches der Vernunft und der Würdigkeit der menſchlichen Natur gemæß, und auf das Wahre und Gute gegründet iſt, oder wenigſt ein unſchuldiges Ergetzen, das der Ehrbarkeit und Tugend nicht nachtheilig iſt. Ein Poet iſt zugleich ein Menſch, ein Bürger und Chriſt. Auf dieſen Titeln beruhet ſeine Vortrefflichkeit und Würde, und die Hoffnung einer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit. Nun verdienet aber dasjenige den Nahmen eines wahren Ergetzens nicht, deſſen Genuß den Menſchen ſeiner Würde entſetzet, und ihn von der wahren Glückſeligkeit entfernet; folglich muß das Ergetzen, welches die poetiſche Kunſt gewähren kan, den Menſchen zur Beobachtung der natürlichen, bürgerlichen und chriſtlichen Pflichten aufmuntern, und alſo ſeine Glückſeligkeit zu befördern dienen. Der Poet iſt derowegen alleine darinne von dem Weltweiſen, dem Sitten- und dem Staats-Lehrer unterſchieden, daß er diejenigen moraliſchen und politiſchen Wahrheiten, die das Gemüthe zum guten lencken können, auf eine angenehm-ergezende, allgemeine und ſinnliche Weiſe vorſtellet. Alſo iſt auch kein Zweifel, daß nicht die Dicht-Kunſt um ſo viel hœher zu ſchätzen, und vor vollkommener zu achten ſey, jemehr ſie zu der Glückſeligkeit der Menſchen beytrægt. Wenn nun dieſelbe nicht alleine durch das Ergetzen einer geſchickten Nachahmung beluſtigt, ſondern auch das Gemüthe durch das Nützliche verbeſſert, ſo hat ſie ihre grœſſeſte Vollkommenheit erreicht:

Omne tulit punctum qui miſcuit utile dulci.

Folglich muß ein Poet, der das hœchſte Lob erlangen will, ſich einig darauf befleiſſen, daß er zwar hauptſächlich ergetze, aber zugleich auch dadurch Nutzen ſchaffe. Die Poeſie iſt zu allen Zeiten von vernünftigen Kennern vor eine Lehrerin der Weißheit und Tugend und vor eine Fördererin der menſchlichen Glückſeligkeit angeſehen worden, ſie dienete gleich in ihrem erſten Gebrauche nach Ariſtoteles Bericht in dem vierten Cap. ſeiner poetiſchen Kunſt theils zur Verherrlichung der Götter, theils zur Beſchæmung der Laſterhaften; und die Fabel, die ein weſentliches Theil von der Dicht-Kunſt ausmachet, hat jederzeit der Sitten- und der Staats-Lehre nützliche Dienſte gethan, indem ſie die Unterrichte dieſer Wiſſenſchaften mittelſt ihrer Kunſt auf eine angenehme Weiſe in die Gemüther der Menſchen eingeſpielet hat. Die Geſchichte des Menenius Agrippa kan uns ohne mehrers davon überzeugen. Dieſer kluge Rœmer hat durch die geſchickte Fabel von der Empœrung der Glieder wider den Magen die Aufruhr der Bürgerſchaft von Rom geſtillet. Alſo war die Poeſie in ihrem Urſprung und rechten Gebrauche zur Verehrung Gottes, zur Beſſerung des Nebenmenſchen, und zu einer unſchuldigen Aufmunterung und Beluſtigung des Gemüthes gewiedmet: Aber ſo bald dieſe edle Gabe des Himmels durch den ſchædlichen Mißbrauch entweyhet worden, ward ſie nach und nach zu einem ſchändlichen Werckzeuge der drey vornehmſten laſterhaften Neigungen, der Wolluſt, der Ehrſucht, und des Geitzes gemachet, und mußte dieſen Tyrannen als eine gefangene Sclavin dienen. Wenn man inzwiſchen die beſondern Arten Gedichte, ihre verſchiedene Geſtalt und ihren Zweck einſiehet, ſo zeiget ſich noch klærer, daß das Ergetzen der Poeſie ſich noch ferner die Erbauung zu ſeiner letzten Abſicht ſetzen, und dieſelbe durch verſchiedene Wege müſſe befördern helffen. Was zwar die kleinern Gattungen der Lyriſchen Gedichte betrifft, als die Oden, Cantaten, Madrigale,

Elegien, Sonnete u. a., so kan man nicht immer fordern, daß sie allemahl grossen Nutzen schaffen, allermassen sie zu einer unschuldigen Kurtzweil dienen, und daher genug ist, wenn sie nur den vornehmsten und Haupt-Zweck der *Poesie*, nehmlich das Ergetzen, gewähren. *Alleine* die grœssern Hauptstücke der *Poesie*, als die Epopee, das Trauerspiel, die *Comœdie*, die Satyre, anbelangend, ist unstreitig, daß diese Gattungen Gedichte nicht das blosse Ergetzen, sondern die Besserung des Willens zum Zwecke haben. Das epische oder heroische Gedichte ist eine Schule für den Leser, wo er zu hohen, tugendhaften und großmüthigen Unternehmungen aufgewecket und vorbereitet wird; und die Epische Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in sich; in der Tragœdie kan man die Abwechselungen des menschlichen Schicksals erlernen, mittelst des Schreckens und des Mitleidens die Affecten der Leute reinigen, und die *Mächtigen* durch das Beyspiel anderer, die sich *selbst* durch ihre Tyrannie in das grœste Elend gestürtzet haben, von Grausamkeit und Gewaltthætigkeit abhalten; die Comœdie stellet uns die Mängel gemeiner Personen vor Augen, und ist ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, damit die Haus-Væter unter dem Volck lernen, ihren Haushaltungen vorstehen, ihre eigenen Fehler verbessern, und sich an ihrem Stand begnügen. Derowegen muß ich die Poesie nicht nur als eine Kunst betrachten, die in der Nachahmung bestehet, sondern als ein Geschencke des Himmels, und ein köstliches Werckzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführet und das Laster verjaget wird. Und diesemnach muß ein Poet in der Wahl seiner Materie nicht alleine auf das Wahre und Neue sehen, und es ist nicht genug, daß seine Vorstellungen natürlich und wunderbar seyn, sondern sie müssen auch ehrbar und nützlich seyn; hiemit müssen sie die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Willens zum Zwecke haben; an welchen beyden Stücken die Glückseligkeit des menschlichen Lebens einig hängt, und ohne welche kein wahrhaftes und eigentliches, vernünftigen Geschöpfen anständiges Ergetzen statt haben kan.

ALBRECHT VON HALLERS
VORREDE ZUR ÜBERSETZUNG DES ERSTEN THEILES VON BÜFFONS NATURGESCHICHTE.

Sammlung Kleiner Hallerischer Schrifften. *Bern 1756. 8°.*

In allen Meinungen der Menschen herschet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewonheit, deren gantze Völcker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; Sie sind veränderlich, eben darum, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbahres Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind etwa hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklærungen der natürlichen

Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angeſehene Vorzüge groſſer Gelehrter waren.

Nachdem einmal Rene Des Cartes auf eine Mechaniſche Weiſe die Bildung und den Bau der Welt ausgelegt, und ſich die Freyheit genommen hatte, ſolche Figuren den kleinſten Theilen der Materien zu geben, und ihnen ſolche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er ſie zu ſeinen Erklærungen nœthig hatte, ſo ſah gantz Europa dieſe ſchöpferiſche Gewalt, als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweiſen an; Man baute Welten, man machte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meinte dem gemeinen Beſten ausnehmend gedienet zu haben, wann die würklichen Begebenheiten in der Natur ſich nur einiger maſſen durch den angeblichen Bau erklæren lieſſen, den man für ſie ausgeſonnen hatte.

Aber dieſer bequeme Gebrauch dauerte nicht ſo lang, als die faulen Natur-Lehrer wohl gewünſchet hätten. Die Erfindungen der Einbildung ſind wie ein gekünſteltes Metall, es kan die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerſtœrbare Feſtigkeit haben, die die Natur ihrem Golde giebet. Eine falſche Müntze iſt gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glantz giebt, die Zeit deckt ihre Rœthe, und ihre unechte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stoltz und die Ruhmbegierde der Menſchen nothwendig erreget, waren das erſte Mittel die Blœſſe der Hypotheſen aufzudecken; Ein junger Weltweiſer fand einen bequemen Weg zur Grœſſe in der Widerlegung eines berühmten Manns, und es war ihm viel leichter, deſſen Schwäche zu finden, als etwas beſſeres an die Stelle des niedergeriſſenen Lehrgebäudes zu ſetzen; Ein gemeiner Probſtein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen iſt für die Menſchen zu ſchwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meinungen auf die Natur gebauet war, ſo blieb nichts davon übrig, was mit ſo groſſer Bewunderung war aufgebauet worden. Der Carteſianer verdrang den Schüler der Peripatetiſchen Secte, der Gaſſendiſte fand die Schwäche des Carteſianers, und eine allgemeine Vergeſſenheit hat nunmehr die ſtreitenden Lehrer begraben. Die ſiegenden Meynungen und die überwundenen ſind in ein unparteyiſches Nichts zurück getreten, aus welchem ſie die Einbildung ohne die Erlaubnüß der Natur gezogen hatte.

Ein groſſer Vorzug der neuern Zeiten war die immer ſteigende Kunſt der Arbeiter, die zur Entblœſſung der Natur Werckzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, ründere Glaßtropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Meſſer thaten mehr zur Vergrœſſerung des Reiches der Wiſſenſchafften, als der ſchöpferiſche Geiſt deß des Cartes, als der Vatter der Ordnung Ariſtoteles, und der beleſene Gaſſendi. Bey jedem Schritte, den man næher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweiſen von derſelben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypotheſen wuchs mit der Überzeugung, daß ſie eben ſo wenig richtig wæren, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Æneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Uhrbilde ähnlich ſeyn kan; Der Mahler und der Weltweiſe hatten das Uhrbild nie gekant.

Die Mathematiſche Lehrart breitete ſich über Europa aus, ſie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langſam uns der Wahrheit næhern, als geſchwind von derſelben entfernen. Man trug den Menſchen das ſchwere Geſetz auf, nichts zu glauben, als was erwieſen wære, und nach und nach wurde es von den geſitteten Völckern

angenommen. England fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutſchland bequemte ſich dazu, und Franckreich, ſo ungern es ſeinen Landsmann verließ, ſo unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor ſeinen Nachbarn hatte, ſchæmte ſich endlich, und that in ſeiner Academie, in der Perſohn ſeines Reaumürs, ſeines Maupertüis, ſeines Clairauts, der Wahrheit die längſtverſchuldete Abbitte.

Die Mittelſtraſſe iſt für den Menſchen der allerſchwerſte Weg, er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Münch in der Trappe, als daß er zwiſchen beyden Abwegen in einem vernünftigen Chriſtenthum fortleben ſolte. Die Mittelſtraſſe iſt eine Linie, ein Weg ohne Breite, wer wolte ſich auf demſelben erhalten können? So wenig das Hertz des Menſchen ſich auf der *Mittelſtraſſe* feſtſetzen kan, ſo wenig kan es auch ſein Verſtand; auf einer Seite fliegt der Menſch zu hoch mit eignen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er ſinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Janſeniſten zur Maſchine. Eben ſo gieng es der Naturlehre, man hatte ſich bey den willkührlichen Erklærungen übel befunden, und ward zum Zweifler, die Academie zu Athen wollte ſich vor dem Irrthume hüten, ſie ſanck immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausſchweifſungen des menſchlichen Verſtandes, zu ſeiner Übermæßigkeit, (dann die glückliche Sprache unſers gemæßigten Vatterlandes, hat keine rechten Wörter für *Excès* und *Caprice*) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypotheſen, alle Syſtemata zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menſchlichen Geſchlechte ſchædlicher werden kan, als die Träume der Schulweiſen nimmermehr haben ſeyn können.

Der Menſch iſt von Natur faul, ſeine trææge Kraft ſenckt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völcker, die ſich den Trieben der Natur wehrloß überlaſſen, ſind aller Arbeit äuſſerſt verdrüßig, ſie huken auf der Erde, ſie ſchmauchen Tobak, ſie ſchlaffen in ihren Hängbetten, und würden niemahls aufſtehen, wann ſie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europæer haben mehrere elaſtiſche Kräfte, die ihre Schlæfrichkeit ſtöhren.

Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, laſſen ihren Verſtand nicht ſo brache liegen; wie bey den Völkern, die für Ehre und Weißheit keinen Nahmen haben. Aber alle dieſe Triebe ſind noch kaum ſtarck genug, uns zu der ſchweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforſchung der Warheit erfodert. Im ſcharfſinnigen Italien, im tiefdenckenden Spanien, ruhen tauſend und tauſend fæhige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verſchlaffen und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europæer mit Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnæus als das hauptſächliche Vorrecht des Menſchen anſieht, womit er ſich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden iſt, die er ſelber aufgeführet, und die Theorie genennet hat.

Man ſtelle ſich nun eine Zeit vor, wo aus gantz Europa alle willkührliche Meynungen, alle Hypotheſen gänzlich, nach dem Wunſche vieler neuern Weiſen verbannt ſind; Man nehme die Sätze dieſer des menſchlichen Hertzens nicht recht kundigen Geometern an, daß der Menſch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermœgend ſeye, daß wir nichts

zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erſcheinungen, und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, zu welchem wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirckung dieſer Sprache der Verzweiflung ſeyn, wann ſie die Oberhand gewönne? Eben die, ſo die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. So bald der reiſende Waghals kein Gold, keine eines Wunſches würdige Waare an dem ungaſtfreyen Ufer mehr hoffet, ſo verlæßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die erſten Unterſuchungen, das Land bleibt unbebauet, und ſein bloſſer Nahme haftet auf dem gleichgültigen Gedächtniſſe der Nachwelt.

Ich befürchte ſehr, das Reich der Warheit werde eben dieſes Schickſal erfahren, ſo bald wir in demſelben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, ſo bald unſre Neugierigkeit, unſer Ehrgeiz kein Eigenthum in demſelben mehr erwartet. Wann der Weg zur Wahrheit uns ſo weit, ſo ungewiß, ſo ſchwer gemachet wird, wann man uns vorſagt, daß wir nicht anders als mit dem Senckbley in der Hand gehen ſollen, und doch dabey uns zu wiſſen thut, daß wir mit aller Vorſicht alle Augenblicke fallen werden, wann alle unſre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pœbelhaften Unwiſſenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? Werden wir in einer mühſamen Reiſe fortfahren, die uns nirgends hinführt? Wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr ſagen: Warum wilſt du die gewiſſen Vernügen der Wolluſt, und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimæriſchen Ritterſchafft die Rechte der Wahrheit ohne den geringſten Anſchein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? Wann du alles gethan haſt, ſo biſt du wieder wie ietzt, bey der Unwiſſenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyſpiele der Mathematic wiederlegen wollen, von welcher man alles Willkührliche, alles Halbwahre, und Unerweisliche glaubt verbannet zu ſeyn, ſo wurden mir doch ſolche Antworten auf dieſen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematic gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Zahlen, deren Eigenſchafften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht ſind. Sie beſchäftiget ſich mit dieſen einfachen Grœßen, und ſuchet derſelben Verhältniſſe und Zuſammenſetzungen. Keine andern menſchlichen Wiſſenſchafften haben dieſen Vortheil, und es læßt ſich bey keiner die gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptſächlich ſchreibe: ſo iſt es bekannt, daß uns von den Cörpern, aus denen die Natur beſtehet, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiſte unbekannt iſt. Ein mathematiſcher Lehrer fängt vom Puncte, von der Linie, von ſolchen einzeln Dingen an, deren vollſtändige Erklærung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper ſind völlig verborgen, die erſten aus den Elementen entſtandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkrafft, des electriſchen und des magnetiſchen Weſens, des Lichts und Feuers, ſind uns nur hin und wieder ſtückweiſe und unvollkommen bekannt.

Der grœbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrœſſerungsglæſer einſehen, und der nur Gebürge von Elementen entdeckt, iſt noch wenig und ſelten in einzelnen Cörpern entworfen. Selbſt der noch grœbere Bau, den ein Meſſer zergliederet, den eine Richtſchnur mißt, und ein Treibofen trennet, iſt noch ſo unausgeführt, ſo unzuverlæßig, daß die grœſten Mathematiker,

wenn ſie von den Kräften der Thiere haben ſchreiben ſollen, die Feder niedergeleget und verlanget haben, man ſolle ihnen Maaße und Winckel und einen Grund ſchaffen, auf den ſie bauen könten. Kan man denn von uns eine mathematiſche Strenge verlangen? kan eine Summe von Begriffen gewiß werden, wann die einzelnen noch unbeſtimmt ſind?

Es iſt wahr, dieſe ſprœde Schœne, die Mathematic, iſt den Hypotheſen nicht ſo feind, als ſie ſich anſtellt: Sie ſieht ſie als eine Schwachheit an, deren ſie ſich ſchæmet, und ſich derſelben doch nicht gantz entziehen kan, und ſie kömmt hierinn mit den irrdiſchen Schœnen überein. Der groſſe Vorzug der heutigen obern Mathematic, dieſe verblendende Meßkunſt des Unermeßlichen, iſt auf eine bloſſe Hypotheſe gegründet. Newton, der Zerſtœrer der willkührlichen Meinungen, hat dieſelben nicht gäntzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an ſeiner Sehkunſt eine verwundbahre Stelle ſeyn, wie könte ſonſt ein Eüler, und ſo gar ein Mahler, ein Gautier dieſelbe wiederlegen! Seine allgemeine Materie, das Mittel deß Lichts, deß Schalls, der Sinne, der Schnellkrafft, war es nicht eine Hypotheſe, und da dieſer Prometheus ſich næher zu Erde lenckte, da er die Zeiten ausmeſſen, und den Begebenheiten feſte Schrancken ſetzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche und gar ſehr einem Zweifel unterworfene Meinungen zum Grunde zu ſetzen?

Nach einem Newton wird ſich nun wohl niemand ſchæmen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein ſo guter Kenner das Wahrſcheinliche als eine Müntze gebraucht, ſo kann es doch nicht ſo gar ohne Werth ſeyn. Es iſt andem, es iſt eine Nothmüntze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten, die Gewißheit iſt ein echtes Gold, deſſen Preis niemahls heruntergeſetzet werden kan, es würde uns lieb ſeyn, wann wir deſſen ſo viel hätten, daß wir die willkührliche Müntze entbehren könten.

Da aber dieſes nicht angeht, da wir ohne dieſe letztere faſt von der gantzen Naturlehre ſchweigen müſſen, da alle die Theile der menſchlichen Wiſſenſchafft lauter Fragmenten, und einzelne Bruchſtücke ohne Zuſammenhang und ohne Verbindung werden wurden, ſollten wir nicht dieſe mangelnden Theile mit dem Wahrſcheinlichen ergäntzen, und anſtatt einer Ruine ein Gebäude aufrichten. Ich bediene mich mit Fleiß dieſes Gleichniſſes, ich habe Bücher von mathematiſchen Lehrern geſehen, die vom Bau des menſchlichen Leibes geſchrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles unerläuterte zu verbannen ſich verbunden zu ſeyn glaubten. Wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbeſtimmt haben ſie reden müſſen, um das Wahrſcheinliche zu vermeiden.

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypotheſen: Sie ſind zwar noch die Wahrheit nicht, aber ſie führen dazu, und ich ſage noch mehr, die Menſchen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derſelben geführet hätte. Sie ſind der Leitfaden der zum neuen und zum wahren führt, und es fält mir kein Erfinder ein, der ſich deſſelben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten ſeine Geſetze beſtimmen wollte, ſo bildete er ſich eine Meinung, eine unwahrſcheinliche Meinung, deren Ungrund erwieſen iſt, und dennoch führte ihn dieſe Meinung zu dem wunderbahren und von der Nachwelt beſtärkten Geſetze, des Verhältnüſſes der Periodiſchen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton feſt genug war, darauf zu bauen.

Die Alchemiſten machten ſich Geſpenſter, güldene Berge, und mehr als Ovidiſche Ver-

wandlungen; sie arbeiteten, um sich diesen Gespenstern zu næhern, und fanden auf dem Wege eben so nützliche, und vielleicht dem menschlichen Geschlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wære, Bley zu Gold zu machen, eine Erfindung die uns in kurzer Zeit mit allem mœglichen Golde in die Armuth zuruckbringen, und in die Nothwendigkeit versetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preise unsern Handel zu treiben, der zugleich selten und beständig genug wære.

Die grœsten Gesetzgeber der Botanick haben sich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen sie Classen, Geschlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen sie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Gesetze sind willkührlich, sie sind noch alle unzuverlæßig erfunden worden, aber sie haben uns dennoch ungläubliche Dienste gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine solche Ordnung gesetzet, daß wir leichter und unendlich gewisser zehn tausend Pflanzen unterscheiden, als die Alten ihre sechs hunderte.

Die angenommenen Hypothesen haben würcklich erweisliche Ähnlichkeiten entdecket, sie haben uns noch nicht gantz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet, jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas næher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichnüß für meinen Zweck so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wann man keine Hypothesen bey der Kräuterkentniß gebrauchet, und nur wie Clusius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beschreiben gesuchet hätte, so würde nach dieser, von unsern Gegnern, gepriesenen mathematischen Methode gar nichts zum besten dieser Wissenschafft gethan worden seyn.

Clusius und Johann Bauhin waren grosse Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verstand und ihre Arbeitsamkeit sind ohne Tadel, aber sie hatten keinen Zweck bey ihrer Arbeit, und keine Ordnung.

Da sie kein Lehrgebäude hatten, noch haben wolten, so blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren unter einander vermengt, die ähnlichen getrennet, die Natur wiedersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete, als es Nutzen that. Wann ein Ehrenpreiß, eine *Onagra*, eine *Scutellaria*, ein *Epilobium*, eine *Peplis*, eine *Lysimachia* alle *Lysimachia* heissen, und alle den gleichen Nahmen führen, so solten sie, nach den Regeln der Characteristic, ähnliche Wesen seyn. Aber da dieser Nahme ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit den Lernenden, die bey einem ähnlichen Nahmen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonder Vorrecht anwiesen, daß es das Kennzeichen der Art seyn sollte, so bemercketen sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfæden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht gantz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr offt gar nicht würde brauchen können, wann nicht der Fleiß der neuern von vornen an die gleichen Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu ihren Lebzeiten erschien Cæsalpin, ein Mann, der in der Peripatetischen Schule die Liebe zur Ordnung, und den

Wunſch alles zu erklæren, angenommen hatte. Er war ein mittelmæßiger Kräuterkenner, Cluſius hat mehr Kräuter erfunden, als Cæſalpin gekannt hat, da ſein Kräuterbuch nach des Micheli Zeugnüß noch nicht 900. Arten in ſich faſſet.

Mit einem ſo geringen Vorrathe ſetzte ſich Cæſalpin vor, die Botanick Syſtematiſch zu machen. Es war faſt nicht mœglich, daß er bey ſeiner kleinen Kenntniß der einzeln Theile das Gantze untadelhafft hätte überſehen und anordnen können. Er nahm alſo die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Saamen wachſen, und dennoch trat er der Wahrheit næher, und beſtimmte mehr wahre Ähnlichkeiten, mehr natürliche Claſſen, als alle Kräuterkenner vom Theophraſtus bis zum Tournefort.

Dieſer letztere ſah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe an, einer Seite, auf welcher die Franzoſen alle Dinge anzuſehen pflegen. Er wählete einige wenige Geſtalten vom Blumen-Blatte, die noch dazu weder genug beſtimmt, noch genug unterſchieden waren, und nach dieſer unvollkommenen Hypotheſe führte er ein Gebäude auf, das ſich die Verwunderung von gantz Europa zuzog. Selbſt ſein Gegner Ray bediente ſich ſeines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in ſeinem hohen Alter den Kräutern vorſchrieb.

Tournefort genoß faſt dreyßig Jahre nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm, und war ein Geſetzgeber in ſeiner Wiſſenſchafft. Aber die Hypotheſen ſind, wie wir ſchon geſagt haben. ein Gerüſte ſich zur Wahrheit zu næhern: Sie dörffen nicht immer aufrecht bleiben. Linnæus trat in Norden auf. Er wählete ſich neue Grundſätze, er gründete ſeine Hypotheſe auf eine Hypotheſe, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfächern und Staubwegen, die nach einer blos wahrſcheinlichen Meinung eine Ähnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieſes neue Lehrgebäude that die grœſten Dienſte. Alles wurde rege, von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume, und der Frucht aufs genaueſte beſchrieben, dann ſie waren nunmehr alle nœthig geworden. Die Botanick hebt ſeit dem ihr Haupt über alle andere Wiſſenſchafften empor, ſie iſt nicht nur der Vollkommenheit ſelbſt am næchſten, ſie hat nicht nur nach und nach der Natur faſt alle ihre Claſſen und Ähnlichkeiten abgerathen, ſondern ſie hat dem gantzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Ertzte haben bey ihr, wie die Rœmer beym Areopagus, ihre Geſetze geholet, und ſich denſelben unterworffen.

Ich habe biß hieher meinen Satz mit Exempeln bewieſen, es wird mir eben ſo leicht ſeyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wann die Menſchen handeln ſollen, ſo werden ſie wirckſamer nach dem Verhältniſſe der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trægheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkrafft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, ſo bald ihr herrſchender Trieb es erfordert, und dieſer herrſchende Trieb iſt hauptſächlich eine eigene Hypotheſis, und gleich nach derſelben das Vergnügen, die Hypotheſe eines andern zu zerſtöhren.

Ein Lehrgebäude, das unſern Nahmen führen ſoll, eine Meinung, die aus unſern Kräfften entſproſſen iſt, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrſucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunſt und Werckzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verſtandes, werden mit Luſt, und ohne Wiederſpruch angewandt, wann wir einen Zweck dabey haben, wann dadurch

unſer Lehrgebäude wahrſcheinlicher, gewiſſer und angenehmer wird. Wer würde die Staubfæden in faſt unzählbaren Gewächſen, und in faſt unzählbaren Blumen gezählet und gemeſſen haben, wann ſie nicht das weſentliche ſeines Lehrgebäudes bey dem Linnæus, und allſo die Hauptmittel geweſen wæren, daſſelbe vollſtändig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten. Da Newton einmahl auf den Gedancken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu ſpalten, ſo dauerten ihn keine Koſten, die Künſtler müſten ihr äuſſerſtes thun, ihn mit Werckzeugen zu verſehen, die für ſeine Abſicht fein genug waren, und er unterwarf ſich den mühſamſten und ſchwereſten Abmeſſungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit ſeiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypotheſen haben noch einen ernſthaftern Nutzen, den ſie auch bey den fühlloſeſten Weltweiſen behalten, wann ſchon einer entſtehen wurde, der die Wahrheit blos wegen ihrer Schœnheit, und ohne Rückſicht auf ſeinen Ruhm lieben ſollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypotheſe uns nicht eingefallen wæren, eine Würckung, die ihren unſæglichen Vortheil in den Wiſſenſchafften hat.

Die wenigſten Menſchen hätten Scharfſicht genug, von ſich ſelber ſich Fragen vorzuſchreiben, und einzuſehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichſten anzuſehen wære. Aber ein Syſtem, oder die Zerſtöhrung deſſelben, wirft eine unzählbare Menge von ſolchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die ſie öfters beantwortet. Allſo hat das Ptolomæiſche, das Tychoniſche und das Copernicaniſche Weltgebäude den Sternkennern gewieſen, worauf ſie zu mercken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden ſollte.

Eine jede Wahrſcheinlichkeit beſitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns dieſesmal noch mangeln. Wir erſehen allſo genau, aus dem was wir haben, dasjenige was wir ermangeln, und finden ein Verzeichnüß von denjenigen Erfahrungen und Bemerknüſſen vor uns, die unſere Wahrſcheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir ſie beſæßen. Wie ein Feldmeſſer, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen beſtimmet hat, dazwiſchen ihm aber die Stellungen anderer Örter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewiſſen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht Mathematiſch kennet, eben ſo thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebſt dem gewiſſen das noch ungewiſſe in eine zuſammenhangende Verfaſſung gebracht hätte, ſo würde ſeine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Gränzen genauer zu beſtimmen viel ſchwerer, viel unangenehmer und faſt unmœglich ſeyn, weil ſie keinen Zuſammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich ſind die bloß wahrſcheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen hœchſt nützlich, weil ſie eine Eiferſucht und einen Wettſtreit unter den Gelehrten erwecken. Ein Läuffer, der um einen Preiß mit ſeinem Nebenbuhler rennt, greift ſich ganz anders an, und macht viel geſchwindere Schritte, als wann er für ſich ſeinen Weg gienge.

Der Preiß iſt die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beſte genießt die Früchte des Beſtrebens der Streitenden.

Darf ich mich ſelber zum Beyſpiel geben, es kan ohne Eitelkeit geſchehen. Wære Boerhavens, und meine Meinung von dem Athemholen niemahls in Zweifel gezogen worden, ſo hätte ich mich mit einem oder zweyen

Gründen vergnügt, und meine Überzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschafften ist unermeßlich, man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns streitig macht, mit Ernst umzäunen. Ich wurde genœthiget, neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweiflen sollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an so vielen Thieren gesehen hatte.

Dieß ist ein kleines Beyspiel, die Figur der Erde ist ein grosses. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und Caßins seine etwas *minder* als wahrscheinlich: man stritt, und dieser Streit brachte uns die zwey vortreflichen Reisen nach dem Pol und nach der Mittel-Linie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entschieden, sondern viel genauer und gewisser gemacht haben, als eine blosse allgemeine Rechnung hätte thun können.

Blosse geometrische Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklærungen der natürlichen Erscheinungen würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken, dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand setzet, vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreiffen kan.

Streitende Secten sind wie Stahl und Feuersteine, sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schuzrede für die Hypothesen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite setzen wolle. Nein der Mond wird niemahls, wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomæische Einrichtung war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde, viele Erfahrungen, die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts wahres hatten, vermischt. Und dennoch hat die Welt mit einem sehr grossen Nutzen diese Hypothese so viele Jahre gebrauchet, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den Crystallenen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnœthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkündigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der næhern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter sich gehabt. Man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternüßen, sich keinen Begriff machen können, und wære in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomæus uns schon halb heraus gerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen und unerwiesenen Lehrsätze beklagen können, wann wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansetzen, den es an sich selber hat. Niemand wird betrogen werden, wann wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lüken des Wahren ergäntzen, wann wir aus demselben über den Abgrund

der Unwiſſenheit Erwartungs-Brücken bauen, aber dabey warnen, daß ſie nur bis auf einen gewiſſen Grad zuverlæßig ſind. Wir können annehmen, was wir wollen, wann wir den Leſer nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unſere wahrſcheinliche Meynung ſeye von dem Wahren noch ſehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet, wann wir geſtehen, es fehle uns noch zur Überzeugung dieſe noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von dieſem noch nicht beſtimmten Theile. Kan jemand klagen, wann man Scheidemüntze für Scheidemüntze angiebt, und ihren Preiß nicht hœher ſetzt, als das Silber an derſelben wehrt iſt? Der betrügt allein, der ſie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube aus dieſen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Wercke und Thaten zu erklæren ſich beſtreben, die Freyheit vergönnen, nebſt dem erwieſenen etwas unerwieſenes, etwas wahrſcheinliches zuzubauen, und alſo ein Gebäude aufzuführen, deſſen Hauptſäulen zwar feſte, deſſen Theile aber nicht alle von der gleichen unerſchüttbaren Stärke ſind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß ſolche Erwartungsſtücke mehrentheils die Urſache geweſen ſind, daß ſie mit der zuverlæßigſten Materie in kurzem von ihrem Verfaßer, von ſeinen Gegnern, oder von der Nachwelt erſetzet worden, und ich glaube es iſt nunmehr wahrſcheinlich, daß die Hypotheſen, ſo wohl in Anſehung des Verſtandes, als des Willens, dem Wachsthume der Wiſſenſchafften zutræglich ſeyen.

Dieſe Betrachtung iſt um deſto natürlicher, je mehr der Herr von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypotheſen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leſer unwahrſcheinliche Lehrſätze vorzutragen. Dann auch dieſe Freyheit hat ihren groſſen Nutzen. Geht man mit ſeinen Vorgängern immer auf dem gleichen Pfade, ſuchet man nicht neue Wege, ſo wird nichts entdecket. Es iſt wahr, die Erfinder neuer Welten ſind nicht allemahl glücklich, einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurücke, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntſchafft uns gleichgültig iſt. Aber wære kein Columbus, kein Magellan aus Spanien abgeſegelt, ſo wæren viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdecket worden.

Der Herr von Büffon ſcheinet von denjenigen Reiſenden zu ſeyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mœgen, und ſich dabey weder die Mühe der Schiffarth, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrießen laſſen. Dann eine irrige Lehre iſt für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich anſage, iſt keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr, als eine Hypotheſe vorgetragen habe, ſein Gefährte der Herr Daubenton, ſcheint ſich mehr an die Natur ſelber zu halten, und dennoch hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder beyder Geſchlechter, eine angenommene Meynung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweiſen vorgenommen.

Der Titul dieſer Werke verſpricht bloß ein Verzeichniß ſamt einer Beſchreibung der Seltenheiten der Kœniglichen Kunſtkammer, ich brauche das Wort bloß, ob wohl ein ſolches Verzeichniß ſchon ein ſehr groſſes und ein ſehr nützliches und ein faſt unnachahmbares Werck ausmachet, wann man die Grœſſe von Franckreich, die Menge ſeiner in America, Aſien und Africa blühenden Pflanzſtätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die ſchon lange gegeben, und ſchon oft wiederholet worden, aus allen Gegenden, alles zu der Kœniglichen Geſellſchafft der Wiſſen-

ſchafften, und zur Kœniglichen Sammlung zu ſchicken, was die Natur in ſo vielen Gegenden merckwürdiges zeuget. Wann man den Eifer und die Ehrſucht der Frantzoſen betrachtet, mit welcher ſie brennen, ſo bald ſie den Namen ihres Kœniges hœren, und mit demſelben in einige Bekanntſchafft zu kommen hoffen, wann man ferner bedenkt, wie vieler groſſen Naturkenner Samlungen in die Kœnigliche zuſammen gefloſſen ſind, ſo wird man von dem gegenwärtigen Wercke nichts als etwas ungemeines erwarten, und wir zweiflen nicht, die Ausführung werde dieſe Hofnung, ſo groß ſie auch ſeyn kan, erfüllen und unterſtützen.

Die zur Beſchreibung des Cabinets gehœrigen Theile dieſes groſſen und prächtigen Wercks werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, ſo auf einander folgen, daß im vierten alle vierfüßigen, im fünften alle Thiere beſchrieben werden, die zu Waſſer und zu Lande leben, im ſechsten werden die Fiſche, im ſiebenten die Muſcheln, im achten die Inſecten, im neunten die Vœgel, im zehnten, eilften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beſchrieben werden, die man aus der Erde græbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geſchöpfe hier, die dem Menſchen unterworfen, und zu ſeiner Betrachtung geſchaffen ſind.

Aber dieſes Werck faßt weit mehr als dieſes in ſich. Hiervon werden zwar noch mehrere Beweisthümer in den folgenden Theilen folgen, in dem man im fünften Bande eine Phyſiologie der Thiere, in dem eilften eine Abhandlung von dem Baue der Pflanzen und vom Ackerbau, und im dreyzehnten eine andere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch ſchon der erſte Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten ſind weit über den Innhalt eines Verzeichniſſes erhoben, und hier liegt eben der Grund unſerer Vertheidigung der noch nicht völlig erwieſenen Meinungen. Dann dieſe Theile enthalten des Herrn von Büffons Gedancken vom Urſprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andern zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum beſondern Baue der kleinern Welt gehœrige Hypotheſen.

Sie ſind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer fæhig ſind. Man findet überall viel Kenntnüß der Sachen, viele Erfahrungen und viel Einſicht, aber doch geht der Verfaſſer immer etwas weiter als ſeine Kenntnüß, ſeine Erfahrung, und ſeine Einſicht. Ich würde mit Vergnüger hiervon den Leſer unterhalten, und meine Gedancken über des Herrn von Büffon ſeine mit Freyheit und Beſcheidenheit ſagen, wann es mœglich wære ſie kurz zu ſagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zulieſſe, die anſtatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da dieſe beyden Fälle nicht mœglich ſind, ſo kann ich nichts weiter, als den Leſer ermahnen, mit einer Philoſophiſchen Achtſamkeit dieſes Werck zu leſen. Er wird viel neues, viel eigenes finden, und es werden wenige Leſer ſeyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch ſolche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einſchränckung müſſen angeſehen werden, davon ich oben geſprochen habe.

Gegeben zu Göttingen den 23. *Sept.* 1750.

GOTTLIEB WILHELM RABENER.

AUS DEM VERSUCH EINES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHS.

COMPLIMENT.

Gehœrt unter die nichtsbedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des eines Fußes; und ordentlicher Weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine hœfliche Verſicherung des andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rückens kan man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchickt ſeyn, als er will, kan ſich nicht tief genug bücken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange ißt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Geſtern ſah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in ſeiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmenden Alter ſich von ſeinem Handwerke ehrlich genährt, dem Landesherrn ſeit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Weſen ſechs Kinder wohl erzogen, und bey allen ſeinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieſer machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altvæteriſches, doch ſehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte ſeinen ehrenfeſten Nacken nur ein klein wenig, und überließ ſeinem Bedienten die Mühe, den Huth abzunehmen. Hieraus ſieht man die Verhältniſſe der Complimente eines Armen gegen einen Reichen ſehr deutlich. Ich aber ſah bey dieſer Gelegenheit noch dieſes daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieſes mag genug ſeyn von den Complimenten, ſo weit ſie die mechaniſche Stellung des Cörpers betreffen.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen ſie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieſes eigentlich heiße, das läßt ſich im Deutſchen gar nicht erklæren, weil es ſelbſt im franzœſiſchen Grundtexte nicht das geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente; wir ſind ja gute Freunde! Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſetzen ſollte, ſo könnte es ungefähr alſo lauten: «Ich würde Sie für den «grœbſten Menſchen von der Welt halten, «wenn ſie glaubten, daß wir wirklich ſo gute «Freunde wæren, daß Sie nicht nœthig hät«ten, mir ſo viel Complimente zu machen.»

Unterthæniger Diener; ganz unterthæniger Diener; unterthænigſter Diener; ich verharre Eurer Hochedl. gehorſamſt ergebenſter &c. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion &c. Ich werde zeitlebens nicht

ermangeln, zu ſeyn Deroſelben &c. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſetzen, ſo denken ſie dabey eben ſo wenig, als mein Schneider, bey den Worten: *Laus Deo!* oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerutt machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung und nehme Gott zu Hülfe.

GELEHRT.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schickſal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die ſtudirt haben, wollen gelehrt ſeyn; aber, im Vertrauen zu ſagen, ſind es die wenigſten. Freylich liegt dieſer Fehler nicht an denen, welche ſich des Titels eines Gelehrten anmaaßen, ſondern nur an etlichen eigenſinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es ſey noch ein ſehr großer Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten und zwiſchen einem Manne, der keine Profeſſion oder kein Handwerk treibt, der in ſeiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf hœhern Schulen abſolvirt, und endlich promovirt hat. Dieſe närriſchen Richter vergehen ſich ſo weit, daß ſie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten laſſen, welche Bücher geſchrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche ſich den Wiſſenſchaften mit ganzem Ernſte widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerkſamkeit leſen; die hœhern Wahrheiten durch eignes Nachdenken unterſuchen; ſich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforſchen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes ſich ſelbſt überführen wollen; Sachen, die in der Welt zu nichts nütze ſind, als hœchſtens eine kritiſche Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und ſich auf ſolche Wiſſenſchaften legen, welche der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen bringen; und welche dieſe Wiſſenſchaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden ſuchen? Nur dieſe ſollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das iſt beynahe zu viel! Wenn das gelten ſoll: So ſtehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon, welches itzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, ſich nicht binnen kurzer Zeit in einen mæßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fodert, daß er beſcheiden, ohne Eigenliebe, und eben ſo tugendhaft, als philoſophiſch, ſey. Verlangt man noch dieſes; was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſche mir nicht dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man, auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Ämter bringen. Und da ſie, außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten; wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann: So will ich gegen dieſe meine werthen Angehœrigen immer im voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf. Ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht,

wenn ſich etwan jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Hr. Profeſſor Titus Manlius Vermicularius. Es geht nunmehr in das drey und funfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eignen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſammlet hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſrer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein beleſner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt; ſo oft heißt es immer über das andre Wort: *Prout nos docti loquimur!* Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd, und mit dem Hausknechte, denn dieſe gehœren zum Pœbel. Der gute Vetter! Wenn er noch lange lebt: So bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten Rœmiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bey Leſung der erſten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da; wenn das Ding ſo fortgeht: ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veſte, Rechtshochgelahrte Hr. *D.* Valentin Vanno, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſtehe; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herr Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehen andere ſeines Gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch ein Doctor werden. Ihre Hochedlen, unſer Herr Vanno hieß ſchon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es iſt gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernſte geworden iſt; er würde ſonſt gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts ſeyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebſten Knaben; Das iſt der leibhafte Papa! Er iſt kaum funfzehn Jahr alt, und kann ſchon lateiniſch leſen. Dieſer muß auch Doctor werden, und im kurzen wird er es ſeyn! Die wackern Männer! Es ſteckt dieſer gelehrten Familie recht im Geblüte, daß ſie alle Doctor ſeyn müſſen. Und dennoch iſt es mir ſehr leid um ſie, ob ſie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, ſich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrſamkeit auch den Doctortitel ab: So werden ſie die betrübteſte

Figur von der Welt vorſtellen! Wie ſehr würde ich meinen Leſern verbunden ſeyn, wenn ſie ſich alsdann dieſer verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schweſter Sohn, George Knut, iſt ein ſo grundgelehrter Mann, daß er die alten Rœmiſchen Münzen weit beſſer kennt, als die Batzen Wenn ihm ein alter verſchimmelter Nummus in die Hände fällt: So ſieht er ſo luſtig und freundlich aus, als Harpax kaum ausſehen kann, wenn er feinſilbrige Zweydrittheile einwechſelt. Nur ohnlängſt iſt er in eine ſehr heftige Verbitterung mit einem andern auch ſo gelehrten Manne gerathen. Sie ſchimpften einander in Schriften dergeſtalt, daß die Leſer ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der grœßte Narr wære. Die ganze Mordgeſchichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter ſagte, ſie ſtellte die *Venerem victricem* vor; ſein Widerſacher aber behauptete, ſie bedeute die *Venerem armatam* der Lacedæmonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum Hœchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wære! Venus war es gewiß: darinnen waren dieſe große Männer einig. Ob ſie aber *victrix* oder *armata* ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie giengen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beyden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander ſo muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache Es blieb *Venus victrix!* Wie froh war mein Vetter!

.

Über dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſo gar ſeine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchen man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beynahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitæten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Næhe mit ihm zu reden.

.

Dieſes ſind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünſchen, daß ſich Liebhaber zu ihren Künſten fänden. Nun kann man einen ungefähren Überſchlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutſchland ſeyn müſſen, da allein in meiner Familie, welche doch die ſtärkſte nicht iſt, ſo viele ſind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten ſtreitig gemacht werden kann.

Da ich bisher unterſucht habe, was eigentlich ein Gelehrter ſey: So muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts **gelehrt** anführen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hœrt: **Es iſt ein gelehrtes Werk!** Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, ſind ſehr unterſchieden. Was der Philoſoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantiſch vor, und ich habe einen finſtern Mathematiker geſehen, welcher in ſeinem Leben zum erſtenmale lachte, als er hœrte, daß man eine witzige Monatſchrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte es geht mit der Gelehrſamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die ſeinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieſes Wort iſt von einer ſo weitläuftigen Bedeutung, daß es eine abſonderliche Abhandlung erfodert, welche wenigſtens ſo viel Bände einnehmen dürfte, als die europæiſche Fama.

Gelehrter Wind, hievon ſiehe mit mehrern die meiſten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, iſt ein Problema.

VERSTAND.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben: So wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man ſich auf der Catheder von dem Worte, Verſtand, macht.

Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verſtand ſo viel, als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand, iſt nichts anders, als ein armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigſte, und nützlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es iſt nicht für einen Dreyer Verſtand darinnen! ſpricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieſt. Warum? Mein Wirth iſt ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die ſchœnſte Ode auf die Börſe trüge, ſo würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mædchen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mædchen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, Lomber ſpielt, Knœtchen macht, zum Fenſter hinaus ſieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinn ſpottet. In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſem allen thun kann, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein trocknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Fächer: So würde man ſie für eine ſchœne Statue anſehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchœnes Vermœgen hinterlaſſen.

Der Menſch hat einen ſehr guten natürlichen Verſtand, heißt ſo viel: Er hat von ſeinen Ältern eine reiche Erbſchaft überkommen, und nicht nœthig gehabt, ſelbſt Geld zu verdienen.

Was alſo dieſes heiße: Er wuchert mit ſeinem Verſtande, das darf ich niemanden erklæren; es verſteht ſich von ſich ſelbſt.

Ich bin der dümmſte eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermœgen, und dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyßigjährige Erfahrung die verſchiedenen Grade des Verſtandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verſtande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verſtand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verſtand;
12000 Thaler, ein feiner Verſtand;
30000 Thaler, ein groſſer Verſtand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verſtand;
100000 Thaler, ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden tauſend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum ſo klug war, als ſein Reitpferd. Er beſaß aber viermal hundert tauſend Thaler, und um deswillen verſicherte mich mein Correſpondente, daß er in ganz Meklenburg beynahe der Verſtändigſte wære.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verloren! wird man alſo von einem bankerutten Kaufmanne ſagen, und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzt, als wenn man ſagen wollte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft, und durch ihren unſinnigen Staat an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren *eingebrachten Verſtand*, daß ich mich kunſtmæßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eignes Vermœgen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nœthig iſt, ſich und *ihren unverſtändigen Mann* auf das bequemlichſte zu ernähren.

AUS DEN SATIRISCHEN BRIEFEN.

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Meine Jungen wachſen heran, und es iſt nun Zeit, daß ich ihnen einen geſcheiten Hofmeiſter halte. Bisher habe ich den Schulmeiſter laſſen zu ihnen gehen; aber er kann ſie nicht mehr bändigen. Ich weis, in welchem Anſehen Sie in Leipzig ſtehen, und daß Ihr Vorzimmer beſtändig von ſolchen krummgebückten Creaturen voll iſt, welche Hofmeiſterſtellen, oder Informationes ſuchen. Leſen Sie mir einen hübſchen geſunden Kerl aus. Sie wiſſen es ſelbſt, daß bey mir weder Menſchen noch Vieh Noth leiden. Fritze, der älteſte iſt ein durchtriebner Schelm. Er hat einen offenen Kopf, ... ich darf es den Buben nicht merken laſſen, daß ich ihn lieb habe; der leichtfertige Schelm! Er iſt noch nicht vierzehn Jahr alt, und hat in *humanioris* gar feine *principio*. Ferdinand iſt meiner Frau ihr Junge. Er iſt immer kränklich, und das geringſte Ärgerniß kann ihm ſchaden. Das gute Kind will mit lauter Liebe gezogen ſeyn, und meine Frau hat ſchon zween Bediente weggejagt, die ihm unfreundlich begegnet haben. Das älteſte Mædchen iſt zwölf Jahre. Sie ſoll noch ein bischen Catechiſſen lernen, und hernach will ich dem kleinen Nickel einen Mann geben, der mag ſehen, wie er mit ihr zurechte kömmt. Mit dem kleinen Mædchen hat der Hofmeiſter gar nichts zu thun, die behält die Mamſell bey ſich. Sehn Sie nun, Herr Profeſſor, das iſt die Arbeit alle. Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie mir einen hübſchen Menſchen vorſchlagen. Ich verlange weiter nichts von ihm, als daß er gut Latein verſteht, ſich in Wäſche und Kleidung reinlich und ſauber hält, Franzœſiſch und Italiæniſch ſprechen kann, eine ſchœne Hand ſchreibt, die Mathimatik verſteht, Verſe macht, ſo viel man fürs Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kan, und wo mœglich, ein wenig zeichnet. In der Hiſtorie muß er auch gut beſchlagen ſeyn, vor allen Dingen aber in der Wapenkunſt. Iſt er ſchon auf Reiſen geweſen; deſto beſſer. Aber er muß ſich gefallen laſſen, bey mir auf meinem Gute zu bleiben, und ſich wenigſtens auf ſechs Jahre bey mir zu vermiethen. Dafür ſoll er bey meinen Kindern auf der Stube freye Wohnung haben, mit dem Kammerdiener eſſen, und jährlich 50. Gulden bekommen. Zum heiligen Chriſte und zur Meſſe gebe ich nichts; dergleichen Betteleyen kann ich nicht leiden. Sind die ſechs Jahre um, ſo kann

er in Gottes Namen hingehen, wohin er will. Ich will ihn ſodann an ſeinem Glücke nicht hindern. Mich dünkt, die Vorſchlæge ſind ganz billig. Hat der Menſch Luſt zur Wirthſchaft, ſo kann er meinem Verwalter mit an die Hand gehen. Es wird ſein Schade nicht ſeyn, denn er weis doch nicht, wozu ers einmal brauchen kann. Ich werde für Ihro Bemühung erkenntlich ſeyn, und bin,

Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Ihr

dienſtbereitwilligſter

.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnædiger Herr,

Ew. Excellenz gnædigſt mir ertheiltem Befehle unterthænigſt nachzuleben, habe ich mir Mühe gegeben, alle diejenigen *ſubjecta quouis modo* zu ſondiren, von denen ich geglaubt, daß ſie der hohen Gnade nicht ganz unwürdig wæren, welche Ew. Hochwohlgebohrne Excellenz, als ein wahrer Mæcenat, und Beſchützer der ſchœnen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo großmüthig zu offeriren geruht haben. Es fehlt nicht an Leuten, welche *conditiones* ſuchen; aber es iſt zu beklagen, daß heut zu Tage junge Leute zu zeitig vornehm ſeyn, und ſich nicht gefallen laſſen wollen, durch einen kleinen Anfang den gewiſſen Grund zu ihrem grœßern Glücke zu legen. Die wenigen Wiſſenſchaften, ſo ſie etwan beſitzen, machen ſie ſo ſtolz, daß ſie unverſchæmt genug ſind, für ihre kleinen Bemühungen, die doch in weiter nichts beſtehen, als Kinder zu informiren, ſo viel zu fordern, daß man dafür gar reichlich drey Bediente in Livrey halten könnte. Ich habe einen jungen Menſchen bey mir gehabt, welcher in der That alle diejenigen Fæhigkeiten beſitzt, ſo Ew. Excellenz bey einem Hofmeiſter für Dero junge gnædige Herrſchaft verlangen. Überdieſes iſt er von einem geſetzten Weſen, tugendhaft und ſo gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnædig vermerken werden, fromm und chriſtlich. Es wird keiner, ſo wie dieſer, vermœgend ſeyn, Dero junge Herren zu wackern Männern fürs Vaterland, und zur Ehre Dero hohen Hauſes zu erziehn. Aber was hilft das? Seine Forderungen ſind ungeheuer, und Ew. Excellenz ſind viel zu einſehend, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hoher Anherren ſo vieles Geld wegwerfen, und dennoch nichts weiter dadurch erlangen ſollten, als rechtſchaffene Kinder. Wollen Sich Dieſelben eine Luſt machen, ſo geruhen Sie gnædig, deſſen eigenhändigen Aufſatz ſeiner lächerlichen *Prætenſion* in der copeylichen Anfuge *ſub A.* zu leſen. Mit einem Worte, ein ſo theurer Hofmeiſter iſt für Ew. Excellenz keine Sache. Es ſind noch einige andere bey mir geweſen, welche ſichs für eine groſſe Gnade halten, als Hofmeiſter in Ew. Excellenz Dienſte zu treten. Sie verſtehn freylich das wenigſte von dem, was Dieſelben verlangen; und ich kann nicht läugnen, daß bey den meiſten die Aufführung nicht die beſte iſt. Inzwiſchen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß ſie Leute ſind, welche mit ſich handeln laſſen, und die Ew. Excellenz gewiß nicht übertheuern werden. Mehrere Nachricht davon werden Sie in der Beylage *ſub B.* von ihnen finden. Ew. Excellenz gnædigſten *Diſpoſition* dieſerhalb bin in Unterthænigkeit ich erwartend. Mein Rath hierbey wære, ſonder alles unziemende Maaßgeben, ich ließe dieſe Candidaten alle auf einmal zu mir kommen und ſie auf die Hofmeiſterſtelle licitiren. Demjenigen, welcher am wenigſten für ſeine Bemühung haben wollte, könnte ich ſodann gedachte Hof-

meifterftelle zufchlagen. Doch überlaffe alles zu Dero erleuchtem Ermeffen ich lediglich, und verharre mit der tiefften Devotion,

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnædiger Herr,

Ew. Excellenz

unterthænig gehorfamfter Diener

• • • • • • •

N. S. Wolten Ew. Excellenz die hohe Gnade haben, und das Stipendium, fo Dieselben zu difponiren haben, meinem älteften Sohne gnædig conferiren: fo würde diefes mit der grœßten Unterthænigkeit ich Lebenslang veneriren.

A.

Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu feyn, für die von Seiner Excellenz geforderten Bemühungen, und Dienfte als Hofmeifter der jungen Herrfchaft jährlich folgendes verlangen könne:

1.) Für Auffícht, Unterweifung im Chriftenthume, und in der lateinifchen Sprache überhaupt 50 Thlr. —

2.) Für die Franzœfifche Information monatlich zwey Thaler, thut auf dreyzehn Monate 26 Thlr. —

3.) Dergleichen im Italiænifchen, zwey Thaler . . 26 Thlr. —

4.) Als Schreibemeifter, monatlich einen Thaler, zwölf Grofchen 19 Thlr. 12 gl.

5.) Für Lection im Rechnen, und in der Mathematik, monatlich drey Thaler 39 Thlr. —

6.) Mit den Verfen, bittet er, ihn gnædig zu verfchonen.

7.) Als Tanzmeifter monatlich einen Thaler, und will dafür die Woche zwo Stunden geben. 13 Thlr. —

8.) Als Fechtmeifter, tæglich eine Stunde, zwey Thaler, zwölf Grofchen. . . 32 Thlr. 12 gl.

9.) Als Bereiter, auch tæglich eine Stunde, vier Thaler. 52 Thlr. —

und verfpricht er hierbey weder Accidentien zu fodern, noch fonft einigen Aufwand zu veranlaffen.

10.) Für die Anleitung in der Gefchichte, Wapenkunft und dergleichen, wird weiter nichts verlangt, und gehœrt diefes zum erften Capitel.

11.) Man hoft, die gnædige Erlaubniß zu erhalten, mit der jungen Herrfchaft zu fpeifen, und Gelegenheit zu haben, derfelben auch einige Anweifung in der Kunft zu geben, wie fie mit Anftand effen folle, und fich bey der Tafel vernünftig aufzuführen habe, welches vielen jungen Edelleuten fehlt.

12.) Junker Ferdinand muß der Auffícht und Zucht des Hofmeifters lediglich überlaffen bleiben, ohne von der gnædigen Frau gefchützt zu werden, welches man zu feinem eigenen Beften wünfcht.

13.) Bey diefer Arbeit wird keine Zeit übrig bleiben, dem Verwalter an die Hand zu gehen, welches durch einen Kornfchreiber am beften verrichtet werden kann.

14.) Nach Verlauf der fechs Jahre hoffet man gnædige Beförderung.

Obige Koften betragen zufammen 258 Thlr. —

Es foll weder Treue noch Fleiß gefparet werden, die Pflicht eines Hofmeifters, nach allem Vermœgen, redlich zu erfüllen.

Elias Pfaffendorff.

B.

Verzeichniß derer Candidaten, die fich zur Hofmeifterftelle angegeben haben.

1.) N. N. Ein junger Menfch, 22 Jahre alt, hat ziemliche Studia. Ich habe ihn aber bey mir zu Tifche gehabt, und gefun-

den, daß er zu viel ißt. Verlangt außer den zwey ordentlichen Mahlzeiten, annoch Frühſtück und Veſperbrod, und über dieſes tæglich drey Kannen Bier. Will 50 Thaler haben.

2.) N. N. *Artium Magiſter*. 40 Jahre alt. Scheint ein geſetzter Menſch zu ſeyn. Hat ſchon ſeit 20 Jahren als Informator unter adelichen Herrſchaften gedient, aber niemals länger, als ein Jahr, an einem Orte aushalten können. Mag ehedem in ſeinen Wiſſenſchaften nicht unrecht geweſen ſeyn, doch hat er in dieſen 20 Jahren alles wieder ausgeſchwitzt. Inzwiſchen weis er immer noch ſo viel, als Ew. Excellenz junge Herrſchaft zu lernen nœthig hat. Bittet ſich über die 50 Gulden freyes Bier und Tabak aus, ſo viel er braucht. *NB.* Raucht nur Bremer.

3.) N. N. 29 Jahre alt, friſch und geſund vom Körper, der Gottesgelahrtheit Befliſſener, predigt einen ziemlichen Baß, und beſitzet eine große Stärke in Poſtillen. Will mit 50 Gulden zufrieden ſeyn, wenn er in 6 Jahren Subſtitute werden kann.

4.) N. N. hat zehn Jahre lang auf Univerſitæten gelebt, aber noch nicht abſolvirt, da er immer das Unglück gehabt, relegirt zu werden. Ich glaube, er wird in den ſechs Jahren Zeit haben, nachzuholen, was er verſäumt hat. Er iſt ein luſtiger Kopf, und wird ſich für Junker Fritzen gut ſchicken. Bittet flehentlich um Verſorgung und Brod, da er ſich mit einem Næthermædchen verſprochen hat. Er ficht.

5.) N. N. 27 Jahre alt, iſt überſichtig, redet lateiniſch und griechiſch, kann aber kein Deutſch. Deſto beſſer ſchickt er ſich zu einem Informator in ein adeliches Haus. Es iſt ewig zu bejammern, daß man itzt anfangen will, nicht allein von Gelehrten, ſondern auch von dem Adel zu verlangen, daß ſie die ſo genannten deutſchen witzigen Schriften mit Geſchmack leſen, und Deutſch lernen ſollen. Als wenn ein Deutſcher nœthig hätte, deutſch zu lernen! *Quæ! qualis! quanta!* CCIƆƆ *H. S.* ſage 2100 Seſterzen, thut, nach unſerer Münze, etwan ſiebenzig Thaler leichte Geld.

6.) N. N. Seines Handwerks ein Poet, ſchreibt einen fließenden Vers, alles in Reimen, und iſt ein Todfeind von den itzigen ſchweren ſtrotzenden Gedichten ohne Reime. Dem Himmel ſey Dank, daß es noch hin und wieder Leute giebt, die Geſchmack haben! Außer der Mythologie, die er Trotz zehn andern verſteht, hat er nichts gelernt. Er hat itzt ein wichtiges Werk unter der Feder, da er alle Sonn- und Feſttagsepiſteln in Reime bringt, ohne ein Wort vom Grundtexte zu ändern, oder zu verſetzen. Wenn er damit fertig iſt, will er ſich ein wenig auf die Humaniora legen. Corderi Colloquia exponirt er ziemlich. In Wünſchen iſt er unerſchöpflich. Er erbietet ſich, ohne Beſoldung zu dienen, wenn ihm für eine jede Gratulation von zweyhundert Verſen baar vier Groſchen gegeben werden, wobey er es jährlich wenigſtens auf 80 Thaler zu bringen gedenkt. Er verlangt alle Weihnachten ein abgeſetztes Kleid, es mag ſo alt ſeyn, als es wolle. Um ein paar ganze Hoſen wollte ich Ew. Excellenz ſelbſt für den armen Schelm, ſtatt des Handgeldes, gebeten haben. *NB.* Er iſt auch witzig, und ſatiriſch, man möchte ſich vor Lachen ausſchütten. Ew. Excellenz können tauſend Spaß mit ihm haben. Bœſe wird er nicht leicht, man müßte denn ſeine Verſe tadeln.

7.) Da Ew. Excellenz gar wohlbedächtig zu ſagen pflegen, daß ein junger Edelmann, der nicht denkt, weit erträglicher ſey, als einer, der keinen Haſen hetzen kann: ſo wollte ich Ihnen wohl N. N. vorſchlagen.

Er hat wider ſeinen Willen ſtudiren müſſen, weil es ſein Vormund ſchlechterdings verlangt Gelernt hat er alſo wenig oder nichts; aber er iſt ein ganzer Jæger. Lerchennetze ſtrickt er als ein Meiſter, und in der ganzen Gegend iſt keiner, der den Vogelheerd ſo geſchickt anrichten kann. Er will 50. Thaler, und alle Fuchsbälge. Fängt auch Hamſter.

8.) N. N. iſt kurz, unterſetzt, und im Durchſchnitt wenigſtens zwey und eine halbe Elle ſtark, welches er dem fetten Biere zu danken hat. Als er bey mir war, konnte ich nicht erfahren, ob er etwas gelernt hatte, weil er ein wenig taumelte; doch habe ich viele ſchœne *Teſtimonia* von ihm geſehen, die er von Schulen mitgebracht. Ich glaube, wenn er als Hofmeiſter nicht ſonderlich zu brauchen iſt, ſo wird er doch alsdann ſehr gut ſeyn, wenn Ew. Excellenz Gäſte haben. Denn ob er gleich nur ein ſchlechter Bürger iſt, ſo ſäuft er doch trotz manchem Cavalier. Er iſt mit 50. Gulden zufrieden, wenn er einen Ducaten für jeden Rauſch bekömmt, den er ſich trinkt, ſo oft er die *honneurs* vom Hauſe macht.

9.) N. N. ein guter, ſtiller, ehrlicher Menſch. Ich habe ihn zwo Stunden bey mir gehabt, aber auf alle meine Fragen keine Antwort erhalten können, als: O ja! hochedler Patron! Ich glaube, daß er grundgelehrt iſt, weil er gar keine Conduite hat. Ew. Excellenz werden mit ihm anfangen können, was Sie wollen, und er wird ſich alles gefallen laſſen. Ich fragte, was er zur Beſoldung haben wollte; aber er bückte ſich ſehr tief, und ſagte: Wie Sie befehlen, Hochedler Patron! *NB.* Trægt keine Manſchetten.

10.) N. N. Ein ſüſſes artiges Herrchen. Iſt geputzt, wie eine Puppe, und denkt auch ſo. Hat vier Jahre in Leipzig ſtudirt, und in vier Jahren keinen Huth auf den Kopf gebracht. Hat ſich, wie er ſagt, vornemlich nur auf galante Studien gelegt. Erbietet ſich die junge Herrſchaft zu friſiren. Macht Dintenflecke aus der Wäſche, bohnt Schränke, und kann allerhand artige Figuren in Papier ausſchneiden. Als ich von ihm wiſſen wollte, wie viel er an Beſoldung verlangte; ſo machte er einen Rück-*Pas*, und ſagte ganz klar: Siebenzig Thaler, zu dienen, Ihre Hochedlen! Er gefällt meiner Frau.

11.) Wenn Ew. Excellenz einen Menſchen haben wollen, der im Lateiniſchen, Franzœſiſchen, Italiæniſchen, und der Hiſtorie, im Tanzen, Reiten und Fechten, und in allen mœglichen Wiſſenſchaften Unterweiſung geben ſoll, ſo ſchlage ich Ihnen N. N. vor. Er verſteht zwar von allem dieſem nichts, er iſt aber meiner Schweſter Sohn, und kömmt alle Wochen wenigſtens zweymal zu mir, mich mit vieler Demuth ſeiner Devotion zu verſichern, um deswillen möchte ich ihm gern geholfen wiſſen. Ich habe ihn zeither, mit gutem Erfolge, jungen Leuten zur Privatinformation vorgeſchlagen, welche ſo billig geweſen ſind, ihn monatlich, in Anſehung meiner, zu bezahlen, ohne ſeine Stunden abzuwarten. Er repetirt mit ihnen meine juriſtiſchen Collegia, ungeachtet er ein Theologus iſt. Achtzig Thaler Beſoldung dürften wohl nicht zu viel ſeyn, denn er iſt mein Vetter.

AN HERRN CABINETSSEKRETÆR FERBER IN WARSCHAU.

Dresden, am 12. Auguſt, 1760.

Bald werden Sie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſey, da ich, ſeit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebſten Freund nicht geſchrieben, und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner grœßten Beängſtigung habe ich tauſendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, ſo fiel mir zu meiner grœßten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundſchaft meines Ferbers übrig ſey. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluſte eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiſelle Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundinn iſt. Sie wird Ihnen von H... aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole.

Unſere Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen; dieſer mag einmal traurig ſeyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verluſt, ſo weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thræne gekoſtet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir ſelbſt iſt das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philoſophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der grœßten Gelaſſenheit mein Haus brennen ſah, und mit eben der Gelaſſenheit hernach anhœrte, daß alles verloren ſey.

Der 19te Julii war dieſer ſchreckliche Tag. Schon am 14ten, da unſre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um acht Uhr zerſchmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten, und zündete. Wir löſchten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, ſo gut es mœglich ſeyn wollte, zuſammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe ſchaffen, welches wir feſte genug zu ſeyn glaubten. Weil ſich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Abend um ſieben Uhr nach Neuſtadt zu Herrn D..., meinen Bedienten aber ließ ich, mit ſeinem guten Willen, zurücke. Neuſtadt ward vom 15ten an auch beſchoſſen, und zwey Zwölfpfünder fuhren durch unſer Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daſelbſt verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel komiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Madame Z... mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiſte Zeit bey Herrn H.. in ſeiner Stube, und da ſchliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten Stübchen ſtack die ganze D.. Familie, und noch vierzig Perſonen, alt und jung. Die Fenſterladen waren mit Miſte verſchüttet, der obere ſchœne Saal mit Miſte bedeckt, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreut. Unter dieſem Miſte lagen alle dieſe Perſonen. Einige waren ſtille und verdrüßlich, einige beteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige po-

litische Kannengießer, und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den Kœnig von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite, und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen schösse uns der Kœnig von Preußen todt, und unsre Häuser in Grund. Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorhero hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unserer Stube, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschædigte Keller aber von denen zum Löschen commandirten Soldaten rein ausgeplündert sey. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorræthe, alle meine Bücher und Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammlet hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreytausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perucke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobbe. Die witzigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schœnen Bücher dauern mich sehr, aber mannichmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und — kurz, Ferber, ich bin so nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Documente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretær, der ein Jahr in preußischem Depot und zwey Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das grœßte Gewissen machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu essen, die plündern uns

felbft in der grœßten Beängftigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warfchau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und diefe Freunde ein Drittel geftohlen haben; aber fagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnifon, Officiers fo wohl, als Gemeine, einen Abfcheu vor diefen Gewaltthætigkeiten gehabt, und fagen Sie auch zum Ruhme unfers tapfern Commandanten, daß er die ftrengfte Ordre geftellet habe, diefem Unwefen zu fteuern: doch hat es nichts geholfen, denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich!

Den Sonntag früh ward in Neuftadt angefagt, daß wer fich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angft! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum fchwarzen Thore hinaus. In dem Überzuge von einem Kopfküffen ftack mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bey der graufamften Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gefellfchaft der D.. Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es fchlug zwölf Uhr, und fie hatten noch keine Anftalt gemacht, etwas zu effen; zu trinken war noch weniger da. Ich verficherte die Gefellfchaft, daß mich hungere und dürfte, und ich, als ein Abgebrannter, fæhe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe: Ich wünfchte mir alfo zu effen und zu trinken; und weil die lœbliche Gewohnheit abgekommen wære, das Volk in der Wüften mit Manna zu fpeifen, fo wollte ich mich der Gefellfchaft empfehlen, und fehen, wo ich einen guten Freund fände, der fich nicht blos auf die göttliche Fürforge verließe. Ich gieng, und kam nach Lofchwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut verforgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach H.. ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Geftalt fein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu fuchen, ift kein fo abentheuerlicher Ritt gefehen worden, als der meinige. Stellen Sie Sich meinen hohen Gaul vor, deffen eigentlicher Beruf feit funfzehen Jahren gewefen war, im Karren zu ziehn; auf diefem Gaule den Steuerfekretær Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der fchweren Zeiten ungeachtet, anderthalbe Elle im Durchfchnitte; diefen Sekretær in ein paar zerriffenen Schuhen, fchwarz feidenen Strümpfen, geftrickten Beinkleidern, einem befchmutzten, alten und lebensfatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperucke, welche feit der Belagerung nicht ausgekämmt, und vielleicht feit der preußifchen Invafion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornfack, in welchen der Reft feines Vermœgens geflüchtet war, auf diefem Kornfacke einen buntftreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen follte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und Braunfchweiger Wurft trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zufprechen, und, wenn er ftolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diefem Aufzuge kam ich endlich zum Amtsfteuereinnehmer in H..., wo ich fehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Stædtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienftfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewefen feyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulcammerad

. Hier wohnte ich. Die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenzræthinn mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet Ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortreſſlichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und ſeine Frau ſorgten für unſre Bequemlichkeit; beyde waren ſehr dienſtfertig und gaſtfrey; auch hatte ſie Gott mit zeitlichem Vermœgen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet.

Am 2ten Auguſt fuhr ich mit der Frau Schweſter zurück, und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewähret hatte. Nun bin ich hier, und wohne bey der D..., welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und ſich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt ſie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebſter Ferber, eine lange Beſchreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig, und küſſe Sie in Gedanken. Verſichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche ſich ihres abgebrannten Freundes nicht ſchæmen. Leben Sie wohl.

AUS CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERTS ABHANDLUNG VON DEM GUTEN GESCHMACKE IN BRIEFEN.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſpræchs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß ſie nur in ſo weit ſchœn iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmœglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchlæfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchœnen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weiten

herhohlt, und mit Gewalt in feine Materie hinein zwingt. Endlich ift es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gefucht find, man muß fie auch mit Befcheidenheit und Sparfamkeit anbringen. Ein Brief foll eben nicht einem armfeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ift; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer feyn, darinnen man eine Menge von Koftbarkeiten zur Schau ausgefetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehœren, und welche die Aufmerkfamkeit ermüden, anftatt, daß fie diefelbe bequem fättigen follten. Gefuchte Gedanken, fpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anfieht, die fie den Verfaffer gekoftet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben fo fehr, als ungekünftelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiffe Gefichter, die gar nicht blendend find, die keine große Schœnheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns fanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiffe Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man fie fieht; die aber durch eine gewiffe unfchuldige, oder fchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verfchæmte, durch eine muntre und nachlæßige Miene gefallen. Mit diefen kann man feinen Brief wohl ausputzen. Sie zerftreuen die Aufmerkfamkeit nicht, und ermüden fie auch nicht; fie unterhalten fie nur. Sie entfernen fich gleich weit von den ganz ftarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten fich an, oder laffen fich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müffen daraus nicht fchließen, daß diefes allemal die beften Gedanken in Briefen find, die uns am erften bey der Sache einfallen. Zuweilen koftet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das fich bey feiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meifte Mühe, und gefällt doch dem Lefer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoftet zu haben fcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunft verfteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden fo zufammen gefügt, daß man glaubet, er gehœre nothwendig da hinein.

Ich muß bey diefer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil fie, wenn ich alfo fagen darf, zu natürlich ift. Sie hat, wie das Waffer, gar keinen Gefchmack. Ich meine die Schreibart, die zwar aus fehr leichten, aber auch fehr leeren, Worten und Gedanken befteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiftreich feyn will: eben fo wenig gefällt man auch ohne Geift. Der Lefer vergnügt fich nicht blos deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verftehen bin, ich mag ihm etwas fo gemeines fagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art fage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem fie ihm gefällt, daß fie mir auch keine gemacht habe, und dieß flœßt ihm eine gewiffe Hochachtung gegen mich ein, daß ich fo glücklich bin, ohne Mühe fo fein von einer Sache zu reden. Diefes fchreibt fich vermuthlich von unfrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey diefer Gelegenheit mengt fich unfre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles fo leicht und natürlich ift, daß wir felbft eben fo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaffer doch gleich thun könnten, fo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gefagt habe, durch einige Beyfpiele zu erläutern fuchen, und auch die wahre natürliche an

einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner und Wohlthæter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

«Hochwohlgebohrner Herr &c.

Wann ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wære, ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermœgen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthænigſten Erkenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobſchrift zu faſſen; Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil ſie doch unmœglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen, und zwar fremden, Menſchen erwieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede vonnœthen ſeyn. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthænigſtem Reſpect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthænigen und gehorſamſten

Knecht.»

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: «Wenn ich «ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. «Excellenz mit Wohlthaten wære, ſo würde «ich ſchon nichts mehr haben, womit ich «mich für Dero heutige Gnade bedanken «könnte.» Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehœrte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen: ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu ſagen, daß er mit ſeinen Wohlthaten verſchwenderiſch iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wære, als ſein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn des-

wegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: «Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermœgen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthænigsten Erkenntlichkeit schickt.» Man sieht nicht, wie das *Allein* hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklærung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. «Sie werden dadurch nichts ärmer.» Das *dadurch* ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von *arm werden* vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermœgen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermœgens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, «da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche» u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wære schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er *zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthænigsten Erkenntlichkeit* eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Über einem Lobgedichte acht Tage zubringen, das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. *Die Ausbildung der Erkenntlichkeit*, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. «Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten» das ist sehr unverschæmt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die grœßte Beleidigung für einen bescheidnen Mann. Einem geradezu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verræth bey einem solchen Machtspruch einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller

Andern ſo genau zu kennen, daß er den Ausſpruch thun kann, wer der grœßte ſey. Geſetzt, daß er nach ſeinen Gedanken Recht hätte: ſo muß ers doch mit Beſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſchon zum voraus, daß ſich ſein Gönner gern loben läßt; und das iſt doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf ſo einen Lobſpruch, wenn er auch aufrichtig wære, doch nicht ſtolz werden. Wer macht ihm denn den Lobſpruch? Ein Menſch, der von ſeinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen ſchon partheyiſch iſt, der ſich neue Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaßen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo großem Geräuſche zu beſtimmen. «Aber nachdem ich «den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmei«chel-Gedichte der alten und heutigen Poeten «durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, «daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht «*gehabt*, und *daß* Dero neue und ungemeine «*Gemüthsart* auch neue und ungemeine For«*meln erfordert.*» Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der *ganze Plinius*? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. *Durchſtankern* iſt ein unflætiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? *Ihres gleichen* iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz *neue Gemüthsart*? Und warum erfordert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nœthiger zu einer Lobrede hielt, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer træte, und anfinge: Gnædiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? «Nun wollte ich mich «auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, «je mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt «für Lügen halten, weil ſie doch unmœglich «glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles «an einem einzigen und zwar fremden Men«ſchen erwieſen &c.» Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redet itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrigen Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte *Lügen* muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: «Ich thue alſo viel «vernünftiger, wenn ich ſchweige.» Iſt dieſes nicht der ſchœnſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. «Ew. Excel«lenz kennen mein Herz, und finden alle «Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede «vonnœthen ſeyn, Sie machen ſich ihr Lob«lied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit «unterthænigſtem Reſpekte bewundre, was ich «doch nicht anders vergelten kann, als daß «ich mich nenne Ew. Excellenz unterthænigen

«und gehorſamſten Knecht.» Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nœthig ſind. Es iſt beynahe unmœglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch hœher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner mœglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nœthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. S i e m a c h e n ſ i c h I h r L o b l i e d ſ e l b e r; eine grobe Schmeicheley! «Und ſeyn zufrieden, daß ich mit «unterthænigſtem Reſpekte bewundre, was «ich doch nicht anders vergelten kann, als «daß ich mich nenne &c.» Der Schluß iſt ebenſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wæren ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen, an Swiften und vielen Andern? Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken

ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder bœſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf Einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schœnheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich im kurzen die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchæmen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchœn ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber feine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Übung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genœthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verræther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſrer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Ältere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer

Sprache so gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stœren. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhœren, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmæßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklæren, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

FRIEDRICH KARL FREYHERR VON MOSER.

AUS DEN BEHERZIGUNGEN.

ALLGEMEINE BEGRIFFE VON DER POLITISCHEN FREYHEIT.

Das Wort **Freyheit** kan in einer dreyfachen verschiedenen Bedeutung verstanden werden.

Die **philosophische Freyheit** der Seele besteht überhaupt in der Einsicht der Dinge, welche unserer Wahl unterworfen seynd, und in dem Gerne, mit welchem wir uns würcksam beweisen, nach unserer Einsicht zu handeln. Je weiser ein Mensch ist, je mehr er Einsichten in den Werth und Beschaffenheit der Dinge und von seinem wahren Besten hat, je weniger er von außen gehemmt ist, dieser Wahl zu folgen, desto mehr Freyheit hat er. Da also unsere Freyheit mit dem Vermœgen und Kräften unserer Seele gleich groß ist, so ist auch ganz klar, daß der Mensch, dessen Geist einen grœßern Grad der Kräfte hat, mehr Freyheit besitzen müsse, als ein anderer, der gleichsam schwach am Geist ist.

Die **natürliche Freyheit** gründet sich auf die angebohrne allgemeine Gleichheit der Menschen und die Folge dieses Grund-Satzes ist die unabhängige Herrschaft des Menschen über seine Person.

Eine mitleidige Beherzigung des vielen Elends, worunter der grœßte Theil der Menschen unter dem immer strenger werdenden Joch der heutigen Regierungen seufzen, ein edler Eifer um die Vorrechte der Menschen hat seit einiger Zeit mehr als sonst verschiedene nachdenckende Männer zu dem Wunsch verleitet, die natürliche Freyheit des Menschen in ihrem großen Umfang mehr geltend zu machen. Herr *Helvetius*, einer der Häupter

dieſer philoſophiſchen Statiſten macht die Anmerckung: Daß in den geſitteten Staaten die Kunſt Geſetze zu geben vielmahls nur darinn beſtehe, eine unzählbare Menge Menſchen zu vermœgen, zu dem Wohlſtand etlicher wenigen ihre Kräfte anzuſtrengen, ſie finden dieſes unbillig und als eine Beleidigung des Menſchen-Stands, und halten ræthlicher, zu Vermeidung dieſer Ungleichheit das Schæfer-Leben wieder einzuführen, bey dem man nichts, als einen mehreren Grad des jetzo ſo abwechſelnden und vervielfältigten Vergnügens entbehren würde. Der ganze Gedancke iſt in der That recht Schæfer-mæßig und ich wünſchte bey nahe ſelbſt, den Philoſophen mit dem Phylax bey der Heerde zu ſehen. Der Satz iſt ſo wenig gegründet, als der Schluß, ſo daraus gezogen wird. Das Unglück, das der Menſchen-Freund bey Betrachtung der aus der Ungleichheit der Stände entſpringenden Mühſeeligkeiten des großen Haufens *beherziget*, iſt kein practiſches Unglück, man wird nach einem raiſonnablen Verhältniß weit mehr gemeine Leute als Reiche und Vornehme finden, ſo mit ihrem Schickſal zufrieden ſeynd; die Nothwendigkeit des gemeinen Manns, zum Wohlſtand der Grœßern mit ſeiner Beſchwerde was beyzutragen, verſchafft ihm hinwiederum andere Vortheile und Bequemlichkeiten, bey denen es auf Koſten des Reichen geht. Es kan ſich, im Ganzen genommen, kein Stand des gemeinen Weſens mit Grund über den andern beſchweren, jeder hat ſeine Laſt und ſeine Gemächlichkeiten. Der Bürger muß dem Soldaten Holz, Licht, Bett, oft auch Eſſen und Trincken geben, mittlerweil dieſer den grœßten Theil des Tags hinterm Ofen liegt, er würde ihm aber lieber dreymahl ſo viel geben, um nicht die Strapazen und Gefahren eines Feldzugs ſelbſt auszuſtehen. Der Soldat überlæßt ſich lieber der Gefahr, ein Krüppel zu werden, um nur gewiſſe Freyheiten und Vorzüge dieſes Stands zu genießen, da er mit völliger Sicherheit ſeiner Haut auf dem Schneider-Stuhl arbeiten könnte. So durch alle Stände hindurch, ſo lang der Staat nicht in eine außerordentliche Criſin geræth und in ſo fern die ganze Form der Regierung eine billige Verhältniß unter den Unterthanen feſt ſetzt und darüber hält. Herr *Helvetius* zielt zweifelsohne auf die Schindereyen der Financiers und Partiſans in Franckreich, ein patriotiſcher Eifer übernimmt ihn. Allein! wo iſt das Land, wo der Bauer nicht herhalten muß? Und wann wir auch alle Schæfer wæren, würde ſich doch ein Nimrod finden, der die Kunſt, Menſchen wie Schafe zu ſcheren, lernte und übte.

Um den Werth des ſo eiferſüchtig betrachteten Stands der natürlichen Freyheit richtig genug taxiren zu können, darf man nur den Zuſtand ſolcher Völcker erwegen, welche unter einer noch unausgebildeten Regierungs-Form geſtanden oder das ſtrenge Joch eines tyranniſchen Regiments von ſich abgeſchüttelt haben.

In den Zeiten des vierzehenden und fünfzehenden Jahrhunderts lebte man in Teutſchland in einem Zuſtand, welchen die Ritter jener Zeiten unzweifentlich vor die ſo geprieſene natürliche Freyheit erkannt haben. Es ware ſehr gewöhnlich, daß geringe Perſonen, welche einen Haß oder Rache auf jemand hatten, den Titul ihrer vermeintlichen Beleidigung an einen Edelmann oder Commun verhandelten; die Edelleute legten ſich häufig auf offenbaren Straßen-Raub und lauerten, als Flibuſtiers des feſten Lands, aus ihren Berg-Schlöſſern, auf vorbeyreiſende Kaufleute, welche ſie nach Gutbefinden plünderten oder ſich mit einer Ritter-Zehrung auslœſen ließen. Eine demüthigende Erinnerung vor jeden, der in die Leben und Thaten ſeiner Ahn-Herrn

zu weit zurück gehen wollte. Der Befehdungen unter dem Adel ſelbſt war kein Ende und dieſe Wildniß der Sitten erſtreckte ſich ſo weit auf das ganze Volck, daß wir Exempel von Küchen-Jungen haben, die ihren gnædigen Herrn die Fehde angekündigt haben, der unaufhœrlichen Kriege und Plünderungen zwiſchen dem Land-Adel und denen Städten nicht zu gedencken.

Die Geſchichte der Eydgenoſſenſchaft und der vereinigten Niederlande legen uns ebenfalls ſehr traurige Beyſpiele dar, wie bald ein bereits geſittetes, ſich aber ſelbſt überlaſſenes Volck, einer gänzlichen Verwilderung ſich næhere, wann nicht obrigkeitliche Ordnung, Ernſt und Zwang dem nur allzuſchnell in Frechheit ausartenden Triebe zur Freyheit Einhalt thæte. Unter vielen heroiſchen und großen Thaten eines um Recht und Freyheit eifernden Volcks ſieht man in der erſten Epoque ihrer Freywerdung eben ſo viele Denckmahle der ſchrecklichſten Verwüſtungen, Raubereyen und Ungerechtigkeiten, welche ſie unter ſich ſelbſt ausgeübt und die allgemeine Zerrüttung zum Deckmantel unzählbarer privat-Leidenſchaften mißbraucht haben.

Es iſt an dem, weder Rouſſeau noch Helvetius wollen uns zu Tartarn und Arabern machen, wir ſollen nur wieder patriarchaliſch leben. Ein Bild einer ſolchen patriarchaliſchen Regierung findet ſich annoch in dem Schottländiſchen Hochland. Die Hochländer ſeynd in Stämme oder Clans unter ihren Obriſten vertheilt, und jeder Clan hat wiederum beſondere aus dem Haupt-Stamm entſproſſene Äſte, welche auch ihre Hauptleute haben; auf welche ſich die vielen Neben-Äſte und Familien von 50. bis 60. Perſonen als auf ihre unmittelbarſte Beſchützer und Vertheidiger verlaſſen. Die gemeine Hochländer halten es für die hœchſte Stufe der Tugend, ihren Oberſten zu lieben, und ihm einen blinden Gehorſam zu leiſten, ſollte derſelbe auch gleich der Regierung, den Reichs-Geſetzen und ſelbſt den göttlichen Geboten zuwider ſeyn. Er iſt ihr Abgott und alles was er befiehlt, thun ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniß, ohne Bedencken. Næchſt dieſer Liebe gegen ihren Obriſten folgt die, welche ſie zu dem beſondern Aſt tragen, woraus ſie abſtammen, und hernach kommt der ganze Clan oder diejenige, welche eben den Geſchlechts-Nahmen führen. Dieſem, er mag recht oder unrecht haben, ſtehen ſie wider die von einem jeden andern Stamm bey, mit welchem ſie uneinig ſeynd und ihre Feindſchaft iſt, wie der Haß erbitterter Brüder, erſchrecklich heftig; ja die Streitigkeiten zwiſchen zwo Clans werden als erblich durch ganze Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt und bis auf den geringſten Vaſallen vererbet.

Dieſe unumſchränckte Gewalt der Clan-Oberſten iſt nicht nur eine unaufhœrliche Quelle der häuffigen Empœrungen des Volcks gegen ſeine rechtmæßige Regierung, ſondern zugleich auch unzerſtœrlicher Geſetzloſigkeiten, Mords, Diebereyen und aller andern Laſter, ſo die menſchliche Geſellſchaft unſicher zu machen im Stande ſeynd, und wovon die vor einigen Jahren herausgekommene Schottländiſche Briefe ein nach dem Leben gezeichnetes fürchterliches Gemählde darſtellen.

Ein Volck, das ſeiner natürlichen Freyheit niemahls anders als zu ſeinem eigenen Beſten und zum Glück ſeiner Mit-Bürger gebrauchte, erforderte Menſchen, welche eine vollkommen tugendhafte Einrichtung ihres Herzens hätten, welche einen lebendigen Eindruck einer allgemeinen Menſchen-Liebe fühlten und ſolche, mit williger Beyſeitſetzung ihres eigenen Nutzens und Gemächlichkeit, ausübten, nur ſolche würde man zu keiner Pflicht zu zwingen nœthig haben. Wo iſt aber je ein ſolches

Volck auf der Erde erſchienen? Selbſt in der Familie der Patriarchen waren Ehebrecher und Seelen-Verkäufer. Die allermeiſte Menſchen haben ein kaltſinniges Gemüth gegen andere, ſie lieben ſie nicht und haſſen ſie nicht, es iſt ihnen daher gleichgültig: ob ſie glücklich oder unglücklich ſeynd? vielmehr ſeynd nur allzuviele, welche ihre Freude und einiges Geſchäft darinn ſuchen, andere anzufeinden, zu haſſen, zu betrügen, zu übervortheilen und zu verfolgen. Wie Wenige ſeynd ſo milde und geſchlacht, daß ihre Herzen von den zarten Empfindungen der Tugend ſollten entzündet und ſo durchglühet werden, daß ſie aus Menſchen-Liebe ihre eigene Vortheile verläugnen ſollten, welches doch oft unvermeidlich iſt, wann der Wohlſtand einer Geſellſchaft im Ganzen erhalten werden ſolle. Wann nun keine Obrigkeit wære, welche mit hinreichendem Ernſt und gewiſſen Zwangs-Mitteln die Ausübung derjenigen Pflichten abnœthigte, welche ein Menſch von dem andern fordern kan, wie bald würde die ganze menſchliche Geſellſchaft in ſich ſelbſt zerrüttet werden? und wie nœthig iſt unter einem ſo ungeſchlachten Volck eine Gewalt, um durch Furcht einen Theil deſſen zu vollbringen, das ein freyes Werck der Tugend ſeyn ſollte.

Es iſt alſo, nach allem dieſem Betracht, der obrigkeitliche Stand als ein beſonderes Gnaden-Geſchenck Gottes anzuſehen, da durch deſſen Dienſt die Wohlfarth und Sicherheit vieler tauſend Menſchen auf eine leichte, bequeme und faſt unmerckliche Weiſe auf einmahl beſorget wird, welche jeder einzele Menſch oder Familie theils niemahls, theils nur unvollkommen und mit unzählbaren Gefahren und Beſchwerden erhalten würde.

In dieſer Sorgfalt um die Erhaltung der Grund-Geſetze und Verfaſſung des Staats, in dieſer Bemühung einer rechtſchaffenen Obrigkeit um die Wohlfarth ihrer Bürger, in dieſem Reſpect und Achtung eines Regenten vor den Menſchen-Stand ſeiner Unterthanen beruhet die *politiſche Freyheit* eines Volcks.

Dieſe Pflichten ſeynd in den Rechten der Menſchheit ſelbſt gegründet. Dann es iſt ein ausgemachter Grund-Satz des allgemeinen Staats-Rechts: Die Völcker haben ſich Häupter erwählet, um ihre Freyheit zu beſchützen, nicht aber, um ſich ihnen zu Knechten zu ergeben. Wann wir einen Fürſten haben, ſagt Plinius zum Trajan, ſo iſt es darum, um vor einem Herrn bewahrt zu bleiben.

Ein würcklich freyer Menſch iſt, der nicht weiter unterthan iſt, als die Ordnung und Erhaltung der Regierungs-Form erfordert, in welcher er lebt.

Ein freyes Land iſt alſo dasjenige, in welchem die Regierungs-Form auf die vor die allgemeine Sicherheit und Wohlfarth mœglichſte Weiſe die Gleichheit der Rechte beybehält, welche die Menſchen nach den erſten Geſetzen der Natur genießen ſollten.

Der Geiſt der Freyheit iſt die ganze Denckungs-Art und Handels-Weiſe einer Perſon oder Volcks, nach welcher daſſelbe in der Ausübung, Bewahrung und Vertheidigung ſeiner angebohrnen, erkannten und empfindenden Menſchheits-Rechte und Würde ſich durch die Bande der bürgerlichen Regierung nicht weiter hemmen oder einſchräncken læßt, als zu Erhaltung von dieſer vonnœthen iſt.

Die Geſetzgebende Gewalt iſt der Mittel-Punct, das erſte Glied an der großen Kette einer jeden bürgerlichen Geſellſchaft und Verfaſſung, die Geſetze bezeichnen aber auch zugleich den Weg und die Gränze der Freyheit zu dencken und zu handeln.

Weil nun eine jede Regierungs-Form durch Geſetze beſchränckt iſt, weil die Geſetze ordentlicher Weiſe die Wohlfarth des Staats zum Endzweck haben, und nur das eine rechtmæßige Freyheit iſt, welche ſich auf die Geſetze gründet und mit denſelben gleiche Abſichten hat, ſo folgt daraus, daß auch eine jede Regierungs-Form an und vor ſich mit den Rechten der Freyheit compatibel iſt.

Gilt dieſer Satz von allen Regierungs-Formen überhaupt, ſo muß er ganz vorzüglich von den Regierungen chriſtlicher Regenten als wahr an ſich angegeben werden; und wann das Chriſtenthum von keiner andern Seite liebens- und ehrwürdig wære, ſo intereßirte es eine jede Menſchen-Seele nur darum, ein Chriſt zu ſeyn, weil unſere Religion die willkührliche Gewalt, den Deſpotiſmum, verabſcheut und die Rechte der Herrſchaften und Unterthanen in ſolch gleiche Waage legt, daß kein Reich glücklicher und ruhiger ſeyn könnte, als wo der Menſch Kœnig und der Menſch Unterthan wahre Chriſten ſeynd.

Alle Europæiſche Völcker haben in ihrem Character einen Strich von Freyheit, der ſie von andern Völckerſchaften des Erdbodens unterſcheidet. Unſtreitig entſpringet ſolches aus den geheiligten Grund-Sätzen der chriſtlichen Religion, welche auf eine ſo ſtarcke Weiſe vor die Würde des Menſchen ſpricht. Dieſes iſt ſo wahr, daß man einer gewiſſen Nation Schuld gegeben, ſie verhindere die Ausbreitung des Evangelii in den Indien nur darum, weil ſie ſonſt gehindert würde, den Menſchen-Handel zu treiben und die Sclaven wie Vieh zu benutzen.

Noch mehr: Je erleuchteter das Chriſtenthum eines Volcks iſt, je mehrere Züge der Freyheit wird man in demſelben wahrnehmen. Die Unterthanen des Rœmiſchen Pabſts geben einen unwiderſprechlichen Beweis aus dem Gegen-Satz, wie knechtiſch eine Nation unter dem Joch eines abergläubiſchen Regiments wird. Die Zeugniſſe der Reiſenden von allen Religionen ſtimmen darinn ein, welch ein weibiſches, armes und niederträchtiges Volck die heutige Romanier ſeyen.

Der einige Unterſchied, welchen die Regierungs-Formen hierinnen beſtimmen, beſteht darinn, daß der Geiſt der Freyheit in Monarchien gemeiniglich nur in einzeln Perſonen und Handlungen hervorblickt, in gemiſchten oder republicaniſchen Verfaſſungen aber allgemeiner herrſchend iſt und einen Theil des national-Characters ausmacht. Dann da in dieſen die Geſetzgebende Gewalt unter mehreren an Rang und Intereſſen verſchiedenen Ständen und Perſonen getheilt iſt, ſo iſt damit die Freyheit eines Volcks nicht nur in ſich tiefer begründet, ſondern zugleich auch gegen diejenige ſicher geſtellt, welche ohne dieſe vervielfältigte Sorgfalt die erſte Gelegenheit haben würden, ihr zu ſchaden.

Dieſer anhaltende Trieb, dieſe würckſame Liebe zur Freyheit, entſteht bey edlern Seelen und nach ſublimern Begriffen, aus einer Erkänntniß und Gefühl der urſprünglichen Hoheit, Würde und alleinigen Dependenz des Menſchen von Gott, als ſeinem Schöpfer und wahren unmittelbaren Herrn.

Unter dieſer hohen Empfindung ſteht allernæchſt die dem Menſchen eingepflanzte Liebe zur Geſelligkeit, die Überzeugung, daß Menſchen unter ſich zur gemeinſchaftlichen Erleichterung ihrer Bedürfniſſe verbunden und dabey doch glücklich, ruhig und vergnügt ſeyn können.

Weil keine Gattung bürgerlicher Geſellſchaften ſo vollkommen iſt, daß ſie nicht ihre Gebrechen, und keine ſo verdorben, daß ſie nicht ihre relative Vorzüge gegen andere hätte, ſo tritt zwiſchen obige Sätze das Vorurtheil in die Mitte: Diejenige Ver-

faſſung, worinn einer gebohren iſt, oder unter welche er ſich aus freyer Willkühr begeben hat, ſeye die beſte.

Daraus entſteht eine Liebe und Verehrung der Grund-Sätze, auf welchen eine ſolche Verfaſſung ruhet. Iſt der Staat Monarchiſch, ſo wird ſelbſt ein nachdencklicher *Montesquieu*, nach zwanzig-jährigen Überlegungen ſich noch glücklich ſchätzen, als ein Franzoſe gebohren zu ſeyn.

Iſt er in einem monarchiſch-democratiſchen Staat gebohren, ſo faltet er, politiſcher Andacht voll, die Hände, wann er das Urtheil des Engelländers dagegen ließt: «Alles, was ich in Franckreich geſehen — ſchreibt der Biſchoff Burnet von ſeiner dahin gethanen Reiſe, hat das Siegel auf meine Verehrung der Geſetze, auf meine Liebe zur Freyheit und auf meinen Haß gegen eine willkührliche Gewalt aufgedrückt.»

Der vortreffliche Zuſchauer ſpricht in gleichem Ton: Wann er eine Religion zu wählen und ſich von freyen Stücken einer Regierung zu unterwerfen hätte, würde er die Engliſche Kirche und Regierungs-Form allen andern vorziehen, er rechnete ſichs daher würcklich zum beſondern Glück, auf dieſer Inſel gebohren zu ſeyn.

Iſt er ein Republicaner, ſo tœnt er Hallern nach:

Hier iſt mein Vaterland, Ein Gott, ein freyes Herz.

Hieraus fließet eine innere zärtliche Erkänntlichkeit vor alle aus der glücklich geachteten Verfaſſung uns zugehende Wohlthaten und wahre oder eingebildete Vorzüge, welche zugleich den Grad des Affects, ſo man unter dem National-Stolz bezeichnet, rege macht.

Es erweckt aber auch dieſe Hochachtung der Regierungs-Form in einem vom Geiſt der Freyheit belebten Volck ein eiferſüchtiges Halten über den Grund-Geſetzen des Staats. Man weiß, was man hat, und wünſcht, die Nachkommen ſolltens nicht ſchlimmer haben.

Keine Übertrettung der Geſetze kan daher einem Volck, in deſſen Geiſt noch Freyheit lebt, zu klein oder gleichgültig ſeyn. Dagegen wachen tauſend Augen, und ob ſie ſchliefen, ſo erhebt der Patriot ſeine Wächter-Stimme, ſie zu ermuntern, die Trægе zu erſchüttern, die Bœſe zu ſchrecken, die Muthloſe zu ſtärcken und in einem gantzen Volck die Grund-Sätze ſeiner Wohlfarth zu befeſtigen und thætig zu machen.

RELIQUIEN.

DER CHRISTLICHE STAATS-MANN.

Ein Gelehrter, der ein Chriſt iſt, hat unendliche Vorzüge vor denen, die nur in ihrem eigenen Licht wandeln. Er muß freilich den Druck des allgemeinen Verderbens fühlen, worunter auch die Wiſſenſchaften liegen, es trifft aber auch bey ihm das Verheißungs-Wort des Herrn Jeſu ein: Ich habe euch Macht gegeben, zu tretten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes und nichts wird euch beſchædigen; ingleichen: So ihr etwas giftiges eßen oder trincken werdet, ſoll es euch nicht ſchaden. Es gilt dieſes insbeſondere von derjenigen Art Arbeiten, welche Staats-Gelehrte beſchäftigt. Die Erde hat an ſich ſchon was klebriges, Grund und Boden der großen Welt iſt aber von der gemeinen Art unterſchieden, wie

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Leim-Erde von der Porcelain-Erde; wann diese weich und tractabel gemacht worden ist, so bleibt der, so sich eine Weile drauf stellt, gar fest angeklebt und kan sich auch mit Gewalt nicht losreißen, biß die Erde unter ihm aufs neue losgeweicht ist. So sehen auch würklich Leute aus, die in dem Gewühl des irrdischen Sinns mit Welt-Händeln zu thun haben, als wann sie und die Erde nur Eine Maße wæren. Darum sagt unser Heyland in bildlichen Sinn: Wir sollen uns fleißig die Füße waschen; damit es nicht dürre unter uns wird und wir kleben bleiben.

Eine der schwersten Plagen vor einen Mann von Geschäfften, der ein Christ ist, ist die Zerstreuung, wodurch man untüchtig wird zum Gebet. Ein gewißer Reichsfürst wettete einstmahls mit dem theuren Luther: Wann er im Stand sey, ein Vater Unser ohne fremde Gedancken zu beten, wolle er ihm einen schœnen Gaul schencken. Luther fienge an, zu beten, als er aber etwa in der Mitte war, dachte er nicht nur, sondern sagte überlaut: Aber, Ew. Fürstliche Gnaden, auch den Sattel. Du lieber Luther! wie offt hat mich dein Sattel schon getrœstet? und wie dancke ichs dem, der diesen Druck der Menschlichkeit von diesem großen Glaubens-Helden aufgezeichnet hat.

DIENER-TREUE.

«Gnædigster Herr, ich kan es Gewissens halber nicht thun.»

«Thue ers auf meine Verantwortung.»

Der auf sich selbst solchergestalt aßignirt und der diese Aßignation angenommen hat, werden sie dereinst nicht gleiche Verantwortung haben?

Ja wohl thut es weh, wann man einem Herrn, aus seiner eigenen Schuld, nicht mit ganzer Treue dienen kan. Man muß sich aber beruhigen lernen, können's doch Eltern bey ihren Kindern, Herrn bey ihren Unterthanen nicht allemal durchsezen, kan es doch Gott selbst bey den Menschen nicht.

DER GEIST DES JAHRHUNDERTS.

Es ist villeicht keine Zeit in Europa gewesen, wo die Begierde zu wissen, zu lesen, zu raisonniren, unter beiden Geschlechtern, unter allen Gattungen und Ständen der menschlichen Gesellschafft so allgemein, und die Gelegenheiten dazu so häufig, so mannigfaltig und erleichtert gewesen sind, als zu unsern Tagen. So sehr dieses einer Seits zur Erleuchtung des menschlichen Verstandes überhaupt und zur Erweiterung der Kenntniße beitrægt, so gewiß ist es anderer Seits, daß der Unglaube, die Verspottung der Religion, die Verderbniß der Sitten dadurch in gleichem Grad befördert und der Geist unsers Jahrhunderts durch die Menge dieser Verführungs-Mittel nicht nur leichtsinnig, sondern leichtfertig geworden ist. Diß beweißt nichts vor den menschlichen Thier-Stand eines Rousseau, es lernt aber dem Wort des Heilands trauen: das Unkraut mit dem Waizen wachsen zu laßen biß zum Tag der großen Ernde.

DER GROSSE MANN.

Wie ehrwürdig ist ein großer Mann im Unglück! Er gleicht der prächtigen Bild-Säule, die in eine gangbare Straße eingestürzt ist; man nimmt einen Umweg um sie herum, um sie auch nach ihrem Fall nicht zu beschædigen.

HERREN-GNADE.

Eine stille Aufwartung in dem Vorzimmer eines Großen ist auch der Weg, sein Glück

zu machen, aber nur vor Leute, die zu Haus nichts zu verſäumen haben.

Die Liebe der Fürſten iſt ſo heiß, daß ſie die, welche ſich ihr zu ſehr næhern, leicht zu Aſchen verbrennt.

DIE MENSCHEN-LIEBE EINES IRRELIGIÖSEN CAMERALISTEN.

Hr. Prof. Kloz hat eine Geſchichte der Schand-Münzen herausgegeben; mit vieler Beleſenheit und nächtlichem Forſchen iſt ein klein octav-Bändgen davon zuſammen geſchrieben worden; die Geſchichte des Deutſchen Münz-Weſens hätte ihm Folianten von Münzen gelifert, welche an den Pranger des Publici geſchlagen worden und den Nahmen von *nummis contumelioſis* in hœchſtem Grad verdienen.

MINISTERS UND RÆTHE.

So lang ein Miniſter noch betet, ſo lange darf man noch auf ihn rechnen.

Nur dreiſt bey einem großen Herrn ſich vor das ausgegeben, was man gerne ſeyn will, ſie glauben ja ſo gar einem Goldmacher.

Wilhelm Tell, der Stamm-Vater der Eydgenoßiſchen Freiheit, wollte vor der berühmten Stange ſeines gnædigen Herrn Landvogts den Hut nicht abziehen, vor dem Galgen, woran ein berüchtigter Favorit gehenckt worden und an welchem dermalen *Sedes vacans* iſt, würde ers gewiß gethan haben.

PHILOSOPHEN.

Unſere Weiſe nach der Mode citiren uns unaufhœrlich Griechen, Rœmer und Chineſer; es ſeye alſo! dieſe ſind es, welche an jenem Tag der allgemeinen Entſcheidung von Morgen und Abend auftreten werden, um gegen die heydniſche Chriſten unſerer Zeit Zeugniße zum Gericht ihrer Verdammung abzulegen.

RELIGIONS-SPÖTTER.

Die Rœmer haben keine andere Religion verfolgt, als nur die chriſtliche, die Spötter unſerer Zeit machens eben ſo.

DER SCHRIFFTSTELLER.

Wann Wieland, ſtatt Sympathien und Empfindungen eines Chriſten nun Romanen ſchreibt, Narrens-Poßen aus andern Sprachen überſezt und verbuhlte Lieder dichtet, ſo iſt es ein Verdacht, daß die Schœnheit der Religion ſich nur ſeines Verſtandes und nie ſeines ganzen Herzens bemeiſtert habe, ſo iſt es eine Warnung vor jeden Schriftſteller, nie mehr zu ſagen, als er würklich glaubt. Es bleibt deßwegen die Wahrheit in ſeinen Schrifften eben das, was ein Prinz bleibt, wann ihm auch in bœſer Geſellſchafft der Rock ausgezogen würde, auf dem die Wahrzeichen ſeiner Würde geheſſtet waren.

VERSTAND UND WIZ.

Es gibt eine geilende Vernunfft, wie manches Erdreich das mit Sand vermiſcht werden muß.

VORSÄZE UND PROJECTE, HOFFNUNGEN UND WÜNSCHE.

So ſolls ſeyn, gehœrt vor uns, ſo wirds ſeyn, vor Gott.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND.

EMPFINDUNGEN EINES CHRISTEN.

(PSALMEN, ZWEYTE ABTHEILUNG VI. IX. XII.)

Wem du, o Gott, einen reinen Sinn geſchenkt haſt, wer unverrückt in deiner Gegenwart bleibet, dem darf kein Übel begegnen.

Heilige Stille ſchwebet über ſeiner Seele; er vergißt ſich ſelbſt, und befleißigt ſich nur, Dir wohl zu gefallen.

Die Seele, die immer zu deinen Füßen liegt, verlernt ſtolz zu ſeyn. Wenn ich dich denke, o Ewiger, was bin ich alsdann? Ja, was iſt die ganze Welt vor dir?

Wenn du mich an deine Weisheit erinnerſt, o dann hab' ich keinen Willen, als dein Geſetz.

Dein Auge durchleuchtet die geheimſten Irrgänge meines Herzens.

Deine Heiligkeit macht mein Gebein erzittern, aber deine Liebe zerſchmilzt mein Herz in Wehmuth und Dankbarkeit.

Du ſprichſt zu meiner Seele: Suche mein Antlitz! Schaue unverwandt auf mich! Deine Sünde iſt vor mir hinweg gethan; mein Antlitz ſtrahlt dir lauter Gnade!

O ſo mœge dann meine Seele, gleich jungen Cherubim, die unter deinen ſchöpfriſchen Blicken hervor blühen, immer im Licht deines Angeſichts ſchweben!

Ach, daß die Wolken verſchwänden, die dich ſo oft aus meinen Augen rücken!

Sobald ich nicht auf Dich ſchaue, verirre ich! Meine Stärke wird Schwachheit, und meine Füße gleiten.

Führe mich, Herr, auf deinem Wege! Laß deinen Engel mich bewahren, wenn ich anſtoßen will; laß deinen Engel mich bewahren, wenn ich die Wege der Verkehrtheit betrete!

Ergreife mich, o Allmächtiger! Verbirg mich in deine Umſchattung, bilde mich da nach deinem Herzen.

Ach! was wære mir ſonſt das Leben, wenn ich deiner Gnade unwerth lebte? Wie viel beſſer wære mirs, gar nicht zu ſeyn, wenn ich nicht dir zu Ehren bin!

Hätteſt du mich zu einer Blume des Feldes gebildet, ſo blühete ich dir zu Ehren; hätte mich deine Allmacht zum gefiederten Sänger des Hains erſchaffen, ſo weckte mein froher Waldgeſang den einſamen Weiſen zu deinem Lob.

Aber du wollteſt, daß ich, wiewohl zur Hälfte von Staub, mein Haupt unter den Unſterblichen empor hübe.

Du gabſt mir Gedanken, um dich zu denken, und Engelsbegierden, die mich zu Dir empor tragen; eine Stimme dich zu loben, und Kräfte deinen Willen zu vollbringen.

Du biſt alles in allem; du biſt das Ziel aller Geſchaffnen, der Anfang und das Ende.

Du allein biſt würdig, Preis und Ehre von uns zu nehmen; vor dir neigen ſich die Himmel; dein Wille iſt das Geſetz aller Weſen, dein Wille iſt Güte und Seligkeit!

Ach! wenn mein Wille dem deinigen widerſtrebet, wenn ſich der Ohnmächtige, den du mit einem Hauch verwehen kannſt, gegen den Unendlichen, der Wurm gegen Gott, auflehnet —

Furchtbarer Gedank, entfleuch! Meine Seele bebet vor dir, als ob ſie in die Pforten der Hölle blickte.

O du mein Schöpfer, mein Vater, hœre die Gelübde der entflammten Seele, drücke ſie tief in mein Herz, und laß den heiligen Vorſatz immer vor mir ſchweben.

Ach es iſt nicht Stolz, was mich entflammet; ich fühle meine Nichtigkeit! — Aber ich fühle auch, was ich durch dich bin! Dich loben ja alle deine Werke! Selbſt der Wurm im Staub ehret dich! Ach laß mich nur zu deiner Ehre leben!

Seyd mir gegrüßt, ihr ſtillen Schatten des Todes, und du ſanfte Ruh im kühlen Grabe!

Bald wird meine Seele ihren Staub abſchütteln, bald wird mein Gebein in deinem Schooße ruhen.

Sey mir willkommen, feſtliche Todesſtunde, du ſüße Trœſterin!

Wenn ich an dich denke, wallet himmliſche Heiterkeit um meine Seele; wenn ich an dich denke, fühle ich mich ſchon halb entkerkert.

Ich ſchwebe ſchon im Eingange des Himmels, und ſehe mit verklærten Blicken auf die Dinge dieſer Welt herab.

Dort unter den Gebeinen entſchlafner Chriſten, wo mir jedes Grabmahl ein Siegeszeichen unſterblicher Seelen iſt, die über ihren Leib geſieget haben, ſammelt mein Geiſt helle Gedanken und Freuden, die ſeiner Beſtimmung würdig ſind.

Ja, dieſe Todtengefilde, dieſe Græber und zerſtreuten Gebeine, dieſer grauenhafte Anblick für irdiſch geſinnte Seelen, iſt eine liebliche Ausſicht, eine Augenweide für mich.

Denn dein Tod, o Jeſu, hat dem Tode ſeine Schrecken ausgezogen; dein Grab hat unſer Grab geheiliget; dein Auferſtehn hat den Tod in ewiges Leben verwandelt.

Sey gelobet, o Herr unſer Erlœſer! ſey gelobet von allen Myriaden, die du erlœſet haſt!

Wie ſelig ſind die, die an dich glauben! Wer kann ſie ſchrecken? Was kann den göttlichen Frieden ihrer Seele ſtœren?

Darf auch ein Übel die berühren, die an deinem Herzen ruhen?

Ein Blick auf dein Kreuz macht ihre Leiden zu Ergetzungen; ein Blick in dein eröffnetes Grab macht das Sterben zum Gewinn.

Du biſt geſtorben! Du biſt auferſtanden! Der Tod iſt nicht mehr! Er iſt zum Schutzengel geworden!

O du Engel des Friedens, du angenehmer Bote vom Herrn, wie lange verzœgerſt du?

Ach, wenn kommſt du, mich heimzuhohlen? Wenn wirſt du mich dahin bringen, wo ich Gottes Angeſicht ſchaue?

Wo ſeyd ihr, ſelige Tage, von beſſern Menſchen gelebt, da die erneuerte Welt aus den Waſſern hervor ſtieg, und eine ſchuldloſe Jugend in junge Haine lud?

Oder da Rahel, die lieblichſte unter den Töchtern zu Haran, ihre ſanfte Herde in ſtille Fluren leitete, und ihre tonreiche Stimme zum Lobe des Schöpfers gewöhnte, indem ein blühender Kranz von Schweſtern in Reigen um ſie her tanzte, und die unentweihte Cither zu göttlichen Pſalmen ſtimmte.

Als die einfältige Natur ihre Kinder noch um ſich her erzog, ungeſchminkt, wie ſie ſelbſt, in anmuthigen Gefilden, die noch keine Zwietracht des goldnen Schmucks der Ernte beraubte.

Als ihre beſcheidene Begierde ſich noch mit nährenden Pflanzen begnügte, die jede Jahrszeit freygebig hervor bringt: der Öhlbaum träufelte ſeine Fettigkeit auf ihre Häupter, und die emſige Biene theilte den ſüßen

Honig mit ihnen, den ſie auf gewürzreichen Hügeln ſammelte.

Als ihre frommen Hütten, die Wohnung der Liebe und der Unſchuld, nur von friedſamen Palmen beſchützt waren, die ihren wirthlichen Schatten dem müden Fremdling entgegen ſtreckten.

Als noch die weiſe Mutter die Kinder, die um ſie her ſcherzten, durch lehrende Fabeln ergetzte, und jede hervor keimende Neigung zu künftiger Tugend bildete.

Ach, ihr ſeyd entflohen, ihr ſeligen Tage! Nie hat euch meine Auge geſehn; nur in heiligen Träumen beſucht mich euer holder Schatten, und erquickt mein Herz mit flüchtiger Wonne.

Wohin ſeyd ihr entflohen? in welche unbemerkte Hütte? zu welchem frommen Geſchlechte, das die Sitten beßrer Væter mitten in entarteten Zeiten erhalten hat?

Umſonſt ſuch' ich euch, als bey dem Chriſten, den ſeine Tugend, gleich einem blendenden Glanz, den übrigen Sterblichen unſichtbar macht.

Sie ſind zerſtreut, die wenigen Frommen, die Redlichen, die Weiſen; ſie liegen unter dem verkehrten Haufen verſteckt, wie die balſamiſche Viole von hoch aufgeſchoßnen Neſſeln überſchattet wird.

Ach wie lange ſoll der Gottloſe ſich verbreiten, und der Stolze ſeinen Kamm rœthen? Wie lange ſoll der Fuß des Ungerechten den Armen in den Staub treten, und der Verächter Gottes des zaudernden Donners ſpotten? Wie lange ſoll die Natur unter ihren Verwüſtern ſeufzen, und die Sonne klagen, daß ihr heiliges Licht den Thaten der Sünder leuchten muß?

Nicht lange, ſo wird der Gottloſe gar nicht mehr ſeyn, ſeine Kraft wird verwelkt ſeyn, und ſeine Krone zu Boden liegen. Seine Werke wird das Feuer verzehren, und ewiges Vergeſſen ſeinen Nahmen auslöſchen.

Alsdann wird man nach ſeiner Stätte ſehen, und ſie wird nicht mehr ſeyn. Er wird ſeyn, wie einer der nie geboren war, und ſein Gedächtniß wie eines Morgentraums.

Aber die Gerechten werden bleiben, und das Maß ihrer Tage iſt Ewigkeit. Sie werden verſammelt werden, und die neue Erde beſitzen, wo Gerechtigkeit wohnet, und Unſchuld und Friede ſich küſſen.

Die ihr jetzt leidet, frohlocket! Dort werdet ihr, mit Palmen gekrœnt, dem Siegeswagen des Göttlichen folgen, der vor euch her durch Leiden des Todes zu ſeiner Herrlichkeit einging.

Die ihr jetzt weinet, erheitert euer Antlitz, ihr werdet euch freuen; mit unſterblicher Freude werdet ihr euch freuen, jede leidende Thræne wird eine Quelle von Seligkeit werden.

Alsdann wird die Wüſte blühen wie eine Roſe, der Erde wird die Pracht des Himmels gegeben, und alle Stimmen der Schöpfung werden Ein ewiger Lobgeſang des Unendlichen ſeyn.

GESCHICHTE DES AGATHON.

Nach der erſten Ausgabe Frankf. u. Leipzig 1766. 67.

NEUNTES BUCH. FÜNFTES CAPITEL.

AGATHON WIRD DER GÜNSTLING DES DIONYSIUS.

Agathon erfuhr die hauptſächlichſten Begebenheiten, welche den Inhalt des vorhergehenden Capitels ausmachen, bey einem groſſen Gaſtmahl, welches ſein Freund der Kauffmann, des folgenden Tages gab, um Agathons Ankunft in Syracus, und ſeine eigene Wiederkunft feyerlich zu begehen. Der Name eines Gaſtes, der eine Zeit lang den Griechen ſo viel von ſich zu reden gegeben hatte, zog unter andern Neugierigen auch den Philoſophen Ariſtippus herbey, der ſowol wegen der Annehmlichkeiten ſeines Umgangs, als wegen der Gnade, worinn er bey dem Tyrannen *ſtund, in* den beſten Häuſern zu Syracus ſehr willkommen war. Dieſer Philoſoph hatte ſich, bey jener groſſen Migration der ſchœnen Geiſter aus Griechenland nach Syracus, auch dahin begeben, mehr um einen beobachtenden Zuſchauer abzugeben, als in der Abſicht, durch paraſitiſche Künſte die Eitelkeit des Dionys ſeinen Bedürfniſſen zinßbar zu machen. Agathon und Ariſtippus hatten einander zu Athen gekannt; aber damals contraſtierte der Enthuſiaſmus des Erſten mit dem kalten Blut, und der humoriſtiſchen Art zu philoſophiren des andern zu ſtark, als daß ſie einander wahrhaftig hätten hochſchätzen können, obgleich Ariſtipp ſich öfters bey den Verſammlungen einfand, welche damals aus Agathons Haus einen Tempel der Muſen, und eine Academie der beſten Köpfe von Athen machten. Die Wahrheit war, daß Agathon mit allen ſeinen ſchimmernden Eigenſchaften in Ariſtipps Augen ein Phantaſt, deſſen Unglück er ſeinen Vertrauten öfters vorherſagte — und Ariſtipp mit allem ſeinem Witz nach Agathons Begriffen ein bloſſer Sophiſt war, den ſeine Grundſätze geſchickter machten, weibiſche Sybariten noch ſybaritiſcher als junge Republicaner zu tugendhaften Männern zu machen. Der Eindruck, welcher beyden von dieſer ehemals von einander gefaßten Meynung geblieben war, machte ſie ſtutzen, da ſie ſich nach einer Trennung von drey oder vier Jahren ſo unvermuthet wieder ſahen. Es gieng ihnen in den erſten Augenblicken, wie es uns zu gehen pflegt, wenn uns däucht, als ob wir eine Perſon kennen ſollten, ohne uns gleich deutlich erinnern zu können, wer ſie iſt, oder wo und in welchen Umſtänden wir ſie geſehen haben. Das ſollte Agathon — das ſollte Ariſtipp ſeyn, dachte jeder bey ſich ſelbſt, war überzeugt, daß es ſo ſey, und hatte doch Mühe, ſeiner eigenen Überzeugung zu glauben. Ariſtipp ſuchte im Agathon den Enthuſiaſten, welcher nicht mehr war; und Agathon glaubte im Ariſtipp den Sybariten nicht mehr zu finden; vielleicht allein, weil ſeine Art, Perſonen und Sachen ins Auge zu faſſen, ſeit einiger Zeit eine merkliche Veränderung erlidten hatte. Ein Umgang von etlichen Stunden lœſete beyden das Ræthſel ihres anfänglichen Irrthums auf, zerſtreute den Reſt des alten Vorurtheils, und flœßte ihnen Diſpoſitionen ein, beſſere Freunde zu werden. Unvermerkt erinnerten ſie ſich nicht mehr, daß ſie einander ehemals weniger gefallen

hatten; und ihr Herz liebte den kleinen Selbftbetrug, dasjenige was fie itzt für einander empfanden, für die bloffe Erneuerung einer alten Freundfchaft zu halten. Ariftipp fand bey unferm Helden eine Gefälligkeit, eine Politeffe, eine Mæffigung, welche ihm zu beweifen fchien, daß Erfahrungen von mehr als einer Art eine ftarke Revolution in feinem Gemüthe gewürkt haben mußten. Agathon fand bey dem Philofophen von Cyrene etwas mehr als Witz, einen Beobachtungs-Geift, eine gefunde Art zu denken, eine Feinheit und Richtigkeit der Beurtheilung, welche den Schüler des weifen Socrates in ihm erkennen lieffen. Diefe Entdeckungen flœffeten ihnen natürlicher Weife ein gegenfeitiges Zutrauen ein, welches fie geneigt machte, fich weniger vor einander zu verbergen, als man bey einer erften Zufammenkunft zu thun gewohnt ift. Agathon ließ feinem neuen Freunde fein Erftaunen darüber fehen, daß die Hoffnungen, welche man fich zum Vortheil Siciliens von Platons Anfehen bey dem Dionys gemacht, fo plötzlich, und auf eine fo unbegreiffliche Art, vernichtet worden. In der That beftund alles was man in der Stadt davon wußte, in bloffen Muthmaffungen, die fich zum Theil auf allerley unzuverlæffige Anecdoten gründeten, welche in Städten, wo ein Hof ift, von müffigen Leuten, die fich das Anfehen geben wollen, als ob fie von den Geheimniffen und Intriguen des Hofes vollkommene Wiffenfchaft hätten, von Gefellfchaft zu Gefellfchaft herumgetragen zu werden pflegen. Ariftipp hatte in der kurzen Zeit, feit dem er fich an Dionyfens Hofe aufhielt, die fchwache Seite diefes Prinzen, den Character feiner Günftlinge, der Vornehmften der Stadt, und der Sicilianer überhaupt fo gut ausftudiert, daß er, ohne fich in die Entwicklung der geheimern Triebfedern (womit wir unfre Lefer fchon bekannt gemacht haben) einzulaffen, den Agathon leicht überzeugen konnte, daß ein gleichgültiger Zufeher von den Anfchlægen Dions und Platons, den Dionys zu einer freywilligen Niederlegung der monarchifchen Gewalt zu vermœgen, fich keinen glücklichern Ausgang habe verfprechen können. Er mahlte den Tyrannen von feiner beften Seite als einen Prinzen ab, bey dem die unglücklichfte Erziehung ein vortreffliches Naturell nicht habe verderben können; der von Natur leutfelig, edel, freygebig, und dabey fo bildfam und leicht zu regieren fey, daß alles bloß darauf ankomme, in was für Händen er fich befinde. Seiner Meynung nach, war eben diefe allzubewegliche Gemüthsart und der Hang für die Vergnügungen der Sinnen die fehlerhaftefte Seite diefes Prinzen. Plato hätte die Kunft verftehen follen, fich diefer Schwachheiten felbft auf eine feine Art zu feinen Abfichten zu bedienen; aber das hätte eine Gefchmeidigkeit, eine kluge Mifchung von Nachgiebigkeit und Zurückhaltung erfordert, wozu der Verfaffer des Cratylus und Timæus niemals fæhig feyn werde. Überdem hätte er fich zu deutlich merken laßen, daß er gekommen fey, den Hofmeifter des Prinzen zu machen; ein Umftand, der fchon für fich allein alles habe verderben müffen. Denn die fchwächften Fürften feyen allemal diejenigen, vor denen man am forgfältigften verbergen müffe, daß man weiter fehe als fie; fie würden fich's zur Schande rechnen, fich von dem grœffeften Geift in der Welt regieren zulaffen, fo bald fie glauben, daß er eine folche Abficht im Schilde führe; und daher komme es, daß fie fich oft lieber der fchimpflichen Herrfchaft eines Cammerdieners oder einer Maitreffe unterwerfen, welche die Kunftgriffe befitzen, ihre Gewalt über das Gemüth des Herrn unter fclavifchen Schmeicheleyen oder fchlauen Liebkofungen zu verbergen. Plato

ſey zu einem Miniſter eines ſo jungen Prinzen zu ſpitzfündig, und zu einem Günſtling zu alt gewesen: Zudem habe ihm ſeine vertraute Freundſchaft mit dem Dion geſchadet, da ſie ſeinen heimlichen Feinden beſtändige Gelegenheit gegeben, ihn dem Prinzen verdächdig zu machen. Endlich habe der Einfall, aus Sicilien eine platoniſche Republick zu machen, an ſich ſelbſt nichts getaugt. Der National-Geiſt der Sicilianer ſey eine Zuſammenſetzung von ſo ſchlimmen Eigenſchaften, daß es, ſeiner Meynung nach, dem weiſeſten Geſetzgeber unmœglich bleiben würde, ſie zur republicaniſchen Tugend umzubilden; und Dionys, welcher unter gewiſſen Umſtänden fæhig ſey ein guter Fürſt zu werden, würde, wenn er ſich auch in einem Anſtoß von eingebildeter Großmuth hätte bereden laſſen, die Tyrannie aufzuheben, allezeit ein ſehr ſchlimmer Bürger geweſen ſeyn. Dieſe allgemeine Urſachen ſeyen, was auch die næhern Veranlaſſungen der Verbannung des Dion und der Ungnade oder wenigſtens der Entfernung des Platon geweſen ſeyn mœgen, hinlänglich begreifflich zu machen, daß es nicht anders habe gehen können; ſie bewieſen aber auch (ſetzte Ariſtipp mit einer anſcheinenden Gleichgültigkeit hinzu) daß ein Anderer, der ſich die Fehler dieſer Vorgänger zu Nutzen zu machen wüßte, wenig Mühe haben würde, die unwürdigen Leute zu verdrängen, welche ſich wieder in den Beſitz des Zutrauens und der Autoritæt des Tyrannen geſchwungen hätten.

Agathon fand dieſe Gedanken ſeines neuen Freundes ſo wahrſcheinlich, daß er ſich überreden ließ, ſie für wahr anzunehmen. Und hier ſpielte ihm die Eigenliebe einen kleinen Streich, deſſen er ſich nicht zu ihr vermuthete. Sie flüſterte ihm ſo leiſe, daß er ihren Einhauch vielleicht für die Stimme ſeines Genius, oder der Tugend ſelbſten hielt, den Gedanken zu — wie ſchœn es wære, wenn Agathon dasjenige zu Stande bringen könnte, was Plato vergebens unternommen hatte. Wenigſtens däuchte es ihn ſchœn, den Verſuch zu machen; und er fühlte eine Art von ahnendem Bewußtſeyn, daß eine ſolche Unternehmung nicht über ſeine Kräfte gehen würde. Dieſe Empfindungen (denn Gedanken waren es noch nicht) ſtiegen, während daß Ariſtippus ſprach, in ihm auf; aber er nahm ſich wohl in Acht, ihn das geringſte davon merken zu laſſen; und lenkte, aus Beſorgniß von einem ſo ſchlauen Hœflinge unvermerkt ausgekundſchaftet zu werden, das Geſpræch auf andre Gegenſtände. Überhaupt vermied er alles, was die Aufmerkſamkeit der Anweſenden vorzüglich auf ihn hätte richten können, deſto ſorgfältiger, da er wahrnahm, daß man einen auſſerordentlichen Mann in ihm zu ſehen erwartete. Er ſprach ſehr beſcheiden, und nur ſo viel als die Gelegenheit unumgänglich erforderte, von dem Antheil, den er an der Staats-Verwaltung von Athen gehabt hatte; ließ die Anläſſe entſchlüpfen, die ihm von einigen mit guter Art (wie ſie wenigſtens glaubten) gemacht wurden, um ſeine Gedanken von Regierungs-Sachen, und von den ſyracuſaniſchen Angelegenheiten auszuholen; ſprach von allem wie ein gewöhnlicher Menſch, der ſich auf das was er ſpricht verſteht, und begnügte ſich bey Gelegenheit ſehen zu laſſen, daß er ein Kenner aller ſchœnen Sachen ſey, ob er ſich gleich nur für einen Liebhaber gab. Dieſes Betragen, wodurch er allen Verdacht, als ob er aus beſondern Abſichten nach Syracus gekommen ſey, von ſich entfernen wollte, hatte die Würkung, daß die Meiſten, welche mit einem Erwartungs-vollen Vorurtheil für ihn gekommen waren, ſich für betrogen hielten, und mit der Meynung weggiengen, Agathon halte in der Næhe nicht, was ſein Ruhm verſpreche:

Ja, um fich dafür zu rächen, daß er nicht fo war, wie er ihrer Einbildung zu lieb hätte feyn follen, liehen fie ihm noch einige Fehler, die er nicht hatte, und verringerten den Werth der fchœnen Eigenfchaften, welche er entweder nicht verbergen konnte, oder nicht verbergen wollte; gewöhnliches Verfahren der kleinen Geifter, wodurch fie fich unter einander in der trœftlichen Beredung zu ftärken fuchen, daß kein fo groffer Unterfcheid, oder vielleicht gar keiner, zwifchen ihnen und den Agathonen fey — und wer wird fo unbillig feyn, und ihnen das übel nehmen?

So bald fich unfer Mann allein fah, überließ er fich den Betrachtungen, die in feiner gegenwärtigen Stellung die natürlichften waren. Sein erfter Gedanke, fobald er gehœrt hatte, daß Plato entfernt, und Dionys wieder in der Gewalt feiner ehmaligen Günftlinge und einer neuangekommenen Tänzerin fey, war gewefen, fich nur wenige Tage bey feinem Freunde verborgen zu halten, und fodann nach Italien überzufahren, wo er verfchiedne Urfachen hatte zu hoffen, daß er in dem Haufe des berühmten Archytas zu Tarent willkommen feyn würde. Allein die Unterredung mit dem Ariftippus hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Je mehr er dasjenige, was ihm diefer Philofoph von den Urfachen der vorgegangenen Veränderungen gefagt hatte, überlegte; je mehr fand er fich ermuntert, das Werk, welches Plato aufgegeben hatte, auf einer andern Seite, und, wie er hofte, mit beffern Erfolg, anzugreiffen. Von taufend manchfaltigen Gedanken hin und her gezogen, brachte er den grœffeften Theil der Nacht in einem Mittelftand zwifchen Entfchlieffung und Ungewißheit zu, bis er endlich mit fich felbft einig wurde, es darauf ankommen zu laffen, wozu ihn die Umftände beftimmen würden. Inzwifchen machte er fich auf den Fall, wenn ihn Dionys an feinen Hof zu ziehen fuchen follte, einen Verhaltungs-Plan; er ftellte fich eine Menge Zufälle vor, welche begegnen konnten, und fetzte die Maaßregeln bey fich felbft fefte, nach welchen er in allen diefen Umftänden handeln wollte. Die genauefte Verbindung der Klugheit mit der Rechtfchaffenheit war die Seele davon. Sein eigner Vortheil kam dabey in gar keine Betrachtung; diefer Punct lag durchaus zum Grunde feines ganzen Syftems; er wollte fich durch keine Art von Banden feffeln laffen, fondern immer die Freyheit behalten, fich, fo bald er fehen würde, daß er vergeblich arbeite, mit Ehre zurückzuziehen. Das war die einzige Rückficht, die er dabey auf fich felbft machte. Die lebhafte Abneigung, die er aus eigener Erfahrung gegen alle populare Regierungs-Arten gefaßt hatte, ließ ihn nicht daran denken, den Sicilianern zu einer Freyheit behülflich zu feyn, welche er für einen bloffen Namen hielt, unter deffen Schutz die Edeln eines Volkes und der Pœbel einander wechfelweife ärger tyrannifieren, als es irgend ein Tyrann zu thun fæhig ift; der, fo arg er immer feyn mag, doch durch feinen eigenen Vortheil abgehalten wird, feine Sclaven gänzlich aufzureiben; — da hingegen der Pœbel, wenn er die Gewalt einmal an fich geriffen hat, feinen wilden Bewegungen keine Grenzen zu fetzen fæhig ift. Diefe Reflexion traf zwar nur die Democratie; aber Agathon hatte von der Ariftocratie keine beffere Meynung. Eine endlofe Reihe von fchlimmen Monarchen fchien ihm etwas, das nicht in der Natur ift; und ein einziger guter Fürft war, nach feiner Vorausfetzung, vermœgend, das Glück feines Volks auf ganze Jahrhunderte zu befeftigen; da hingegen (feiner Meynung nach) die Ariftocratie anders nicht als durch die gänzliche Unterdrückung des Volks auf einen dauerhaften Grund gefetzt werden

könne, und alſo ſchon aus dieſer einzigen Urſache die ſchlimmſte unter allen mœglichen Verfaſſungen ſey. So ſehr gegen dieſe beyde Regierungs-Arten eingenommen als er war, konnte er nicht darauf verfallen, ſie mit einander vermiſchen und durch eine Art von politiſcher Chemie aus ſo widerwärtigen Dingen eine gute Compoſition herausbringen zu wollen. Eine ſolche Verfaſſung däuchte ihn allzuverwickelt, und aus zu vielerley Gewichtern und Rædern zuſammengeſetzt, um nicht alle Augenblicke in Unordnung zu gerathen, und ſich nach und nach ſelbſt aufzureiben. Die Monarchie ſchien ihm alſo, von allen Seiten betrachtet, die einfachſte, edelſte, und der Analogie des groſſen Syſtems der Natur gemæſſeſte Art die Menſchen zu regieren; und dieſes vorausgeſetzt, glaubte er alles gethan zu haben, wenn er einen zwiſchen Tugend und Laſter hin und her wankenden Prinzen aus den Händen ſchlimmer Rathgeber ziehen; durch einen klugen Gebrauch der Gewalt, die er über ſein Gemüth zu bekommen hoffte, ſeine Denkungs-Art verbeſſern; und ihn nach und nach durch die eigenthümlichen Reitzungen der Tugend endlich vollkommen gewinnen könnte. Und geſetzt auch, daß es ihm nur auf eine unvollkommene Art gelingen würde; ſo hoffte er, wofern er ſich nur einmal ſeines Herzens bemeiſtert haben würde, doch immer im Stande zu ſeyn, viel gutes zu thun, und viel bœſes zu verhindern; und auch dieſes ſchien ihm genug zu ſeyn, um beym Schluß der Action mit dem belohnenden Gedanken, eine ſchœne Rolle wol geſpielt zu haben, vom Theater abzutreten. In dieſen ſanft einwiegenden Gedanken ſchlummerte Agathon endlich ein, und ſchlief noch, als Ariſtippus des folgenden Morgens wieder kam, um ihn im Namen des Dionys einzuladen, und bey dieſem Prinzen aufzuführen.

Die Seite, von der ſich dieſer Philoſoph in der gegenwärtigen Geſchichte zeigt, ſtimmt mit dem gemeinen Vorurtheil, welches man gegen ihn gefaßt hat, ſo wenig überein, als dieſes mit den gewiſſeſten Nachrichten, welche von ſeinem Leben und von ſeinen Meynungen auf uns gekommen ſind. In der That ſcheint daſſelbe ſich mehr auf den Mißverſtand ſeiner Grundſätze und einige ärgerliche Mährchen, welche Diogenes von Laerte und Athenæus, zween von den unzuverlæſſigſten Compilatoren in der Welt, ſeinen Feinden nacherzählen, als auf irgend etwas zu gründen, welches ihm unſere Hochachtung mit Recht entziehen könnte. Es hat zu allen Zeiten eine Art von Leuten gegeben, welche nirgends als in ihren Schriften tugendhaft ſind; Leute welche die Verdorbenheit ihres Herzens, und ihre geheimen Laſter durch die Affectation der ſtrengeſten Grundſätze in der Sittenlehre bedecken wollen; moraliſche Pantomimen, *qui Curios ſimulant et Bacchanalia vivunt;* Leute, welche ſich das Anſehen einer auſſerordentlichen Delicateſſe der Ohren in moraliſchen Dingen geben, und von dem bloſſen Schall des Worts Wolluſt, mit einem heiligen Schauer errœthend — oder erblaſſend zuſammenfahren; kurz Leute, welche jedermann verachten würde, wenn nicht der grœſſeſte Hauffen dazu verurtheilt wære, ſich durch Masken-Geſichter, Minen, Geberden, Inflexionen der Stimme, verdrehte Augen, und — weiſſe Schnupftücher betrügen zu laſſen. Dieſe vortrefflichen Leute, (welche wir etwas genauer beſchrieben haben, weil es nicht mehr gebräuchlich iſt, denenjenigen einen Bündel Heu vor die Stirne zu binden, denen man nicht allzunahe kommen darf,) thaten ſchon damals ihr Beſtes, den guten Ariſtipp für einen Wollüſtling auszuſchreyen, deſſen ganze Philoſophie darinn beſtehe, daß er die Forderungen unſerer ſinnlichen Triebe zu Grund-

ſätzen gemacht, und die Kunſt, gemächlich und angenehm zu leben, in Ein Syſtem gebracht habe.

Es iſt hier der Ort nicht, die Unbilligkeit und den Ungrund dieſes Urtheils zu beweiſen; und dieſes iſt auch ſo nœthig nicht, nachdem bereits einer der ehrwürdigſten und verdienſtvolleſten Gelehrten unſrer Zeit, ein Mann, der durch die Eigenſchaften ſeines Verſtandes und Herzens den Namen eines Weiſen verdient, wenn ihn ein Sterblicher verdienen kann, ungeachtet ſeines Standes den Muth gehabt hat, in ſeiner critiſchen Geſchichte der Philoſophie dieſem würdigen Schüler des Socrates Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ohne uns alſo um Ariſtipps Lehrſätze zu bekümmern, begnügen wir uns, von ſeinem perſœnlichen Character ſo viel zu ſagen als man wiſſen muß, um die Perſon, die er an Dionyſens Hofe vorſtellte, richtiger beurtheilen zu können. Unter allen den vorgeblichen Weiſen, welche ſich damals an dieſem Hofe befanden, war er der einzige, der keine heimliche Abſichten auf die Freygebigkeit des Prinzen hatte; ob er ſich gleich kein Bedenken machte, Geſchenke von ihm anzunehmen, die er nicht durch paraſitiſche Niederträchtigkeit erkaufte. Durch ſeine natürliche Denkungs-Art eben ſo ſehr als durch ſeine, in der That ziemlich gemächliche Philoſophie, von Ambition und Geldgierigkeit gleich entfernt, bediente er ſich eines zulänglichen Erbguts, (welches er bey Gelegenheit durch den erlaubten Vortheil, den er von ſeinen Talenten zog, zu vermehren wußte,) um, nach ſeiner Neigung, mehr einen Zuſchauer als einen Acteur auf dem Schauplatz der Welt vorzuſtellen. Da er einer der beſten Köpfe ſeiner Zeit war, ſo gab ihm dieſe Freyheit, worinn er ſich ſein ganzes Leben durch erhielt, Gelegenheit, ſich einen Grad von Einſicht zu erwerben, der ihn zu einem ſcharfen und ſichern Beurtheiler aller Gegenſtände des menſchlichen Lebens machte. Meiſter über ſeine Leidenſchaften, welche von Natur nicht heftig waren; frey von allen Arten der Sorgen, und in den Tumult der Geſchäfte ſelbſt niemals verwickelt, war es ihm nicht ſchwer, ſich immer in dieſer Heiterkeit des Geiſtes, und in dieſer Ruhe des Gemüths zu erhalten, welche die Grundzüge von dem Character eines weiſen Mannes ausmachen. Er hatte ſeine ſchœnſten Jahre zu Athen in dem Umgang mit Socrates und den grœſten Männern dieſes berühmten Zeitalters zugebracht; die Euripiden und Ariſtophane, die Phidias und die Polygnote, und (die Wahrheit zu ſagen) auch die Phrynen, und Laiden, Damen, an denen die Schœnheit die geringſte ihrer Reitzungen war, hatten ſeinen Witz gebildet, und jenes zarte Gefühl des Schœnen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit der Severitæt der Philoſophie auf eben dieſe unnachahmliche Art verbinden lehrte, die ihm den Neid aller philoſophiſchen Mäntel und Bærte ſeiner Zeit auf den Hals zog. Nichts übertraf die Annehmlichkeit ſeines Umgangs; niemand wußte ſo gut wie er, die Weisheit unter der gefälligen Geſtalt des lächelnden Scherzes und der guten Laune in ſolche Geſellſchaften einzuführen, wo ſie in ihrer eignen Geſtalt nicht willkommen wære. Er beſaß das Geheimniß, den Groſſen ſelbſt die unangenehmſten Wahrheiten mit Hülfe eines Einfalls oder einer Wendung ertræglich zu machen, und ſich an dem langweiligen Geſchlechte der Narren und Gecken, wovon die Hœfe der (damaligen) Fürſten wimmelten, durch einen Spott zu rächen, den ſie dumm genug waren, mit dankbarem Lächeln für Beyfall anzunehmen. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und die Kenntniß, die er von allen Arten des Schœnen beſaß, machte,

daß er wenige ſeines gleichen hatte, wo es auf die Erfindung ſinnreicher Ergötzlichkeiten, auf die Anordnung eines Feſtes, die Auszierung eines Hauſes, oder auf das Urtheil über die Werke der Dichter, Tonkünſtler, Mahler und Bildhauer ankam. Er liebte das Vergnügen, weil er das Schœne liebte; und aus eben dieſem Grunde liebte er auch die Tugend. Aber er mußte das Vergnügen in ſeinem Wege finden, und die Tugend mußte ihm keine allzubeſchwerliche Pflichten auflegen; dem einen oder der andern ſeine Gemächlichkeit aufzuopfern, ſo weit gieng ſeine Liebe nicht. Sein vornehmſter Grundſatz, und derjenige, dem er allezeit getreu blieb, war: Daß es in unſrer Gewalt ſey, in allen Umſtänden glücklich zu ſeyn; des Phalaris glühenden Ochſen ausgenommen; denn wie man in dieſem ſollte glücklich ſeyn können, davon konnte er ſich keinen Begriff machen. Er ſetzte voraus, daß Seele und Leib ſich im Stande der Geſundheit befinden müßten; und behauptete, daß es alsdann nur darauf ankomme, daß wir uns nach den Umſtänden richten; anſtatt, wie der groſſe Hauffe der Sterblichen, zu verlangen, daß ſich die Umſtände nach uns richten ſollen, oder ihnen, zu dieſem Ende, Gewalt anthun zu wollen. Von dieſer ſonderbaren Geſchmeidigkeit kam es her, daß er das viel bedeutende Lob verdiente, welches ihm Horaz giebt: «Daß ihm alle Farben, alle Umſtände des günſtigen oder widrigen Glückes gleich gut anſtunden»; oder wie Plato von ihm ſagte: «Daß es ihm allein gegeben war, ein Kleid von Purpur, und einen Kittel von Sackleinwand mit gleich guter Art zu tragen.»

Es iſt kein ſchwacher Beweis, wie wenig es dem Dionys an Fæhigkeit das Gute zu ſchätzen gefehlt habe, daß er Ariſtippen um aller dieſer Eigenſchaften willen hœher achtete, als alle andern Gelehrten ſeines Hofes; daß er ihn am liebſten um ſich leiden mochte, und ſich öfters von ihm durch einen Scherz zu guten Handlungen bewegen ließ, wozu ihn ſeine Pedanten mit aller ihrer Dialectick und ſchulgerechten Beredſamkeit nicht zu vermœgen fæhig waren.

Dieſe characteriſtiſche Züge vorausgeſetzt, læßt ſich (däucht uns) keine wahrſcheinlichere Urſache angeben, warum Ariſtipp, ſo bald er unſern Helden zu Syracus erblickte, den Entſchluß faßte, ihn bey dem Dionys in Gunſt zu ſetzen, als dieſe; daß er begierig war zu ſehen, was aus einer ſolchen Verbindung werden, und wie ſich Agathon in einer ſo ſchlüpfrigen Stellung verhalten würde. Denn auf einige beſondere Vortheile für ſich ſelbſt konnte er dabey kein Anſehen haben, da es nur auf ihn ankam, ohne einen Mittelsmann zu bedürfen, ſich die Gnade eines Prinzen zu Nutzen zu machen, der in einem Anſtoß von pralerhafter Freygebigkeit fæhig war, die Einkünfte von einer ganzen Stadt an einen Luftſpringer oder Citharſpieler wegzuſchenken.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo hatte Ariſtipp nichts angelegners, als des næchſten Morgens den Prinzen, dem er bey ſeinem Aufſtehen aufzuwarten pflegte, von dem neuangekommenen Agathon zu unterhalten, und eine ſo vortheilhafte Abſchilderung von ihm zu machen, daß Dionys begierig wurde, dieſen auſſerordentlichen Menſchen von Perſon zu kennen. Ariſtipp erhielt alſo den Auftrag, ihn unverzüglich nach Hofe zu bringen, und er vollzog denſelben, ohne unſern Helden merken zu laſſen, wieviel Antheil er an dieſer Neugier des Prinzen gehabt hatte.

Agathon ſah eine ſo bald erfolgende Einladung als ein gutes Omen an, und machte keine Schwierigkeit ſie anzunehmen. Er erſchien alſo vor dem Dionys, der ihn mitten unter ſeinen Hofleuten auf eine ſehr leutſelige Art empfieng Er erfuhr bey dieſer Gelegen-

heit abermal, daß die Schœnheit eine ſtumme Empfehlung an alle Menſchen, welche Augen haben, iſt. Dieſe Geſtalt des vaticaniſchen Apollo, die ihm ſchon ſo manchen guten und ſchlimmen Dienſt gethan, die ihm die Verfolgungen der Pythia und die Zuneigung der Athenienſer zugezogen, ihn in den Augen der thraziſchen Bacchantinnen zum Gott, und in den Augen der ſchœnen Danae zum liebenswürdigſten der Sterblichen gemacht hatte — Dieſe Geſtalt, dieſe einnehmende Geſichts-Bildung, dieſe mit Würde und Anſtand zuſammenflieſſende Grazie, welche allen ſeinen Bewegungen und Handlungen eigen war — thaten ihre Würkung, und zogen ihm beym erſten Anblick die allgemeine Bewunderung zu. Dionys, welcher als Kœnig zu wol mit ſich ſelbſt zufrieden war, um über einen Privat-Mann wegen irgend einer Vollkommenheit eiferſüchtig zu ſeyn, überließ ſich dem angenehmen Eindruck, den dieſer ſchœne Fremdling auf ihn machte. Die Philoſophen hoften, daß das Innwendige einer ſo viel verſprechenden Auſſenſeite nicht gemæß ſeyn werde, und dieſe Hoffnung ſetzte ſie in den Stand, mit einem Naſenrümpfen, welches den geringen Werth, den ſie einem ſolchen Vorzug beylegten, andeutete, einander zu zuraunen, daß er — ſchœn ſey. Aber die Hœflinge hatten Mühe ihren Verdruß darüber zu verbergen, daß ſie keinen Fehler finden konnten, der ihnen den Anblick ſo vieler Vorzüge ertræglich gemacht hätte. Wenigſtens waren dieſes die Beobachtungen, welche der kaltſinnige Ariſtipp bey dieſer Gelegenheit zu machen glaubte.

Agathon verband in ſeinen Reden und in ſeinem ganzen Betragen ſo viel Beſcheidenheit und Klugheit mit dieſer edeln Freyheit und Zuverſichtlichkeit eines Weltmannes, worinn er ſich zu Smyrna vollkommen gemacht hatte; daß Dionys in wenigen Stunden ganz von ihm eingenommen war. Man weiß, wie wenig es oft bedarf, den Groſſen der Welt zu gefallen, wenn uns nur der erſte Augenblick günſtig iſt. Agathon mußte alſo dem Dionys, welcher würklich Geſchmack hatte, nothwendig mehr gefallen, als irgend ein anderer, den er jemals geſehen hatte; und das, in immerzunehmendem Verhältniß, ſo wie ſich, von einem Augenblick zum andern, die Vorzüge und Talente unſers Helden entwickelten. In der That beſaß er deren ſo viele, daß der Neid der Hœflinge, der in gleicher Proportion von Stunde zu Stunde ſtieg, gewiſſer Maaſſen zu entſchuldigen war; die guten Leute würden ſich viel auf ſich ſelbſt eingebildet haben, wenn ſie nur diejenigen Eigenſchaften, in einem ſolchen Grad, einzeln beſeſſen hätten, welche in ihm vereinigt, dennoch den geringſten Theil ſeines Werthes ausmachten. Er hatte die Klugheit, anfänglich ſeine gründlichere Eigenſchaften zu verbergen, und ſich bloß von derjenigen Seite zu zeigen, wodurch ſich die Hochachtung der Weltleute am ſicherſten überraſchen læßt. Er ſprach von allem mit dieſer Leichtigkeit des Witzes, welche nur über die Gegenſtände dahinglitſcht, und wodurch ſich oft die ſchaaleſten Köpfe in der Welt (auf einige Zeit wenigſtens) das Anſehen, Verſtand und Einſichten zu haben, zu geben wiſſen. Er ſcherzte; er erzählte mit Anmuth; er machte andern Gelegenheit ſich hœren zu laſſen; und bewunderte die guten Einfälle, welche dem ſchwatzhaften Dionys unter einer Menge von mittelmæſſigen und froſtigen zuweilen entfielen, mit einer Art, welche, ohne ſeiner Aufrichtigkeit oder ſeinem Geſchmack zuviel Gewalt anzuthun, dieſen Prinzen überzeugte, daß Agathon unendlich viel Verſtand habe.

Die groſſen Herren haben gemeiniglich eine Lieblings-Schwachheit, wodurch es ſehr leicht wird, den Eingang in ihr Herz zu finden.

Der grosse Tanzai von Schesian, ein Kenner übrigens von Verdiensten, kannte doch kein grœsseres als die Leyer gut zu spielen. Dionys hegte ein so günstiges Vorurtheil für die Cithar, daß der beste Cithar-Spieler in seinen Augen der grœsseste Mann auf dem Erdboden war. Er spielte sie zwar selbst nicht; aber er gab sich für einen Kenner, und rühmte sich die grœssesten Virtuosen auf diesem wunderthætigen Instrument an seinem Hofe zu haben. Zu gutem Glücke hatte Agathon zu Delphi die Cithar schlagen gelernt, und bey der schœnen Danae, welche eine Meisterin auf allen Saiten-Instrumenten der damaligen Zeit war, einige Lectionen genommen, die ihn vollkommen gemacht hatten. Kurz, Agathon nahm das dritte oder vierte mal, da er mit dem Dionys zu Nacht aß, eine Cithar, begleitete darauf einen Dithyramben des Damon, (der von einer feinen Stimme gesungen, und von der schœnen Bacchidion getanzt wurde) und setzte seine Hoheit dadurch in eine so übermæssige Entzückung, daß der ganze Hof von diesem Augenblick an für ausgemacht hielt, ihn in kurzem zur Würde eines erklærten Günstlings erhoben zu sehen. Dionys überhäufte ihn in der ersten Aufwallung seiner Bewunderung mit Liebkosungen, welche unserm Helden beynahe allen Muth benahmen. Himmel! dachte er, was werde ich mit einem Kœnig anfangen, der bereit ist, den ersten Neuangekommenen an die Spitze seines Staats zu setzen, weil er ein guter Citharschlæger ist? Dieser erste Gedanke war sehr gründlich, und würde ihm vieles Ungemach erspart haben, wenn er seiner Eingebung gefolget hätte. Aber eine andere Stimme (war es seine Eitelkeit, oder der Gedanke ein grosses Vorhaben nicht um einer so geringfügigen Ursache willen aufzugeben? — Oder war es die Schwachheit, die uns geneigt macht, alle Thorheiten der Grossen, welche Achtung für uns zeigen, mit nachsichtsvollen Augen anzusehen?) flüsterte ihm ein: Daß der Geschmack für die Musick, und die besondere Anmuthung für ein gewisses Instrument, eine Sache sey, welche von unsrer Organisation abhange; und daß es ihm nur desto leichter seyn werde, sich des Herzens dieses Prinzen zu versichern, je mehr er von den Geschicklichkeiten besitze, wodurch man seinen Beyfall erhalten könne.

Die Gunst, in welche er sich in so kurzer Zeit und durch so zweydeutige Verdienste bey dem Tyrannen gesetzt, stieg bald darauf, bey Gelegenheit einer academischen Versammlung, welche Dionys mit grossen Feyerlichkeiten veranstaltete, zu einem solchen Grade, daß Philistus, der bisher noch zwischen Furcht und Hofnung geschwebet hatte, seinen Fall nunmehr für gewiß hielt.

Dionys hatte vom Aristipp in der Stille vernommen, daß Agathon ehmals ein Schüler Platons gewesen, und während seines Glücksstandes zu Athen für einen der grœssesten Redner in dieser schwatzhaften Republick gehalten worden sey. Erfreut, eine Vollkommenheit mehr an seinem neuen Liebling zu entdecken, säumte er sich keinen Augenblick, eine Gelegenheit zu veranstalten, wo er aus eigner Einsicht von der Wahrheit dieses Vorgebens urtheilen könnte; denn es kam ihm ganz unnatürlich vor, daß man zu gleicher Zeit ein Philosoph, und so schœn, und ein so grosser Citharschlæger sollte seyn können. Die Academie erhielt also Befehl sich zu versammeln, und ganz Syracus wurde dazu, als zu einem Fest eingeladen, welches sich mit einem grossen Schmaus enden sollte. Agathon dachte an nichts weniger, als daß er bey diesem Wettstreit eines Haufens von Sophisten (die er nicht ohne Grund für sehr überflüssige Leute an dem Hofe eines guten Fürsten ansah) eine Rolle zu spielen bekommen würde; und Aristipp hatte, aus dem obenberührten

Beweggrunde, der der Schlüſſel zu ſeinem ganzen Betragen gegen unſern Helden iſt, ihm von Dionyſens Abſicht nichts entdeckt. Dieſer eröfnete als Præſident der Academie (denn ſeine Eitelkeit begnügte ſich nicht an der Ehre, ihr Beſchützer zu ſeyn) die Verſammlung durch einen übel zuſammengeſtoppten, und nicht allzuverſtändlichen, aber mit Platoniſmen reich verbræmten Diſcurs, welcher, wie leicht zu erachten, mit allgemeinem Zujauchzen begleitet wurde; ungeachtet er dem Agathon mehr das ungezweifelte Vertrauen des kœniglichen Redners in den Beyfall, der ihm von Standes wegen zukam, als die Grœſſe ſeiner Gaben und Einſichten zu beweiſen ſchien. Nach Endigung dieſer Rede, nahm die philoſophiſche Hetze ihren Anfang; und wofern die Zuhœrer durch die ſubtilen Geiſter, die ſich nunmehr hœren lieſſen, nicht ſehr unterrichtet wurden, ſo fanden ſie ſich doch durch die Wolredenheit des einen, die klingende Stimme und den guten Accent eines andern, die paradoxen Einfälle eines dritten, und die ſeltſamen Geſichter, die ein vierter zu ſeinen Diſtinctionen und Demonſtrationen machte, ertræglich beluſtiget. Nachdem dieſes Spiel einige Zeit gedauert hatte, und ein unhœfliches Gähnen bereits zwey Drittheile der Zuhœrer zu ergreifen begann, ſagte Dionys: Da er das Glück habe, ſeit einigen Tagen einen der würdigſten Schüler des groſſen Platons in ſeinem Hauſe zu beſitzen; ſo erſuchte er ihn, zufrieden zu ſeyn, daß der Ruhm, der ihm allenthalben vorangegangen ſey, den Schleyer, womit ſeine Beſcheidenheit ſeine Verdienſte zu verhüllen ſuche, hinweggezogen, und ihm in dem ſchœnen Agathon einen der beredteſten Weiſen der Zeit entdeckt habe: Er möchte ſich alſo nicht weigern, auch in Syracus ſich von einer ſo vortheilhaften Seite zu zeigen, und ſich mit den Philoſophen ſeiner Academie in einen Wettſtreit über irgend eine intereſſante Frage aus der Philoſophie einzulaſſen. Zu gutem Glücke ſprach Dionys, der ſich ſelbſt gerne hœrte, und die Gabe der Weitläufigkeit in hohem Maaſſe beſaß, lange genug, um unſerm Manne Zeit zu geben, ſich von der kleinen Beſtürzung zu erholen, worein ihn dieſe unerwartete Zumuthung ſetzte. Er antwortete alſo ohne Zaudern: Er ſey zu früh aus den Hœrſælen der Weiſen auf den Markt-Platz zu Athen geruffen, und in die Angelegenheiten eines Volkes, welches bekannter Maaſſen ſeinen Hofmeiſtern nicht wenig zu ſchaffen mache, verwickelt worden, als daß er Zeit genug gehabt haben ſollte, ſich ſeine Lehrmeiſter zu Nutzen zu machen; indeſſen ſey er, wenn es Dionys verlange, aus Achtung gegen ihn bereit, eine Probe abzulegen, wie wenig er das Lob verdiene, welches ihm aus einem allzugünſtigen Vorurtheil beygelegt worden ſey.

Dionys rief alſo den Philiſtus auf, (man weiß nicht, ob von ungefehr oder vermœg einer vorhergenommenen Abrede, wiewol das letztere nicht wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint,) eine Frage vorzuſchlagen, für und wider welche von beyden Seiten geſprochen werden ſollte. Dieſer Miniſter bedachte ſich eine kleine Weile, und in Hofnung den Agathon, der ihm furchtbar zu werden anfieng, in Verlegenheit zu ſetzen, ſchlug er die Frage vor — welche Regierungs-Form einen Staat glücklicher mache, die republicaniſche oder die monarchiſche? — Man wird, dachte er, dem Agathon die Wahl laſſen, für welche er ſich erklæren will; ſpricht er für die Republick, und ſpricht er gut, wie er um ſeines Ruhms willen genœthiget iſt, ſo wird er dem Prinzen mißfallen; wirft er ſich zum Lobredner der Monarchie auf, ſo wird er ſich dem Volke verhaßt machen, und Dionys wird den Muth nicht haben, die Staats-Verwaltung einem Ausländer anzuvertrauen, der bey ſeinem erſten Auftritt auf dem Schau-

platz einen fo fchlimmen Eindruck auf die Gemüther der Syracufaner gemacht hat. Allein diefes mal betrog den fchlauen Mann feine Erwartung, Agathon erklærte fich, ungeachtet er die Abficht des Philiftus merkte, mit einer Unerfchrockenheit, welche diefem keinen Triumph prophezeyte, für die Monarchie; und nachdem feine Gegner (unter denen Antifthenes und der Sophift Protagoras alle ihre Kräfte anftrengten, die Vorzüge der Freyftaaten zu erheben,) zu reden aufgehœrt hatten, fieng er damit an, daß er ihren Gründen noch mehr Stärke gab, als fie felbft zu thun fæhig gewefen waren. Die Aufmerkfamkeit war aufferordentlich; jedermann war mehr begierig zu hœren, wie Agathon fich felbft, als wie er feine Gegner würde überwinden können. Seine Beredfamkeit zeigte fich in einem Lichte, welches die Seelen der Zuhœrer blendete, die Wichtigkeit des Augenblicks, der den Ausgang feines ganzen Vorhabens entfchied, die Würde des Gegenftandes, die Begierde zu fiegen, und vermuthlich auch die herzliche Abneigung gegen die Democratie, welche ihm aus Athen in feine Verbannung gefolget war; alles fetzte ihn in eine Begeifterung, welche die Kräfte feiner Seele hœher fpannte; feine Ideen waren fo groß, feine Gemählde fo ftark gezeichnet, mit fo vielem Feuer gemahlt, feine Gründe jeder für fich felbft fo fchimmernd, und liehen einander durch ihre Zufammenordnung fo viel Licht; der Strom feiner Rede, der anfänglich in ruhiger Majeftæt dahinfloß, wurde nach und nach fo ftark und hinreiffend; daß felbft diejenigen, bey denen es zum voraus befchloffen war, daß er Unrecht haben follte, fich wie durch eine magifche Gewalt genœthigt fahen, ihm innerlich Beyfall zu geben. Man glaubte, den Mercur oder Apollo reden zu hœren; die Kenner (denn es waren einige zugegen, welche davor gelten konnten,) bewunderten am meiften, daß er die Kunftgriffe verfchmæhte, wodurch die Sophiften gewohnt waren, einer fchlimmen Sache die Geftalt einer guten zu geben. — Keine Farben, welche durch ihren Glanz das Betrügliche falfcher oder umfonft angenommener Sätze verbergen mußten; keine künftliche Austheilung des Lichts und des Schattens. Sein Ausdruck gliech dem Sonnenfchein, deffen lebender und faft geiftiger Glanz fich den Gegenftänden mittheilet, ohne ihnen etwas von ihrer eigenen Geftalt und Farbe zu nehmen.

Indeffen müffen wir geftehen, daß er ein wenig graufam mit den Republicken umgieng. Er bewies, oder fchien doch allen, die ihn hœrten, zu beweifen, daß diefe Art von Gefellfchaft ihren Urfprung in dem wilden Chaos der Anarchie genommen, und daß die Weisheit ihrer Gefetzgeber fich mit fchwachem Erfolg bemühet hätte, Ordnung und Confiftenz in eine Verfaffung zu bringen, welche ihrer Natur nach in fteter Unruh und innerlicher Gährung alle Augenblicke Gefahr lauffe fich durch ihre eigene Kräfte aufzureiben, und welche des Ruheftandes fo wenig fæhig fey, daß eine folche Ruhe in derfelben vielmehr die Folge der äufferften Verderbniß, und gleich einer Windftille auf dem Meer, der gewiffe Vorbote des Sturms und Untergangs feyn würde. Er zeigte, daß die Tugend, diefes geheiligte Palladium der Freyftaaten, an deffen Erhaltung ihre Gefetzgeber das ganze Glück derfelben gebunden hätten, eine Art von unfichtbaren und durch verjährten Aberglauben geheiligten Götzen fey, an denen nichts als der Name verehrt werde; daß man in diefen Staaten einen ftillfchweigenden Vertrag mit einander gemacht zu haben fcheine, fich durch den Namen und ein gewiffes Phan-

tom von Gerechtigkeit, Mæſſigung, Uneigennützigkeit, Liebe des Vaterlandes und des gemeinen Beſten von einander betrügen zu laſſen; und daß unter der Maske dieſer politiſchen Heucheley, unter dem ehrwürdigen Namen aller dieſer Tugenden, das Gegentheil derſelben nirgends unverſchæmter ausgeübt werde. Es würden, meynte er, eine Menge beſonderer Umſtände, welche ſich in etlichen tauſend Jahren kaum einmal in irgend einem Winkel des Erdbodens zuſammenfinden könnten, dazu erfordert, um eine Republick in dieſer Mittelmæſſigkeit zu erhalten, ohne welche ſie von keinem Beſtand ſeyn könne: Und daher daß dieſer Fall ſo ſelten ſey, und von ſo vielen zufälligen Urſachen abhange, komme es, daß die meiſten Republicken entweder zu ſchwach wæren, ihren Bürgern die mindeſte Sicherheit zu gewähren; oder daß ſie nach einer Grœſſe ſtrebten, welche nach einer Folge von Mißhelligkeiten, Cabalen, Verſchwœrungen und Bürgerkriegen endlich den Untergang des Staats nach ſich ziehe, und demjenigen, welcher Meiſter vom Kampf-Platze bliebe, nichts als Einœden zu bevölkern und Ruinen wieder aufzubauen überlaſſe. So gar die Freyheit, auf welche dieſe Staaten mit Ausſchluß aller andern Anſpruch machten, finde kaum in den deſpotiſchen Reichen Aſiens weniger Platz; weil entweder das Volk ſich demüthiglich gefallen laſſen müſſe, was die Edeln und Reichen, ihrem beſondern Intereſſe gemæß, ſchlöſſen und handelten; oder wenn das Volk ſelbſt den Geſetzgeber und Richter mache, kein ehrlicher Mann ſicher ſey, daß er nicht Morgen das Opfer derjenigen ſeyn werde, denen ſeine Verdienſte im Wege ſtehen, oder die durch ſein Anſehen und Vermœgen reicher und grœſſer zu werden hoffeten. In keinem andern Staat ſey es weniger erlaubt von ſeinen Fæhigkeiten Gebrauch zu machen, ſelbſt zu denken, und über wichtige Gegenſtände dasjenige was man für gemeinnützlich halte, ohne Gefahr, bekannt werden zu laſſen; alle Vorſchlæge zu Verbeſſerungen würden unter dem verhaßten Namen der Neuerungen verworfen, und zœgen ihren Urhebern geheime oder öffentliche Verfolgungen zu. Selbſt die Grundpfeiler der menſchlichen Glückſeligkeit, und dasjenige, was den geſitteten Menſchen eigentlich von dem Wilden und Barbaren unterſcheide, Wahrheit, Tugend, Wiſſenſchaften, und die liebenswürdigen Künſte der Muſen, ſeyen in dieſen Staaten verdächtig oder gar verhaßt; würden durch tauſend im Finſtern ſchleichende Mittel entkräftet, an ihrem Fortgang verhindert, oder doch gewiß weder aufgemuntert noch belohnt; und allein zu Unterſtützung der herrſchenden Vorurtheile und Mißbräuche verurtheilt — Doch genug! wir haben zu viel Urſache günſtiger von freyen Staaten zu denken — wenn es auch nur darum wære, weil wir die Ehre haben unter einer Nation zu leben, deren Verfaſſung ſelbſt republicaniſch iſt, und in der That die wunderbarſte Art von Republick vorſtellt, welche jemals auf dem Erdboden geſehen worden iſt — als daß wir dieſen Auszug einer für den Ruhm der Freyſtaaten ſo nachtheiligen Rede ohne Widerwillen ſollten fortſetzen können. Es geſchah aus dieſem næmlichen Grunde, daß wir, anſtatt den Diſcurs des Agathon ſeinem ganzen Umfange nach aus unſrer Urkunde abzuſchreiben, uns begnügt haben, einige Züge davon, als eine wiewol ſehr unvollkommene Probe des Ganzen anzuführen. Ferne ſoll es allezeit von uns ſeyn, irgend einem Erdenbewohner die Stellung worinn er ſich befindet, unangenehmer zu machen, als ſie ihm bereits ſeyn mag; oder Anlaß zu geben,

daß die Gebrechen einiger längst zerstœrten griechischen Republicken, aus denen Agathon seine Gemählde hernahm, zur Verunglimpfung derjenigen mißbraucht werden könnten, welche in neuern Zeiten als ehrwürdige Freystädte und Zuflucht-Plätze der Tugend, der gesunden Denkungs-Art, der öffentlichen Glückseligkeit und einer politischen Gleichheit, welche sich der natürlichen mœglichst næhert, angesehen werden können. Unsrer übrigens ganz unmaaßgeblichen Meynung nach, gehœrt die Frage, über welche hier disputiert wurde, unter die wichtigen Fragen — ob Scaramutz, ob Scapin besser tanze — und so viele andre von diesem Schlage, (wenn sie gleich ein ernsthafteres Ansehen haben) worüber bis auf unsre Tage so viel Zeit und Mühe — von Gänsespulen, Papier und Dinte nichts zu sagen — verloren worden, ohne daß sich absehen liesse, wie, worinn oder um wieviel die Welt jemals durch ihre Auflœsung sollte gebessert werden können. Wir könnten diese unsre Meynung rechtfertigen; aber es ist unnœthig; ein jeder hat die Freyheit anders zu meynen wenn er will, ohne daß wir ihn zur Rechenschaft ziehen werden; *hanc veniam petimus, damusque vicissim*; denn in der That, ein Buch würde niemalen zu Ende kommen, wenn der Autor schuldig wære, alles zu beweisen, und sich über alles zu rechtfertigen. Wir übergehen also auch, aus einem andern Grunde, den wir den Liebhabern der Ræthsel und Logogryphen zu errathen geben, die Lobrede, welche Agathon der monarchischen Staats-Verfassung hielt. Die Beherrscher der Welt scheinen (mit Recht, würde Philistus sagen, denn ich machte es an ihrem Platz auch so) ordentlicher Weise sehr gleichgültig über die Meynung zu seyn, welche man von ihrer Regierungs-Art hat — Es giebt Fälle, wir gestehen es, wo dieses eine Ausnahme leidet — aber diese Fälle begegnen selten, wenn man die Vorsichtigkeit gebraucht, hundert und fünfzigtausend wolbewafnete Leute bereit zu halten, mit deren Beystand man sehr wahrscheinlich hoffen kann, sich über die Meynung aller friedsamen Leute in der ganzen Welt hinwegsetzen zu können. Sind nicht eben diese hundert und fünfzigtausend — oder wenn ihrer auch mehr sind; desto besser! — ein lebendiger, augenscheinlicher, ja der beste Beweis, der alle andre unnœthig macht, daß eine Nation glücklich gemacht wird? — Genug also (und dieser Umstand allein gehœrt wesentlich zu unsrer Geschichte) daß diese Rede, worinn Agathon alle Gebrechen verdorbener Freystaaten und alle Vorzüge wolregierter Monarchien, in zwey contrastirende Gemählde zusammendrängte, das Glück hatte, alle Stimmen davon zu tragen, alle Zuhœrer zu überreden, und dem Redner eine Bewunderung zu zuziehen, welche den Stolz des eitelsten Sophisten hätte sättigen können. Jedermann war von einem Manne bezaubert, welcher so seltne Gaben mit einer so grossen Denkungs-Art und mit so menschenfreundlichen Gesinnungen vereinigte. Denn Agathon hatte nicht die Tyrannie, sondern die Regierung eines Vaters angepriesen, der seine Kinder wol erzieht und glücklich zu machen sucht. Man sagte sich selbst, was für goldene Tage Sicilien sehen würde, wenn ein solcher Mann das Ruder führte. Er hatte nicht vergessen, im Eingang seines Discurses dem Verdacht vorzukommen, als ob er die Republicken aus Rachsucht schelte, und die Monarchie aus Schmeicheley und geheimen Absichten erhebe: Er hatte bey dieser Gelegenheit zu erkennen gegeben, daß er entschlossen sey, nach Tarent überzugehen, um in der ruhigen Dunkelheit des Privatstandes, welchen

er seiner Neigung nach allen andern vorziehe, dem Nachforschen der Wahrheit und der Verbesserung seines Gemüths obzuliegen — (Redensarten, die in unsern Tagen seltsam und lächerlich klingen würden, aber damals ihre Bedeutung und Würde noch nicht ganz verloren hatten.) Jedermann tadelte oder bedaurte diese Entschliessung, und wünschte, daß Dionys alles anwenden möchte, ihn davon zurückzubringen. Niemalen hatte sich die Neigung des Prinzen mit den Wünschen seines Volkes so gleichstimmig befunden wie dieses mal. Die starke Zuneigung, die er für die Person unsers Helden, und die hohe Meynung, die er von seinen Fæhigkeiten gefasset hatte, war durch diesen Discurs auf den hœchsten Grad gestiegen. So wenig beständiges auch in Dionysens Character war, so hatte er doch seine Augenblicke, wo er wünschte, daß es weniger Verläugnung kosten möchte, ein guter Fürst zu seyn. Die Beredsamkeit Agathons hatte ihn wie die übrige Zuhœrer mit sich fortgerissen; er fühlte die Schœnheit seiner Gemæhlde, und vergaß darüber, daß eben diese Gemæhlde eine Art von Satyre über ihn selbst enthielten. Er setzte sich vor, dasjenige zu erfüllen, was Agathon auf eine stillschweigende Art von seiner Regierung versprochen hatte; und um sich die Pflichten, die ihm dieser Vorsatz auferlegte, zu erleichtern, wollte er sie durch eben denjenigen ausüben lassen, der so gut davon reden konnte. Wo konnte er ein tauglicheres Instrument finden, den Syracusanern seine Regierung beliebt zu machen? Wo konnte er einen andern Mann finden, der so viele angenehme Eigenschaften mit so vielen nützlichen vereinigte? — Dionys hatte sich, wie wir schon bemerkt haben, angewöhnt, zwischen seine Entschliessungen und ihre Ausführung so wenig Zeit zu setzen als mœglich war. Alles was er einmal wollte, das wollte er haftig und ungeduldig; denn, in so fern er sich selbst überlassen blieb, sah er eine Sache nur von einer Seite an; und dieses mal entdeckte er sich niemand als dem Aristipp, der nichts vergaß, was ihn in seinem Vorhaben bestärken konnte. Dieser Philosoph erhielt also den Auftrag, dem Agathon Vorschlæge zu thun. Agathon entschuldigte sich mit seiner Abneigung vor dem geschäftigen Leben, und bestimmte den Tag seiner Abreise. Dionys wurde dringender. Agathon bestand auf seiner Weigerung, aber mit einer so bescheidenen Art, daß man hoffen konnte, er werde sich bewegen lassen. In der That war seine Absicht nur, die Zuneigung eines so wenig zuverlæssigen Prinzen zuvor auf die Probe zu stellen, eh er sich in Verbindungen einlassen wollte, welche für das Glück anderer und für seine eigene Ruhe so gute oder so schlimme Folgen haben konnten.

Endlich, da er Ursache hatte zu glauben, daß die Hochachtung, die er ihm eingeflœßt hatte, etwas mehr als ein launischer Geschmack sey, gab er seinem Anhalten nach; aber nicht anders als unter gewissen Bedingungen, welche ihm Dionys zugestehen mußte. Er erklærte sich, daß er allein in der Qualitæt seines Freundes an seinem Hofe bleiben wollte, so lange als ihn Dionys dafür erkennen, und seiner Dienste nœthig zu haben glauben würde; er wollte sich aber auch nicht fesseln lassen, und die Freyheit behalten, sich zurückzuziehen, so bald er sæhe, daß sein Daseyn zu nichts nütze sey. Die einzige Belohnung, welche er sich befügt halte, für seine Dienste zu verlangen, sey diese: Daß Dionys seinen Ræthen folgen möchte, so lange er werde zeigen können, daß dadurch jedes mal das Beste der Nation, und die Sicherheit, der Ruhm und die Privat-Glückseligkeit des Prinzen zugleich

befœdert werde. Endlich bat er fich noch aus, daß Dionys niemals einige heimliche Eingebungen oder Anklagen gegen ihn annehmen möchte, ohne ihm folche offenherzig zu entdecken, und feine Verantwortung anzuhœren.

Dionys bedachte fich um fo weniger, alle diefe Bedingungen zu unterfchreiben, da er entfchloffen war, ihn zu haben, wenn es auch die Hälfte feines Reichs koften follte. Agathon bezog alfo die Wohnung, welche man im Pallaft aufs prächtigfte für ihn ausgerüftet hatte; Dionys erklærte öffentlich, daß man fich in allen Sachen an feinen Freund Agathon, wie an ihn felbft, wenden könne; die Hœflinge ftritten in die Wette, wer dem neuen Günftling feine Unterwürfigkeit auf die fclavenmæffigfte Art beweifen könne; und Syracus fah mit froher Erwartung der Wiederkunft der Saturnifchen Zeiten entgegen.

Wir machen hier eine kleine Paufe, um dem Lefer Zeit zu laffen, dasjenige zu überlegen, was er fich felbft in diefem Augenblicke für oder wider unfern Helden zu fagen haben mag. Vermuthlich mag einigen der Eifer mißfällig gewefen feyn, womit er aus Haß gegen fein undankbares Vaterland wider die Republicken überhaupt gefprochen; indeffen daß vielleicht andere fein ganzes Betragen, feitdem wir ihn an dem Hofe des Kœnigs Dionys fehen, einer gekünftelten Klugheit, welche nicht in feinem Character fey, und ihm eine fchielende Farbe gebe, befchuldigen werden. Wir haben uns fchon mehrmalen erklært, daß wir in diefem Werke die Pflichten eines Gefchichtfchreibers, und nicht eines Apologiften übernommen haben; indeffen bleibt uns doch erlaubt, von den Handlungen eines Mannes, deffen Leben wir zwar nicht für ein Mufter, aber doch für ein lehrreiches Beyfpiel geben, eben fo frey nach unferm Gefichtspunct zu urtheilen, als es unfre Lefer aus dem ihrigen thun mœgen. Was alfo den erften Punct betrift, fo haben wir bereits erinnert, daß es unbillig feyn würde, dasjenige, was Agathon wider die Republicken feiner Zeit gefprochen, für eine, von ihm gewiß nicht abgezielte, Beleidigung folcher Freyftaaten anzufehen, welche (wie er als mœglich erkannt hat) unter dem Einfluß günftiger Umftände, durch ihre Lage felbft vor auswärtigem Neid, und vor ausfchweiffenden Vergrœfferungs-Gedanken gefichert, durch weife Gefetze, und was noch mehr ift, durch die Macht der Gewohnheit, in einer glückfeligen Mittelmæffigkeit fortdauern, und die Gebrechen kaum dem Namen nach kennen, welche Agathon an den Republicken feiner Zeit für unheilbar angefehen. Ob er aber diefen Letztern zu viel gethan habe, mœgen diejenigen entfcheiden, welche mit den befondern Umftänden ihrer Gefchichte bekannt find. Hat die Empfindung des Unrechts, welches ihm felbft zu Athen zugefügt worden, etwas Galle in feine Critick gemifcht; fo erfuchen wir unfre Lefer (nicht dem Agathon zu lieb; denn was kann diefem durch ihre Meynung von ihm zu- oder abgehen?) fich an feinen Platz zu ftellen, und fich alsdann zu fragen, wie werth ihnen ein Vaterland feyn würde, welches ihnen fo mitgefpielt hätte? Sie mœgen fich erinnern, daß es insgemein nur auf eine kleine Beleidigung ihrer Eigenliebe ankömmt, um ihre Hochachtung gegen eine Perfon in Verachtung, ihre Liebe in Abfcheu, ihre Lobfprüche in Schmæhreden, ihre guten Dienfte in Verfolgungen zu verwandeln. Wie oft, meine Herren, hat fich fchon um einer nichts bedeutenden Urfache willen ihre ganze Denkungsart von Perfonen und Sachen geändert? — Antworten Sie fich felbft fo

leiſe als Sie wollen; denn wir verlangen nichts davon zu hœren; und wenn Sie, nach dieſem kleinen Blick in ſich ſelbſt, unſerm Helden nicht vergeben können, daß er ein Vaterland nicht liebte, welches alles Mœgliche gethan hatte, ſich ihm verhaßt zu machen: So müſſen wir zwar die Strenge Ihrer Sittenlehre bewundern; aber — doch geſtehen, daß wir Sie noch mehr bewundern würden, wenn Sie ſo lange, bis Sie gelernt hätten, etwas weniger Parteylichkeit für ſich ſelbſt zu hegen, etwas mehr Nachſicht gegen andre ſich empfohlen ſeyn laſſen wollten.

Überhaupt hat man Urſache zu glauben, daß Agathon geſprochen habe, wie er dachte; und das iſt zu Rechtfertigung ſeiner Redlichkeit genug. Und warum ſollten wir an dieſer zu zweifeln anfangen? Sein ganzes Betragen, während daß er das Herz des Tyrannen in ſeinen Händen hatte, bewies, daß er keine Abſichten hegete, welche ihn genœthigt hätten, ihm gegen ſeine Überzeugung zu ſchmeicheln. Es iſt wahr, er hatte Abſichten, bey allem, was er von dem Augenblicke, da er den Fuß in Dionyſens Palaſt ſetzte, that; ſollte er vielleicht keine gehabt haben? Was können wir nach der äuſſerſten Schärfe mehr fodern, als daß ſeine Abſichten edel und tugendhaft ſeyn ſollen; und ſo waren ſie, wie wir bereits geſehen haben. Es ſcheint alſo nicht, daß man Grund habe, ihm aus der Vorſichtigkeit einen Vorwurf zu machen, womit er, in der neuen und ſchlüpfrigen Situation, worinn er war, alle ſeine Handlungen einrichten mußte, wenn ſie Mittel zu ſeinen Abſichten werden ſollten. Wir geben zu, daß eine Art von Zurückhaltung und Feinheit daraus hervorblickt, welche nicht ganz in ſeinem vorigen Character zu ſeyn ſcheint. Aber das verdient an ſich ſelbſt keinen Tadel. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob dieſe Unveränderlichkeit der Denkungs-Art und Verhaltungs-Regeln, worauf manche ehrliche Leute ſich ſo viel zu gute thun, eine ſo groſſe Tugend iſt, als ſie ſich vielleicht einbilden. Die Eigenliebe ſchmeichelt uns zwar ſehr gerne, daß wir, ſo wie wir ſind, am beſten ſind; aber ſie hat Unrecht, uns ſo zu ſchmeicheln. Es iſt unmœglich, daß, indem alles um uns her ſich verändert, wir allein unveränderlich ſeyn ſollten; und wenn es auch nicht unmœglich wære, ſo wær' es unſchicklich. Andre Zeiten erfordern andre Sitten; andre Umſtände, andre Beſtimmungen und Wendungen unſers Verhaltens. In moraliſchen Romanen finden wir freylich Helden, welche ſich immer in allem gleich bleiben — und darum zu loben; — denn wie ſollte es anders ſeyn, da ſie in ihrem zwanzigſten Jahre Weisheit und Tugend bereits in eben dem Grade der Vollkommenheit beſitzen, den die Socraten und Epaminondas nach vielfachen Verbeſſerungen ihrer ſelbſt kaum im ſechszigſten erreicht haben? Aber im Leben finden wir es anders. Deſto ſchlimmer für die, welche ſich da immer ſelbſt gleich bleiben. — Wir reden nicht von Thoren und Laſterhaften; — die Beſten haben an ihren Ideen, Urtheilen, Empfindungen, ſelbſt an dem, worinn ſie vortrefflich ſind, an ihrem Herzen, an ihrer Tugend, unendlich viel zu verändern. Und die Erfahrung lehrt, daß wir ſelten zu einer neuen Entwicklung unſrer ſelbſt, oder zu einer merklichen Verbeſſerung unſers vorigen innerlichen Zuſtandes gelangen, ohne durch eine Art von *Medium* zu gehen, welches eine falſche Farbe auf uns reflectiert, und unſre wahre Geſtalt eine Zeitlang verdunkelt. Wir haben unſern Helden bereits in verſchiedenen Situationen geſehen; und in jeder, durch den Einfluß der Umſtände, ein wenig anders, als er würklich

ift. Er fchien zu Delphi ein bloffer fpeculativer Enthufiaft; und man hat in der Folge gefehen, daß er fehr gut zu handeln wußte. Wir glaubten, nachdem er die fchœne Cyane gedemüthigt hatte, daß ihm die Verführungen der Wolluft nichts anhaben könnten; und Danae bewies, daß wir uns betrogen hatten; es wird nicht mehr lange anftehen, fo wird eine neue vermeynte Danae, welche feine fchwache Seite ausfündig gemacht zu haben glauben mag, fich eben fo betrogen finden. Er fchien nach und nach ein andächtiger Schwärmer, ein Platonift, ein Republicaner, ein Held, ein Stoicker, ein Wolläftling; und war keines von allen, ob er gleich in verfchiedenen Zeiten durch alle diefe Claffen gieng, und in jeder eine Nüance von derfelben bekam. So wird es vielleicht noch eine Zeitlang gehen. – Aber von feinem Character, von dem was er würklich war, worinn er fich unter allen diefen Geftalten gleich blieb, und was zuletzt, nachdem alles Fremde und Heterogene durch die ganze Folge feiner Umftände davon abgefchieden feyn wird, übrig bleiben mag — davon kann dermalen die Rede noch nicht feyn. Ohne alfo eben fo voreilig über ihn zu urtheilen, wie man gewohnt ift, es im tæglichen Leben alle Augenblicke zu thun – wollen wir fortfahren, ihn zu beobachten, die wahren Triebræder feiner Handlungen, fo genau als uns mœglich feyn wird, auszufpæhen, keine geheime Bewegung feines Herzens, welche uns einigen Auffchluß hierüber geben kann, entwifchen laffen, und unfer Urtheil über das Ganze feines moralifchen Wefens fo lange zurückhalten, bis wir es kennen werden.

DIE ABDERITEN.

Vorbericht und Cap. I. nach der erften, noch eintheiligen Ausgabe Weimar 1774; das Übrige nach der Leipziger von 1796.

VORBERICHT DES VERFASSERS.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen feyn möchte, fich der Wahrheit der bey diefer Gefchichte zum Grunde liegenden Thatfachen und characteriftifchen Züge zu vergewiffern, können, wofern fie nicht Luft haben, folche in den Quellen felbft, nemlich in den Werken eines Herodots, Diogenes Laertius, Athenæus, Ælians, Plutarchs, Lucians, Palæphatus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzufuchen, fich aus den Artikeln *Abdera* und *Demokritus* in dem Baylifchen Wörterbuche überzeugen, daß diefe Abderiten nicht unter die wahren Gefchichten im Gefchmacke der Lucianifchen gehœren. Sowohl die Abderiten als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus erfcheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfaffer, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklærung der dunkeln Stellen, Hebung der würklichen und Vereinigung der fcheinbaren Widerfprüche, die man in den vorbemeldten Schriftftellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben fcheint: fo werden doch fcharffinnige Lefer gewahr werden, daß er in allem diefem einem Gewährsmanne gefolget ift, deffen Anfehen alle Æliane und Athenæen zu Boden wiegt, und gegen deffen einzelne Stimme

das Zeugnis einer ganzen Welt, und die Entſcheidung aller Amphictyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doctoren, Magiſtern und Baccalauren, ſamt und ſonders ohne Würkung iſt, nemlich, der Natur ſelbſt.

Sollte man dieſes Werklein als einen, wiewohl geringen Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes anſehen wollen, ſo læßt ſichs der Verfaſſer ſehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es dann weder mehr noch weniger ſey, als was alle Geſchichtbücher ſeyn müſſen, wenn ſie nicht mit der ſchœnen Meluſine, und dem kleinen Kœnig Laurin, dem Gezwerg, in Eine Claſſe geſtellt ſeyn wollen.

Sollte aber jemand auf die Gedanken kommen, daß dieſe Abderiten wohl eine Art von Satyre auf kleine Republiken ſeyn könnten: ſo laſſen wir ihm unverhalten, daß es wenigſtens des Verfaſſers Meynung nicht geweſen, eine Satyre zu ſchreiben; es wære dann, daß man dieſem Wort eine Bedeutung geben wollte, vermœge welcher jede Geſchichte zur Satyre würde. Weſſen Schuld iſt es, wenn die Abderiten lächerlich ſind? Gewiß des Autors nicht; denn es hieng nicht von ihm ab, zu machen, daß die Abderiten keine Abderiten ſeyn ſollten; und wer deßwegen über ihn grißgramen wollte, würde mit gleichem Recht über einen Mahler zürnen, der den Homeriſchen Therſites häßlich gemahlt hätte. Ein Mahler kann Ideale, Bildniſſe, oder Grotesken machen, je nachdem es ihm gefällt; aber Ideale und Grotesken ſind keine Bildniſſe; und wenn es ſich zutrift, daß ſie jemanden ähnlich ſehen, ſo hat vermuthlich Natur oder Zufall die Schuld daran. Es iſt ſchwer, ſich in Gedanken zu einem Grade von Schœnheit zu erheben, der das ſchœnſte in der Natur merklich übertreffe; aber vielleicht ganz unmœglich, eine Karrikatur zu erfinden, die keinem Geſchöpfe Gottes ähnlich ſehe.

I.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien, verliert ſich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns ſehr gleichgültig ſeyn, ob ſie ihren Namen von Abdera, einer Schweſter des berüchtigten Diomedes, Kœnigs der Biſtoniſchen Thrazier — der ein ſo großer Liebhaber von Pferden war, und deren ſo viel hielt, daß er und ſein Land endlich von ſeinen Pferden aufgefreſſen wurde — oder von Abderus, einem Stallmeiſter dieſes Kœnigs, oder von Abderus, dem Liebling des Herkules, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer erſten Gründung, vor Alter wieder zuſammen gefallen, als Timeſius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigſten Olympiade, unternahm, ſie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarſchaft aufkommen laſſen wollten, lieſſen ihm nicht Zeit, die Früchte ſeiner Arbeit zu genieſſen; Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefehr um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der Joniſchen Stadt Teos — weil ſie keine Luſt hatten ſich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe giengen, nach Thrazien ſegelten, und da ſie, in einer der fruchtbarſten Gegenden deſſelben, dieſes Abdera ſchon gebauet fanden, ſich deſſen als einer verlaſſenen und niemanden zugehœrigen Sache bemächtigten, auch ſich darinnen gegen die Thraziſchen Barbaren ſo gut behaupteten, daß ſie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hieſſen, und einen kleinen Freyſtaat ausmachten, der (wie die meiſten griechiſchen Städte) ein zweydeutig Mittelding

von Demokratie und Ariſtokratie war, und regiert wurde, — wie kleine Republiken von jeher regiert worden ſind.

»Wozu (rufen unſre Leſer) dieſe nichtsbedeutende Deduction des Urſprungs und der Schickſale des Städtchens Abdera in Thrazien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wiſſen, oder nicht zu wiſſen, wann, wie, wo, warum, von wem. und zu was Ende eine Stadt, welche längſt nicht mehr in der Welt iſt, erbaut worden ſeyn mag?«

Geduld, günſtige Leſer! Geduld, bis wir, eh ich weiter fort erzähle, über unſre Bedingungen einig ſind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen ſollte, die Abderiten zu leſen, wenn ihr gerade was nœthigeres zu thun, oder was beſſeres zu leſen habt! — »Ich muß auf eine Predigt ſtudiren — Ich habe Kranke zu beſuchen. — Ich hab' ein Gutachten, einen Beſcheid, eine Leuterung, einen unterthænigſten Bericht zu machen. — Ich muß recenſiren. — Mir fehlen noch ſechzehn Bogen an den vier Alphabeten, die ich meinem Verleger binnen acht Tagen liefern muß. — Ich hab' ein Joch Ochſen gekauft. — Ich hab' ein Weib genommen« — In Gottes Nahmen! Studiert, beſucht, referirt, recenſirt, überſetzt, kauft und freyet! — Beſchäftigte Leſer ſind ſelten gute Leſer. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verſtehen ſie uns halb, bald gar nicht, bald (was das ſchlimmſte iſt) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen leſen will, muß gerade ſonſt nichts anders zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in dieſem Falle befindet, warum ſolltet ihr nicht zwo oder drey Minuten daran wenden wollen, etwas zu wiſſen, was einem Salmaſius, einem Barnes, einem Bayle, — und, um aufrichtig zu ſeyn, mir ſelbſt, weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuſchlagen — eben ſo viele Stunden gekoſtet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehœrt haben, wenn ich euch die Hiſtorie vom Kœnig in Bœhmenland, der ſieben Schlöſſer hatte, oder die Geſchichte der drey Calender zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten alſo, hätten (dem zu folge, was wir bereits von ihnen —

»Ohne Unterbrechung, wer waren doch die drey Calender, von denen eben izt die Rede war?«

Verzeihen Sie mir, Madame, — die Rede war von keinen Calendern; von den Abderiten ſprachen wir. Aber wenn es ihnen nun juſt gemüthlich ſeyn ſollte, Geſchichten von Calendern (welche im Vorbeygehen geſagt, mit Calendergeſchichten nicht verwechſelt werden müſſen:) zu leſen, ſo werden Sie in Tauſend und einer Nacht, Tauſend und einem Tag, und Tauſend und einer Viertelſtunde, deren ſehr viele finden. Freylich kann ich Ihnen nicht verſprechen, daß ſie durchgehends ſo angenehm, ſo erbaulich, ſo natürlich und ſo wunderbar, als die Geſchichte der drey Calender, die ich *in petto* behalte, ſeyn werden; aber, wie wollen Sie auch, daß man Ihnen alles erzählen ſollte, was man erzählen könnte? oder wie kann man wenigſtens alles auf einmal erzählen?

Die Abderiten alſo, hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden iſt,) ein ſo feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen ſeyn ſollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. — »Und warum dies?«

(Dieſe Frage wird uns nicht von den Gelehrten unter unſern Leſern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher ſchreiben, wenn alle Leſer ſo gelehrt wæren, als der Autor? Die Frage: Warum dies? iſt allemal eine ſehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menſchlichen Dingen iſt, allemal eine

Antwort; und wehe dem, der verlegen oder beſchæmt, oder ungehalten wird, wenn er ſich auf *warum dies* vernehmen laſſen ſoll. Wir unſers Orts würden die Antwort ungefodert gegeben haben, wenn die Leſer nicht ſo haſtig geweſen wæren. Hier iſt ſie!

Teos war eine Athenienſiſche Colonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienſer waren von jeher ein munteres und geiſtreiches Volk, und ſind es noch, wie man ſagt. Athenienſer, nach Jonien verſezt, gewannen, unter dem ſchœnen Himmel, der dieſes von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Joniſchen Griechen die Günſtlinge der Muſen. Homerus ſelbſt war, der grœßten Wahrſcheinlichkeit nach, ein Jonier. Die Erotiſchen Geſänge, die Mileſiſchen Fabeln (die Vorbilder unſrer Novellen und Romanen) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcæus, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aſpaſia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler, — der Grazien waren aus Jonien; Anakreon ſogar ein geborner Tejer. Dieſer lezte mochte etwan ein Jüngling von achtzehn Jahren ſeyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat,) als ſeine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweiſe, daß er ſeine den Liebesgöttern geweyhte Leyer nicht zurück gelaſſen, fang er dort das Lied an ein thraziſches Mædchen, (in Barneſens Ausgabe das Ein und ſechzigſte,) worinn ein gewiſſer wilder Thraziſcher Ton mit der Joniſchen Grazie, die ſeinen Liedern eigen iſt, auf eine ganz beſondere Art abſticht.

Wer ſollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem erſten Urſprung Athenienſer — ſo lange Zeit in Jonien einheimiſch — Mitbürger eines Anakreons — ſollten auch in Thrazien den Charakter eines geiſtreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Urſache davon geweſen ſeyn mag,) das Gegentheil iſt auſſer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, ſo ſchlugen ſie aus der Art. Nicht daß ſie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verlohren, und ſich in Schöpſe verwandelt hätten, wie Juvenal ſie beſchuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Einbildung gewann einen ſo groſſen Vorſprung über ihre Vernunft, daß es dieſer niemals wieder mœglich war, ſie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen; aber ſelten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo ſie angebracht wurden, oder kamen erſt, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie ſprachen viel, aber immer ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, was ſie ſagen wollten, oder wie ſie es ſagen wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß ſie ſelten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu ſagen. Zum Unglück erſtreckte ſich dieſe ſchlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich ſchloſſen ſie den Keficht erſt, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbeſonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht beſſer gieng, wenn ſie ſich beſannen. Machten ſie (welches ziemlich oft begegnete,) irgend einen ſehr dummen Streich, ſo kam es immer daher, weil ſie es gar zu gut machen wollten; und wenn ſie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Weſens recht lange und ernſtliche Berathſchlagungen hielten, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen mœglichen Entſchlieſſungen die ſchlechteſte ergreifen würden. Sie wurden endlich zum Sprüchwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderiten-Stückchen war bey dieſen

ungefehr, was bey uns ein Schildbürger-, oder bey den Helvetiern ein Lalleburger-Streich ist. Zum Exempel: Es fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schœnen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres grossen Marktplatzes gesezt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie liessen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stund, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu befeuchten; und als man das Werk spielen lies, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, liessen sie also die ganze Gruppe in ihr Zeughaus bringen; und so oft man solche einem Fremden wies, bedauerte der Aufseher des Zeughauses sehr ernsthaft im Namen der lœbl. Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine sehr schœne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefehr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schœnheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu schœn, riefen sie einhellig, um an einem niedrigen Platz zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht, und so viel gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden beym Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine nied liche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmœglich war, zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Wäschernymphe vorstellen sollte, so nœthigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts vollkommners sehen könne.

Uns dünkt, diese Beyspiele beweisen schon mehr als zu viel, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln sehr, ob sich ein Zug denken læßt, der ihren Charakter stärker zeichnen könnte als dieser: daß sie, (nach dem Zeugnis des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen liessen, daß sie selbst endlich genœthiget waren, ihren quækenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Kœnigs Kassander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Übel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegpuzten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling *Βρεκεκεξ κοαξ κοαξ* entgegen gesungen hätte.

VIERTES BUCH. XIII. KAPITEL.

REDE DES SYKOFANTEN FYSIGNATUS.

«Edle, Ehrenfefte und Weife, Großmœgende Vierhundertmänner!

«Wenn jemahls ein Tag war, an welchem fich die Vortrefflichkeit der Verfaffung unfrer Republik in ihrem grœßten Glanz enthüllt hat, und wenn jemahls ich mit dem Gefühl, was es ift ein Bürger von Abdera zu feyn, unter euch aufgetreten bin: fo ift es an diefem großen Tage, da vor diefes ehrwürdige hœchfte Gericht, vor diefe erwartungsvolle und theilnehmende Menge des Volks, vor diefen anfehnlichen Zufammenfluß von Fremden, die der Ruf eines fo außerordentlichen Schaufpiels fchaarenweife herbeygezogen hat, ein Rechtshandel zur Entfcheidung gebracht werden foll, der in einem minder freyen, minder wohl eingerichteten Staate, der felbft in einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für wichtig genug gehalten worden wære, die ftolzen Verwalter des gemeinen Wefens nur einen Augenblick zu befchäftigen. Edles, preiswürdiges, dreymahl glückliches Abdera! Du allein genießeft unter dem Schutz einer Gefetzgebung, der auch die geringften, auch die zweifelhafteften und fpitzfündigften Rechte und Anfprüche der Bürger heilig find, du allein genießeft das Wefen einer Sicherheit und Freyheit, wovon andere Republiken (was auch fonft die Vorzüge feyn mœgen, womit fich ihre patriotifche Eitelkeit brüftet) nur den Schatten zum Antheil haben.

«Oder, faget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwifchen einem gemeinen Bürger und einem der geringften aus dem Volke, ein Handel, der dem erften Anblick nach kaum zwey oder drey Drachmen betrægt, über einen Gegenftand, der fo unbedeutend fcheint, daß die Gefetze ihn bey Benennung der Dinge, welche ins Eigenthum kommen können, gänzlich vergeffen haben, ein Handel über etwas, dem ein fubtiler Dialektiker fogar den Nahmen eines Dinges ftreitig machen könnte, — mit Einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Efels — faget mir, in welcher andern Republik würde ein folcher Rechtshandel zum Gegenftand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines jeden, und alfo, wenn ich fo fagen darf, gleichfam zur Sache des ganzen Staats geworden feyn? In welcher andern Republik find die Gefetze des Eigenthums fo fcharf beftimmt, die gegenfeitigen Rechte der Bürger vor aller Willkühr der obrigkeitlichen Perfonen fo ficher geftellt, die geringfügigften Anfprüche oder Forderungen felbft des ärmften, in den Augen der Obrigkeit fo wichtig und hoch angefehen, daß das hœchfte Gericht der Republik felbft es nicht unter feiner Würde hält, fich feierlich zu verfammeln, um über das zweifelhaft fcheinende Recht an einen Efelsfchatten zu erkennen?

«Wehe dem Manne, der bey diefem Worte die Nafe rümpfen, und, aus albernen kindifchen Begriffen von dem was groß oder klein ift, mit unverftändigem Hohnlächeln anfehen könnte, was die hœchfte Ehre unfrer Juftizverfaffung, der Ruhm unfrer Obrigkeit, der Triumf des ganzen abderitifchen Wefens und eines jeden guten Bürgers ift! Wehe dem Manne, ich wiederhohl' es zum zweyten- und drittenmahl, der keinen Sinn hätte, dieß zu fühlen! Und Heil der Republik, in welcher, fobald es auf die Gerechtfame der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfefte aller bürgerlichen Sicherheit, ankommt, auch ein Efelsfchatten keine Kleinigkeit ift!

«Aber, indem ich folchergeftalt auf der einen Seite mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines ächten Abderiten, fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniß von der vortrefflichen Ver-

faſſung unſrer Republik ſowohl, als von der unparteyiſchen Feſtigkeit und nichts überſehenden Sorgfalt, womit unſre ruhmwürdigſt regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieſer vorliegende Handel bey der ſpæteſten Nachkommenſchaft ablegen wird: wie ſehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unſrer Voráltern, das Verſchwinden jener mitbürgerlichen und freundnachbarlichen Sinnesart, jener gegenſeitigen Dienſtbefliſſenheit, jener freywilligen Geneigtheit, aus Liebe und Freundſchaft, aus gutem Herzen, oder wenigſtens um des Friedens willen, etwas von unſerm vermeinten ſtrengen Rechte fahren zu laſſen, — wie ſehr, mit Einem Worte, muß ich den Verfall der guten alten Abderitiſchen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, ſchamvollen Rechtshandels iſt, in welchem wir heute befangen ſind! — Wie werd' ichs ohne glühende Schamrœthe heraus ſagen können? — O du einſt ſo berühmte Biederherzigkeit unſrer guten Alten, iſt es dahin mit dir gekommen, daß Abderitiſche Bürger — ſie, die bey jeder Gelegenheit, aus vaterländiſcher Treue und nachbarlicher Freundſchaft, bereit ſeyn ſollten das Herz im Leibe mit einander zu theilen — ſo eigennützig, ſo karg, ſo unfreundlich, was ſag' ich, ſo unmenſchlich ſind, einander ſogar den Schatten eines Eſels zu verſagen?

«Doch — verzeiht mir, werthe Mitbürger! ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unvorſetzliche Beleidigung! Derjenige, der einer ſo niedrigen, ſo rohen und barbariſchen Denkart fæhig war, iſt keiner unſrer Mitbürger. Es iſt ein bloß geduldeter Einwohner unſrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jaſontempels, ein Menſch aus den dickſten Hefen des Pœbels, ein Menſch, von deſſen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts beſſers zu erwarten war, mit Einem Wort, ein Eſeltreiber — der, außer dem gleichen Boden und der gemeinſamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildeſten Völkern der Hyperboreiſchen Wüſten gemein iſt. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann ſie nicht beſudeln. Ein Abderitiſcher Bürger, ich unterſtehe michs zu ſagen, hätte ſich keiner ſolchen Unthat ſchuldig machen können.

«Aber — nenn' ich ſie vielleicht mit einem zu ſtrengen Nahmen, dieſe That? — Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet!

«Er reiſet in ſeinen Geſchäften, in Geſchäften ſeiner edeln Kunſt, die es bloß mit Verminderung der Leiden ſeiner Nebenmenſchen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag iſt einer der ſchwülſten Sommertage. Die ſtrengſte Sonnenhitze ſcheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre ſengenden Strahlen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verlechzten Wandrer anzufriſchen! Die Sonne flammt über ſeiner Scheitel, ſaugt das Blut aus ſeinen Adern, das Mark aus ſeinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, ſieht er ſich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter deſſen Schirm er ſich erhohlen, er einen Mund voll friſcherer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo ſicher ſeyn könnte.

«Umſonſt! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwey Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraciens ſey es geſagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wandrers in dieſer abſcheulichen Fläche von magern Brach- und Kornfeldern erfriſchen, oder ihm gegen die mittægliche Sonne Zuflucht geben könnte!

«Der arme Struthion sank endlich von seinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszudauern. Er ließ den Esel halten, und setzte sich in seinen Schatten. — Schwaches, armseliges Erhohlungsmittel! Aber so wenig es war, war es doch etwas!

«Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühllose, der Felsenherzige seyn, der seinem leidenden Nebenmenschen, in solchen Umständen, den Schatten eines Esels versagen konnte? Wær' es glaublich, daß es einen solchen Menschen gebe, wenn wir ihn nicht mit eignen Augen vor uns sæhen? — Aber hier steht er, und, was beynahe noch ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freyen Stücken dazu, scheint sich seiner Schande noch zu rühmen; und, damit er keinem seines gleichen, der künftig noch geboren werden mag, eine Mœglichkeit, ihm an schamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilet worden, sogar vor der Majestæt dieses hœchsten Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe. — «Ich versagte ihm den Eselsschatten nicht, spricht er, wiewohl ich nach dem strengen Recht nicht schuldig war ihn darin sitzen zu lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihm zu dem Esel, den ich ihm vermiethet hatte, nun auch den Schatten des Esels überlassen sollte, den ich nicht vermiethet hatte.» Elende, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halb verschmachteten Wandrer verwehren wollte, sich unentgeldlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder wie würden wir denjenigen nennen, der einem vor Durst sterbenden Fremdling nicht gestatten wollte, sich aus dem Wasser zu laben, das auf seinem Grund und Boden flöße?

«Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dieß allein, und kein andres, das Verbrechen jener lycischen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menschen, zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, welche diese Elenden an seiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beyspiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Teich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt, und gleichsam tæglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du, ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmahl des Zorns der Götter über verweigerte Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheutest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?

«Aber, du trotzest auf dein Eigenthumsrecht. — «Wer sich seines Rechts bedient, sprichst du, der thut niemand Unrecht. Ich bin einem andern nicht mehr schuldig, *als* er um mich verdient. Wenn der Esel mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten.»

«Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemahls vor ein Götter- oder Menschengericht gekommen, gestellt hast, glaubt er, mit aller Zauberey seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinnengewebe sofistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daß wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas wirkliches, geschweige für etwas an welches jemand ein direktes und ausschließendes Recht haben könne, zu halten?

«Ich würde, großmœgende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wieder-

hohlen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, aktenkundiger Maßen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich für jezt, nach Erforderniß der Nothdurft, nur dieß Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts wirkliches und positives, sondern gerade das Gegentheil; nehmlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in so fern er ein Esel, sondern in so fern er ein dichter und dunkler Körper ist, anklebt) die einzige wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andre Körper an seinem Platze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasontempel zu Abdera war, ging ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehœrte. Denn, wie gesagt, nicht die Eselheit, (wenn ich so sagen darf) sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehr besagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint.

«Allein, wenn wir auch zum Überfluß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehœre: so ist aus unzähligen Beyspielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat, als der andre, und an die sich derjenige das næchste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt.

«Doch, ich will noch mehr thun; ich will sogar zugeben, daß des Esels Schatten ein Zubehœr des Esels sey, so gut als es seine Ohren sind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Esel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bey jedem Miethkontrakt, daß der Vermiether dem Abmiether die Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehœr und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überlæßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede: Entweder ist der Schatten des Esels ein Zubehœr des Esels, oder nicht. Ist er es nicht: so hat Struthion und jeder andre eben so viel Recht daran als Anthrax. Ist er es aber, so hatte Anthrax, indem er den Esel vermiethete, auch den Schatten vermiethet; und seine Forderung ist eben so ungereimt, als wenn mir einer seine Leyer verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daß ich ihn auch noch für ihren Klang bezahlen müßte.

«Doch wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menschensinn so klar ist, daß man sie nur zu hœren braucht, um zu sehen, auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Eselsschatten? Welche Unverschæmtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumaßen, um Wucher damit zu treiben? Und wofern der Schatten wirklich sein war: welche Niederträchtigkeit, ein so weniges, das Wenigste was sich nennen oder denken læßt, etwas in tausend andern Fällen gänzlich Unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu versagen, wo es ihm unentbehrlich ist!

«Lasset, Edle und Großmœgende Vierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt

werden, daß ein ſolcher Muthwille, ein ſolcher Frevel, vor einem Gerichte, vor welchem (wie vor jenem berühmten Areopagus zu Athen) Götter ſelbſt nicht erœthen würden, ihre Streitigkeiten entſcheiden zu laſſen, Schutz gefunden habe! Die Abweiſung des Klægers mit ſeiner unſtatthaften, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellazion, die Verurtheilung desſelben in alle Koſten und Schæden, die er dem unſchuldigen Beklagten durch ſein unbefugtes Betragen in dieſer Sache verurſacht hat, iſt jetzt das wenigſte, was ich im Nahmen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn ſie mit der Grœße ſeines Frevels im Ebenmaße ſtehen ſoll, iſt der unbefugte Klæger ſchuldig! Genugthuung dem Beklagten, deſſen häusliche Ruhe, Geſchäfte, Ehre und Leumund von ihm und ſeinen Beſchützern während des Laufs dieſes Handels auf unzählige Art geſtœrt und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von deſſen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieſes hohe Tribunal appelliert hat! Genugthuung dieſem hœchſten Gerichte ſelbſt, welches er mit einem ſo nichtswürdigen Handel muthwilliger Weiſe zu behelligen ſich unterſtanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bey dieſer Gelegenheit in Unruhe, Zwieſpalt und Gefahr geſetzt hat!

«Fordre ich zu viel, Großmœgende Herren? fordre ich etwas unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das ſich unzählbar an die Stufen dieſer hohen Gerichtsſtätte drängt, und im Nahmen eines verdienſtvollen, ſchwer gekränkten Mitbürgers, ja im Nahmen der Republik ſelbſt, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen, ſo funkelt ſie doch aus jedem Auge, dieſe gerechte, dieſe nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtſame, die Wiederherſtellung unſrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derſelben auf die Zukunft, mit Einem Worte, die Wohlfahrt unſers ganzen Staats, hängt von dem Ausſpruch ab den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den erſten Zeiten der Welt ein Eſel das Verdienſt hatte, die ſchlummernden Götter bey dem nächtlichen Überfall der Titanen mit ſeinem Geſchrey zu wecken, und dadurch den Olympus ſelbſt vor Verwüſtung und Untergang zu retten: ſo mœge jetzt der Schatten eines Eſels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoke ſeyn, in welcher dieſe uralte Stadt und Republik nach ſo vielen und gefahrvollen Erſchütterungen wieder beruhiget, das Band zwiſchen Obrigkeit und Bürgern wieder feſt zuſammen gezogen, alle vergangne Mißhelligkeiten in den Abgrund der Vergeſſenheit verſenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eſeltreibers der ganze Staat gerettet, und deſſen blühender Wohlſtand auf ewige Zeiten ſicher geſtellt werde!»

XIV. KAPITEL.

ANTWORT DES SYKOFANTEN POLYFONUS.

«Großmœgende Vierhundertmänner!

«Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß ſie keiner fremden Hülfe bedürfen um geſehen zu werden. Ich überlaſſe meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von ſeinen Rednerkünſten zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fechterſtreiche und das ganze Gaukelſpiel der Schulrhetorik Kindern und Narren einen Dunſt vor die Augen zu machen. Geſcheidte Leute laſſen ſich nicht dadurch blenden. Ich will nicht unterſuchen,

wie viel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bey dieſem Handel über einen Eſelsſchatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleyen zu beſtechen, noch durch verſteckte Drohungen zu ſchrecken ſuchen. Noch viel weniger will ich dem Volke durch aufwiegelnde Reden das Signal zum Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweiſen, daß der Eſeltreiber Anthrax Recht, oder, um mich genauer und billiger auszudrücken als von einem Sachwalter gefordert werden könnte, weniger Unrecht hat, als ſein unbefugter Widerſacher. Der Richter wird alsdann ſchon wiſſen was ſeines Amtes iſt, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche."

«Großmœgende Herren, ich ſtehe hier nicht als Sachwalter des Eſeltreibers Anthrax, ſondern als Bevollmächtigter des Jaſontempels, und von wegen des erlauchten und hochwürdigen Agathyrſus, zeitigen Erzprieſters und Obervorſtehers desſelben, Hüters des wahren goldnen Vließes, oberſten Gerichtsherrn über alle deſſen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, und Oberhaupts des hochedeln Geſchlechts der Jaſoniden, um im Nahmen Jaſons und ſeines Tempels von euch zu begehren, daß dem Eſeltreiber Anthrax Genugthuung geſchehe, weil er im Grunde doch am meiſten Recht hat; und daß ers habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von ſeinem Meiſter Gorgias gelernt zu haben ſich rühmt, ſo klar und laut zu beweiſen, daß es die Blinden ſehen und die Tauben hœren ſollen. Alſo, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

«Anthrax vermiethete dem Zahnarzte Struthion ſeinen Eſel auf einen Tag; nicht zu ſelbſtbeliebigem Gebrauch, ſondern um ihn, den Zahnarzt mit ſeinem Mantelſack, halben Weges nach Gerania zu tragen, welches, wie jedermann weiß, acht ſtarke Meilen von hier entfernt liegt.

«Bey der Vermiethung des Eſels dachte natürlicher Weiſe keiner von beiden an ſeinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abſtieg, und den Eſel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte als er, in der Sonne zu ſtehen nœthigte, um ſich in deſſen Schatten zu ſetzen, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigenthümer des Eſels dabey nicht gleichgültig blieb.

«Ich begehre nicht zu läugnen, daß Anthrax eine alberne und eſelhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihn für des Eſels Schatten deßwegen bezahlen ſollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermiethet habe. Aber dafür iſt er auch nur ein Eſeltreiber von Voraltern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eſeln aufgewachſen iſt und mehr mit Eſeln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, ſelbſt nicht viel beſſer als ein Eſel zu ſeyn. Im Grunde wars alſo bloß — der Spaß eines Eſeltreibers.

«Aber in welche Klaſſe von Thieren ſollen wir den ſetzen: der aus einem ſolchen Spaß Ernſt machte? Hätte Herr Struthion wie ein verſtändiger Mann gehandelt, ſo brauchte er dem Grobian nur zu ſagen: «Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Eſelsſchattens willen entzweyen. Weil ich dir den Eſel nicht abgemiethet habe um mich in ſeinen Schatten zu ſetzen, ſondern um darauf nach Gerania zu reiten: ſo iſt es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverluſt vergüte die dir mein Abſteigen verurſacht; zumahl da der Eſel um ſo viel länger in der Hitze ſtehen muß und dadurch nicht beſſer wird. Da, Bruder, haſt du eine halbe

Drachme; laß mich einen Augenblick hier verſchnaufen, und dann wollen wir uns, in aller Fröſche Nahmen! wieder auf den Weg machen.« —

»Hätte der Zahnarzt aus dieſem Tone geſprochen, ſo hätt' er geſprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Eſeltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch ein Gott vergelts! geſagt; und die Stadt Abdera wære des ungewiſſen Nachruhms, den ihr mein Gegentheil von dieſem Eſelsprozeß verſpricht, und aller der Unruhen, die daraus entſtehen mußten, ſobald ſich ſo viele große angeſehene Herren und Damen in die Sache miſchten, überhoben geweſen. Statt deſſen ſetzt ſich der Mann auf ſeinen eignen Eſel, beſteht auf ſeinem bodenloſen Rechte ſich vermœge ſeines Miethkontrakts in des Eſels Schatten zu ſetzen ſo oft und ſo lange er wolle, und bringt dadurch den Eſeltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft, und eine Klage anbringt, die eben ſo abgeſchmackt iſt als die Verantwortung des Beklagten.

»Ob es nun nicht, zu Statuierung eines lehrreichen Beyſpiels, wohl gethan wære, wenn dem Sykofanten Fyſignatus, meinem wertheſten Kollegen — als deſſen Aufhetzung es ganz allein zuzuſchreiben iſt, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Filippides vorgeſchlagnen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienſt, den er dem Abderitiſchen gemeinen Weſen dadurch geleiſtet, die Ohren geſtutzt, und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Eſelsohren dafür angeſetzt würden; ingleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Zunftmeiſter Pfriem, und die übrigen Herren, die durch ihren patriotiſchen Eifer Öhl ins Feuer gegoſſen, für ihre Mühe verdient haben möchten: überlæßt der erlauchte Erzprieſter, mein Principal, dem eignen einſichtsvollen Ermeſſen des hœchſten Gerichts der Vierhundert. Er ſeines Ortes wird, als angeborner Oberherr und Richter des Eſeltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohl verdienter Belohnung ſeines in dieſem Handel bewieſenen Unverſtandes, unmittelbar nach geendigtem Prozeß fünf und zwanzig Prügel zuzählen zu laſſen. Da aber darum das Recht des mehr beſagten Eſeltreibers, wegen der von dem Zahnarzte Struthion erlittnen Ungebühr, wegen des Mißbrauchs den dieſer von ſeinem Eſel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des verurſachten Zeitverluſts und Deteriorazion ſeines laſtbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts deſto weniger in ſeiner ganzen Kraft beſteht: ſo begehret und erwartet der erlauchte Erzprieſter von der Gerechtigkeit dieſes hohen Gerichts, daß ſeinem Unterthanen, ohne längern Aufſchub, die gebührende vollſtändigſte Entſchædigung und Genugthuung verſchafft werde.

»Euch aber (ſetzte er hinzu, indem er ſich umdrehte und gegen das Volk kehrte) ſoll ich im Nahmen Jaſons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrühriſche Art an der bœſen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, ſo lange bis ſie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jaſons alle Monate den armen Bürgern zufließen læßt, ausgeſchloſſen ſeyn und bleiben ſollen.«

IDYLLEN VON SALOMON GESSNER.

IDAS, MYCON.

Sey mir gegrüßt, Mycon! du lieblicher Sänger! Wenn ich dich ſehe, dann hüpft mir das Herz vor Freude; ſeit du auf dem Stein beym Brunnen mir das Frühlings-Lied ſangeſt, ſeitdem hab' ich dich nicht geſehen.

MYCON. Sey mir gegrüßt, Idas! du lieblicher Flœten-Spieler! Laß uns einen kühlen Ort ſuchen, und in dem Schatten uns lagern.

IDAS. Wir wollen auf dieſe Anhœhe gehn, wo die groſſe Eiche des Palemons ſteht; ſie beſchattet weit umher, und die kühlen Winde flattern da immer. Indeß können meine Ziegen an der jæhen Wand klettern, und vom Geſträuch reiſſen. Sieh, wie die groſſe Eiche die ſchlanken Äſte umher trægt, und kühlen Schatten ausſtreut; laß hier bey den wilden Roſen-Gebüſchen uns lagern, die ſanften Winde ſollen mit unſern Haaren ſpielen. Mycon! dieß iſt mir ein heiliger Ort! O Palemon! dieſe Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal! Palemon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele Schaafe; O Pan! bat er, laß meine Heerde ſich mehren, ſo kann ich ſie mit meinem armen Nachbar theilen. Und Pan machte, daß ſeine Heerde in einem Jahr um die Hälfte ſich mehrte; und Palemon gab dem armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem Pan auf dieſem Hügel, und pflanzt' eine Eiche, und ſprach: O Pan! immer ſey dieſer Tag mir heilig, an dem mein Wunſch ſich erfüllte; ſegne die Eiche, die ich hier pflanze; ſie ſey mir ein heiliges Denkmal; alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern. Mycon! ſoll ich dir das Lied ſingen, das ich immer unter dieſer Eiche ſinge?

MYCON. Wenn du mir das Lied ſingeſt, dann will ich dieſe neunſtimmige Flœte dir ſchenken; ich ſelbſt habe die Rohre mit langer Wahl am Ufer geſchnitten, und mit wolriechendem Wachs vereint.

Idas ſang izt:

Die ihr euch über mir wölbt, ſchlanke Äſte! ihr ſtreut mit euerm Schatten ein heiliges Entzüken auf mich. Ihr Winde! wenn ihr mich kühlt, dann iſts als rauſcht' eine Gottheit unſichtbar neben mir hin. Ihr Ziegen und ihr Schaafe! ſchonet, ô ſchonet! und reißt das junge Epheu nicht vom weiſſen Stamm, daß es empor ſchleiche und grüne Kränze flechte, rings um den weiſſen Stamm. Kein Donnerkeil, kein reiſſender Wind ſoll dir ſchaden, hoher Baum! Die Götter wollens, du ſollſt der Redlichkeit Denkmal ſeyn. Hoch ſteht ſein Wipfel empor; es ſiehet ihn fernher der Hirt, und weiſt ihn ermahnend dem Sohn; es ſieht ihn die zärtliche Mutter, und ſagt Palemons Geſchichte dem horchenden Kind auf der Schoos. O pflanzt der Redlichkeit ſo manch Denkmal, ihr Hirten! daß wir einſt voll heiligen Entzükens in dunkeln Hainen einhergehn.

So ſang Idas, er hatte ſchon lange geſchwiegen, und Mycon ſaß noch wie horchend. Ach Idas! Mich entzükt der thauende Morgen, der kommende Frühling entzükt mich, noch mehr des Redlichen Thaten.

So ſprach Mycon, und gab ihm die neunſtimmige Flœte.

AMYNTAS.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in ſeiner Rechten. Er hatte ſich Stæbe geſchnitten zu einem Zaun, und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter. Da ſah er einen jungen Eich-Baum neben einem hinrauſchenden Bach, und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von der Erd' entblœſſet, und der Baum ſtuhnd da, traurig und drohte zu ſinken. Schade! ſprach er, ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen; nein, dein Wipfel ſoll nicht zum Spiel ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn. Izt nahm er die ſchweren Stæbe von der Schulter; ich kann mir andre Stæbe holen, ſprach er, und hub an, einen ſtarken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub friſche Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entblœßten Wurzeln mit friſcher Erde bedekt; und izt nahm er ſein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit ſeiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurük, um andre Stæbe zu holen; aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglaſſen? gütiger Hirt! ſage mirs, was wünſcheſt du zur Belohnung, ich weiß, daß du arm biſt, und nur fünf Schafe zur Weide führeſt. »O! wenn du mir zu bitten vergönneſt, Nymphe! ſo ſprach der arme Hirt; mein Nachbar Palemon iſt ſeit der Erndte ſchon krank, laß ihn geſund werden!«

So bat der Redliche, und Palemon ward geſund; aber Amyntas ſah den mächtigen Segen in ſeiner Heerde und bey ſeinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter laſſen die Redlichen nicht ungeſegnet.

DIE GEGEND IM GRAS.

Du hoher ſchwarzer Tannen-Hain, der du die Pfeil-geraden rœthlichten Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten empor hebſt! hohe ſchlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silber-Glanz hinter jenen grauen Bergen hervor rauſcheſt, nicht euch will ich izt ſehen; izt ſey das Gras um mich her meine Gegend. Dieſe bewundernswürdige Welt im kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schœnheit; unendliche Arten Gewächſe, Millionen verſchiedne Bewohner; theils fliegen von Blumen zu Blumen, theils kriechen und lauſen umher, in Labyrinthen des Graſes; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schœnheit, findt jeder hier ſeine Nahrung, jeder ſeine Freuden; Mitbürger dieſer Erde, jeder in ſeiner Art vollkommen und gut. Wie ſanft rieſelſt du vorüber, kleine Quelle! durch die Waſſer-Kreſſen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen; du ſchwingeſt kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und macheſt ſie wanken; von beyden Ufern ſteht das fette Gras mit Blumen vermiſchet; ſie biegen ſich herüber, und dein klares Waſſer fließt durch ihr buntes Gewölb und glänzet im vielfärbichten Wiederſchein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Graſes hinſehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beſchienen! ſie ſtreuen ſchwebende Schatten eins auf das andere hin; ſchlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Äſten und mannigfaltigem Laub, oder ſie ſteigen darüber empor, und tragen wankende Blumen. Aber du blaue Viole, du Bild des Weiſen, du ſtehſt beſcheiden niedrig im Gras, und ſtreuſt Gerüche umher, indeß daß Geruch-loſe Blumen hoch über das Gras empor ſtehn, und praleriſch winken. Fliegende Würmchen verfolgen ſich unten

im Gras; bald verliert ſie mein Aug' im grünen Schatten, dann ſchwärmen ſie wieder im Sonnen-Schein, oder ſie fliegen zu Schaaren empor, und tanzen hœher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget ſich dort an der Quelle? So ſchœn und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und läßt das wankende Græschen zurük. Izt rauſchet ein Würmchen, ſchwarz beharniſcht auf glänzend rothen Flügeln vorbey, und ſezt ſich (zu ſeinem Gatten vielleicht) auf die nahe Gloken-Blume. Rauſche ſanft, du rieſelnde Quelle! Erſchüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephir! Trieg' ich mich, oder hœr' ich den zärteſten Geſang? Ja ſie ſingen, aber unſer Ohr iſt zu ſtumpf, das feine Concert zu vernehmen, ſo wie unſer Auge, die zarten Züge der Bildung zu ſehn. Was für ein liebliches Sumſen ſchwärmt um mich her? Warum wanken die Blumen ſo? Ein Schwarm kleiner Bienen iſts; ſie flogen frœlich aus, von ihrer fernen Wohnſtadt, und zerſtreuten ſich auf den Fluren und in den fernen Gärten; aufmerkſam wählend ſammelten ſie die gelbe Beute, und kehren zurük, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Beſtreben; da iſt kein müſſiger Bürger; ſie ſchwärmen umher, von Blume zu Blume, und verbergen nachſuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen; oder ſie graben ſich mühſam hinein, in die noch nicht offenen Blumen, die Blume ſchlieſſet ſich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schäze ihr raubt, die ſie vielleicht erſt Morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Thau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Klee-Blume ſezt ſich ein kleiner Schmetterling; er ſchwingt ſeine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber ſtehn kleine purpurne Fleken, und ein goldner Saum verliert ſich am Ende der Flügel ins Grüne; da ſizt er prächtig, und puzt den kleinen Buſch der ſilbernen Federn auf ſeinem kleinen Haupt. Schœner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin, und ſieh da deine ſchœne Geſtalt; dann gleicheſt du der ſchœnen Belinde, die beym Spiegel vergißt, daß ſie mehr als Schmetterling ſeyn ſollte; ihr Kleid iſt nicht ſo ſchœn wie deine Flügel, aber Gedanken-los iſt ſie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephir? Sich haſchend wälzen ſie ſich durch das Gras hin; wie ein ſanfter Wind auf einem Teich Wellen vor ſich her jagt, ſo durchwühlen ſie das rauſchende Gras, die kleinen bunten Bewohner fliegen empor und ſehen in die Verwüſtung hinunter; izt ruhen ſie wieder, die Zephirs, und das Gras und die Blumen winken ſie freundlich zurük.

Aber, ô! könnt' ich mich izt verbergen! Bedeket mich, ihr Blumen! Dort geht der junge Hyacinthus vorüber, im ſchœnen goldnen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin, und pfeift; ſie mag ihn anlächeln, für ihn iſt das eine zu alte Schœne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die ſchœne Welt beym Spiel-Tiſche ſich ſammelt; da wird ſein Kleid Augen von feinerm Geſchmak beſſer entzüken, als ein glühendes Abend-Roth. Wie wird er lachen, wenn er mich ſieht, fern von der feinen Welt bey den Würmern im Graſe kriechen. Aber verzeihen ſie, Hyacinthus, wenn ich ſo dumm bin, ihrem ſchœnen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzuſehn; denn hier an dieſem Græschen läuft ein Würmchen empor; ſeine Flügel ſind grünlichtes Gold, und wechſeln prächtig die hellen Farben des Regen-Bogens. Verzeihen ſie, Hyacinthus, verzeihen ſie der Natur, die einem

Wurm ein ſchœner Kleid gab, als die feineſte Kunſt ihnen nicht liefern kann.

O wie ſchœn biſt du, Natur! In deiner kleinſten Verzierung, wie ſchœn! Die reineſten Freuden miſſet der, der nachlæſſig deine Schœnheiten vorüber geht, deſſen Gemüth durch tobende Leidenſchaften und falſche Freuden verderbt, der reineſten Freuden unfæhig iſt. Selig iſt der, deſſen Seele durch keine trübe Gedanken verfinſtert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruk deiner Schœnheiten empfindt; wo andre mit ekler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her; ihm ſchmükt ſich die ganze ſchœne Natur; alle ſeine Sinnen finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußſteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet; ſanſte Entzükungen ſprudeln aus jeder Quelle, düften aus jeder Blum' ihm zu, ertœnen und liſpeln ihm aus jedem Gebüſche. Kein Ekel verderbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schœnheiten der Natur in endloſer Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinſten Verzierung unendlich mannigfaltig und ſchœn, jedes zum beſten Endzwek in allen ſeinen Verhältniſſen ſchœn und gut. Selig! ô ſelig! wer aus dieſen unerſchöpflichen Quellen ſeine unſchuldigen Vergnügen ſchöpft; heiter iſt ſein Gemüthe, wie der ſchœnſte Frühlings-Tag, ſanft und rein jede ſeiner Empfindungen, wie die Zephir, die mit Blumen-Gerüchen ihn umſchweben.

DER WUNSCH.

Dürft' ich vom Schikſal die Erfüllung meines einigen Wunſches hoffen; denn ſonſt ſind meine Wünſche Träume, ich wache auf, und weiß nicht, daß ich geträumt habe, es ſey denn ein Wunſch für andrer Glük; dürft' ich vom Schikſal dieſes hoffen, dann wünſcht' ich mir nicht Überfluß, auch nicht über Brüder zu herrſchen, nicht daß entfernte Länder meinen Namen nennen. O könnt' ich unbekannt und ſtill, fern vom Getümmel der Stadt, wo dem Redlichen unausweichliche Fall-Strike gewebt ſind, wo Sitten und Verhältniſſe tauſend Thorheiten adeln, könnt' ich in einſamer Gegend mein Leben ruhig wandeln, im kleinen Land-Haus, beym ländlichen Garten, unbeneidet, unbemerkt!

Im grünen Schatten wölbender Nuß-Bäume ſtühnde dann mein einſames Haus, vor deſſen Fenſtern kühle Winde und Schatten, und ſanſte Ruhe unter dem grünen Gewölbe der Bäume wohnen; vor dem friedlichen Eingang einen kleinen Plaz eingezäunt, in dem eine kühle Brunn-Quelle unter dem Trauben-Geländer rauſchet, an deren abflieſſendem Waſſer die Ente mit ihren Jungen ſpielte, oder die ſanften Tauben vom beſchatteten Dach herunter flœgen, und nikend im Graſe wandelten, indeß daß der majeſtætiſche Hahn ſeine gluchzenden Hennen im Hof umher führt; ſie würden dann auf mein bekanntes Loken herbey flattern ans Fenſter, und mit ſchmeichelndem Gewimmel Speiſe von ihrem Herrn fodern.

Auf den nahen ſchattenreichen Bäumen würden die Vœgel in ungeſtœrter Freyheit wohnen, und von einem Baum zum andern nachbarlich ſich zurufen und ſingen. In der einen Eke des kleinen Hofes ſollen dann die geflochtenen Hütten der Bienen ſtehn, denn ihr nüzlicher Staat iſt ein liebliches Schauſpiel. Gerne würden ſie in meinem Anger wohnen, wenn wahr iſt, was der Landmann ſagt, daß ſie nur da wohnen, wo Fried' und Ruhe in der Wirthſchaft herrſchet. Hinten am Hauſe ſey mein geraumer Garten, wo einfältige Kunſt den angenehmen Phantaſien der Natur mit gehorſamer Hülfe beyſteht, nicht aufrühriſch

ſie zum dienſtbaren Stoff ſich machet, in groteske Bilder ſie zu ſchaffen. Wände von Nuß-Strauch umzäunen ihn, und in jeder Eke ſteht eine grüne Hütte von wilden Roſinen; dahin würd' ich oft den Stralen der Sonn' entweichen, oder ſehen, wie der braune Gärtner die Beeten umgræbt, um ſchmakhafte Garten-Gewächſe zu ſæen; oft würd' ich die Schaufel aus der Hand ihm nehmen, durch ſeinen Fleiß zur Arbeit gelokt, um ſelbſt umzugraben, indeß daß er neben mir ſtühnde, der wenigern Kräfte lächelnd; oder ich hülf' ihm die flatternden Gewächſe an Stæben aufbinden, oder der Roſen-Stauden warten, und der zerſtreuten Nelken und Lilien.

Auſſen am Garten müßt' ein klarer Bach meine Gras-reiche Wieſe durchſchlängeln; er ſchlängelte ſich dann durch den ſchattichten Hain fruchtbarer Bäume, von jungen zarten Stämmen durchmiſchet, die mein ſorgſamer Fleiß ſelbſt bewachete. Ich würd' ihn in der Mitte zu einem kleinen Teich ſich ſammeln laſſen, und in des Teiches Mitte baut' ich eine Laube auf eine kleine aufgeworfene Inſel. Zœge ſich dann noch ein kleiner Reb-Berg an der Seite in die offene Gegend hinaus, und ein kleines Feld mit winkenden Ähren; wære der reichſte Kœnig dann gegen mir beneidens-werth?

Aber fern ſey meine Hütte von dem Land-Haus, das Dorantes bewohnt, ununterbrochen in Geſellſchaft zu ſeyn. Bey ihm lernt man, daß Frankreich gewiß nicht kriegen wird; und was Mops thæte, wenn er Kœnig der Britten wære; und bey wol bedekter Tafel werden die Wiſſenſchaften beurtheilt, und die Fehler unſers Staats, indeß daß majeſtætiſcher Anſtand vor der leeren Stirne ſchwebt. Weit von Oronten weg ſey meine einſame Wohnung; fernher ſammelt ſich Wein in ſeinen Keller; die Natur iſt ihm nur ſchœn, weil niedliche Biſſen für ihn in der Luft fliegen, oder den Hain durchirren, oder in der Flut ſchwimmen. Er eilt auf das Land, um ungeſtœrt raſen zu können; wie bang iſt man in den verfluchten Mauern, wo der dumme Nachbar jede That bemerkt! Dir begegne nie, daß ein einſamer Tag bey dir allein dich laſſe; eine unleidliche Geſellſchaft für dich; vielleicht entwiſcht dir ein ſchauernder Blik in dich ſelbſt. Aber nein, gepeinigte Pferde bringen dir ſchnaubend ihre unwürdigen Laſten, ſie ſpringen fluchend von dem unſchuldigen Thier; Tumult und Unſinn und raſender Wiz begleiten die Geſellſchaft zur Tafel, und ein ohnmächtiger Rauſch endet die tobende Scene. Noch weiter von dir, hagrer Harpax! deſſen Thüre hagre Hunde bewachen, die hungernd dem ungeſtüm abgewieſenen Armen das bethrænte Brod rauben. Weit umher iſt der arme Landmann dein gepeinigter Schuldner; nur ſelten ſteigt der dünne Rauch von deinem umgeſtürzten Schornſtein auf; denn ſollteſt du nicht hungern, da du deinen Reichthum dem weinenden Armen raubeſt!

Aber wohin reißt mich ungeſtümer Verdruß? Kommt zurük, angenehme Bilder, kommt zurük, und heitert mein Gemüth auf! Führet mich wieder dahin, wo mein kleines Landhaus ſteht! Der fromme Landmann ſey mein Nachbar in ſeiner braunen beſchatteten Hütte! Liebreiche Hülfe und freundſchaftlicher Rath machen dann einen dem andern zum freundlich lächelnden Nachbar; denn was iſt ſeliger, als geliebet zu ſeyn, als der frohe Gruß des Manns, dem wir Gutes gethan?

Wenn den, der in der Stadt wohnet, unruhiges Getümmel aus dem Schlummer wekt, wenn die nachbarliche Mauer der Morgen-Sonne liebliche Blike verwehrt,

und die ſchœne Scene des Morgens ſeinem eingekerkerten Auge nicht vergönnt iſt, dann würd' eine ſanfte Morgen-Luft mich weken, und die frohen Concerte der Vœgel. Dann flœg' ich aus meiner Ruhe, und gieng' Auroren entgegen auf blumichte Wieſen oder auf die nahen Hügel, und ſäng' entzükt frohe Lieder vom Hügel herunter. Denn was entzüket mehr, als die ſchœne Natur, wenn ſie in harmoniſcher Unordnung ihre unendlich mannigfaltigen Schœnheiten verwindet? Zu kühner Menſch! Was unterwindeſt du dich, die Natur durch weither nachahmende Künſte zu ſchmüken? Baue Labyrinthe von grünen Wänden, und laß den geſpizten Taxus in abgemeſſener Weite empor ſtehn; die Gänge ſeyn reiner Sand, daß kein Geſträuchgen den wandelnden Fußtritt verwirre; mir gefällt die ländliche Wieſe und der verwilderte Hain; ihre Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur nach geheimern Regeln der Harmonie und der Schœnheit geordnet, die unſere Seele voll ſanften Entzükens empfindt.

Auch würd' ich in einſame Gegenden irren, im Labyrinthe des Geſträuches, am verführenden Ufer eines Baches. Da würde ein dunkler Schatte zur Ruhe mich loken, dort ein rauſchender Waſſerfall, von jedem Fußſteig fern. O wie iſt es lieblich! wenn, fern von allem Getümmel, kein ander Geräuſch um uns her tœnt, als ein naher Bach, oder das Sumſen der Biene, oder das Rauſchen der Eidexe, die durch das Gras wiſcht. Wenn unter dem einſamen Laub-Dach Schatten und ſeltenes Licht auf dem Dichtriſchen Blatt auf meiner Schoos ſpielen, und nichts mich ſtœrt, als wenns ein ſanfter Wind überwälzt, oder die kleine Heuſchreke mit verirretem Sprung auf ſelbigem ſich hinſezt, ſich wundert, und ſchnell wieder abſpringt.

Oft würd' ich bey ſanftem Mond-Schein bis zur Mitternacht wandeln, in einſamen frohen Betrachtungen über den harmoniſchen Welt-Bau, wenn unzählbare Welten und Sonnen über mir leuchten.

Auch den Landmann würd' ich beſuchen, wenn er beym Furchen-ziehenden Pflug ſingt; oder die frohen Reihen der Schnitter, wenn ſie ihre ländlichen Lieder ſingen, und hœrte ihre frohen Geſchichten und ihren muntern Scherz; oder wenn der Herbſt kömmt, und die Bäume bunt färbet, dann würd' ich die Geſang-vollen Wein-Hügel beſuchen, wenn die Mædchen und die Jünglinge im Reben-Hain lachen, und die reifen Trauben ſammeln. Wenn der Reichthum des Herbſtes geſammelt iſt, dann gehen ſie jauchzend zu der Hütte zurük, wo der Kelter lautes Knarren weit umher tœnt; ſie ſammeln ſich in der Hütte, wo ein frohes Mahl ſie erwartet. Der erſte Hunger iſt geſtillet, izt kömmt der ländliche Scherz und das laute Lachen, indeß daß der freundliche Wirth die Wein-Flaſchen wieder auffüllt, und zur Freude ſie aufmahnet. Kunz erzehlt izt, wie er groſſe Reiſen gethan hat, bis weit in Schwaben hinaus; und wie er Häuſer geſehen, noch grœſſer und ſchœner als die Kirch' im Dorf, und wie einen Herrn ſechs ſchœne Roſſe in einem glæſernen Wagen gezogen haben, ſchœner als das beſte, das der Müller im Thal hat, und wie die Bauern da mit grünen ſpizen Hüten gehn. So erzehlt' er vieles, indeß daß der junge Knecht, aufmerkſam den offenen Mund auf die unterſtüzende Hand gelehnet, bald vergeſſen hätte, daß ſein Mædchen an ſeiner Seite ſizt, hätte ſie ihn nicht lachend in die Wange gekneipt. Dann erzehlt Hans, wie ſeinen Nachbar ein Irrwiſch verfolgt hat, und wie er ihm auf den Korb geſeſſen, er hätt' ihn bis unter die Dach-Rinne verfolgt, wenn er nicht eins

geſchworen hätte. Aber izt gehen ſie aus der Hütte, um beym Mond-Schein zu tanzen, bis die Mitternacht ſie zur Ruhe ruft.

Wenn aber trübe Tage mit froſtigem Regen, oder der herbe Winter, oder die ſchwüle Hize des Sommers den Spaziergang mir verbœten, dann würd' ich ins einſame Zimmer mich ſchlieſſen; mich unterhielte da die edelſte Geſellſchaft, der Stolz und die Ehr' eines jeden Jahrhunderts; die groſſen Geiſter, die ihre Weisheit in lehrende Bücher ausgegoſſen haben; edle Geſellſchaft, die unſre Seele zu ihrer Würd' erhebt! Der lehrt mich die Sitten ferner Nationen und die Wunder der Natur in fernen Welt-Theilen. Der dekt mir die Geheimniſſe der Natur auf, und führt mich in ihre geheime Werk-Statt; der würde mich die Oeconomie ganzer Nationen lehren, und ihre Geſchichte, die Schand' und die Ehre des Menſchen-Geſchlechts. Der lehrt mich die Grœſſe und die Beſtimmung unſrer Seele! und die Reiz-volle Tugend; um mich her ſtühnden die Weiſen und die Sänger des Alterthums; ihr Pfad iſt der Pfad zum wahren Schœnen, aber nur wenige wagen ſich hin, das blœde Haupt macht tauſende ſchwindlicht zurükgehn, auf eine leichtere Bahn voll Flitter-Gold und Geruch-loſer Blumen. Soll ich die wenigen nennen? Du ſchöpfriſcher Klopſtok! und du Bodmer! der du mit Breitingern die Fakel der Critik aufgeſteket haſt, denen Irr-Lichtern entgegen, die in Sümpfe oder dürre Einœden verführen. Und du Wieland! (oft beſucht deine Muſe ihre Schweſter, die ernſte Welt-Weisheit, und holt erhabenen Stoff aus ihren geheimeſten Kammern, und bildet ihn zu reizenden Gratien,) oft ſollen eure Lieder in heiliges Entzüken mich hinreiſſen. Auch du mahleriſcher von Kleiſt! ſanft entzükt mich dein Lied, wie ein helles Abend-Roth; zufrieden iſt dann mein Herz, und ſtill, wie die Gegend beym Schimmer des Monds. Auch du Gleim! wenn du die lächelnden Empfindungen unſers Herzens ſingeſt, und unſchuldigen Scherz, — Doch ſollt' ich euch alle nennen, ihr wenigen? Euch zu verkennen iſt Schande; der ſpæteſte Enkel wird eure Namen mit Ehrfurcht nennen.

Auch ich ſchreibe dann oft die Lieder hin, die ich auf einſamen Spazier-Gängen gedacht, im dunkeln Hain, oder beym rauſchenden Waſſer-Fall, oder im Trauben-Geländer beym Schimmer des Monds. Oder, ich ſæhe im Kupfer-Stich, wie groſſe Künſtler die Natur nachgeahmet haben, oder ich verſucht' es ſelbſt, ihre ſchœnen Auftritte auf dem geſpanneten Tuch nachzuſchatten.

Oft würd' ein lautes Klopfen vor meiner Thüre mich ſtœren. Wie entzükt wær' ich, wenn dann beym eröffnen ein Freund in die offenen Arme mir eilte! Oft fänd' ich ſie auch, wenn ich vom Spazier-Gang zurük der einſamen Hütte mich næherte, einzeln oder in Truppen mir entgegengrüſſen. Geſellſchaftlich würden wir dann die ſchœnſten Gegenden durchirren, unter mannigfaltigen Geſpræchen, oft ernſthafter, oft froher, mit freundſchaftlichem Entzüken und munterm Scherzen vermiſcht, würden die Stunden uns zu ſchnell vorbey hüpfen. Hunger würde die Koſt uns würzen, die mein Garten mir gæbe, und der Teich und mein belebter Hof. Wir fänden ſie bey der Rükkunft unter einem Trauben-Geländer, oder in der ſchattichten Hütte im Garten aufgetiſchet. Oft auch ſæſſen wir beym Mond-Schein in der Laube, beym beſcheidenen Kelch-Glas, bey frohen Liedern und munterm Scherz; es wære denn, daß der Nachtigal melancholiſches Lied uns aufmerken hieſſe.

Aber, was träum' ich? Zu lang, zu lang ſchon hat meine Phantaſie dich verfolget, dich, eiteln Traum! Eiteler Wunſch! Nie werd' ich deine Erfüllung ſehen. Immer iſt

der Menſch unzufrieden; wir ſehen weit hinaus auf fremde Gefilde von Glük, aber Labyrinthe verſperren den Zugang; und dann ſeufzen wir hin, und vergeſſen, das Gute zu bemerken, das jedem auf der angewieſenen Bahn des Lebens beſchehrt iſt! Unſer wahres Glük iſt die Tugend. Der iſt ein Weiſer, und glüklich, der willig die Stell' ausfüllt, die der Baumeiſter, der den Plan des Ganzen denkt, ihm beſtimmt hat. Ja du, göttliche Tugend, du biſt unſer Glük; du ſtreuſt Freud' und Seligkeit in jedem Stand auf unſre Tage. O wen ſoll ich beneiden, wenn ich durch dich beglükt die Lauf-Bahn meines Lebens vollende? Dann ſterb' ich froh, von Edeln beweint, die mich um deinetwillen liebten; von euch beweint, ihr Freunde! Wenn ihr beym Hügel meines Grabes vorbey geht, dann drüket euch die Hand, dann umarmet euch. Hier ligt ſein Staub, ſagt ihr, des Redlichen! aber Gott belohnt ſeine Bemühung, glüklich zu ſeyn, izt mit ewigem Glük; bald aber wird unſer Staub auch da ligen, und dann genieſſen wir mit ihm das ewige Glük. Und du, geliebte Freundin, wann du beym Hügel meines Grabes vorüber geheſt, wann die Maaßlieben und die Ringelblumen von meinem Grabe dir winken, dann ſteig' eine Thræne dir ins Auge; und iſts den Seligen vergönnt, die Gegend, die wir bewohnt, und die ſtillen Haine zu beſuchen, wo wir oft in ſeligen Stunden unſrer Seele groſſe Beſtimmung dachten, und unſre Freunde zu umduften, dann wird meine Seele dich oft umſchweben; oft, wenn du voll edler hoher Empfindung einſam nachdenkeſt, wird ein ſanftes Wehen deine Wangen berühren; dann gehe ein ſanftes Schauern durch deine Seele!

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING.

MISS SARA SAMPSON.

FÜNFTER AUFZUG.

SIEBENDER AUFTRITT.

WAITWELL. SARA. BETTY. NORTON.

SARA. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. – Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

WAITWELL. Und noch mehr!

SARA. Gefährlich krank? — Ich ſchlieſſe es mehr aus der ungeſtümmen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichen Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. - Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn. Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annæherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annæherungen des Todes ſo bitter nicht, — Ach! — Kehre dich

nicht an dieses Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Mensch nicht seyn; unleidlich muß er nicht seyn — Aber, Betty, warum hœrst du noch nicht auf, dich so untrœstlich zu bezeigen?

BETTY. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus ihren Augen entfernen darf.

SARA. Geh nur; ich weis wohl, es ist nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu seyn. Waitwell soll bey mir bleiben. Auch du, Norton, wirst mir einen Gefallen erweisen, wenn du dich nach deinem Herrn umsiehst. Ich sehne mich nach seiner Gegenwart.

BETTY. (im abgehn.) Ach, Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! —

ACHTER AUFTRITT.

WAITWELL. SARA.

SARA. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willst, so laß mich kein so wehmütiges Gesichte sehen. Du verstummst? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, sprich von meinem Vater. Wiederhohle mir alles, was du mir vor einigen Stunden trœstliches sagtest. Wiederhohle mir, daß mein Vater versöhnt ist, und mir vergeben hat. Wiederhohle es mir und füge hinzu, daß der ewige himmlische Vater nicht grausamer seyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf sterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in diese Umstände gekommen wære, wie würde es mit mir ausgesehen haben! Ich würde verzweifelt seyn, Waitwell. Mit dem Haß desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider seine Natur handelt, wenn er uns hassen muß — Was für ein Gedanke! Sage ihm, daß ich in den lebhaftesten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe gestorben sey. Sage ihm — Ach, daß ich es ihm nicht selbst sagen soll, wie voll mein Herz von seinen Wolthaten ist. Das Leben war derselben geringste! Wie sehr wünschte ich, den schmachtenden Rest zu seinen Füßen aufgeben zu können!

WAITWELL. Wünschen Sie wirklich, Miß, ihn zu sehen?

SARA. Endlich sprichst du, um an meinem sehnlichsten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

WAITWELL. Wo soll ich die Worte finden, die ich schon so lange suche? Eine plötzliche Freude ist so gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltsamen Eindrucke, den sein unvermutheter Anblick auf einen so zärtlichen Geist machen möchte.

SARA. Wie meinst du das? Wessen unvermutheter Anblick —

WAITWELL. Der gewünschte, Miß! — Fassen Sie sich.

NEUNTER AUFTRITT.

SIR SAMPSON. SARA. WAITWELL.

SAMPSON. Du bleibst mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß sie sehen.

SARA. Wessen Stimme —

SAMPSON. Ach, meine Tochter!

SARA. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu seinen Füssen werfen kann. (Sie will aufstehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnstuhl zurück) Er ist es doch? Oder ists eine erquickende Erscheinung, vom Himmel gesandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu stärken kam? — Segne mich, wer du auch seyst, ein Bothe des Hœchsten, in der Gestalt meines Vaters, oder selbst mein Vater!

SAMPSON. Gott segne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem sie es nochmals versuchen will vor ihm niederzufallen) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern, mein zitterndes Knie umfassen sehen.

SARA. Jezt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr seyn! Zu glücklich,

wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, ihre Vergebung —

SAMPSON. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jezt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wære. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr grœſſer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Ärzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hofnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weis ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gerne, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelffen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe du wirſt von Augenblick zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich lauffen? Was ſoll ich daran wenden? Mein Vermœgen? Mein Leben? Sage doch!

SARA. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit ihrem Leben für mich erkauffen wollten.

ZEHNTER AUFTRITT.

MELLEFONT. SARA. SIR SAMPSON. WAITWELL.

MELLEFONT. Ich wag es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

SARA. Treten Sie næher, Mellefont.

MELLEFONT. Ich ſollte ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir! Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpæt, ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpæt gekommen ſeyn.

SAMPSON. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

MELLEFONT. Machen Sie mich zu Gott, und wiederhohlen Sie dann ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

SARA. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

MELLEFONT. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwohnten? Diß ſchreibet Marwood. (er lieſet) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen werden, Mellefont, wird ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ich ward gewahr, daß ſie ein Cordialpulver bey Seite legte, und hatte den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen. Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig und machte es ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr geben, und ging triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich zu einer Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen Mörderinnen ſeyn, die ſich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie können mich verfolgen, und meine eigne *Hand* wider mich zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, ſo will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen. Bis dahin aber werde ich ſie als einen Geiſſel betrachten." Marwood. — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

SARA. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblick an) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (ſie zerreißt es)

MELLEFONT. Was machen Sie, Miß!

SARA. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Anklæger werden. Ich ſterbe, und vergebe es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſtre Schmerz hat ſich ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen Sie zurückhohlen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache dieſe væterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beyſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Hœchſten zu richten wagen? — Trœſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? -

SAMPSON. Wir ſollten dir Muth einſprechen und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines weinenden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrœmen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo

gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhœrt, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

SARA. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken – Wem flieſſen dieſe Thrænen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreiſſen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mædchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

MELLEFONT. Sie ſtirbt! — Ach dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füſſen fällt) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Eine gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hœrt ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts als Mellefont! Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich ihre Wuth beſſer reitzen? Dieſe blühende Schœnheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hœren, daß Sie Vater ſind.

SAMPSON. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

MELLEFONT. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwafnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wære, ſo lebte Sara noch. Sie hätten ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

SAMPSON. Halte ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wære!

MELLEFONT. (ſterbend) Ich fühl es — daß ich nicht fehl geſtoſſen habe! — Wollen Sie mich nun ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb ich zufrieden. (Sampſon umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehœrt, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als

meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade, o Schöpfer, Gnade! —

SAMPSON. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war unglücklicher als laſterhaft. —

EILFTER AUFTRITT.

NORTON. DIE VORIGEN.

NORTON. Ärzte, Sir. —

SAMPSON. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, länger, Waitwell, bey dieſem tœdtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beyde umſchlieſſen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey; ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter! (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

FABELN.

DRITTES BUCH, XVI–XXII. DIE GESCHICHTE DES ALTEN WOLFS.

Ælianus lib. IV. cap. 15.

1.

Der bœſe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schæfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem *Schæfer*, deſſen Horden ſeiner Höhle die næchſten waren.

Schæfer, ſprach er, du nenneſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freylich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem *Hunger*; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn: verſetzte der Schæfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? du und der Geitz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweyten Schæfer.

Du weißt, Schæfer, war ſeine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben; ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdenn ſicher ſchlafen, und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? ſprach der Schæfer. Das iſt ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es biſt, ſo will ich mich mit fünfen begnügen: ſagte der Wolf.

«Du ſcherzeſt; fünf Schafe! Mehr als fünf «Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem «Pan.»

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schæfer ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf.

«Drey? — Zwey?» —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Beſcheid. Denn es wære ja wohl thœricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachſamkeit ſichern kann.

3.

Aller guten Dinge ſind drey! dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schæfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schæfern als das grauſamſte,

gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich itzt beweiſen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frey und unbeſchædigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schæfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schæfer.

«Was geht dich mein Alter an? Immer «noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer «zu würgen.»

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpæt kömmſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen, bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schæfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schæfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneiniget, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schæfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

«Was meine ich denn ſonſt? Freylich.»

Das wære nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, ſage mir doch, wer ſollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſeyn, das halten wir Menſchen —

Ich hœre ſchon: ſagte der Wolf; du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

5.

Wære ich nicht ſo alt! knirſchte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit ſchicken. Und ſo kam er zu dem fünften Schæfer.

Kennſt du mich, Schæfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigſtens kenne ich: verſetzte der Schæfer.

«Meines gleichen? Daran zweifle ich ſehr. «Ich bin ein ſo ſonderbarer Wolf, daß ich «deiner und aller Schæfer Freundſchaft wohl «werth bin.»

Und wie ſonderbar biſt du denn?

«Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen «und freſſen, und wenn es mir das Leben «koſten ſollte. Ich nähre mich blos mit tod«ten Schafen. Iſt das nicht lœblich? Erlaube «mir alſo immer, daß ich mich dann und wann «bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen «darf, ob dir nicht — »

Spare der Worte! ſagte der Schæfer. Du müßteſt gar keine Schafe freſſen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht ſeyn ſollte. Ein Thier, das mir ſchon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und geſunde für krank anſehen. Mache auf meine Freundſchaft alſo keine Rechnung, und geh!

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schæfer.

Schæfer, wie gefällt dir mein Belz? fragte der Wolf.

Dein Belz? ſagte der Schæfer. Laß ſehen! er iſt ſchœn; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

»Nun ſo hœre, Schæfer; ich bin alt, und »werde es ſo lange nicht mehr treiben. Füttere »mich zu Tode; und ich vermache dir mei»nen Belz.«

Ey ſieh doch! ſagte der Schæfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geitzhälſe? Nein, nein; dein Belz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wære. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich itzt. — Hiermit grif der Schæfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

7.

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tœdtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schæfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schæfern erſchlagen.

Da ſprach der Weiſeſte von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerſte brachten, und ihm alle Mittel zur Beſſerung, ſo ſpæt und erzwungen ſie auch war, benahmen!

SIEBZEHNTER LITTERATURBRIEF.

BRIEFE, DIE NEUESTE LITTERATUR BETREFFEND. TH. I. N°. V. DEN 16. FEBRUAR. 1759.

»Niemand, ſagen die Verfaſſer der Biblio»*thek*, wird leugnen, daß die deutſche Schau»bühne einen groſſen Theil ihrer erſten Ver»beſſerungen dem Herrn Profeſſor Gottſched »zu danken habe.«

Ich bin dieſer Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wære zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſahe es freylich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pœbelwitz. Unſre Luſtſpiele beſtanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und grœſte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſahe; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzœſiſch und fieng an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und *Oui Monſieur* verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein Schweitzeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit Kleiſter und Scheere ſeinen Cato; er ließ den Darius und die Auſtern, die Eliſe und den Bock im Proceſſe, den Aurelius und den Wizling, die Baniſe und den Hypocondriſten, ohne Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das extemporiren; er lies den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die grœßte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſowohl unſer altes Theater

verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines franzœſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzœſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmercken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzœſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Groſſe, das Schreckliche, das Melancholiſche, beſſer auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu groſſe Einfalt mehr ermüde, als die zu groſſe Verwickelung &c. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das Engliſche Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht; wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den Addiſonſchen Cato für das beſte Engliſche Trauerſpiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpear, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletcher &c. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpear, mit einigen beſcheidenen Veränderungen, unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volck an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheinet, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpear ein weit grœſſerer tragiſcher Dichter als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung, und Shakeſpear in dem Weſentlichen næher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragœdie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als Othello, als Kœnig Lear, als Hamlet &c. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit iſt ſie unter dem Mohren von Venedig, deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unſre alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen; Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermœgend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch, in ſeinen Doctor Fauſt! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftrit daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel groſſes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwœrungen; es erſcheinen

derſelben ſieben; und nun fängt ſich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

FAUST UND SIEBEN GEISTER.

«FAUST. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnellſten Geiſter der Hölle?

«DIE GEISTER ALLE. Wir.

«FAUST. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

«DIE GEISTER ALLE. Nein.

«FAUST. Und welcher von euch iſt der ſchnellſte?

«DIE GEISTER ALLE. Der bin ich!

«FAUST. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch næher kennen lernen.

«DER ERSTE GEIST. Das wirſt du! Einſt!

«FAUST. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buſſe?

«DER ERSTE GEIST. Ja wohl, den verſtockten – Aber halte uns nicht auf.

«FAUST. Wie heiſſeſt du? Und wie ſchnell biſt du?

«DER ERSTE GEIST. Du könnteſt eher eine Probe, als eine Antwort haben.

«FAUST. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

«DER ERSTE GEIST. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flamme des Lichts —

«FAUST. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du, und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen lieſſet. — Zweyter, wie heiſſeſt du?

«DER ZWEYTE GEIST. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

«FAUST. Und wie ſchnell biſt du?

«DER ZWEYTE GEIST. Denkeſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

«FAUST. Nun ſo geh, und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heiſſeſt du!

«DER DRITTE GEIST. Ich heiſſe Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

«FAUST. Und du vierter?

«DER VIERTE GEIST. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

«FAUST. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden. —

«DER FÜNFTE GEIST. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

«FAUST. Und wie ſchnell biſt du?

«DER FÜNFTE GEIST. So ſchnell als die Gedanken der Menſchen.

«FAUST. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie træge ſind ſie alsdenn! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt? Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (zum ſechſten Geiſte) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

«DER SECHSTE GEIST. So ſchnell als die Rache des Rächers.

«FAUST. Des Rächers? Welches Rächers?

«DER SECHSTE GEIST. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

«FAUST. Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wære ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

«DER SECHSTE GEIST. Daß er dich noch ſündigen læßt, iſt ſchon Rache!

«FAUST. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht

«ſchneller biſt, als ſeine Rache, ſo geh nur. — (zum ſiebenden Geiſte) — Wie ſchnell biſt du?

«DER SIEBENDE GEIST. Unzuvergnügender «Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell «genug bin — —

«FAUST. So ſage: wie ſchnell?

«DER SIEBENDE GEIST. Nicht mehr und nicht «weniger als der Übergang vom Guten zum «Bœſen. —

«FAUST. Ha! Du biſt mein Teufel! So ſchnell «als der Übergang vom Guten zum Bœſen! — «Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als «der! — Weg von hier, ihr Schrecken des «Orcus! Weg! — Als der Übergang vom «Guten zum Bœſen! Ich habe es erfahren, wie «ſchnell er iſt! Ich habe es erfahren! &c. — —

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

Fll.

LAOKOON

ODER ÜBER DIE GRENZEN DER MAHLEREY UND POESIE.

XVI.

Doch ich will verſuchen, die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Ich ſchlieſſe ſo. Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Tœne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heiſſen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften, die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerey.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heiſſen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſo nach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prægnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte

Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtætiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wære, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen læßt ſich die groſſe Manier des Griechen beſtimmen und erklæren, ſo wie der entgegen geſetzten Manier ſo vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Erndte nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchœner Körper, in ſchœnen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlægt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers næher zu erklæren.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, hœchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter læßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Ræder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Ræder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen: da der Ræder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. [a]

Ἡβη δ᾽ ἀμφ᾽ ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·

a) *Iliad. E. v. 722--31.*

Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, ἀυταρ ὑπερθεν
Χαλκε᾽ ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ᾽ ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ᾽ ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· ἀυταρ ἐπ᾽ ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ᾽ ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewefen, fo muß fich der Kœnig vor unfern Augen feine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den groffen Mantel, die fchœnen Halbftiefeln, den Degen; und fo ift er fertig, und ergreift das Scepter. Wir fehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringfte Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu fehen bekommen.*

— — — *Μαλακον δ᾽ ἐνδυνε χιτωνα,*
Καλον, νηγατεον, περι δ᾽ ἀυ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ᾽ ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ᾽ ἀρ᾽ ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον ἀιει.

Und wenn wir von diefem Scepter, welches hier bloß das væterliche, unvergängliche Scepter heißt, fo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften befchlagene Scepter ift, wenn wir, fage ich, von diefem wichtigen Scepter ein vollftändigeres, genaueres Bild haben follen: was thut fodann Homer? Mahlt er uns, auffer den goldenen Nægeln, nun auch das Holz, den gefchnitzten Knopf? Ja, wenn die Befchreibung in eine Heraldik follte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine folche Wappenkœnigsbefchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich felber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert fich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter fich læßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Gefchichte des Scepters: erft ift es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ift es der Commandoftab des kriegerifchen Pelops; nun der Hirtenftab des friedlichen Atreus, u. f. w.

— *Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ἡφαιςος καμε τευχων·*
Ηφαιςος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Πελοψ δωκ᾽ Ατρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεςῃ·
Αυταρ ὁ ἀυτε Θυεςʼ Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν. b

So kenne ich endlich diefes Scepter beffer, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diefe Stelle als die vollkommenfte Allegorie von dem Urfprunge, dem Fortgange, der Befeftigung und endlichen Beerbfolgung der kœniglichen Gewalt unter den Menfchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich læfe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menfchen zu feiner Erhaltung das unentbehrlichfte ift, die Abftellung

* *Iliad. B. v. 43—47.*

b) *Iliad. B. v. 101—108.*

der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte Kœnig ein Sohn der Zeit, (*Ζευς Κρονιων*) ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (*Διακτορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthætiger Hirte ſeiner Völker, (*ποιμην λαων*) ſie mit Wohlleben und Überfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεςῃ*) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärket werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt auſſer meinem Wege, und ich betrachte *itzt* die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bey ſeinem Scepter ſchwœret, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. c

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν οὔποτε φυλλα και ὄζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὄρεσσι λελοιπεν,
Ουδ᾽ ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἔλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν ἀυτε μιν υἱες Αχαιων
Εν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιςας
Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwey Stæbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stæbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten: jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtrecket; dieſer, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertrauet hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bey allem ſeinen blinden Zorne, einzugeſtehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloſſe Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemählde eben ſo natürlich auf einander folgen, und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pan-

c) *Iliad. Α v. 234–239.*

darus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech befchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diefe Eigenfchaften fo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen folchen Bogen angeben, vorfchreiben, aber nicht mahlen heiffen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deffen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felfen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von aufferordentlicher Grœffe, deswegen beftimmte er fie zu einem Bogen; fie kommen in die Arbeit, der Künftler verbindet fie, poliret fie, befchlægt fie. Und fo, wie gefagt, fehen wir bey dem Dichter entftehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entftanden fehen können.[d]

— — — *Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος*
Αγριου, ὁν ῥα ποτ᾽ ἀυτος, ὑπο ϛερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς ϛηθος· ὁ δ᾽ ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἠραρε τεκτων,
Παν δ᾽ ἐυ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel diefer Art ausfchreiben wollte. Sie werden jedem, der feinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poefie find nicht bloß auf einander folgend, fie find auch willkührlich; und als willkührliche Zeichen find fie allerdings fæhig, Körper, fo wie fie im Raume exiftiren, auszudrücken. In dem Homer felbft fänden fich hiervon Exempel, an deffen Schild des Achilles man fich nur erinnern dürfe, um das entfcheidendfte Beyfpiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetifch, man ein einzelnes Ding nach feinen Theilen neben einander fchildern könne.

Ich will auf diefen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit ift, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es ift wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich find, fo ift es gar wohl mœglich, daß man durch fie die Theile eines Körpers eben fo wohl auf einander folgen laffen kann, als fie in der Natur neben einander befindlich find. Allein diefes ift eine Eigenfchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in fo ferne fie der Abficht der Poefie am bequemften find. Der Poet will nicht bloß verftändlich werden, feine Vorftellungen follen nicht bloß klar und deutlich feyn; hiermit begnügt fich der Profaift. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, fo lebhaft machen, daß wir in der Gefchwindigkeit die wahren finnlichen Eindrücke ihrer Gegenftände zu empfinden glauben, und in diefem Augenblicke der Täufchung uns der Mittel, die er dazu anwendet, feiner Worte bewußt zu feyn aufhœren. Hierauf lief oben die Erklærung des poetifchen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter foll immer mahlen; und nun wollen wir fehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander fich zu diefer Mahlerey fchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorftellung eines Dinges im Raume? Erft betrachten wir die Theile deffelben einzeln, hierauf die Verbindung diefer Theile, und endlich das Ganze. Unfere Sinne verrichten diefe verfchiedene Operationen mit einer fo erftaunlichen Schnelligkeit, daß fie uns nur eine einzige zu feyn bedünken, und diefe Schnel-

d) *Iliad.* Δ. v. 105—111.

ligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchœnſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſiehet, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig; es kann ſie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verloren, wann ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mæßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beyſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heiſſen kann.[a]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pœbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krœnt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchœnen Leib wohnt eine ſchœnre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnæbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trægt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiſſe Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit groſſer Kunſt und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuſchung mahlet. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemählde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemählde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darinn vorſtechen, ſondern das hœhere Licht muß auf alle gleich vertheilet ſcheinen; unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlaufen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, «daß die ähnlichſte «Zeichnung eines Mahlers gegen dieſe poetiſche «Schilderung ganz matt und düſter ſeyn «würde?» *b* Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilet, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwæbet hat, auf die Erhœhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äuſſere Schœnheit nur zur Schale dienet, als auf dieſe Schœnheit ſelbſt, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Ähnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloſſen Zeilen:

> Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
> Thürmt ſich am Stengel auf, und krœnt ſein grau Gewand,
> Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
> Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

b) Breitingers Critiſche Dichtkunſt Th. II. S. 807.

daß dieſe Zeilen, in Anſehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verleugnen wollen. Sie mœgen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchœn dagegen recitiren laſſen; nur vor ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich hœre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernet zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermœgen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen ſind: ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich gehet; und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabey in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelœſet wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmœglich gemacht wird.

Überall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel mœglich vollſtändige Begriffe gehet: können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da wo er dogmatiſiret, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — *Optima torvæ*
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtæ ſub cornibus aures.
Nec mihi diſpliceat maculis inſignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aſpera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit veſtigia cauda

Oder ein ſchœnes Füllen:

— — — — *Illi ardua cervix*
Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga;
Luxuriatque toris animoſum pectus &c. [c]

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchœnen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Auſſer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehœret. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — *Lucus et ara Dianæ,*
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus. [d]

Der männliche Pope ſahe auf die mahleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit groſſer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie mœglich entſagen müſſe, und erklærte ein bloß mahlendes Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andre Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehrern deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.

XVIII.

. .

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und ſcheine das Schild vergeſſen zu wollen;

c) *Georg. lib. III v. 51 et 79.*

d) *De A. P. v. 16.*

das Schild des Achilles; dieſes berühmte Gemählde, in deſſen Rückſicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey betrachtet wurde. Ein Schild, wird man ſagen, iſt doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenſtand, deſſen Beſchreibung nach ſeinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet ſeyn ſoll? Und dieſes Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche deſſelben füllten, ſo umſtändlich, ſo genau beſchrieben, daß es neuern Künſtlern nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen. Ich antworte auf dieſen beſondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat alſo auch hier ſich des geprieſenen Kunſtgriffes bedienet, das Coexiſtirende ſeines Vorwurfs in ein Conſecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir ſehen nicht das Schild, ſondern den göttlichen Meiſter, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor ſeinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem grœbſten geſchmiedet, ſchwellen die Bilder, die er zu deſſen Auszierung beſtimmet, vor unſern Augen, eines nach dem andern, unter ſeinen feinern Schlægen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Geſichte, bis alles fertig iſt. Nun iſt es fertig, und wir erſtaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugens, der es machen ſehen.

Dieſes læßt ſich von dem Schilde des Æneas beym Virgil nicht ſagen. Der rœmiſche Dichter empfand entweder die Feinheit ſeines Muſters hier nicht, oder die Dinge, die er auf ſein Schild bringen wollte, ſchienen ihm von der Art zu ſeyn, daß ſie die Ausführung vor unſern Augen nicht wohl verſtatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unſchicklich geweſen wære, wenn ſie der Gott in unſerer Gegenwart eben ſo deutlich geäuſſert hätte, als ſie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Perſonen aus der Zukunft, die ſie betreffen, nicht paſſen. Gleichwohl lag an dieſen wahrhaften Namen, allem Anſehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiſte. Wenn ihn aber dieſes entſchuldiget, ſo hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche ſeine Abweichung von dem Homeriſchen Wege hat. Leſer von einem feinern Geſchmacke, werden mir Recht geben. Die Anſtalten, welche Vulkan zu ſeiner Arbeit macht, ſind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen læßt. Aber anſtatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anſtalten zur Arbeit, ſondern auch die Arbeit ſelbſt zu ſehen bekommen, læßt Virgil, nachdem er uns nur den geſchäftigen Gott mit ſeinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant —
— — *Alii ventoſis follibus auras*
Accipiunt, redduntque: alii ſtridentia tingunt
Æra lacu. Gemit impoſitis incudibus antrum.
Illi inter ſeſe multa vi brachia tollunt
In numerum, verſantque tenaci forcipe maſſam. f

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmælig in das Thal bringt, in

f) *Æneid. lib VIII. 447—54.*

welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Æneas anlangt. Sie lehnet ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begaffet, und beſtaunet, und betaſtet, und verſuchet, hebt ſich die Beſchreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabey ſtehet, und Nicht weit davon ſiehet man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nœthig war, um es uns nicht unertræglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemählde hiernæchſt nicht Æneas macht, als welcher ſich an den bloſſen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derſelben nichts weis,

— — *rerumque ignarus imagine gaudet;*

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: ſo bleibet die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes, oder etwas anders, vorgeſtellet iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzet, aber nicht das groſſe Genie, das ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verlæßt, und alle äuſſere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Æneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Rœmer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloſſe Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homers thun. Homer læßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

HAMBURGISCHE DRAMATURGIE.

DREY UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 12ten JANUAR, 1768.

.

Den acht und vierzigſten Abend (Mittewochs, den 22ſten Julius,) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beſchluſſe Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt ohnſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schœnheiten, die genugſam zeigen,

daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wære, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon Shakeſpear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. „Sollte ich alſo, ſagt er, bey der Vergleichung ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wære es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpear ein Plagium zu begehen."

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das læßt ſich vollkommen auch von Shakeſpear ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schœnheiten iſt ein Stämpel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpears! Und wehe der fremden Schœnheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen!

Shakeſpear will ſtudiert, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpear das ſeyn, was dem Landſchaftsmahler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpears keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beym Shakeſpear, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragœdie franzœſiſchen Geſchmacks, ungefehr wie ein weitläuftiges Freſcogemählde gegen ein Migniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, hœchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzeln Gedanken beym Shakeſpear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht, und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem überſteiget.

Ich für mein Theil betauere es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpears Richard ſo ſpæt beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er itzt iſt: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß eine einzige übergetragene Gedanke davon gezeugt hätte.

Wære mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpears Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermœgend geweſen wære. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſt-

lers grœßtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht, und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hœren: denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilet; ſchaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hæmiſch, alles gilt ihm gleich; und auch das ſchaalſte, linkſte, hæmiſchſte Urtheil, iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für etwas ſo auſſerordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber er iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf ſich ſitzen laſſen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bey dem Verfaſſer, — hœchſtens nur bey einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte. — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke ſo mœge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß ihr letztes immer ihr beſtes iſt! —

VIER UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 15ten JANUAR, 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklærung des Dichters wünſchte.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragœdie, nimt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bœſewicht ſein müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte eine Tragœdie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragœdie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiß geſchildert hat, iſt unſtreitig das grœßte, abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Bœſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer blutdürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bey Erblickung vorſetzlicher Greuel, die

mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menſchen in eine Maſchine: ehe ſie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fæhig ſey.

Bey den Franzoſen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragœdie nicht ſeyn ſollte, als von dem echten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragœdie rechnet.

Und dieſes — hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragœdie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Überraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, herſchreibet, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine. — Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen: man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

«Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt einen, der unverdient leidet: und die Furcht einen unſers gleichen. Der Bœſewicht iſt weder dieſes, noch jenes: folglich kann auch ſein Unglück, weder das erſte noch das andere erregen.»

Die Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Überſetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

«Man hat ſich, ſagt einer aus der Menge, über die Erklærung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält ſie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches ſie an ihrer Allgemeinheit hindert, und ſie allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den Zuſatz «unſers gleichen,» nur blos die Ähnlichkeit der Menſchheit verſtanden hat, weil nehmlich der Zuſchauer und die handelnde Perſon beide Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abſtand befände: ſo war dieſer Zuſatz überflüßig; denn er verſtand ſich von ſelbſt. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Perſonen, oder ſolche, die einen vergeblichen Fehler an ſich hätten, Schrecken erregen könnten: ſo hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung iſt ihm ſodann entgegen. Das Schrecken entſpringt ohnſtreitig aus einem Gefühl der Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt ihm unterworfen, und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermœge dieſes Gefühls, bey dem widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es iſt wohl mœglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieſes von ſich zu leugnen: allein dieſes würde allemal eine Verleugnung ſeiner natürlichen Empfindungen, und alſo eine bloße Prahlerey aus verderbten Grundſätzen, und kein Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer laſterhaften Perſon, auf die wir eben unſere Aufmerkſamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zuſtœßt, ſo verlieren

wir den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen blos den Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elendes überhaupt, macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken."

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt das wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſtehet, iſt ein mitleidiges Schrecken, und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

«Das Mitleid, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen,*) «iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenſtande, und aus der Unluſt über deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von den einfachen Symptomen der Liebe, ſowohl als der Unluſt, unterſchieden, denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. Aber wie vielerley kann dieſe Erſcheinung werden! Man ändre nur in dem betauerten Unglück die einzige Beſtimmung der Zeit: ſo wird ſich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück für geſchehen, und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was wir bey den Schmerzen des Philoktets fühlen, iſt gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Quaal, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt gegenwärtig, und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn aber Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötzlich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den eiferſüchtigen Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden hœret: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen einerley. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen: ſo müſſen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon theilen, welches man ſehr nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eiferſucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, ſogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der grœßte Theil der Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn das theatraliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch ziehet? Gewiß nicht für ſich, ſondern für den Ægifth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr wünſchet, und für die betrogne Kœniginn, die ihn für den Mörder ihres Sohnes anſiehet. Wollen wir aber nur die Unluſt über das gegenwärtige Übel eines andern, Mitleiden nennen: ſo müſſen wir

*) Philoſophiſche Schriften des Herrn Moſes Mendelsſohn, zweyter Theil, S. 4.

„nicht nur das Schrecken, sondern alle übrige Leidenschaften, die uns von einem andern mitgetheilet werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden." —

FÜNF UND SIEBZIGSTES STÜCK.

DEN 19ten JANUAR, 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte sie haben können und haben müssen. Gleichwohl will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen dem alten nicht unterschieben; ich kenne jenes Verdienste um die Lehre von den vermischten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derselben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortrefflich auseinandergesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragœdie könne und solle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unlust über das gegenwärtige Übel eines andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines andern, für diesen andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhänget sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklært werden. Wer uns einen neuen Commentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierschen weit hinter sich læßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studieren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten: sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklærung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beyfüget, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen læßt. Denn auch die, welche ohne sie einsahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nehmlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beygesellet habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts,

und ich möchte wohl hœren, was fie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man fie fragte: warum z. E. die Tragœdie nicht eben fo wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den fich Ariftoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nehmlich, daß das Übel, welches der Gegenftand unfers Mitleidens werden folle, nothwendig von der Befchaffenheit feyn müffe, daß wir es auch für uns felbft, oder für eines von den Unfrigen, zu befürchten hätten. Wo diefe Furcht nicht fey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück fo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für fich zu fürchten fæhe, noch der, welcher fich fo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zuftoffen könne, weder der Verzweifelnde noch der Übermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erklæret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige, eines durch das andere. Alles das, fagt er, ift uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wære, oder begegnen follte, unfer Mitleid erwecken würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns felbft bevorftünde. Nicht genug alfo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben follen, fein Unglück nicht verdiene, ob er es fich fchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: feine gequælte Unfchuld, oder vielmehr feine zu hart heimgefuchte Schuld, fey für uns verlohren, fey nicht vermœgend, unfer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Mœglichkeit fæhen, daß uns fein Leiden auch treffen könne. Diefe Mœglichkeit aber finde fich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrfcheinlichkeit erwachfen, wenn ihn der Dichter nicht fchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu feyn pflegen, wenn er ihn vollkommen fo denken und handeln laffe, als wir in feinen Umftänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigftens glauben, daß wir hätten denken und handeln müffen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne fchildere. Aus diefer Gleichheit entftehe die Furcht, daß unfer Schickfal gar leicht dem feinigen eben fo ähnlich werden könne, als wir ihm zu feyn uns felbft fühlen: und diefe Furcht fey es, welche das Mitleid gleichfam zur Reife bringe.

So dachte Ariftoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Urfache begreiflich, warum er in der Erklærung der Tragœdie, næchft dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob diefe Furcht hier eine befondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenfchaft fey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, fo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erreget werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: fondern weil, nach feiner Erklærung des Mitleids, diefes die Furcht nothwendig einfchließt; weil nichts unfer Mitleiden erregt, als was zugleich unfere Furcht erwecken kann.

HUNDERT UND ERSTES, ZWEYTES, DRITTES UND VIERTES STÜCK.

DEN 19ten APRIL, 1768.

.

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verfuch zu machen, ob nicht für das deutfche Theater fich etwas mehr thun laffe, als unter der Verwaltung eines fo genannten Principals gefchehen könne: fo weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und fich träumen ließ, daß ich bey diefem Unternehmen wohl nützlich feyn könnte? — Ich ftand eben

am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweiſel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prædilection erleſen zu ſeyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt, und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Glæſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchæmt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hœrte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmæhſchrift auf die Krücke unmœglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun, folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des bœſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheinet, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das, an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bey mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey ſeinen Didaskalien zu thun geweſen. — Wahrhaftig, es wære auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführet worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bey mir: wenigſtens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wære, die eben dieſer Caſaubonus *breviter et eleganter ſcriptas* nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben: und unſere itzlebenden Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wæren, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludewigs des Vierzehnten, oder Ludewigs des Funfzehnten, ob zu Paris, ob zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzœſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführet worden: das würden ſie bey mir geſucht, und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklæret: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts ſchlechteres.

«Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde.»

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüßig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat: ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren, ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätze darüber, hat man in verſchiedenen Sprachen genug: aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Præciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheinet, daß es

eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja, öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Überhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Critik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimt. — So viel zu meiner, und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer iſt freylich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthænigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchœn, reitzend, allerliebſt, göttlich; lieber verleugnen wir Geſicht und Gehœr, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheul für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superioritæt zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchœn und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat.

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die næhere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genœthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und grœßern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudiert zu haben; ſie mehr ſtudiert zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübet, als es nœthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln læßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und

kann von dem, was ich felbft nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es fich machen læßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo fo mancher fich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ftummer feyn würde, als ein Fifch.

Aber man kann ftudieren, und fich tief in den Irrthum hinein ftudieren. Was mich alfo verfichert, daß mir dergleichen nicht begegnet fey, daß ich das Wefen der dramatifchen Dichtkunft nicht verkenne, ift diefes, daß ich es vollkommen fo erkenne, wie es Ariftoteles aus den unzähligen Meifterftücken der griechifchen Bühne abftrahiret hat. Ich habe von dem Entftehen, von der Grundlage der Dichtkunft diefes Philofophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß fteh ich nicht an, zu bekennen, (und follte ich in diefen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich fie für ein eben fo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer find. Ihre Grundfätze find eben fo wahr und gewiß, nur freylich nicht fo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgefetzt, als alles, was diefe enthalten. Befonders getraue ich mir von der Tragœdie, als über die uns die Zeit fo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderfprechlich zu beweifen, daß fie fich von der Richtfchnur des Ariftoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne fich eben fo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach diefer Überzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteften Mufter der franzœfifchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diefe Bühne foll ganz nach den Regeln des Ariftoteles gebildet feyn; und befonders hat man uns Deutfche bereden wollen, daß fie nur durch diefe Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher fie die Bühnen aller neuern Völker fo weit unter fich erblicke. Wir haben das auch lange fo feft geglaubt, daß bey unfern Dichtern, den Franzofen nachahmen, eben fo viel gewefen ift, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unfer Gefühl beftehen. Diefes ward, glücklicher Weife, durch einige Englifche Stücke aus feinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragœdie noch einer ganz andern Wirkung fæhig fey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diefem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englifchen Stücken fehlten zu augenfcheinlich gewiffe Regeln, mit welchen uns die Franzœfifchen fo bekannt gemacht hatten. Was fchloß man daraus? Diefes: daß fich auch ohne diefe Regeln der Zweck der Tragœdie erreichen laffe; ja, daß diefe Regeln wohl gar Schuld feyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mœgen! — Aber mit diefen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklæren, dem Genie vorzufchreiben, was es thun, und was es nicht thun müffe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verfcherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunft aufs neue für fich erfinden folle.

Ich wære eitel genug, mir einiges Verdienft um unfer Theater beyzumeffen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diefe Gährung des Gefchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigftens fchmeicheln, indem ich mir nichts angelegener feyn laffen, als den Wahn von der Regelmæßigkeit der

franzœſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläufſige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bey dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der hœchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Äußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverlæßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverlæßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

ANTIQUARISCHE BRIEFE.

NEUNTER BRIEF.

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich, in ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſckmaks und der Kunſt aus Münzen, der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nœthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen zum zweyten auf dem Plane erſcheinet. «Mein Eifer, ſagt er, für «den Ruhm der Alten, denen ich groſſe «Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, er-«laubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu «unterdrücken.» Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden; durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle

des Philoftratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perfpektiv auffer allem Zweifel gefetzt fey.

Ich wünfchte fehr, daß fich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einficht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ift eine fchœne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt fie dem Wohlthæter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er fich beffer befindet, fie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ift die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in diefem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt laffen Sie uns fehen, was Herr Klotz von der Perfpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er fie den Alten zufprechen zu müßen glaubt.

Herr Klotz erklæret die Perfpektiv, in fo fern fie in dem Künftler ift, durch «die Gefchicklichkeit, die Gegenftände auf einer Oberfläche fo vorzuftellen, wie fie fich unferm Auge in einem gewiffen Abftande zeigen.» Diefe Erklærung ift von Wort zu Wort aus dem deutfchen Pernety abgefchrieben, welches das abgefchmackte Oberfläche beweifet. Fläche ift für die Mahlerey Fläche, fie mag oben, oder unten, oder auf der Seite feyn.

Doch abgefchrieben, oder nicht abgefchrieben: wenn fie nur richtig ift. — Richtig ift die Erklærung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß fie bey Entfcheidung der vorhabenden Streitfache im geringften zu brauchen fey.

Denn ift die Perfpektiv weiter nichts als die Wiffenfchaft, Gegenftände auf einer Fläche fo vorzuftellen, wie fie fich in einem gewiffen Abftande unferm Auge zeigen: fo ift die Perfpektiv kein Theil der Zeichenkunft, fondern die Zeichenkunft felbft. Was thut die Zeichenkunft anders, was thut fie im geringften mehr, als was nach diefer Erklærung die Perfpektiv thut? Auch fie ftellt die Gegenftände auf einer Fläche vor; auch fie ftellt fie vor, nicht wie fie find, fondern wie fie dem Auge erfcheinen, und ihm in einem gewiffen Abftande erfcheinen. Folglich kann fie nie ohne Perfpektiv feyn, und das geringfte was der Zeichner vorftellt, kann er nicht anders als perfpektivifch vorftellen.

Den Alten in diefem Verftande die Perfpektiv abfprechen, würde wahrer Unfinn feyn. Denn es würde ihnen nicht die Perfpektiv, fondern die ganze Zeichenkunft abfprechen heiffen, in der fie fo große Meifter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perfpektiv ftreitig macht, fo gefchieht es in dem engern Verftande, in welchem die Künftler diefes Wort nehmen. Die Künftler aber verftehen darunter die Wiffenfchaft, mehrere Gegenftände mit einem Theile des Raums, in welchem fie fich befinden, fo vorzuftellen, wie diefe Gegenftände, auf verfchiedne Plätze des Raums verftreuet, mit famt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demfelben Standorte erfcheinen würden.

Diefe Erklærung ift mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematifche, fich auf einen einzeln Gegenftand beziehet; diefe aber auf mehrere geht, welche zufammen aus dem nehmlichen Gefichtspunkte, jedoch in verfchiedner Entfernung von diefem gemeinfchaftlichen Gefichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemæhlde vollkommen perfpektivifch feyn, ohne daß es, nach diefer, das ganze Gemæhlde ift, indem es ihm an der Einheit des Gefichtspunkts fehlet und die verfchiednen Theile deffelben verfchiedne Gefichtspunkte haben.

Herr Klotz fcheinet von diefem Fehler gar nichts zu verftehen. Er fpricht nur immer von der verhältnißmæßigen Verkleinerung der

Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemählde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Næhe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wæren. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmæßigen Mahlern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch blosse Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tægliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfliessen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: «konnten die alten Schriftsteller von «einer Sache reden, die nicht da war, und «eine Eigenschaft an einem Gemählde rüh«men, die niemand sahe?» Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das grœßte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst. ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beschreibungen des Paufanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perfpektiv gewefen. Eines derfelben, hœre ich von Herr Klotzen, «foll «zu unfern Tagen gleichfam wieder neu feyn «gefchaffen worden." Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweifet, habe ich nur die erften Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich felbft befitze. Aber es fey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perfpektiv bekommen hat, fo ift es ficherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; fondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher fich in diefen Gemählden des Polygnotus wider die Perfpektiv fand, ift klar und unwiderfprechlich. Um fich Platz für fo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen fehr hohen Gefichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu überfehen fey. Aber diefer Gefichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu feyn. Denn weil aus einem fo hohen Gefichtspunkte, befonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab fehr verkürzt und verfchoben hätten erfcheinen müffen, wodurch alle Schœnheit und ein groffer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wære: fo gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Hœhe ungefehr gleichem Gefichtspunkte. Ja auch diefen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem fehr hohen Gefichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ftehen follten, übereinander zu ftehen kamen, (welches beym Paufanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellet:) fo würden diefe entfernter oder hœher ftehende Figuren, wenn er fie aus dem Gefichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verfchoben und verkürzt werden müffen, welches der Grundfläche das Anfehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perfpektivifch verlängerte Fläche feyn follte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer befondern natürlichen Hœhe gleichen Gefichtspunkt annehmen: das ift, er zeichnete fie alle fo, als ob wir gerade vor ihnen ftünden, da wir fie doch alle von oben herab fehen follten.

Es ift fchwer fich in dergleichen Dingen verftändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch fo wortreich feyn, und gewiffe Leute werden uns doch nicht verftehen; folche nehmlich, denen es an den erften Begriffen der Sache, wovon die Rede ift, fehlet. Und an diefen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perfpektiv gänzlich: denn er verfteht fich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

«Die gewöhnliche Perfpektiv der Alten, fagt er, «ift die von uns fo genannte Militar-«perfpektiv von oben herein." — Nicht jede Perfpektiv von oben herein, ift Militarperfpektiv. Bey diefer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenftände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ift die Militarperfpektiv eigentlich gar keine Perfpektiv, fondern ein bloffes technifches Hülfsmittel gewiffe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gefichtspunkt nicht zu fehen feyn würden, und fie fo vors Auge zu bringen, wie fie wirklich find, nicht wie fie

ihm blos erfcheinen. In diefem Verftande alfo von den Alten fagen, daß ihre gewöhnliche Perfpektiv die Militarperfpektiv gewefen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen fchlechterdings alle Perfpektiv abfprechen. Nur diejenige Perfpektiv aus einem hohen Gefichtspunkte ift wahre Perfpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Hœhe und Entfernung diefes Gefichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verfchiebt; welches die Militarperfpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht gefchehen war.

Eben fo wenig wird es in den Münzen gefchehen feyn, welche Hr. Klotz zum Beweife anführt, wie gut fich die Alten auf die ihm fo genannte Militarperfpektiv verftanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, fie nachzufehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzufetzen: «Sollten diefe «Zeugniffe nicht einmal die ewigen Anklagen «der Alten, wegen der Unwiffenheit der Per«fpektiv vermindern?» Allerdings follten fie nicht: fondern Hr. Klotz follte erft lernen, was Perfpektiv fey, ehe er einen fo entfcheidenden Ton fich anmaaßt.

«Die Alten, fährt er fort, haben zugleich «den Plan von ihren Gebäuden gewiefen, und «wenn fie den Augenpunkt fehr fcharf hät«ten nehmen wollen, fo würden fie ein allzu «hohes Relief gebraucht haben. Hätten fie «das Relief flach gehalten, fo würde die Münze «ohne Gefchmack, Gothifch oder nach der «Art unferer neuen Münzen ausgefallen feyn.»

O fchœn! o fchœn! Kauderwelfcher könnte Crifpin in der Komœdie, wenn er fich für einen Mahler ausgiebt, die Kunftwörter nicht unter einander werfen, als hier gefchehen ift. — «Die Alten haben zugleich den Plan «von ihren Gebäuden gewiefen.» Wie zugleich? Zugleich mit den Außenfeiten? Wie machten fie das? Zeichneten fie, wie wir in unfern architektonifchen Riffen, etwa den Grundriß neben die Fafade? Oder wie? — «Wenn fie den Augenpunkt zu fcharf hätten «nehmen wollen;» Was heißt das, den Augenpunkt zu fcharf nehmen? Heißt das, fich zu fcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — «So würden fie ein allzuhohes Relief gebraucht haben?» Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beftimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief feyn foll? — «Hätten fie das Relief flach gehalten;» — Nun, was denn? was wære alsdenn geworden? — «fo würde die Münze ohne Gefchmack, go«thifch oder nach der Art unferer neuen Mün«zen ausgefallen feyn.» O Logik, und alle Mufen! Ein Mann, der fo fchließen kann, unterfteht fich von der Kunft zu fchreiben? Alfo ift eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Gefchmack und Gothifch? Alfo ift es nicht mœglich, daß wir in einem flachen Relief eben fo viel erkennen können, als in einem hohen? Alfo kann in einem flachen Relief nicht eben fo viel, ja wohl noch mehr Kunft feyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Mufen! Der Mann hat lauten hœren, aber nicht zufammen fchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urfache, daß es Münzen find, daß es Werke find, die fich fehr abnutzen; weil man aus diefer Urfache das flache Relief an curfirenden Münzen mißbilliget: daraus fchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Gefchmack und Gothifch ift? O Logik, und alle Mufen!

ZEHNTER BRIEF.

Ich fagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmæßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perfpektivifch feyn könne; Falls ihm die Einheit des Gefichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phænomena des Geſichts, die Erſcheinung der Grœſſe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schœnheiten in dem Genuße der weſentlichen ſtœren zu laſſen. Ræthſel! wird Hr. Klotz ruffen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe, iſt im Grunde ſo gut als keine; ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmæßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn; ſondern ungefehr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwæge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher coloſſaliſchen Grœſſe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemählde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem grœßten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefehr Kinder befriedigen können. Der ertræglichſte iſt der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verſchiedenen Umzäunungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemählde des Polygnotus mœgen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes, zum Zeichen der Verſchonung, aufgehangen hatte.

EILFTER BRIEF

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beyſpiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf ſeiner guten Meinung von

der Perſpektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen ſeiner eigenen Beleſenheit bey zu bringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perſpektiviſche Anordnung kann Caylus in der Aldrovandiniſchen Hochzeit gefunden haben? Sie hat hœchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv: weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle ſeine Perſonen nach der Schnur neben einander geſtellt; ſie ſtehen alle auf einem und eben demſelben Grunde; wenigſtens nicht auf ſo verſchiednen Gründen, daß die geringſte Verjüngung unter ihnen mœglich wære.

Das, was Plinius von dem Ochſen des Pauſias ſagt, zu Perſpektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perſpektiv in dem weitläuftigen Verſtande, in welchem ſie, wie ich ſchon erinnert, kein Menſch den Alten abgeſprochen hat, noch abſprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz verſichert, «daß Lucian von der perſpektiviſchen Anord«nung in einem Gemählde des Zeuxis ſo weit«läuftig rede, daß dieſe Stelle bey dieſer Strei«tigkeit nothwendig geprüft werden müſſe!» Er nennt ſie ungemein entſcheidend, und ſie entſcheidet ſchlechterdings nichts. *Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον*, was iſt es anders, als ein correkter Contour? was die *ἀκριβης κρασις*, die *ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων* anders, als die ſchickliche Verbindung und fleißige Verſchmelzung der Localfarben? Das *σκιασαι ἐς δεον*, iſt die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der *λογος του μεγεθους*, iſt nicht das Verhältniß der ſcheinbaren Grœßen, in Abſicht der Entfernung, ſondern das Verhältniß an Grœße wirklich verſchiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede iſt, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die *ἰσοτης των μερων προς το ὁλον*, die *ἁρμονια*, iſt das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Übereinſtimmung des Verſchiednen. Und nun frage ich: welches von dieſen Stücken bezieht ſich nothwendig auf die Perſpektiv? Keines; jedes derſelben iſt ohne Unterſchied allen Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perſpektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenſtandes, dem bloßen Portrait, wenn es ſchœn und vollkommen ſeyn ſoll, unentbehrlich. Es ſind Eigenſchaften eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucians ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemählde des Zeuxis von der Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: *ἀνω δε της ἐικονος, ὁιον ἀπο τινος σκοπης Ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων*: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes gleichſam wie von einer Warte, ſcheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich hœher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehen, nicht weil ſie wirklich hœher ſtehen, ſondern blos, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fæhig wæren: ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedruckt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht, welches die grœſſere Armſeligkeit iſt, ſie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemählden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, *το ἐυσκιον*, die gute Schattirung; *το ἐυπνουν*, das Lebende; und *το ἐισεχον και ἐξεχον*, das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde ſeyn, wo gar keine Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den grœbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden; welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloſſe Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt, *digiti eminere videbantur*, *et fulmen extra tabulam eſſe*, mußte er darum, weil er das *ἐισεχον* und *ἐξεχον* in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Klotz von der Stelle des Philoſtratus ſagen: «ſie kann «von nichts anders handeln, als von der Kunſt «des Mahlers, gewiſſe Dinge auf dem Vor«dergrunde und andere auf dem Hintergrunde «des Gemähldes erſcheinen zu laſſen, andere «zu entfernen und andere dem Auge zu næ«hern.» Nein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Hr. Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Klotz ſagt, wære dadurch die Perſpektiv der alten Gemählde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? «Iſt aber die«ſes Verſchieſſen, fährt Hr. Klotz fort, dieſe «Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung «des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge ei«ner wohlbeobachteten Perſpektiv?» Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrucken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtuſſenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Character des Klotziſchen Stils, und es ſteht in keines Menſchen Macht, von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieſer: «Ich will noch eine an«dere bisher unbemerkte Stelle aus dem Phi«loſtratus herſchreiben:» was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt ohnſtreitig Du Soul: denn als er in der Reitziſchen Ausgabe des Lucians jene Beſchreibung von

dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem *σκιασαι ἐς δεον* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt. Nun ſchlug Hr. Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſahe: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, *Philoſt. p. 71.* durch *Philoſt. Vit. Apollon. c. 20. p. 71.* berichtiget, ſo læßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung *Lib. II.* gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wære ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerket! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht.

ZWÖLFTER BRIEF.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Hr. Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle blos von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen: Hr. Klotz iſt der erſte der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausſchweifung über die Perſpektiv der Alten, in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt, «daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wære beobachtet worden."

«Überhaupt, ſagt Hr. Lippert, iſt die Per-«ſpektiv bey den Alten ſehr geringe. Es hat «aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein «Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie «weit kann die Liebhaberey einen nicht trei-«ben? Wann ich die Beſchreibung oder Er-«klærung eines alten Werks etwa in einem «Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchœ-«ner Perſpektiv etwas geſagt worden, habe «ich auch allemal lachen müſſen; denn das «ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das «Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem «Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den «Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wære, «erkennen, aber wohl ſolche Fehler, die man «auch einem Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft «nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten «die Dinge ſo ungefehr nach, wie ſie ſich dem

„Auge darftellten, ohne die Regeln und „Urfachen zu wiffen, warum die entfernten „Dinge im Auge verkürzt oder kleiner er- „fcheinen. Es ift aber etwas fehr gemei- „nes, daß man von Sachen urtheilet, wo- „von man doch nichts verfteht.“

Wie kömmt es, da Hr. Klotz fonft fich die Einfichten des Hn. Lippert fo frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diefem Punkte gethan? Hr. Lippert fagt nichts mehr, als was alle Künftler fagen. Er nicht allein, fie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunftwerken Perfpektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits feinen Entfchluß genommen; feine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange! Der Künftler, denkt er, find fo wenige; laß fie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anfehn lachen, das fich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

ÜBER DEN BEWEIS DES GEISTES UND DER KRAFT.

— δια τας τερασιους δυναμεις, ἁς κατασκευασεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ὡριγενης κ. Κ.

AN DEN HERRN DIRECTOR SCHUMANN, ZU HANNOVER.

1 7 7 7.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner feyn, Ihre neue Schrift fofort zu lefen, als mir? — Ich hungere nach Überzeugung fo fehr, daß ich, wie Erifichton, alles verfchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ficht. — Wenn Sie mit diefem Bogen es eben fo machen: fo find wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterfucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, fich nie entbrechen,

Ihr &c.

— — —

Ein andres find erfüllte Weiffagungen, die ich felbft erlebe: ein andres, erfüllte Weiffagungen, von denen ich nur hiftorifch weiß, daß fie andre wollen erlebt haben. Ein andres find Wunder, die ich mit meinen Augen fehe, und felbft zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres find Wunder, von denen ich nur hiftorifch weiß, daß fie andre wollen gefehn und geprüft haben.

Das ift doch wohl unftreitig? Dagegen ift doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chrifti Zeiten gelebt hätte: fo würden mich die in feiner Perfon erfüllten Weiffagungen allerdings auf ihn fehr aufmerkfam gemacht haben. Hätte ich nun gar gefehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urfache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewefen: fo würde ich zu einem, von fo langeher ausgezeichneten, wunderthætigen Mann, allerdings fo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verftand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben fo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewefen wæren.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Chriftum oder die chriftliche Religion be-

treffende Weiſſagungen, von deren Prioritæt ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft, wie ihn der Apoſtel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu ſeiner Zeit, «die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen,» die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beyſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch itzt, auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft itzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat; ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. Dieſe, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn ſagen laſſen, «daß der Beweis der Kraft wegen «der erſtaunlichen Wunder ſo heiſſe, die «zur Beſtætigung der Lehre Chriſti geſche- «hen:» iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origines darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλων μεν ἀλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiſet, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen: wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte: ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtriret werden: aber dem ohngeachtet müſſe man ſie

eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich: Erſtlich; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun: wenn ſie nur eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie bauet, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtriret werden kann: ſo kann auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten demonſtriret werden.

Das iſt: zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehœret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mœgen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweytens: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anders: als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts darwider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein andrer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf bauet, eine andre hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wære, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abſchwœren, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden: aber es wære doch mœglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Chœrilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermœgen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubet?

Wenn ich hiſtoriſch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn ſeine Jün-

ger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Klaſſe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine methaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegenſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μεταβασις ἐις ἀλλο γενος* iſt; ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freylich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wære ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wære.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen, «O doch! das iſt mehr als hiſto«riſch gewiß; denn inſpirirte Geſchichtſchrei«ber verſichern es, die nicht irren können:»

So iſt auch das, leider, nur hiſtoriſch gewiß; daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beſchwœre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nehmlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan: ſondern ich leugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehœret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind, (mœgen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen:) mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürffen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor 18 hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, dem geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helffen.

Auf die kam er; auf der iſt er: und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejaget, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſehe ich vor mir reiffen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürffen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgeſtreuet, ſich ſiebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern blos an ihren Ort geſtellt ſeyn lieſſe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt: die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt es gæbe eine groſſe nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wære: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: ſo könnte es doch dergleichen geben.) — leugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen,

wære ich darum ein undankbarer Läfterer des Erfinders, weil ich aus feinem anderweitigen Scharffinne nicht beweifen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugfchluß, durch den er auf die Wahrheit geftoßen, kein Trugfchluß feyn könne? — — Ich fchlieffe, und wünfche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teftament Johannis wieder vereinigen! Es ift freylich apokryphifch, diefes Teftament: aber darum nicht weniger göttlich.

DAS TESTAMENT JOHANNIS.

— qui in pectus Domini recubuit et de puriffimo fonte haufit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

EIN GESPRÆCH.

1777.

ER UND ICH

ER.

Sie waren fehr fix mit diefem Bogen: aber man fieht es diefem Bogen auch an.

ICH.

So?

ER.

Sie pflegen fonft deutlicher zu fchreiben.

ICH.

Die grœßte Deutlichkeit, war immer die grœßte Schœnheit.

ER.

Aber ich fehe: Sie laffen fich auch fortreiffen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umftände anfpielen, die unter hundert Lefern nicht einem bekannt find; die Ihnen felbft vielleicht nur erft feit geftern oder ehegeftern bekannt geworden —

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Laffe gelehrt.

ICH.

Zum Exempel?

ER.

Ihr Ræthfel, womit Sie fchlieffen. — Ihr Teftament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

ICH.

Muß denn auch alles ein Buch feyn?

ER.

Es ift kein Buch diefes Teftament Johannis? — Nun, was ift es denn?

ICH.

Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederhohlten Worte des fterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teftament heiffen? Nicht.

ER.

Können freylich. — Aber fo bin ich fchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten fie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo fie fonft ftehen mœgen, nicht eben fehr belefen.

ICH.

Bey einem minder verdächtigen Schriftfteller ftehen fie nun doch. — Hieronymus hat fie uns aufbehalten, in feinem Commentar über den Paulinifchen Brief an die Galater. — Da fchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß fie Ihnen gefallen werden.

ER.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

ICH.

Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir itzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

ER.

Warum nicht?

ICH.

Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam groſſer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder, und wunderthætigen Lehre war; Johannes war nun alt, und ſo alt -

ER.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

ICH.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſahe.

ER.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne, daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

ICH.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

ER.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hœren.

ICH.

So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmælig ſichtbar Johannis reine Seele, von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tægliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

ER.

Die öfters nicht ſehr ſtudiert mag geweſen ſeyn.

ICH.

Lieben Sie das Studierte?

ER.

Nachdem es iſt.

ICH.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

ER.

Auf welche?

ICH.

Kinderchen, liebt euch!

ER.

Wenig und gut.

ICH.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Beſten, wenn es alltæglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieſes, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tægliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beſchloß; als man ſahe, daß der

alte Mann nicht blos, nur fo wenig fagen konnte; als man fahe, daß er vorfetzlich nicht mehr fagen wollte; ward das Kinderchen, liebt euch! fo matt, fo kahl, fo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhœren; und erdreifteten fich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meifter, warum fagft du denn immer das nehmliche?

ER.

Und Johannes? —

ICH.

Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es gefchieht, genug, hinlänglich genug ift. —

ER.

Alfo das? Das ift Ihr Teftament Johannis?

ICH.

Ja!

ER.

Gut, daß Sie es apokryphifch genennet haben!

ICH.

In Gegenfatz des kanonifchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ift mir es denn doch.

ER.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schœne göttlich nennen würden.

ICH.

Ich habe nie eine Schœne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, diefes Wort fo zu mißbrauchen. Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus *dignam Joanne fententiam*.

ER.

Ah Hieronymus!

ICH.

Auguftinus erzählt, daß ein gewiffer Platoniker gefagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. f. w. verdiene in allen Kirchen, an dem fichtbarften in die Augen fallendften Orte, mit goldnen Buchftaben angefchrieben zu werden.

ER.

Allerdings! der Platoniker hatte fehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato felbft hätte nichts Erhabeners fchreiben können, als diefer Anfang des Evangelii Johannis ift.

ICH.

Mag wohl feyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philofophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unfern Kirchen, an dem fichtbarften in die Augen fallendften Orte, mit goldnen Buchftaben angefchrieben zu werden verdiente — das Teftament Johannis.

ER.

Hm!

ICH.

Kinderchen, liebt euch!

ER.

Ja! ja!

ICH.

Diefes Teftament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiffes Salz der Erde fchwur. Itzt fchwœrt diefes Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man fagt, es fey nach diefer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

ER.

Auch ein Ræthfel?

ICH.

Wer Ohren hat zu hœren, der hœre!

ER.

Ja, ja, ich merke nun wohl.

ICH.

Was merken Sie?

ER.

So ziehen immer gewiffe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß fie die

chriſtliche Liebe beybehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

ICH.

Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

ER.

Ob ich recht daran thun würde: müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

ICH.

Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

ER.

Wenn Sie ſich fühlen.

ICH.

Aber ich verſteh Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

ER.

Ja und Nein.

ICH.

Wie Nein!

ER.

Denn ein anders ſind die Glaubenslehren der chriſtlichen Religion, und ein andres das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will gegründet wiſſen.

ICH.

Und wie Ja?

ER.

In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

ICH.

Aber welches von beyden möchte wohl das Schwerere ſeyn? — Die chriſtliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

ER.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere ſey.

ICH.

Was ſoll es mir denn helfen?

ER.

Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſe Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

ICH.

Wie ſo?

ER.

Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?

ICH.

Ja freylich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſe Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe lauffen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

ER.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

ICH.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

ER.

Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.

ICH.

Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus in Epiſt. ad Galatas, c. 6. Beatus Joannes Evangeliſta, cum Epheſi moraretur uſque ad ultimam ſenectutem, et

vix inter diſcipulorum manus ad Eccleſiam deferretur, nec poſſet in plura vocem verba contexere, nihil aliud per ſingulas ſolebat proferre collectas, niſi hoc: Filioli diligite alterutum. Tandem diſcipuli et fratres qui aderant, tædio affecti, quod eadem ſemper audirent, dixerunt: Magiſter, quare ſemper hoc loqueris? Qui reſpondit dignam Joanne ſententiam: Quia præceptum Domini eſt, et ſi ſolum fiat, ſufficit.

ANTI-GÖZE.

Bella geri placeat nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEYTER.

1778.

Mein Herr Hauptpaſtor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erſte Lüge iſt — mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſre allerheiligſte Religion &c. am Abend des Oſterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmecken! dachte ich. Und er hat mir geſchmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmecken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geſchmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruck meine Æquivoken und Wortſpiele: und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßlich Ding, und æquivocire und wortſpiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringſten vorher zu erklæren, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blaſe verſtehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Caſcaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu ge-

ben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerdte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Überlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Poſſe, wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichnen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nehmlich: er verweilt ſich bey ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt. Dieſen Fehler mœgen auch gar wohl meine dramatiſchen Arbeiten mit verſtärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſpræchen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehœrig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wære es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beßrer Dialogiſt geweſen wære, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſetzten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mit unter Sprünge: und ſelten iſt ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nehmliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komœdie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen: ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur ertrægliche Komœdie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wære. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komœdien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakeſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komœdien ſo erbau-

lich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komœdien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komœdienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieſes Geſchwäz? Was gehen mich itzt die Armſeligkeiten des Stils und Theaters an; itzt da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Anklæger, und wiehert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, ſtehe bey ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchæmtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus ihrem eigenen Munde gehœrt und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wære der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann: und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was ſie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führet, — was enthält dieſe Göziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freywilligen Beytrægen ſchon ſtehen, oder werth ſind darinn zu ſtehen. Doch ja; ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — »So »hat er denn wohl von dieſer Widerlegung »nichts gewußt?« — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehœrt: nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nœthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederhohlen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederhohlen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrieglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Wiederlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie ſie leiben und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hœren. Sie wiederhohlen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte, werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

Gegen einen ſolchen Mann wære es mœglich, die geringſte Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mann ſollte es nicht hinwie-

derum erlaubt ſeyn, ſich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmördriſcher ſeyn, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied, zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoraliſche Art zu diſputiren, will ich in ihr mœglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, ſollte es auch nicht anders, als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Itzt iſt mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblœßten Scheitel fallen zu laſſen.

JOHANN GEORG HAMANNS ÆSTHETICA IN NUCE.

EINE RHAPSODIE IN KABBALISTISCHER PROSE.

Aus den Kreuzzügen des Philologen 1762. Die Anmerkungen ſind weggelaßen.

HORATIVS.

Odi profanum vulgus et arceo.
Fauete linguis! carmina non prius
Audita, Muſarum ſacerdos,
Virginibus puerisque canto.
Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipſos imperium eſt Iovis,
Clari giganteo triumpho,
Cuncta ſupercilio mouentis.

Nicht Leyer! — noch Pinſel! — eine Wurfſchaufel für meine Muſe, die Tenne heiliger Litteratur zu fegen! — — Heil dem Erzengel über die Reliquien der Sprache Kanaans! — auf ſchœnen Eſelinnen ſiegt er im Wettlauf; — aber der weiſe Idiot Griechenlands borgt Euthyphrons ſtolze Hengſte zum philologiſchen Wortwechſel.

Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts; wie der Gartenbau, älter als der Acker: Malerey, — als Schrift: Geſang, — als Deklamation: Gleichniſſe, — als Schlüſſe: Tauſch, — als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unſerer Urahnen; und ihre Bewegung, ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillſchweigen des Nachſinnens oder Erſtaunens ſaßen ſie; — — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.

Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts als Bilder. In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit. Der erſte Ausbruch der Schöpfung, und der erſte Eindruck ihres Geſchichtſchreibers; — — die erſte Erſcheinung und der erſte Genuß der Natur vereinigen

ſich in dem Worte: Es werde Licht! Hiemit fängt ſich die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an.

Endlich krœnte Gott die ſinnliche Offenbarung ſeiner Herrlichkeit durch das Meiſterſtück des Menſchen. Er ſchuf den Menſchen in göttlicher Geſtalt; — — zum Bilde Gottes ſchuf Er ihn. Dieſer Rathſchluß des Urhebers lœst die verwickelteſten Knoten der menſchlichen Natur und ihrer Beſtimmung auf. Blinde Heiden haben die Unſichtbarkeit erkannt, die der Menſch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, und das Äußerſte der Arme ſind das ſichtbare Schema, in dem wir einher gehn; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menſchen in uns; —

Exemplumque DEI *quisque eſt in imagine parva.*

Die erſte Nahrung war aus dem Pflanzenreiche; die Milch der Alten, der Wein; die älteſte Dichtkunſt nennt ihr gelehrter Scholiaſt, (der Fabel des Jothams und Joas zufolge) botaniſch; auch die erſte Kleidung des Menſchen war eine Rhapſodie von Feigenblättern. — —

Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen, und zog ſie an — unſern Stammeltern, denen die Erkenntniß des Guten und Bœſen Scham gelehrt hatte. — Wenn die Nothdurft eine Erfinderin der Bequemlichkeiten und Künſte iſt, ſo hat man Urſache ſich mit Goguet zu wundern, wie in den Morgenländern die Mode ſich zu kleiden, und zwar in Thierhäuten, hat entſtehen können. Darf ich eine Vermuthung wagen, die ich wenigſtens für ſinnreich halte? — — Ich ſetze das Herkommen dieſer Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter, (der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf helleniſtiſch aber Apollyon heißt,) bekannt gewordenen allgemeinen Beſtandheit thieriſcher Charaktere, — die den erſten Menſchen bewog, unter dem gelehnten Balg eine anſchauende Erkenntniß vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen — — —

Rede, daß ich Dich ſehe! — — Dieſer Wunſch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur iſt; denn ein Tag ſagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Ihre Loſung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hœrt man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran ſie will, (außer oder in uns): wir haben an der Natur nichts als Turbatverſe und *disiecti membra poëtæ* zu unſerm Gebrauch übrig. Dieſe zu ſammlen iſt des Gelehrten; ſie auszulegen, des Philoſophen; ſie nachzuahmen — oder noch kühner! — — ſie in Geſchick zu bringen, des Poeten beſcheiden Theil.

Reden iſt überſetzen — aus einer Engelſprache in eine Menſchenſprache, das heißt, Gedanken in Worte, — Sachen in Namen, — Bilder in Zeichen; die poetiſch oder kyriologiſch, — hiſtoriſch, oder hieroglyphiſch — — und philoſophiſch oder charakteriſtiſch ſeyn können. Dieſe Art der Überſetzung, (verſtehe Reden) kommt mehr, als irgend eine andere, mit der verkehrten Seite von Tapeten überein,

And ſhews the ſtuff, but not the workman's ſkill;

oder mit einer Sonnenfinſterniß, die in einem Gefæße voll Waſſers in Augenſchein genommen wird.

Moſis Fackel erleuchtet ſelbſt die intellectualiſche Welt, die auch ihren Himmel und ihre Erde hat. Bacon vergleicht daher die Wiſſenſchaften mit den Gewäſſern über und und unter dem Gewölbe unſerer Dunſtkugel.

Jene ſind ein glæſern Meer, als Kryſtall mit Feuer gemengt; dieſe hingegen kleine Wolken aus dem Meer, als eine Manneshand.

Die Schöpfung des Schauplatzes verhält ſich aber zur Schöpfung des Menſchen, wie die epiſche zur dramatiſchen Dichtkunſt. Jene geſchah durchs Wort; die letzte durch Handlung. — Herz! ſey wie ein ſtilles Meer! — — Hœr den Rath: Laßt uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſey, die da herrſchen! — — Sieh die That: Und Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß — — Vergleich Rath und That; bete den kräftigen Sprecher mit dem Pſalmiſten; den vermeynten Gärtner mit der Evangeliſtin der Jünger; und den freyen Töpfer mit dem Apoſtel helleniſtiſcher Weltweiſen und talmudiſcher Schriftgelehrten an!

Der hieroglyphiſche Adam iſt die Hiſtorie des ganzen Geſchlechts im ſymboliſchen Rade: — — der Charakter der Eva, das Original zur ſchœnen Natur und ſyſtematiſchen Oekonomie, die nicht nach methodiſcher Heiligkeit auf dem Stirnblatt geſchrieben ſteht, ſondern unten in der Erde gebildet wird, und in den Eingeweiden, — in den Nieren der Sachen ſelbſt — verborgen liegt.

Virtuoſen des gegenwärtigen Æons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen laſſen! Ihr wenigen Edlen! macht euch dieſen Schlaf zu Nutz, und baut aus einer Ribbe dieſes Endymions die neueſte Ausgabe der menſchlichen Seele, die der Barde mitternächtlicher Geſänge in ſeinem Morgentraum ſahe, — — aber nicht von nahe. Der næchſte Æon wird wie ein Rieſe vom Rauſch erwachen, eure Muſe zu umarmen, und ihr das Zeugniß zuzujauchzen: Das iſt doch Bein von meinem Bein, und Fleiſch von meinem Fleiſch!

Sollte dieſe Rhapſodie im Vorübergehen von einem Leviten der neueſten Litteratur in Augenſchein genommen werden, ſo weiß ich zum voraus, daß er ſich ſegnen wird, wie der heilige Petrus vor dem großen leinenen Tuch an vier Zipfeln gebunden, darin er mit einem Blick gewahr ward, und ſahe vierfüßige Thiere der Erden und wilde Thiere und Gewürme und Vœgel des Himmels — — — «O nein; «beſeſſener — Samariter!" — — (ſo wird er den Philologen ſchelten in ſeinem Herzen) — «für Leſer von orthodoxem «Geſchmack gehœren keine gemeine Ausdrücke noch unreine Schüſſeln — — *Impoſſibiliſſimum eſt, communia proprie dicere* — Siehe! darum geſchieht es, daß ein Autor, deſſen Geſchmack acht Tage alt, aber beſchnitten iſt, lauter weißen überzogenen Entian — zur Ehre menſchlicher Nothdurft! — in die Windeln thut — Die fabelhafte Häßlichkeit des alten Phrygiers iſt in der That lange ſo blendend nicht, als die æſthetiſche Schœnheit Æſop des jüngern. Heuer iſt Horazens typiſche Ode an Ariſt erfüllt, daß ein Sänger der ſüßlächelnden Lalage, die noch ſüßer küßt als ſie lacht, aus ſabiniſchen, apuliſchen und mauritaniſchen Ungeheuern Stutzer gemacht hat. — Man kann allerdings ein Menſch ſeyn, ohne daß man nœthig hat ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß ſie den Schriftſteller ohne den Menſchen denken ſollen, iſt mehr zu dichteriſchen als philoſophiſchen Abſtractionen aufgelegt. Wagt euch alſo nicht in die Metaphyſik der ſchœnen Künſte, ohne in den Orgien und Eleuſiniſchen Geheimniſſen vollendet zu ſeyn. Die Sinne aber ſind Ceres, und Bacchus die Leidenſchaften; — alte Pflegeltern der ſchœnen Natur.

Bacche, veni dulcisque tuis e cornibus uva
Pendeat, et ſpicis tempora cinge Ceres!

Sollte dieſe Rhapſodie gar die Ehre haben, einem Meiſter in Iſrael zur Beurtheilung anheim zu fallen: ſo laßt uns ihm in heiliger Proſopopee, die im Reiche der Tod-

ten eben ſo willkommen als im Reiche der Lebendigen iſt (— — *ſi NVX modo ponor in illis*) entgegen gehen:

HOCH- UND WOHL-GELAHRTESTER RABBI!

«Des heiligen Rœmiſchen Reichs Poſtillon, der auf dem Schilde ſeines Wappens zum Wahlſpruch: *Relata refero*, trægt, hat mich zur letzten Hälfte der Homilien *de ſacra poeſi* recht lüſtern gemacht. Ich brenne darnach — und warte umſonſt bis auf den heutigen Tag, wie die Mutter des Hazoritiſchen Feldhauptmanns nach dem Wagen ihres Sohns zum Fenſter ausſahe, und durchs Gitter heulte — — Verdenken Sie mir es alſo nicht, wenn ich gleich dem Geſpenſt im Hamlet durch Winke mit Ihnen rede, bis ich gelegnere Zeit haben werde, mich durch *ſermones ſideles* zu erklæren. Werden Sie es ohne Beweis wohl glauben, daß des berühmten Schwärmer, Schulmeiſters und Philologen Amos Comenius *Orbis pictus* und Muzelii *Exercitia* viel zu gelehrte Bücher für Kinder ſind, die ſich noch im bloßen Buch-ſta-bi-ren üben — — und wahrlich, wahrlich, wahrlich, Kinder müſſen wir werden, wenn wir den Geiſt der Wahrheit empfahen ſollen, den die Welt nicht faſſen kann, denn ſie ſieht ihn nicht, und (wenn ſie ihn auch ſehen ſollte) kennt ihn nicht. — — Vergeben Sie es der Thorheit meiner Schreibart, die ſich ſo wenig mit der mathematiſchen Erbſünde Ihrer älteſten, noch mit der witzigen Wiedergeburt Ihrer jüngſten Schriften reimt, wenn ich ein Beyſpiel aus der Bibel borge, die ohne Zweifel älter als die Bibel ſeyn mag. Verlieren die Elemente des ABC ihre natürliche Bedeutung, wenn ſie in der unendlichen Zuſammenſetzung willkührlicher Zeichen uns an Ideen erinnern, die, wo nicht im Himmel, doch im Gehirn ſind? — — Falls man aber die ganze verdienſtliche Gerechtigkeit eines Schriftgelehrten auf den Leichnam des Buchſtabens erhœht; was ſagt der Geiſt dazu? Soll er nichts als ein Kammerdiener des todten oder wohl gar ein bloßer Waffentræger des tœdtenden Buchſtabens ſeyn? Das ſey ferne! — Nach dero weitläuftigen Einſicht in phyſiſchen Dingen wiſſen Sie beſſer, als ich Sie daran erinnern kann, daß der Wind blæst, wo er will — Ungeachtet man ſein Sauſen wohl hœrt: ſo erſieht man doch am wankelmüthigen Wetterhahn, von wannen er kommt, oder vielmehr, wohin er fährt — —

Ah ſcelus indignum! ſoluetur litera dives?
Frangatur potius legum veneranda poteſtas.

Liber et alma Ceres ſuccurrite! —

Die Meynungen der Weltweiſen ſind Lesarten der Natur und die Satzungen der Gottesgelehrten, Lesarten der Schrift. Der Autor iſt der beſte Ausleger ſeiner Worte; Er mag durch Geſchöpfe — durch Begebenheiten — oder durch Blut und Feuer und Rauchdampf reden, worin die Sprache des Heiligthums beſteht.

Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menſchen dem Menſchen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers ſpiegelt ſich bis in dem Dialecte ſeiner Werke; — in allen Ein Ton von unermeßlicher Hœhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichſten Majeſtæt und leerſten Entäußerung! Ein Wunder von ſolcher unendlichen Ruhe, die Gott dem Nichts gleich macht, daß man ſein Daſeyn aus Gewiſſen leugnen oder ein Vieh ſeyn muß; aber zugleich von ſolcher unendlichen Kraft, die Alles in Allem erfüllt, daß man ſich vor ſeiner innigſten Zuthætigkeit nicht zu retten weiß! —

Wenn es auf den Geſchmack der Andacht, die im philoſophiſchen Geiſt und poetiſcher Wahrheit beſteht, und auf die Staatsklugheit der Verſification ankommt; kann man wohl einen glaubwürdigern Zeugen als den unſterblichen Voltaire anführen, welcher beynahe die Religion für den Eckſtein der epiſchen Dichtkunſt erklært, und nichts mehr beklagt, als daß ſeine Religion das Widerſpiel der Mythologie ſey? —

Bacon ſtellt ſich die Mythologie als einen geflügelten Knaben des Æolus vor, der die Sonne im Rücken, Wolken zum Fußſchemel hat, und für die lange Weile auf einer griechiſchen Flœte pfeift — ; Voltaire aber, der Hoheprieſter im Tempel des Geſchmacks ſchließt ſo bündig als Kaiphas, und denkt fruchtbarer als Herodes — Wenn unſere Theologie næmlich nicht ſo viel werth iſt als die Mythologie, ſo iſt es uns ſchlechterdings unmœglich, die Poeſie der Heiden zu erreichen — geſchweige zu übertreffen; wie es unſerer Pflicht und Eitelkeit am gemæßeſten wære. Taugt aber unſere Dichtkunſt nicht: ſo wird unſere Hiſtorie noch magerer als Pharaos Kühe ausſehen; doch Feenmährchen und Hofzeitungen erſetzen den Mangel unſerer Geſchichtſchreiber. An Philoſophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken; deſto mehr ſyſtematiſche Kalender! — mehr als Spinneweben in einem verſtœrten Schloſſe. Jeder Tagedieb, der Küchenlatein und Schweizerdeutſch mit genauer Noth verſteht, deſſen Name aber mit der ganzen Zahl M. oder der halben des academiſchen Thieres geſtempelt iſt, demonſtrirt Lügen, daß Bänke und die darauf ſitzenden Klötze Gewalt! ſchreyen müſſen, wenn jene nur Ohren hätten, und dieſe, wiewohl ſie der leidige Spott Zuhœrer nennt, mit ihren Ohren zu hœren geübt wæren. —

«Wo iſt Euthyphrons Peitſche, ſcheuer «Gaul? daß mein Karren nicht ſtecken «bleibt! — — —

Mythologie hin! Mythologie her! Poeſie iſt eine Nachahmung der ſchœnen Natur — und Nieuwentyts, Newtons und Büffons Offenbarungen werden doch wohl eine abgeſchmackte Fabellehre vertreten können? — — Freylich ſollten ſie es thun, und würden es auch thun, wenn ſie nur könnten — Warum geſchieht es denn nicht? — Weil es unmœglich iſt; ſagen eure Poeten.

Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenſchaften. Wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? — —

Eure mordlügneriſche Philoſophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir ſelbige nachahmen ſollen? — Damit ihr das Vergnügen erneuren könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden —

Ja, ihr feinen Kunſtrichter! fragt immer, was Wahrheit iſt, und greift nach der Thür, weil ihr keine Antwort auf dieſe Frage abwarten könnt — Eure Hände ſind immer gewaſchen, es ſey, daß ihr Brodt eſſen wollt, oder auch, wenn ihr Bluturtheile gefällt habt — Fragt ihr nicht auch: Wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt? — — — Bacon beſchuldigt euch, daß ihr ſie durch eure Abſtractionen ſchindet. Zeugt Bacon die Wahrheit; wohlan! ſo werft mit Steinen — und ſprengt mit Erdenklœßen oder Schneeballen nach ſeinem Schatten.

Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrſcht; das iſt Tag. Seht ihr anſtatt dieſer einzigen ſo viel, als Sand am Ufer des Meeres; hiernæchſt ein klein Licht; das jenes ganze Sonnenheer am Glanz übertrifft; das iſt eine Nacht, in die ſich Poeten

und Diebe verlieben. — — Der Poet am Anfange der Tage ift derfelbe mit dem Dieb am Ende der Tage — —

Alle Farben der fchœnften Welt verbleichen, fo bald ihr jenes Licht, die Erftgeburt der Schöpfung, erftickt. Ift der Bauch euer Gott, fo ftehen felbft die Haare eures Hauptes unter feiner Vormundfchaft. Jede Kreatur wird wechfelsweife euer Schlachtopfer und euer Götze. — Wider ihren Willen — aber auf Hoffnung — unterworfen, feufzet fie unter dem Dienft oder über die Eitelkeit; fie thut ihr Beftes, eurer Tyranney zu entwifchen, und fehnt fich unter den brünftigften Umarmungen nach derjenigen Freyheit, womit die Thiere Adam huldigten, da Gott fie zu dem Menfchen brachte, daß er fæhe, wie er fie nennte, denn wie der Menfch fie nennen würde, fo follten fie heißen.

Diefe Analogie des Menfchen zum Schöpfer ertheilt allen Kreaturen ihr Gehalt und ihr Gepræge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diefe Idee, das Ebenbild des unfichtbaren Gottes, in unferm Gemüth ift; defto fæhiger find wir, Seine Leutfeligkeit in den Gefchöpfen zu fehen und zu fchmecken, zu befchauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menfchen ift nicht nur ein Andenken, fondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ift. Jede Gegenwirkung des Menfchen in die Kreatur ift Brief und Siegel von unferm Antheil an der Göttlichen Natur, und daß wir Seines Gefchlechts find.

O eine Mufe wie das Feuer eines Goldfchmieds, und wie die Seife der Wäfcher! — — Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abftractionen zu läutern, wodurch unfere Begriffe von den Dingen eben fo fehr verftümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und geläftert wird. Ich rede mit euch, Griechen! weil ihr euch weifer dünkt, denn die Kammerherrn mit dem gnoftifchen Schlüffel; verfucht es einmal die Iliade zu lefen, wenn ihr vorher durch die Abftraction die beiden Selbftlauter α und ω ausgefichtet habt, und fagt mir eure Meynung von dem Verftande und Wohlklange des Dichters!

Μῆνιν ειδε Θε πηληι δε᾽ ᾽χιλῆος

Seht! die große und kleine Mafore der Weltweisheit hat den Text der Natur, gleich einer Sündfluth, überfchwemmt. Mußten nicht alle ihre Schœnheiten und Reichthümer zu Waffer werden? — Doch ihr thut weit grœßere Wunderwerke, als die Götter fich jemals beluftiget haben, durch Eichen und Salzfäulen, durch petrificirte und alchymifche Verwandlungen und Fabeln, das menfchliche Gefchlecht zu überreden — Ihr macht die Natur blind, damit fie næmlich eure Wegweiferin feyn foll! oder ihr habt euch felbft vielmehr durch den Epikurismum die Augen ausgeftochen, damit man euch ja für Propheten halten mœge, welche Eingebung und Auslegung aus ihren fünf Fingern faugen — Ihr wollt herrfchen über die Natur, und bindet euch felbft Hände und Füße durch den Stoicismus, um defto rührender über des Schickfals diamantene Feffeln in euren vermifchten Gedichten fifteliren zu können.

Wenn die Leidenfchaften Glieder der Unehre find, hœren fie deßwegen auf, Waffen der Mannheit zu feyn? Verfteht ihr den Buchftaben der Vernunft klüger, als jener allegorifche Kämmerer der alexandrinifchen Kirche den Buchftaben der Schrift, der fich felbft zum Verfchnittenen machte, um des Himmelreichs willen? Die grœßten Bœfewichter gegen fich felbft, macht der Fürft diefes Æons zu feinen Lieblingen; — — feine Hofnarren find die ärgften Feinde der fchœnen Natur, die freylich Korybanten und Gallier

zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat.

Ein Philoſoph, wie Saul, ſtellt Mönchen Geſetze — — Leidenſchaft allein giebt Abſtractionen ſowohl als Hypotheſen Hände, Füße, Flügel; — Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zunge — — Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? — Wo wird der rollende Donner der Beredſamkeit erzeugt, und ſein Geſelle — der einſylbige Blitz?

Warum ſoll ich Ihnen, nach Stand, Ehr und Würden unwiſſende Leſer! Ein Wort durch unendliche umſchreiben, da Sie die Erſcheinungen der Leidenſchaften allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft, ſelbſt beobachten können; wie alles, was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüth im Affect mit einer beſondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung ſich über den Umkreis aller äußeren Gegenſtände verbreitet; wie wir die allgemeinſten Fälle durch eine perſœnliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen, und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiele Himmels und der Erden ausbrüten. — Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Plans, wunderbarer als jene Kuhhaut zum Gebiet eines Staats; und ein Plan, genauer als das Hemiſphær, erhält die Spitze eines Sehpuncts. — — Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung; — die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; - die Arbeit und Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben.

«Des Philologen Publicum, ſeine Welt von «Leſern, ſcheint jenem Hœrſaal ähnlich zu «ſeyn, den ein einziger Platon füllte. — An«timachus fuhr getroſt fort, — wie geſchrie«ben ſteht:

«*Non miſſura cutem niſi plena cruoris hirudo*.

Gerade, als wenn unſer Lernen ein bloßes Erinnern wære, weiſt man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geiſt durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bey den durchlöcherten Brunnen der Griechen ſtehen, und verläßt die lebendigſten Quellen des Alterthumes? Wir wiſſen vielleicht ſelbſt nicht recht, was wir in den Griechen und Rœmern bis zur Abgötterey bewundern. Daher kommt der verfluchte Widerſpruch in unſern ſymboliſchen Lehrbüchern, die bis auf dieſen Tag in Schaafsfell zierlich gebunden werden, aber inwendig — ja inwendig, ſind ſie voller Todtenbeine, voller hypo-kritiſcher Untugend.

Gleich einem Manne, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchaut, nachdem er ſich aber beſchaut hat, von Stund an davon geht und vergißt, wie er geſtaltet war; eben ſo gehen wir mit den Alten um — Gar anders ſitzt ein Maler zu ſeinem eigenen Contrefait. — Narciß, (das Zwiebelgewächs ſchœner Geiſter) liebt ſein Bild mehr als ſein Leben.

Das Heil kommt von den Juden — Noch hatte ich ſie nicht geſehen: ich erwartete aber in ihren philoſophiſchen Schriften geſundere Begriffe — zu eurer Beſchæmung — Chriſten! — Doch ihr fühlt den Stachel des guten Namens, davon ihr genennt ſeyd, eben ſo wenig als die Ehre, die ſich Gott aus dem Eckelnamen des Menſchenſohns machte — — — —

Natur und Schrift alſo ſind die Materialien des ſchœnen, ſchaffenden, nachahmenden Geiſtes — — Bacon vergleicht die Materie der Penelope; — ihre frechen Buhler ſind die Weltweiſen und Schriftgelehrten. Die Geſchichte des Bettlers, der am Hofe zu Ithaka erſchien, wißt ihr; denn hat ſie nicht Homer in griechiſche und Pope in engliſche Verſe überſetzt? — —

Wodurch ſollen wir aber die ausgeſtorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? — — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, und durch die Wiederherſtellung ihrer Magie, die wir durch alte Weiberliſt, weil ſie die beſte iſt, zu unſerer Beute machen müſſen. — Schlagt die Augen nieder, faule Bäuche! und leſet, was Bacon von der Magie dichtet. — Weil euch ſeidene Füße in Tanzſchuhen eine ſo beſchwerliche Reiſe nicht tragen werden: ſo laßt euch einen Richtweg durch die Hyperbel zeigen —

Du, der Du den Himmel zerriſſeſt und herabfuhrſt! — vor Deſſen Ankunft Berge zerfließen, wie heiß Waſſer vom heftigen Feuer aufſeudt, damit Dein Name unter Feinden deſſelben, die ſich gleichwohl nach Ihm nennen, kund werde, und geſalbte Heiden zittern lernen vor den Wundern, die Du thuſt, deren man ſich nicht verſieht! — Laß neue Irrlichter im Morgenland aufgehen! — Laß den Vorwitz ihrer Weiſen durch neue Sterne erweckt werden, uns ihre Schätze ſelbſt ins Land zu führen — Myrrhen! Weihrauch! und ihr Gold! woran uns mehr gelegen als an ihrer Magie! — Laß Kœnige durch ſie geäfft werden, ihre philoſophiſche Muſe gegen Kinder und Kinderlehren vergeblich ſchnauben; Rahel aber laß nicht vergeblich weinen! — —

Wie ſollen wir nun den Tod in den Töpfen verſchlingen, um das Zugemüſe für die Kinder der Propheten ſchmackhaft zu machen? Wodurch ſollen wir den erbitterten Geiſt der Schrift verſöhnen? «Meynſt du, daß ich «Ochſenfleiſch eſſen wolle oder Bocksblut «trinken?» Weder die dogmatiſche Gründlichkeit phariſæiſcher Orthodoxen, noch die dichteriſche Üppigkeit ſadducæiſcher Freygeiſter wird die Sendung des Geiſtes erneuren, der die heiligen Menſchen Gottes trieb (εὐκαίρως ἀκαίρως) zu reden und zu ſchreiben. — — Jener Schooßjünger des Eingebornen, der in des Vaters Schooß iſt, hat es uns verkündigt: daß der Geiſt der Weiſſagung im Zeugniſſe des Einigen Namens lebe, durch den wir allein ſelig werden, und die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens ererben können: — des Namens, den niemand kennt, als der ihn empfæht, der über alle Namen iſt, daß in dem Namen Jeſu ſich beugen ſollen alle deren Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden ſind; auch alle Zungen bekennen ſollen, daß Jeſus Chriſtus der Herr ſey zur Ehre Gottes! — des Schöpfers, der da gelobt iſt in Ewigkeit! Amen.

Das Zeugniß Jeſu alſo iſt der Geiſt der Weiſſagung, und das erſte Zeichen, womit er die Majeſtæt ſeiner Knechtsgeſtalt offenbart, verwandelt die heiligen Bundesbücher in alten guten Wein, der das Urtheil der Speiſemeiſter hintergeht, und den ſchwachen Magen der Kunſtrichter ſtärkt. *Lege libros propheticos non intellecto CHRISTO*, ſagt der puniſche Kirchenvater, *quid tam inſipidum et fatuum invenies? Intellige ibi CHRISTUM, non ſolum ſapit, quod legis, ſed etiam inebriat.* — «Aber den freveln und hochfahrenden Gei«ſtern hier ein Mal zu ſtecken, — — muß «Adam zuvor wohl todt ſeyn, ehe er dies «Ding leide und den ſtarken Wein trinke. «Darum ſiehe dich für, daß du nicht Wein «trinkſt, wenn du noch ein Säugling biſt; «eine jegliche Lehre hat ihre Maße, Zeit und «Alter.»

Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Geſchöpfe und Seher, durch Gründe und Figuren, durch Poeten und Propheten ſich erſchöpft, und aus dem Othem geredet hatte: ſo hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch Seinen Sohn, — geſtern und heute! — bis die Verheißung ſeiner Zukunft —

nicht mehr in Knechtsgeſtalt — auch erfüllt ſeyn wird —

Du Ehrenkœnig, Herr Jeſu Chriſt!
Gottes Vaters ewiger Sohn Du biſt;
Der Jungfrauen Leib nicht haſt verſchmæht — —

Man würde ein Urtheil der Läſterung fällen, wenn man unſere witzigen Sophiſten, die den Geſetzgeber der Juden einem Eſelskopf, und die Sprüche ihrer Meiſterſänger dem Taubenmiſt gleich ſchätzen, für dumme Teufel ſchelten wollte; aber doch wird ſie der Tag des Herrn — — — ein Sonntag, ſchwärzer als die Mitternacht, in der unüberwindliche Flotten Spreu ſind — — Der verbuhlteſte Weſt, ein Herold des jüngſten Ungewitters, ſo poetiſch — als es der Herr der Heerſchaaren nur denken und ausdrücken kann, wird da den rüſtigſten Feldtrompeter überſchmettern: — — Abrahams Freude den hœchſten Gipfel erreichen; — ſein Kelch überlaufen — Die allerletzte Thræne! unſchätzbar köſtlicher als alle Perlen, womit die letzte Kœnigin in Egypten Übermuth treiben wird; — dieſe allerletzte Thræne über Sodoms letzten Brand und des letzten Märtyrers Entführung, wird Gott eigenhändig von den Augen Abrahams, des Vaters der Gläubigen! abwiſchen — —

Jener Tag des Herrn, der Chriſten Muth macht, des Herrn Tod zu predigen, wird die dummſten Dorfteufel unter allen Engeln, denen ein hölliſches Feuer bereitet iſt, offenbar machen. Die Teufel glauben und zittern! — aber eure durch die Schalkheit der Vernunft verrückten Sinne zittern nicht. — Ihr lacht, wenn Adam, der Sünder, am Apfel, und Anakreon, der Weiſe, am Traubenkern erſtickt! — Lacht ihr nicht, wenn Gänſe das Capitol entſetzen — und Raben den Patrioten ernähren, in deſſen Geiſt Iſraels Artillerie und Reuterey beſtand? — Ihr wünſcht euch heimlich zu eurer Blindheit Glück, wenn Gott am Kreuz unter die Miſſethæter gerechnet wird — und wenn ein Gräuel zu Genf oder Rom in der Oper oder Moſchee, apotheoſirt und koloquintiſirt wird. — —

Pinge duos angues! pueri, ſacer eſt locus;
extra
Meiite: diſcedo — — —

PERS.

Der Geburtstag eines Genies wird, wie gewöhnlich, von einem Märtyrerfeſt unſchuldiger Kinder begleitet — Man erlaube mir, daß ich den Reim und das Metrum mit unſchuldigen Kindern vergleichen darf, die über unſere neueſte Dichtkunſt einer drohenden Lebensgefahr ausgeſetzt zu ſeyn ſcheinen.

Wenn der Reim zum Geſchlechte der Paronomaſie gehœrt: ſo muß das Herkommen deſſelben mit der Natur der Sprachen und unſerer ſinnlichen Vorſtellungen beynahe gleich alt ſeyn. — — Wem das Joch des Reims zu ſchwer fällt, iſt dadurch noch nicht berechtigt, das Talent deſſelben zu verfolgen. Der Hageſtolze hätte dieſer leichtſinnigen Feder ſonſt ſo viel Anlaß zu einer Stachelſchrift gegeben, als Platon haben mochte den Schlucken des Ariſtophanes im Gaſtmal, oder Scarron ſeinen eigenen durch ein Sonnet zu verewigen.

Das freye Gebäude, welches ſich Klopſtock, dieſer große Wiederherſteller des lyriſchen Geſanges, erlaubet, iſt vermuthlich ein Archaismus, welcher die ræthſelhafte Mechanik der heiligen Poeſie bey den Hebræern glücklich nachahmt, in welcher man nach der ſcharfſinnigen Beobachtung der gründlichſten Kunſtrichter unſerer Zeit nichts mehr wahrnimmt als «eine künſtliche Proſe in alle «kleine Theile ihrer Perioden aufgelœſt, deren «jeden man als einen einzelnen Vers eines be«ſondern Sylbenmaaßes anſehen kann; und die «Betrachtungen oder Empfindungen der älte-

»ſten und heiligſten Dichter ſcheinen ſich von »ſelbſt« (vielleicht eben ſo zufälliger Weiſe wie Epikurs Sonnenſtäubchen) »in ſymmetri»ſche Zeilen geordnet zu haben, die voller »Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein (vor»gemaltes noch Geſetzkräftiges) Sylbenmaaß »haben.«

Homers monotoniſches Metrum ſollte uns wenigſtens eben ſo paradox vorkommen als die Ungebundenheit des deutſchen Pindars. Meine Bewunderung oder Unwiſſenheit von der Urſache eines durchgängigen Sylbenmaaßes in dem griechiſchen Dichter iſt bey einer Reiſe durch Curland und Liefland gemæßigt worden. Es giebt in angeführten Gegenden gewiſſe Striche, wo man das lettiſche oder undeutſche Volk bey aller ihrer Arbeit ſingen hœrt, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tœnen, die mit einem *Metro* viel Ähnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufſtehen: ſo wære es ganz natürlich, daß alle ſeine Verſe nach dieſem eingeführten Maaßſtaab ihrer Stimmen zugeſchnitten ſeyn würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, dieſen kleinen Umſtand (*ineptis gratum fortaſſe — qui volunt illa calamiſtris inurere*) in ſein gehœrig Licht zu ſetzen, mit mehreren Phænomenen zu vergleichen, den Gründen davon nachzuſpüren, und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln —

Iam ſatis terris nivis atque diræ
Grandinis miſit Pater, et rubente
Dextera ſacras iaculatus arces
Terruit urbem,
Terruit gentes; grave ne rediret
Seculum Pyrrhæ, nova monſtra queſtæ,
Omne quum Proteus pecus egit altos
Viſere montes.

Horativs.

APOSTILLE.

Als der älteſte Leſer dieſer Rhapſodie in kabbaliſtiſcher Proſe ſehe ich mich vermœge des Rechts der Erſtgeburt verpflichtet, meinen jüngern Brüdern, die nach mir kommen werden, noch ein Beyſpiel eines barmherzigen Urtheils zu hinterlaſſen, wie folgt:

Es ſchmeckt alles in dieſer æſthetiſchen Nuß nach Eitelkeit! — nach Eitelkeit! — Der Rhapſodiſt hat geleſen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte geſucht und gefunden, treulich angeführt, gleich einem Kaufmannsſchiffe ſeine Nahrung weit hergeholt, und von ferne gebracht. Er hat Satz und Satz zuſammengerechnet, wie man die Spieße auf einem Schlachtfelde zählt; und ſeine Figuren abgezirkelt, wie man die Nægel zu einem Gezelt abmißt. Anſtatt Nægel und Spieße hat er mit den Kleinmeiſtern und Schulfüchſen ſeiner Zeit ******* und — — — — — — — — — Obelisken und Aſterisken geſchrieben.

Laßt uns jetzt die Hauptſumme ſeiner neueſten Æſthetik, welche die älteſte iſt, hœren:

Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts iſt kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Waſſerbrunnen!

PATRIOTISCHE PHANTASIEN VON JUSTUS MŒSER.

XXVI. SCHREIBEN EINER HOFDAME AN IHRE FREUNDIN AUF DEM LANDE.

Das heißt einmal auf dem Lande geweſen und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beynahe erſtickt von dem Dufte ihrer groben Schüſſeln! Welcher Menſch ſetzt einem dann noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten ſie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenſter offen waren, ſonſt wære ich nicht lebendig aus dem Speiſezimmer gekommen, ſo kräftig, ſo ſättigend war alles bey Ihnen angerichtet. Ich glaube Sie kennen bey ihnen den Hunger wie der geringſte Taglœhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger ſey, und ſetze mich nicht zu Tiſche um zu eſſen, ſondern blos um die unnütze Zeit zwiſchen dem Nachttiſche bis zur Cour zu vertreiben. Alleine Sie — mit Augen voller Luſt ſehen ſie die Schüſſeln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem ſo ſtarke Dochte wie unſere Großmütter machten? Und ſahen die Bediente nicht aus als wenn ſie die Wohlfahrt des Hauſes einem jeden unter die Naſe reiben ſollten? In meinem Leben habe ich ſolche Phyſionomien nicht geſehen. Die Leute müſſen, deucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als eſſen. Ich mußte Ihrem Cammermædgen drey Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmoſphere die Luft zu verlieren.

Geſtehen Sie es nur aufrichtig, es iſt eine beſondre Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß ſie nicht es zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn Sie einen Garten recht ſchœn machen wollen: ſo ſuchen ſie die beſten Früchte darinn zu ziehen. Wollen ſie ſich gut kleiden: ſo nehmen ſie vom beſten Zeuge. Und zur Speiſe? Nun das verſteht ſich. Frieſiſches Rindfleiſch, holländiſches Kalbfleiſch, Karpen von dreyßig Pfunden und welſche Hahnen ſo groß, wie ſie für eine Bürgerhochzeit gemäſtet werden können, oder der Lord Anſon ſie auf der Inſel Tinian fand. Je nun von ſolcher Atzung kann auch wohl eben kein feiner Geiſt in die Dickköpfe kommen. Und es iſt kein Wunder, wenn ſie ſich immer wie die Kugeln zum Ziel werfen laſſen.

Wie allerliebſt ſieht es dagegen nicht bey uns aus. Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porcellain gedenken, worinn alle Bäume und Blumen von einer ſchöpferiſchen Hand auf das ähnlichſte nachgeahmet, und alle Jahrszeiten zu unſerm Befehle ſind. Fordert man Frühling: ſo iſt alles in der Blüte, und dieſe Blüte hat ſo gar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer: ſo ſchafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den ſchœnſten Früchten prangen; die nun freylich nicht zu eſſen, aber eben deswegen um ſo viel ſchœner ſind, weil ſie der gemeine Mann nicht ſo gleich herunter ſchlucken kann.

Unſre Tafeln geben den ſchœnſten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bey einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen forget. Jeder Tag, ja ſelbſt jeder Gang hat ſeine eigne Farbe. Zur maygrünen Suppe ſind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen

Hecht schattirt; und ich wolte keinem Koche rathen eine Brühe *couleur de procureur general* zu einer grünen mit Silber incrustirten Pastete zu geben, oder *mosaique* auf dem Schinken aus andern Farben zusammen zu setzen, als wovon die Frisur an der Hammelkeule oder der Email andrer Krusten gemacht ist. Ich wolte keinem rathen im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt seyn muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Auffatz *a la Romaine* ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen einen unsterblichen Namen gemacht und zuerst Fische von Schweinefleisch und Schinken von Kæse erfunden hat, würde gegen unsre heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in *petit point* oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porcellain oder Email besetzt sind, sehr verlieren. Unsre Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Mahlerey, der Heraldik und überhaupt in allen nur immer mœglichen Künsten und Wissenschaften weit erfahrner als mancher Hofmeister, der doch sonst auch alles wissen muß, und es müßte Schade seyn, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten als der grœßte Feldmarschall.

Urtheilen Sie also, was ich bey Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo ihre Krebse nichts als Krebs, und ihre großen Karpen nichts als Karpen waren. Wie ist es aber mœglich, daß Sie ihre Zeit so abgeschmackt zubringen, und ihren Verstand so wenig üben können. Noch ist es Zeit sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahr, und eine Figur die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen. — —

XXVIII. TROSTGRÜNDE BEY DEM ZUNEHMENDEN MANGEL DES GELDES.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Übel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermœgend das Mark zahlreicher Provinzien in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen, und keine stehende Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eymer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er bauete: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Überflusse brachte. Der Herr war froh seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von funfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberey, die Kunst das Vermœgen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte

er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfniſſe des Staats dem Geringern zuwelzen ſollen? Auf ſeinen Kornhaufen würde man den Bœſewicht verbrannt haben; und wer hätte ſeinen Vorrath für Würmer, ſeine Heerden für Seuchen und ihn ſelbſt wider die Rache ſeiner Nachbaren ſicher ſtellen wollen?

Ehe du kameſt, war die Wohlthætigkeit die gemeinſte Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, ſprach der Reiche zum Armen, und labe dich von meinem Biere, und iß von meinem Brodte. Es verdirbt ja doch, und die Erndte iſt wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer ſparen und dich darben laſſen? So ſprach der Deutſche, wie er noch dem rœmiſchen Gelde fluchte; und in der Wohlthætigkeit beſaß er alle Tugenden.

Ehe du kameſt, war der Unterſcheid der Stände und die Begierde ſich zu erheben, nicht groß unter den Menſchen. Jezt hat der Himmel oft Mühe ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er ſeine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit ſeiner Heerde und mit ſeinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterſtrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorſehung bey jeder Landplage gleich den geringſten unter ſeinen Flurgenoſſen an.

Ehe du kameſt, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und ſicher den Schwächern zu Haupte ſteigen, kein Richter konnte heimlich beſtochen werden, und brauchte ſich beſtechen zu laſſen, kein Zankſüchtiger konnte eine Rechtsſache weiter bringen, als ſeine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Cammergerichte reiſen, und kein Kluger in die Verſuchung gerathen mehr Proceſſe für andre zu führen, als er zu ſeiner tæglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Grœßere Feindſchaften währeten nicht länger als bis der Kriegesvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein ſicherer Friedensbote.

Ehe du kameſt, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Laſtern. Deutſchland konnte weder in Frankreich verzehret noch die Erndten aus Weſtphalen für Wein und Coffee verſandt werden. Wer ſatt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und ſatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte ſeinen eignen Acker und ſein Vaterland, weil er nicht anders reiſen konnte als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gaſtfreyheit, und wo er mit einer ſtolzen Begleitung reiſen wollte, als ein Feind zurückgewieſen wurde.

Ehe du kameſt, war der Landbeſitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermœgen, und die Anwendung der Strafgeſetze geſchahe nach einem ſichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das ſeinige mit dem Maasſtabe in der Hand zumeſſen; die Gleichheit der Menſchen durch eine ſichere Anweiſung der Äckerzahl beſtimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwey Erbtheile zuſammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, dieſe Verræther der menſchlichen Freyheit; das Mittel Schulden zu machen, und tauſend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menſchen unerhœrt. Die Kinder konnten den væterlichen Acker nicht ſchätzen laſſen, und von dem geſetzmæßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth deſſelben zu gleichen Theilen herausgeben ſolte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in dieſem Stücke leicht, weil ſie auf ſichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker

mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder, beſchweret wurde.

Ehe du kameſt, entſchieden Klugheit und Stärke dieſe wahren Vorzüge der Thiere und Menſchen das Schickſal der Völker. Die Kræmer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten; und der Zugang zu den geheimſten Staatsræthen konnte für eine Tonne Pöckelfleiſch nicht ſo leiſe als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröfnet werden.

Glückſelige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder næhern können, da die mächtige Zauberin zuſehends verſchwindet. Wie mæßig, wie ruhig, wie ſicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mœgen, als ſie mit Gewalt verzehren, und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit ſeinem tæglichen Brodte zufrieden ſeyn muß, und keine Pfänder mehr verkaufet werden können!

Bedauret demnach edle Mitbürger den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Reſt dieſes Übels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder ſchickt ſie den bœſen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Coffee und neuen Moden verſorgen. Hungert die Einwohner der Stædte, die ohne Ackerbau, blos von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt ſie, euch bey eurer Mæßigkeit zu laſſen. Ihr braucht alsdenn nichts wie Mauſefallen, um euch für die gefährlichſte Art von Feinden und Dieben ſicher zu ſtellen.

Johann Jacob

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leſer werden dem Sophiſten zu gefallen, wenn ſie auch deſſen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünſche aber auch, daß ſie die Deklamationes der Freygeiſter unſrer Zeiten gegen den Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Würkung leſen werden.

XXXXII. GRÜNDE, WARUM SICH DIE ALTEN SACHSEN DER BEVÖLKERUNG WIDERSETZT HABEN.

Indem jetzt die Bevölkerung eines Staats als deſſen vornehmſte Glückſeligkeit angeſehen wird: ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, die Gründe zu unterſuchen, warum unſre Vorfahren, die Sachſen, ſich derſelben von den älteſten Zeiten her widerſetzet, und ihre Jugend lieber zur Überziehung und zum Anbau fremder Länder ausgeſchickt, als zu Hauſe neben ſich geduldet haben. Ihre Meinung war unſtreitig, wie ſich aus unendlichen Spuren zeigt, daß ſie ihre Hœfe und Erbe beſetzt halten, und auſſerdem keine freye Markkötter, Brinklieger, Heuerleute, Bürger und andre Neubauer um und neben ſich haben wollten; und es iſt hœchſt wahrſcheinlich, daß ihre Kinder, in ſofern ſie keine Hoffnung hatten einen Hof zu erben, oder nicht niederträchtig genug waren als Knechte zu dienen, ſich dadurch genœthiget ſahen auszuwandern und auf Ebentheuer zu ziehen. Allein die Gründe, welche ſie für dieſe ihre Meinung hatten, ſind nicht ſo einleuchtend; und wir können uns ſolche nicht lebhafter vorſtellen, als wenn wir einen dieſer Alten in öffentlicher Verſammlung auftreten, und gegen die Neubauer ſprechen laſſen:

«Liebe Freunde und Rechtsgenoſſen, mogte er ſagen, wir haben uns in dieſer Mark als Männer vereiniget, welche Ehre und Gut beſitzen; die Geſetze worüber wir uns verglichen haben, gründen ſich auf dieſen Beſitz; die hœchſte Strafe iſt der Verluſt deſſelben, und die mindern Vergehungen werden mit einem Theil unſers Vermœgens gebüſſet. Was ſollen wir aber mit freyen Neubauern anfangen, die wenn ſie ein Verbrechen begehen,

ihre geringe Hütte, ihr Gärtgen oder ihre anderthalb Scheffelſaat Landes im Stiche laſſen und davon flüchten können? Unſer einer, der einen ganzen Hof beſitzt; der mit ſeinem Hofe auch ſeinen Stand und ſeine Ehre unter uns einbüſſet; und wo er ſich auf flüchtigen Fuß ſetzt, überall mit ſeinen Kindern nichts als die Knechtſchaft oder ein ſchlechtes Loos zu erwarten hat; wird ſich wohl hüten die Geſetze zu brechen. Unſer einer wird nicht gern ſein ganzes oder halbes Vermœgen daran wagen, um ſeinen Nachbaren todtzuſchlagen. Wie können wir aber von Neubauern, die wenig oder nichts zu verlieren haben, ein gleiches erwarten? Werden wir dadurch gebeſſert, wenn ſie ein Verbrechen begehen, daß wir ihnen ein elendes Leben nehmen, oder ſie mit Ruthen peitſchen laſſen? Können wir Leute, die unter ſolchen Strafen ſtehen, für unſere Rechtsgenoſſen erkennen; ſie mit zu unſrer Verſammlung ziehen, und wenn ſie ſich, wie leicht vorher zu ſehen, gleich den Heuſchrecken vermehren werden, von der Mehrheit ihrer leichtfertigen Stimmen das Wohl unſers Staats und unſer eigenes abhangen laſſen? Werden ſie nicht mit der Zeit, wenn ſie von dem Mächtigern geheget und geſchützet werden, dieſem ihren Schutzherrn zu gefallen, unſre Verræther und Unterdrücker werden? Werden ſie nicht bald den grœßten Haufen ausmachen, und eine ganz neue Geſetzgebung erfordern? Kann ein ſolches liederliches Gemengſel anders als durch Leib- und Lebensſtrafen regieret werden? Und wird derjenige Schutzherr, der ſie auf dieſe Art regiert, nicht bald zu mächtig, nicht bald unſer Oberherr und zulezt unſer Tyrann werden? Und warum ſollen wir dergleichen Leute in unſern Marken ſich anſetzen laſſen? Im Kriege kommen ſie uns nicht zu ſtatten; von einem elenden Kotten können ſie ſich ſo wenig Waffen als Unterhalt ſchaffen; und mit Billigkeit können wir auch nicht fordern, daß ſie ſich für einen Staat aufopfern ſollen, der ihnen nichts als eine elende Hütte erlaubt hat. Weg alſo mit dieſem Ungeziefer. Wollen ſie als Knechte dienen, ſo mag ſie derjenige annehmen, der für ihr Verbrechen einſtehen und für ſie bezahlen will. Knechte haben eine ewig todte Hand; ſie können nicht fechten, nie etwas erwerben, nichts verjähren, und uns mithin auf keine Art gefährlich werden. Gönnet man ihnen auch ein Stück Vieh auf der gemeinen Weide: ſo widerſpricht ihr Stand allemal ihrer Befugniß. Wir ſind alſo ſicher gegen ihre Ausdehnung. Aber freye Neubauer können erwerben; ſie können Markgerechtigkeit erhalten; ſie können ſich eins über das andre anmaßen; ſie müſſen nothwendig unſre Weiden und unſer Holz, es ſey nun heimlich oder öffentlich, mitgebrauchen; und wenn wir nicht beſtändig gegen ſie auf unſrer Hut und auf der Jagd ſind: ſo werden ſie ſich wie Heerden zuſammen ziehen, Mauren um ſich aufwerfen, und uns auf die Köpfe ſchleudern, wenn wir ſie in Schranken halten wollen. Und was werden unſre Nachbaren ſagen, wenn einer von dieſen Neubauern zu ihnen kömmt, und bey ihnen ein Verbrechen begehet? Werden ſie nicht von uns fordern, daß wir den Umſtänden nach, den Schaden für ihn gut machen ſollten? Woher nehmen wir aber dieſen, wenn der Neubauer keinen Hof unter uns beſitzt? Wollen wir es aus dem unſrigen bezahlen, oder werden unſere Nachbaren damit zufrieden ſeyn, daß wir ohne alle Vorſicht ſtœßiges Vieh oder unſichere Menſchen unter uns dulden?"

Es kann niemand, der den Geiſt der ſächſiſchen Freyheit kennet, und den Mitteln, wodurch ſie ſolche erhalten haben, aufmerkſam nachſpüret, an der Richtigkeit dieſer

Gründe zweifeln; und wenn wir uns einigermaßen wieder in ihre Stelle ſetzen: ſo werden wir gerade eben ſo denken. Wir dürfen nur z. E. in Gedanken mit einigen guten Freunden und Freundinnen in eine wüſte Gegend ziehen, und dort einen kleinen Staat errichten. Keiner von uns wird leicht auf eine Leib- und Lebensſtrafe verfallen; keiner wird es wagen, ſeinem Freunde anzumuthen, daß er des andern Henker ſeyn ſolle. Wir werden es alſo zur erſten Regel machen, daß derjenige, der ſich wider einen andern verſündiget hat, demſelben genug thun, oder aber von allen Vortheilen und Nutzungen ausgeſchloſſen, und der Rache des Beleidigten überlaſſen ſeyn ſolle. So bald wir aber von dieſem Grundſatze ausgehen, werden wir keine flüchtige unangeſeſſene Leute unter uns dulden. Wir werden keinen zum Mitbürger aufnehmen, der nicht Schaden und Vortheil mit uns theilet, und durch den Verluſt ſeines Antheils hinlänglich geſtrafet werden kann. Man findet dieſen Plan in den älteſten Verfaſſungen, und es gehœrte ſchon eine ganz andre Denkungsart dazu Staaten nach heutiger Art einzurichten.

Leib- und Lebensſtrafen haben entweder bey ziehenden Völkern, oder aber bey einer vermiſchten Bevölkerung Überhand genommen. Man übte ſie zuerſt blos an den Knechten aus; und die ebenbürtige Geſellſchaft mußte ſich erſt in eine Miſchung von Unterthanen verwandeln, ehe man es wagen mochte, ihr von Staupenſchlægen und Torturen vorzuſprechen.

Die vermiſchte Bevölkerung nahm zuerſt unter dem Schutze mächtiger Herren ihren Anfang. Dieſe maſſeten ſich des Armenſchutzes an, und unter Armen ſind alle Einwohner der Stædte, Heuerleute und alle kleine Beywohner verſtanden. Die Hyen und Hoden, und allerhand Gotteshaus- und heiligen Schutzleute wurden erfunden, um Neubauer zu decken. Diejenigen ſo einzeln unſicher ſchienen, wurden in ſolche Hoden zuſammen geſchoben, um die Sicherheit mit geſamter Hand zu beſtellen, und mit Hülfe ihrer Beſchützer entſtanden bald große Stædte, welche die ehrbaren Grundſätze der Landeigenthümer zulezt ganz verdunkelten. Vorher war die Menge der Knechte groß, und wer ſich darunter nicht begeben wollte, gleichwol aber nicht zum Eigenthum eines erforderlichen Landerbes gelangen konnte, mußte nothwendig auswandern und neue Gegenden anbauen; ein Umſtand, welcher die erſten Menſchen immer mehr nœthigte auseinander zu ziehen, und nach des Schöpfers Abſichten den ganzen Erdkreis zu bevölkern.

Noch vor zweyhundert Jahren, wie man keine Neubauer aufnahm, war die Menge der Knechte in Weſtphalen ſehr groß. Ein begüterter Edelmann hatte derſelben insgemein einige hundert, welche ihre Freyheit nicht ſuchten, und bey den ihrigen ſo hängen blieben. Seitdem aber der Neubau überhand genommen und eine Menge von Nebenhäuſern entſtanden, kauft ſich jedes Kind, das nicht zum Hofe gelangt, frey, und ſetzt ſich auf ſeine eigne Hand. Vorher mußte einer, der eine zweyte Leibzucht bauete, ſich verbinden, ſolche nach dem Abſterben desjenigen, für welchen ſie hatte geſetzt werden müſſen, wieder niederzureiſſen; jezt ſind wir nicht ſo ſtrenge, und die Bedürfniſſe von Menſchen und Gelde haben dem Staate ſo wie den menſchlichen Begriffen eine ganz andre Wendung gegeben.

XXXXIIII. SCHREIBEN DES HERRN VON H...

Auf meine Ehre. Die Liebhaber der edlen Jægerey ſind mit einander ausgeſtorben. Ich wünſche, daß ich beyde Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn ge-

hœret habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte: ſo würde ich ſolches für ein weit bœſer Zeichen als funfzig Cometen gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zulezt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedienet und ſein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, dieſen Unchriſten bey lebendem Leibe aus dem Baſte geriſſen hatte und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu ſagen: Mein Sohn, bleib der edlen Jægerey treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim; ehrt dich bey großen Herrn; dienet dir im Felde, und macht dir alle Biſſen gut ſchmecken. Und dieſe Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden, als alles, was ich mein Lebetage in Büchern geleſen.

Vier Jæger, ein gut Stück Rindfleiſch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Geſichter gegen unſre gekräuſelten jungen Herrn und aufgethürmten Paſteten? Ich komme alle Jahr für meine Sünde in die Stadt, und ſpeiſe bey Hoſe. Da ſitzt ein jeder als wenn er aufs Maul geſchlagen wære. Von politiſchen Dingen dürfen ſie nicht ſprechen. Aus Büchern ſchæmen ſie ſich zu ſprechen. Luſtige Hiſtœrgen ſind gar aus der Mode. Die Komplimente ſind bald aus. Den Wein trinken ſie aus Fingerhüten; und ein Böf alle Mode kömmt gar nicht mehr auf den Tiſch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Groß-vaters Zeit die Geſellſchaften waren, wie ein halb Duzend Weidgenoſſen, die den Tag über ſich im Felde gebraten hatten, Hände und Mäuler bey Tiſche gehen lieſſen, was da geſprochen, gelacht und getrunken wurde: ſo möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jæger als ein heutiger Landmann ſeyn.

Das Landleben iſt jezt nichts als die abgeſchmackteſte Langeweile die man ſich erdenken kann. Man kömmt zuſammen in der Stube; ſteht auf einem gewächſten Boden, daß man ſich alle Augenblick den Hals zerbrechen möchte, und geht ſo nüchtern auseinander, wie man zuſammen gekommen iſt; und wenn man ſich recht vergnügen will: ſo bringt man die verdammten Karten her. Hœchſtens ſpatziert man, und ſpatziert und ſpatziert bis einem der Angſtſchweiß ausbricht.

Ich wundre mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fort kommen. Wenn man vordem von der Jagd zurück kam: ſo beſuchte man noch wohl einmal ſeine Hofdiener, und ſahe was ſie machten; und hielt ſie beſtändig bey der Arbeit, weil ſie einen hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jezt; jezt wiſſen die Faullenzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht; auch nicht wenns regnet; auch nicht wenn die Sonne brennt; auch nicht vor 11 Uhr des Morgens; auch nicht vor 5 Uhr des Abends; und ſo ſtehlen ſie dem lieben Gott den Tag, und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer das waren noch Leute. Wie ſie hier waren, jagten ſie nach einem Kirchthurm über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn ſie keinen Fuchs auftreiben konnten; oder ſie lieſſen des Morgens früh eine gebratene Speckſeite über den Weg ſchleifen, und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieſes Schweinewildes, blos um ſich an dem Geläut der Hunde zu ergetzen, und ihren Roſtbif im Schweiß ihrer Angeſichte zu verzehren. Einem ſolchen Exempel müſſen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langweile befreyen wollen.

Ich habe noch eine Sammlung, von achtehalbhundert Weidſprüchen, und einen dicken Band voller Fuchshiſtorien, welche von meinen Vorfahren geſamlet ſind: damit konnte man ſich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmſte Art in Geſellſchaften ergötzen. Aber

jezt iſt die ewige, und allezeit fertige Karte der einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eyd darauf ablegen, daß keine von unſern Frœlens auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weis. Vordem ſchoſſen ſie noch wohl einmal mit nach der Scheibe, und brachten demjenigen, der den beſten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, das Gott erbarme, ſinken ſie in Ohnmacht, wenn ſie einen Schuß hœren.

Die heutige Zierlichkeit iſt der Tod aller Luſtbarkeiten. Kein Ellenboge auf dem Tiſche, kein Glas in der Hand, kein Auge das glüet, kein Herz das lacht, — — Schieß mich todt Kerl, damit ich das Unglück nicht länger anſehen mœge.

P. S. A propo! wie befindet ſich des Hrn. Oberjægermeiſters grüne Perüke, worinn er vordem dieſen Tag zu feyren pflegte? Hat er ſie auch von den Mäuſen auffreſſen laſſen?

LI. ÜBER DIE ART UND WEISE WIE UNSRE VORFAHREN DIE PROCESSE ABGEKÜRZET HABEN.

In dem Frieden, welchen Symon Edler Herr zur Lippe, mit dem Oſnabr. Biſchofe Ludolf im Jahr 1305. einzugehen genœthiget wurde, und worin er ſeine beyden Schlöſſer zu Rheda und zu Enger ſchleifen zu laſſen verſprach, heißt es zuletzt:

»Und wenn künftig unter ihnen ſich neue Irrungen hervorthun ſollten: ſo wollten ſie beyderſeits vier von ihren Dienſt- oder Burgleuten an einen dritten Ort zuſammen ſchicken, welche die Streitigkeit binnen 14 Tagen entweder in Güte oder zu Recht ausmachen ſolten, und wenn ſie damit binnen 14 Tagen nicht fertig würden, ſolten ſich dieſe acht Schiedsleute nach Bielefeld, und wenn ſie dort auch binnen 14 Tagen noch nicht übereinkæmen, nach Herford begeben, und ſo lange von 14 Tagen zu 14 Tagen aus einer Stadt in die andre gehn, bis ſie ſich eines Spruchs verglichen hätten.

Dieſe Art, die Streitigkeiten zu entſcheiden, war damals nichts ungewöhnliches. Indeſſen verdient die Denkungsart, worauf ſich ein ſolcher Plan der Entſcheidung gründete, noch immer eine genauere Betrachtung, beſonders da derſelbe das Geheimniß zu enthalten ſcheint, wodurch unſere Vorfahren die Weitläuftigkeit der Proceſſe zu verhindern gewußt haben.

Das Merkwürdige in dieſem Plan iſt nicht die Wahl einiger Schiedsrichter; dieſe werden auch jezt noch wohl erwählet; es beruhet auch darauf nicht, daß jeder Theil gleiche Stimmen ſchicken, und keiner vor dem andern wie auch kein Dritter dabey den Ausſchlag zu geben haben ſolte; denn auch dieſes iſt nur eine gemeine Erfindung. Das Große, was in der Sache ſteckt, iſt dieſes, daß den erwählten Schiedsleuten die Macht gegeben wurde einen Vergleich von Amtswegen zu treffen.

Ich weis nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke. Wenn unſre heutigen Richter die Partheyen zur Pflegung der Güte vorladen, und ihnen die beſte Vorſchlæge thun, dieſe aber ſolche nicht annehmen wollen: ſo haben ſie, einige geringe Sachen ausgenommen, nicht die Macht zu ſagen: ihr ſolt ſie annehmen; auch unſre heutigen Schiedsrichter haben eigentlich dieſe Macht nicht; ſondern beyde ſprechen ein Urtheil, und ſetzen dabey: von Rechtswegen.

Dieſe Art der Entſcheidung kannten unſre Vorfahren gar nicht; ſondern diejenigen, welche eine Sache zu entſcheiden hatten, ſie mochten nun dazu erwählt oder beſtellet ſeyn, eröfneten, was ſie gut und billig befanden, und die Partheyen mußten dies für Recht annehmen. Ihre Vollmacht war alſo von ungleich weitern Umfange als die Vollmacht unſrer heutigen Richter, die auf Geſetze und

Ordnung ſchweren, und an dem traurigen Buchſtaben kleben müſſen. Wenn man von dieſen viere ſo lange zwiſchen Bielefeld und Herford reiſen laſſen wollte, bis ſie ein Urtheil gefunden hätten: ſo würde oftmals ein Gewiſſenszwang mit eintreten können. Wenn man aber vier Leute mit der Vollmacht erwählt, die Sache nach ihrem Gut- und Billigfinden abzuthun: ſo iſt es ihre Schuld, wenn ſie ſich nicht endlich müde zanken und vereinigen. Vier ehrliche Leute von beyden Seiten, die ſich alle Tage quælen, und nur ſtündlich ein Haarbreit gegen einander nachgeben, müſſen endlich auf eine Linie zuſammen treffen, welche für beyde Theile von dem mindeſten Nachtheile iſt. Und die Parthey ſo ſich damit nicht beruhiget, verræth eine eitle Zankſucht.

Wenn man mit dieſer Vorausſetzung auf die Sorgfalt zurückgeht, womit unſere Vorfahren darauf beſtunden, daß jeder Parthey nicht allein ebenbürtige ſondern auch Gerichtsgenoſſe Urtheilsweiſer gegeben werden mußten: ſo fühlt man erſt, wie groß ihre Einſicht geweſen. Denn vier Fürſten konnten die Sache eines Edelmanns nicht damit entſcheiden, daß ſie ſagten: ſie fänden es ſo gut und billig. Vier Edelleute konnten auf dieſe Weiſe eben ſo wenig die Sache eines Bürgers richten; und vier Bürger waren auch allerdings unbefugt den Proceß zwiſchen zweyen Landleuten gleichſam nach ihrem Gutdünken zu endigen; auſſer dem Falle, wo der Edelmann, der Bürger oder der Landmann ſich dergleichen Richter von freyen Stücken gewählt und ſein Vertrauen darauf geſetzt hatte. Eine ſolche Vollmacht, wie unſre Vorfahren dem Richter oder vielmehr den Schöpfen gaben, konnte keinen andern als ebenbürtigen und gerichtsgenoſſen Perſonen ertheilet werden, die auf den Fall, daß ſie in gleiche Streitigkeiten verwickelt wurden, dasjenige wider ſich gelten laſſen mußten, was ſie als Urtheilsweiſer über andre ihres Mittels gut fanden.

Überhaupt aber kommen wir hier auf die beyden Hauptarten Streitigkeiten zu endigen. Die erſte iſt,

> daß ein ebenbürtiger und genoſſer Mann nach ſeinem Gutdünken ſage, wie es ſeyn ſolle.

Die andre,

> daß ein Gelehrter, der den Partheyen ſo wenig ebenbürtig als Genoß iſt, ſage, was die Geſetze auf den ſtreitbaren Fall verordnet haben.

Die erſte war die Art unſer Vorfahren: die letztere iſt die unſrige, nach welcher ein Doctor am Cammergericht dem grœßten Reichsfürſten Recht ſprechen kann.

Es iſt der menſchlichen Freyheit unendlich viel daran gelegen, daß beyde Arten nicht vermiſchet werden. Unſre heutigen Philoſophen und philoſophiſchen Rechtsgelehrten, ja ſelbſt Cabinetsminiſter und Juſtitzreformatoren, tragen kein Bedenken zu ſagen:

«Der Richter müſſe auf das wahre, das «gute, das heilſame und das billige ſehen, ſeine «geſunde Vernunft brauchen und darnach «ſprechen, ohne ſich um alle rœmiſchen Ge«ſetze und die Gloſſatoren zu bekümmern. «So hätten es unſre Vorfahren gemacht.'

Allein ſo wahr dieſer Satz iſt, wo die Partheyen ebenbürtige und genoſſe Richter erhalten: ſo falſch, ſo verrætheriſch iſt er im Gegentheile, und in unſer heutigen Verfaſſung. Wie, ein Fürſt ſolte acht fremde Männer verſchreiben, ihnen ihren Unterhalt reichen, und ihnen die Vollmacht ertheilen können, nach der Vernunft, nach der Billigkeit, nach ihrer Weißheit zu entſcheiden? Und das ſolten unſre Vorfahren geduldet haben?

Die Weisheit gränzt ſo nahe an die Willkühr, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit

und Macht in einer Hand ſind, da iſt des Herrn Wille natürlicher Weiſe allezeit die Weisheit ſelbſt. Wenigſtens iſt kein ſterblicher Menſch im Stande die Furche anzuweiſen, wo die Willkühr ſich von der Weisheit ſcheidet. Und wenn es einer wagen wollte: ſo würden ihm gleich zehn andre widerſprechen. Unſre Vorfahren waren in dieſem Stücke ſo genau, daß ſie denjenigen ſofort für einen Knecht hielten, der von eines ungenoſſen Menſchen Ausſpruch abhangen mußte. Alle Fremde erfuhren dieſes, ſo bald ſie ſich ohne Geleit auſſer ihrer Heymath befanden, und ſich mithin nicht auf ihre Genoſſen zu Hauſe berufen mochten.

Ganz anders verhält es ſich in dem Falle, wo ein ehrlicher Markgenoſſe nicht von der Weisheit ſeines Holzgrafen, nicht von der Vernunft des Partheyenrichters, und auch nicht von der Auslegungskunſt der Geſetzgelehrten, und noch weniger von dem Deſpotiſmus der unter dem Namen einer guten Policey bisweilen offenbare Gewaltthaten ausübt; ſondern von dem Urtheile ſeiner Mitmärker abhängt. Wenn dieſe es gut und vernünftig finden, daß er nicht mehr als zwey Gänſe und einen Ganten haben ſoll; wenn dieſe ihm verbieten auf dem Grasanger Plaggen zu mehen; wenn dieſe ihm dahin zu Recht weiſen, daß er ſein Schwein krampfen ſoll: ſo hat er die Beruhigung zum voraus, daß ſich mit ihm alle ſo dieſes Recht weiſen, in einem gleichen Falle befinden; und das Recht was ſie ihm ſprechen, auch wider ſich gelten laſſen müſſen; anſtatt, daß wenn ihm der Policeycommiſſarius befiehlt keinen Coffee zu trinken, dieſer den ſeinigen ungeſtœrt herunterſchlürft, und ſeinen Befehl blos mit der Vernunft und Weisheit (dieſe ewigen Kupplerinnen der menſchlichen Leidenſchaften) rechtfertigen kann.

Da unſre Vorfahren gar keine geſchriebene Geſetze duldeten, weil ſie voraus ſahen, daß ſolche mit der Zeit eigne Ausleger und Rechtsgelehrte nach ſich ziehen, und die heutige Art Streitigkeiten durch gelehrte und ungenoſſe Männer zu entſcheiden befördern würden: ſo konnten ſie auch nicht anders verfahren. Es konnte nach keinen Geſetzen geſprochen werden; ſondern die beſtelleten Urtheilsweiſer ſprachen nach dem was ihnen, ihren Kindern, ihren Nachbarn und der ganzen Gemeinheit nützlich und heylſam ſchien; oder ſie bezeugten in jedem vorkommenden Fall die lœbliche Gewohnheit, und dieſes ihr Zeugnis war zugleich ein richterliches Urtheil. Zum Zeugniß einer Gewohnheit konnte aber kein bloßer Gelehrter zugelaſſen werden. Um eine adliche Gewohnheit zu bezeugen, ward ein Edelmann und zur bürgerlichen ein Bürger erfordert. Jezt hingegen beſteht die Kunſt zu richten faſt nur in der Gelehrſamkeit und Auslegungskunſt, und kein Ort in Europa hat ſich dagegen beſſer gewahret, als die kleine Stadt Norica oder Nurſia in Italien, wo es durchaus erfordert wird, daß die Obrigkeit weder leſen noch ſchreiben könne. Jezt erlauben wir beynahe den Gutsherrn das Zeugniß darüber: ob dieſe oder jene Art von Leuten zu den Leibeignen oder Freyen gehœre, da doch eigentlich und ſo balde darüber Streit iſt: ob einer frey oder eigen ſey; oder ob ein Daelfreyer nach Leibeigenthumsrechte gerichtet werden könne oder nicht, die Sache nicht blos von dem Urtheile oder Zeugniſſe des einen Theiles, ohne daß der andre auch ſeine Genoſſen dabey habe, abhangen kann. Überhaupt glaubten unſre Vorfahren, die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäuſe hervorbringen; ſondern Mäuſe mußten von Mäuſen und Katzen von Katzen beurtheilet werden.

Aber wird man ſagen, der Streit der Mäuſe unter ſich iſt von ſo großer Wichtigkeit nicht, daß ſie ihn nicht leicht von einigen ihres Mittels austragen laſſen ſollten. Die Hauptſache iſt, wenn die Katze gegen die Mäuſe, oder eine Mark gegen die andre, und eine Genoſſenſchaft gegen die andre die Gränzen ihrer Befugniß übertritt, und den Landfrieden bricht. Was hatten unſre Vorfahren hier für Richter?

Nach dem Exempel der oberwähnten von beyden Seiten erwählten 4 Schiedsleute zu rechnen, welche ſo lange zwiſchen Herford und Bielefeld reiſen ſollten, bis ſie ein Urtheil fänden, mag es hier einige Mühe gekoſtet haben. In der That aber erkannte man zuerſt hier keinen Richter, und wie man den Kaiſer nachwärts zum Friedensrichter erhielt, bekümmerte ſich auch dieſer nicht darum, wer von zweyen Partheyen Recht hatte oder nicht. Die Macht des Kaiſers gieng nur dahin zu beachten, daß die Austræge alle 14 Tage von Herford nach Bielefeld ritten und ihre Pflicht in dieſem Stücke aufs genaueſte beachteten. Aber den Streit ſelbſt konnte der Kaiſer, weil ſeine Weißheit nichts damit zu thun hatte, unmœglich entſcheiden. Denn wenn er dieſes hätte thun wollen: ſo blieb ihm doch nichts übrig, als vier Schöpfen von einer und vier von andrer Seite erwählen, ſodann ſolche ſo lange in einem Zimmer verſchlieſſen, oder von einem Orte zum andern reiten, oder auch in geſchloſſenen Schranken fechten zu laſſen, bis ſie das Recht gefunden hatten. Der Kaiſer konnte darauf achten, daß ſie im letztern Fall mit gleichem Winde und gleichem Gewehr fochten; er konnte darauf halten, daß redliche und ebenbürtige Biederleute gegen einander geſchickt wurden. Aber das Recht oder die Wahrheit ſelbſt konnte er unſern Vorfahren nicht weiſen, weil noch keine geſchriebene Geſetze vorhanden waren, und alle menſchliche Weißheit, ſo lange es an geſchriebenen Geſetzen fehlt, auf eine Willkühr hinaus lauft, und ſo verſchieden iſt, als die Menſchen ſelbſt verſchieden ſind. Natürlicher Weiſe ſagte die Weißheit der einen ſtreitenden Parthey ja; und die Weißheit der andern nein; und wer konnte ohne der einen oder der andern Gewalt zu thun, eine dritte Weißheit urtheilen laſſen?

Die Gallier ſuchten ſich auf eine andre Art zu helfen. Sie hatten ihre Druiden oder eigne Prieſter, welchen ſowol die Civil- als Criminaljurisdiction anvertrauet war; und die, wie wohl zu merken, von keiner hœhern weltlichen Macht beſtellet oder beſoldet wurden, indem ſie ihr geiſtliches Oberhaupt ſelbſt durch die Mehrheit der Stimmen wählten, und wann die Stimmen gleich waren, zum Zeichen ihrer völligen Unabhängigkeit die Sache mit dem Degen ausmachten.

Dieſe Druiden, an deren Stellen von dem erſten Monarchen beſoldete Richter oder Grafen (*comites*) angeordnet wurden, mœgen zwar auch bisweilen zwey ſtreitende Partheyen ſo auseinander geſetzt haben, daß eine gleiche Zahl von beyden Seiten erwählter Schöpfen, das Urtheil mit ihrem Eide oder mit ihrem Degen, oder mit Reiten zwiſchen Herford und Bielefeld haben finden müſſen. Allein im Grunde ſcheinen ſie vieles auch durch ihre eigne Weisheit entſchieden zu haben, indem ſie die gelehrteſten Leute ihrer Zeit waren, und über 20 Jahr ſtudieren mußten. Ihre Weißheit war aber bey vorangeführten Umſtänden lange nicht ſo gefährlich als die Weißheit ſolcher Richter, welche von der hœchſten Macht im Staate angenommen und erlaſſen werden können. Zudem wußten ſie die große Kunſt ihre Weißheit in ein Gottesurtheil zu verhüllen, und die Partheyen gleichſam mit Orakeln zu ſcheiden. Eine Wendung, wodurch die menſchliche Eigen-

liebe weniger als durch menfchliche Ausfprüche gekränket wurde.

Da fie von keinem Regenten befoldet wurden; und ohne Zweifel eben wie die Leviten keine liegende Gründe erwerben konnten, vielleicht auch nicht heyrathen durften: fo war ihre Weisheit noch einigermaßen ohne Nachtheil der Freyheit zu ertragen; wenigftens beffer als die von den fpætern Grafen, welche von einer hœhern Macht verordnet und befoldet wurden; jedoch aber das Urtheil nicht felbft zu fprechen, fondern nur dasjenige zu beftætigen hatten, was ihnen von einer gleichen Anzahl beyderfeits oder von fämtlichen Genoffen erwählter Schöpfen zugewiefen wurde. Hätten die Grafen eben wie jene, Gottesurtheile finden dürfen: fo wære fogleich alles was unter ihnen geftanden, Knecht geworden.

Die Einrichtung mit den Druiden hatte indeffen noch einen feinern Vortheil, welcher darinn beftand, daß fie von keiner Parthey als ungenoß angefehen werden konnten. Das Schöpfenwerk hingegen bey den Deutfchen hatte die Unbequemlichkeit, oder wie andre denken werden, die Bequemlichkeit, daß kein Gemeiner mit einem Edelmann unmittelbar Proceß führen konnte. (Man muß aber hiebey wiffen, daß alles, was wir jezt fchatzbare Unterthanen nennen, noch in eigne Rollen oder Compagnien vertheilt war, und feine befondren Vorfteher oder belehnte Gerichtsherrn hatte; und ferner, daß zur Zeit, wovon ich hier rede, unter einem Edelmanne der Hauptmann im Heerbanne verftanden ift.) War einem Gemeinen Unrecht wiederfahren: fo gieng er zu feinem Gerichtsherrn, und nachdem die Umftände waren, mußte diefer fein beftes Pferd tummeln und die Sache für ihn ausmachen. Wære diefe Einrichtung nicht gewefen: fo hätte der Fall nothwendig oft eintreten müffen, worinn Edelleute und Bauern, es fey nun mit reiten zwifchen Herford und Bielefeld, oder mit dem Degen gegen einander gekommen wæren. Diefe Unfchicklichkeit zu verhüten, war jene Einrichtung nœthig. Die Anftalt mit den Druiden hatte diefe Unbequemlichkeit nicht. Der Druide konnte eben wie jezt ein gelehrter Richter felbft einen Fürften und feine Unterthanen, wenn fie gegen einander auf der Rubrik einer Schrift zu Felde ziehen, fcheiden.

Der belehnte Richter oder der Gerichtsherr hieß *Advocatus*, weil er die zu feiner Rolle gehœrige Leute zu Gerichte und zu Kampfe vertheydigen mußte. Die unter feinen Leuten vorfallende Streitigkeiten, fo lange fie nicht Leib und Gut betrafen, machte er nach ihrer Weifung felbft ab. Sobald es aber auf Leib und Gut ankam, mußte er bey den Galliern die Sache zu den Druiden; und fpæter bey den Deutfchen zum Grafen verweifen; eben wie jezt noch ein Capitain, oder ein Beamter dergleichen Sachen zum hœhern Richter verweifen muß. Wir find noch jezt fehr eifrig darauf, keinen Beamten einige Erkenntniß über das Mein und Dein zu geftatten, ohne uns zu erinnern, daß der Grund diefer Sache in den älteften Zeiten geleget worden; und ohne zu wiffen, was das *Liberty* und *Property* der Engländer eigentlich zu bedeuten habe.

Das fonderbarfte bey dem allen ift die Wendung, welche die Sachen genommen haben. So lange die Schöpfen eine ftreitige Sache, nach dem was ihnen gemeinnützig und billig dünkte, entfcheiden, vergleichen oder abmachen mochten, wurde durchaus erfordert, daß fie den Partheyen ebenbürtig und genoß waren. So bald aber die Kunft ftreitige Sachen zu entfcheiden, fich auf die befte Auslegung und Anwendung

der Gefetze gründete, ward der gelehrtefte und redlichfte Mann für den beften Richter gehalten; der Edelmann verlohr mit Recht feinen Stuhl im Gerichte, fo bald er fich weniger auf jene Kunft legte.

Die gefährlichfte Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, ift nun diefe, daß ungenoffen Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die Genoffen hatten. Wenn diefen, wie jenen, die Vollmacht ertheilet wird, blos nach der Billigkeit und nach dem, was ihnen Gemeinnützig oder Policeymæßig dünket, zu entfcheiden; wenn diefen erlaubt wird, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, mit Hindanfetzungen unnœthiger Formalitæten zu verfahren; wenn diefe von dem dürren Buchftaben der Gefetze nur einen Haarbreit abweichen dürfen: fo beruht Freyheit und Eigenthum einzig und allein auf der Gnade des Landesherrn; fo kann er folche Leute zu Richtern verfchreiben, die in dem Lande, wo fie nach ihrer Weisheit und Billigkeit verfahren follen, nichts eignes habeu und keinem genoß find; die aus der Türkey oder Tartarey zu Haufe find, und es nach unverwerflichen Gründen zeigen können, daß es vernünftiger fey, die Beinkleider als den Huth unter den Arm zu nehmen. — — —

ISAAK ISELIN ÜBER DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT.

SIEBENDES BUCH. ZWANZIGSTES HAUPTSTÜCK.

Allgemeine Betrachtungen über die Tugenden der Griechen und der Rœmer. Grundtrieb ihrer Verfaffungen.

Die kurze Dauer der glänzenden Zeitpuncte von Rom und von Griechenland, verdienet eine befondere Betrachtung. Warum haben die groffen Tugenden, welche wir in den Gefchichten diefer Staaten bewundern, fo wenig gute Folgen hinterlaffen? Warum find die Nationen, welche durch diefelben groß geworden find, fo leicht wieder in die äufferfte Erniedrigung gefallen?

Ich glaube den wahren Grund hievon darinnen zu finden, weil es meiftens keine wahren Tugenden gewefen find.

Die wahren Tugenden find Früchte einer aufgeklærten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntnis der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menfchlichen Gefchlechtes, und groffer Gefühle, welche fich nach Maaßgabe der mannigfaltig abwechfelnden Verhältniffe des Tugendhaften bey jedem Vorfalle, durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menfchen, oder gegen ganze Gefellfchaften verfchiedentlich äuffern. Von den meiften groffen Thaten, welche in der alten Gefchichte hervorfchimmern, war ein feuriger und meiftens mechanifcher Trieb die Feder. Auch von der großmüthigften Handlung fchränkte fich die Abficht auf den Vortheil des herrfchenden Theiles eines Staates ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menfchlichkeit ihr einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde Menfchen, und fo viel Menfchen als es mœglich ift, glücklich zu machen, oder doch die Menfchheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu ver-

ehren, beſeelte die wenigſten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war ſelten die Richtſchnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie glaubten kaum ſie den Barbaren, das iſt, den Fremden, ſchuldig zu ſeyn. Ihre Großmuth, ihre Mæſſigung, ihre Enthaltſamkeit waren ſie meiſtens dem Mangel der Bekanntſchaft mit den verführeriſchen Reizen ſchuldig, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieſer Republicaner, war bey den meiſten ein Überbleibſel der Barbarey; und die Grauſamkeit, mit welcher ſie begleitet war, iſt ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machten noch lange nicht den Charakter dieſer Völker aus. Die Einbildung und die Leidenſchaften waren noch immer die mächtigſten und faſt die einzigen Triebræder, welche auch die Beſten unter ihnen beherrſchten. Auf dieſe gründete ſich das Anſehn der Geſetze und der Obrigkeit, wie es in den deſpotiſchen Staaten auf die Einfalt und auf die Unwiſſenheit gebauet war. Wie die Sinnlichkeit dort Gehorſam und Stille beveſtigte, ſo erzeugte die Einbildungskraft hier Ehrgeiz und ruhloſe Unbändigkeit. Ihr Stand war alſo beynahe nichts als eine ſchimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einflüſſe der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit. So war der blühende Zuſtand der Griechen und der Rœmer eine ſehr glänzende, aber auch eine ſehr vergängliche Erſcheinung.

So bald die allgemeinen Gefahren verſchwanden, ſo bald Ehre und Anſehen auch durch ſchlimme Mittel erworben werden konnten; ſo bald die feinern Lockſpeiſen der Wolluſt, der Pracht, der Üppigkeit gemein wurden; ſo bald mußten Menſchen, welche die Tugend nur darum liebten, weil ſie ihre Seelen in eine groſſe Bewegung ſetzte, ihre Begierden auf andre Gegenſtände wenden.

Da nun die Hintanſetzung des gemeinen Beſten eben ſo blendende Vorzüge und eben ſo wichtige Vortheile gewährete, als ehemals durch Aufopferung zu gewinnen waren: ſo machte derſelbige Trieb die Bürger eigennützig, welcher ihre Voreltern großmüthig gemacht hatte.

Cæſar ſelbſt wære vielleicht zu der Tarquinier Zeiten ein Brutus, und Ariſtion zu den Zeiten des Hippias ein Ariſtogiton geweſen. Dieſelbigen Rœmer, welche die Tarquinier mit einer ſolchen Wuth verfolget hatten, würden, wie ihre Nachkömmlinge, bey Cæſars blutigem Gewande geweinet haben. Dieſelbigen Griechen, welche zu Marathon und zu Platea ſo tapfer für die Freyheit gefochten hatten, würden zu Philippus Zeiten ſo verdorben geweſen ſeyn, als es ihre Nachkömmlinge waren. Sie würden bey dem Ausruffe, durch welchen Flaminin dieſen die Freyheit kund machete, in die gleiche unſinnige Freude verfallen ſeyn; und ſie würden doch gleich unfæhig geweſen ſeyn, ſie zu nützen und zu behaupten. Es fällt alſo ein groſſer Theil des Werthes von den ſo geprieſenen Tugenden des Alterthums weg.

Ich bin weit entfernet, alle groſſen Männer unter den Alten ſo weit herunterzuſetzen. Ich verehre unter den Helden Griechenlands und Roms mehr als einen wahren Weiſen, mehr als einen Epaminondas, und mehr als einen Scipio, ohne der Socraten und Platonen zu gedenken.

Allein die wahre Tugend war unter den Alten, wie unter den Neuen immer etwas ſehr ſeltenes. Man wird in den erſten Zeiten der Staaten des Mangels derſelben nicht ſo leicht gewahr, als in den ſpætern. Sie

wird da durch andre Triebfedern erfetzet. Sie fcheinet fogar noch nicht nœthig, da die Übel noch nicht überhand genommen haben, wider welche fie den Bürger und den Staat verwahren foll.

Wie mehr die Völker an Grœffe, oder an Reichthümern, oder an beyden zunehmen, defto nœthiger wird die wahre Tugend. Die Scheintugenden, welche bisher die Stelle derfelben behauptet hatten, müffen immer mehr von ihrer Stärke verlieren, und endlich gar verfchwinden. Man überfiehet nicht mehr fo leicht das Ganze des Staates, und die befondern Verhältniffe aller feiner Theile. Man empfindet nicht mehr fo leicht, wie die Ungerechtigkeit gegen die einzelnen Glieder, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze, und wie der Nachtheil des Ganzen der Schade jedes einzelnen Gliedes ift. Das Gefühl der befondern Unordnungen und der allgemeinen Unglücksfälle wird fchwächer, weil fie fich mehr ausdähnen und vertheilen, und weil gar zu viele eigne Abfichten, Vorurtheile und Meynungen die Bürger und die obrigkeitlichen Perfonen zerftreuen.

Mit jedem Zuwachfe an Reichthümern und an Macht wird in einem Staat eine grœffre Weisheit und eine reinere Tugend nœthig; um ein rechtfchaffener Mann und ein guter Bürger zu feyn. Wie grœffer, wie blühender ein Volk wird, defto grœffere Fæhigkeiten werden erfordert es zu beherrfchen; defto fchwerer wird der wahre Gehorfam; defto mächtiger werden auf einer Seite der Ehrgeiz und die Neigung zu unterdrücken; defto ftärker wird auf der andern der Hang der Sclaverey; defto fchwächer wird das Gefetz gegen die Bürger, und der Staat gegen die Auswärtigen.

In folchen verworrenen Zeiten empfindet ein Volk am meiften den Mangel der wahren Tugend, und in diefen Umftänden befanden fich Griechenland und Rom zu der Zeit ihres Falles.

ACHTES BUCH. ZWÖLFTES HAUPTSTÜCK.

Freyftaaten. Betrachtungen über die Freyheit.

Noch fchneller und glänzender lebte in den beffern Theilen von Europa, mitten unter allen Greulen der Misbräuche und der Barbarey, die republicanifche Denkungsart wieder auf. Die gleichen Gründe, welche die Feudalverfaffungen zu Monarchien erhuben, wurden da durch einen befondern Zufammenfluß vieler Umftände noch wirkfamer und mächtiger.

Die Creutzzüge hatten die Einbildungskraft der Einwohner von Italien nicht zu fruchtlofen Poefien allein erhœhet. Sie gaben ihnen glückliche Anläffe, fich auf das neue mit den Schätzen und mit den Annehmlichkeiten zu befreunden, welche Afien zu dem gefegneteften Welttheile machen; ihre Ausfichten und ihre Begierden zu erweitern; die Trægheit und die Armuth ihrer vorigen Barbarey mit Fleiffe und mit Überfluffe zu verwechfeln, und den Gefchmack des Schœnen und des Nützlichen wieder zu beleben.

So wurd allmæhlich der Glanz und der Wohlftand der wälfchen Städte wieder hergeftellt. Ihre zunehmende Blüthe, ihre Macht, ihr Anfehn verdunkelten und erniedrigten bald die groffen und kleinen Tyrannen, welche das übrige Land überfchwemmt hatten. Die Liebe zur Freyheit breitete fich allerorten aus, und reizte die Unterthanen der Fürften, fich unter den Schutz der glücklichern Städte zu flüchten, und an den Vorzügen ihrer Bürger Antheil zu nehmen. Selbft Groffe und Edle wurden durch die Klugheit und durch die Übermacht der Städte

gezwungen, Ruhe und Vergnügen in ihren Mauren zu ſuchen, und die mächtigen Landesherren bekämpften umſonſt die tugendhaftern und beſſern Städter. Tæglich wurden ihre Länder mehr entvölkert, und ihre Hœfe von klugen und tapfern Bedienten entblœſſet.

Jede Tugend, jedes Talent, jede Leidenſchaft, fanden in den triumphierenden Städten eine edlere und beſſere Nahrung: und ſo breitete ſich durch die Lombardie ein verzehrendes und mächtiges Feuer aus. Der Enthuſiasmus für die Freyheit befiel, wie ein brennendes Fieber, auf einmal viele italiæniſche Völker. Auf einmal entſtuhnden wieder aus dem Schooſſe der Sclaverey mächtige und furchtbare Freyſtaaten, derer die meiſten nach vielen, theils glänzenden, theils abſcheulichen Auftritten wieder in das alte Nichts zerfallen ſind; andre aber bis auf unſere Zeiten eine Freyheit beybehalten haben, gegen welche vielleicht die Unterwürfigkeit manches andern Volkes beneidungswürdig iſt.

Von dar verbreitete ſich wie andre Keime des Guten mit glücklicherm Erfolge der Geſchmack für die Freyheit, von den rohen Alpen an, bis in den kalten Norden.

Unter dem beſtändigen Kampfe des Thrones und des Prieſterthumes, da oft der Adel und die Groſſen ihre Pflichten gegen den erſtern treulos und unbedachtſam aus den Augen ſetzten; in den Zeiten, da oft die Hilfe und das Geld der Städte die einzigen Zuflüchte der Kayſer waren, und da gleich dieſen die Landesherren nur ihre Leidenſchaften und ihre Bedürfniſſe fühleten; da dieſe die Rechte des Staates ſo wenig als ihre eignen Pflichten kannten: in ſolchen Zeiten erhuben nach Freyheit und nach Wohlſtand ſtrebende Städte und Länder ihre Häupter. Da ſie unter der ſtürmiſchen Regierung ihrer Herren weder Ruhe noch Sicherheit, noch Aufmunterung fanden, ſo war es der Gerechtigkeit wie der Klugheit gemæs, daß ſie alle Mittel anwendeten, ſich ſolche ſelbſt zu verſchaffen. Sie beſtrebten ſich deshalben durch Geld, durch Gewalt, durch Liſt, durch Dienſte von Kayſern, von Kœnigen, oder auch von ihren beſondern Herren, Begünſtigungen zu erhalten, welche ſie Freyheiten nennten, das iſt, Vorrechte, minder tyranniſiert zu werden als andre. Der vornehmſte dieſer Vorzüge war das Recht, durch ſelbſt erwählte obrigkeitliche Perſonen regiert zu werden, an ſich ſelbſt nicht die weſentliche Freyheit, ſondern nur eine Stuffe darzu. So entſtuhnden in Deutſchland Municipalregierungen, Reichsſtädte, Reichsländer.

So roh und ſo elend die Verfaſſungen dieſer halbrepublicaniſchen Staaten waren, ſo gelangten ſie doch vor allen übrigen Städten und Ländern zu einer ausnehmenden Blüthe. Die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit waren freylich da nicht ſelten, und die wahre bürgerliche Freyheit war da noch ſehr unbekannt. Der Bürger ſchätzte ſich glücklich, keinen offenbaren Räubereyen mehr ausgeſetzt zu ſeyn, und er unterwarf ſich deſto gedultiger der Ungerechtigkeit oder dem Übermuthe derer, die aus ſeinem eigenen Mittel über ihn geſetzet waren, je mehr er Hofnung hatte, ſelbſt an ihrer Gewalt und an ihrem Anſehn Antheil zu bekommen.

Die mit der Erhœhung ſeines Geiſtes, ſeines Stolzes, ſeiner Gewinnſucht, und ſeiner Emſigkeit verbundenen glücklichen Fortgänge, erzeugten in ſeinem Herzen eine rohe und unbändige Liebe des gemeinen Weſens, welche meiſtens, den ſelbſtſüchtigen Geſinnungen des Ehrgeizes, der Habſucht und der Rachgier untergeordnet, die innerliche

Barbarey in den Gemüthern unterhielt, indem sie die äusserliche Gestalt davon aus den Städten verbannte.

Wie aus den italiænischen Städten mit der Handelschaft, den Künsten und der Erleuchtung, die Liebe zur Freyheit in rohe Länder sich ergossen hatte, so brachte sie auch den unreinen Schlamm der dort herrschenden Falschheit und Laster mit sich.

In den Händen roher, unwissender, und daher auf sich selbst eingeschränkter Menschen, mußte ohnehin das Ansehen, welches die obrigkeitliche Gewalt unterstützte, zu einem Werkzeuge der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit werden; man wurd Rathsherr, Schöppe, Bürgermeister, um sich und die Seinigen zu vertheidigen, um seinen Freunden zu helfen, und oft gar um andern das Ihrige zu entziehen. Der Stand des Krieges fieng wieder an; nur die Waffen wurden verändert. Nun nahmen die rechtlichen Wege die Stelle der offenbaren Gewalt, und der Angesehnere die von dem Stärkern. Dieser besaß das was er andern abgedrückt hatte, mit eben dem Rechte, wie ein Sieger ein erobertes Land besitzet.

Nach und nach nahmen solche Gemeinden die Gestalt wirklicher Freystaaten an. Einige schwangen sich durch eine Reihe glücklicher Begebenheiten, und durch die Tugenden, welche Rom und Sparta groß gemachet hatten, in eine gänzliche Unabhängigkeit. Als der Ruhm der meisten italiænischen Freystaaten zu sinken anfieng, so erhub sich disseits der Alpen der eydsgenössische in dem grœssesten Glanze, welchen die Tapferkeit einer Nation zu geben vermœgend ist. Er hatte mehrere Jahrhunderte hindurch mit der Unterdrückung und der Tyranney zu kämpfen. Nachdem er lang alles zu fürchten gehabt hatte, wurde er endlich allem furchtbar, und setzte sich zuletzt wieder in die bescheidenen Verhältnisse, die seinen engen Grenzen angemessen sind. Wie die Gewässer, welche in seinem Schoosse entspringen, war er erstlich eine sprudelnde Quelle, die hoch von einem Berge herunterfällt; hernach ein tobender und wütender Strom; und endlich ein lieblicher und sanfter Fluß.

Indessen blieb allen diesen neuen republicanischen Verfassungen noch ein grosser Theil der alten Rohigkeit. Alle behielten, jedoch die einen mehr, die andern minder, die Municipalverfassung bey; und unter allen nordischen und westlichen Freystaaten wird nicht leicht einer zu finden seyn, der sich in Betrachtung der Gesetzgebung mit Rom und Sparta in Vergleichung setzen könnte.

Umsonst aber wird man in Europa eine Republic suchen, die sich einer Verfassung rühmen könne, welche die wahre bürgerliche und menschliche Freyheit durch ein natürliches und unerkünsteltes Gleichgewicht der Regenten und der Bürger, durch eine weise und übereinstimmende Gesetzgebung, und durch eine vernünftige Erziehung versichert.

Die Freyheit ist nicht die Frucht jedes Himmelstriches, sagen zween vortrefliche Männer(*). Ich glaube, man kann mit besserm Rechte sagen: die Freyheit ist nicht die Frucht aller Zeiten; nicht jedes Volk ist für sie reif. Gesetze sind dazu nicht zureichend. Das Gleichgewicht der Stände und der Bürger ist zwar für die Vollkommenheit der Verfassungen hœchst wichtig; aber wo Weisheit, Tugend und Sitten mangeln; da ist die wahre Freyheit unmœglich. Diese ist die Herrschaft der Gesetze und des grossen Grundtriebes der allgemeinen Wohlfahrt. Ohne eine grosse Erleuchtung der Geister, ohne eine besondre Milderung der Gemüther, kann diese nicht bestehen.

(*) J. J. Rousseau und Montesquieu.

Ohne dieſe groſſen und ſeltenen Vorzüge hat nur eine falſche, eine betrügliche Freyheit ſtatt; ein unſeliger Zuſtand, der oft ſo ſchlimm iſt, als die unumſchränkteſte Dienſtbarkeit.

Wehe dem Lande, deſſen Verfaſſung die Tugend und die Verdienſte zu zernichten, und den Geſchmack und die Empfindung davon zu erlöſchen, unglücklich genug ſeyn ſollte. Glückſelig hingegen muß der Staat ſeyn, in welchem die Erleuchtung einen ſo hohen Grad erreichet hat, daß ſeine Beherrſcher fæhig ſind zu begreiffen, wie eng der Wohlſtand des Bürgers mit der Glückſeligkeit des Staates verknüpfet iſt und wie ſehr die Glückſeligkeit des Beherrſchers von der Glückſeligkeit des Staates abhängt. Alsdenn iſt keine Verfaſſung ſchlimm genug, daß ſie die Früchte der Weisheit und der Erleuchtung zernichten könnte.

THOMAS ABBT VOM VERDIENSTE.

DRITTES HAUPTSTÜCK. DRITTER ARTIKEL.

VOM VERDIENSTE DES SCHRIFTSTELLERS, DES KÜNSTLERS UND DES PREDIGERS.

Jeder Menſch, jeder Stand, iſt zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in andrer Augen hat, und entſchædigt ſich wegen des Verluſtes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er ſelbſt über ſeinen Werth fället; allein, nirgends iſt wohl der Unterſchied der Urtheile grœßer ausgefallen, als beym Verdienſte des Schriftſtellers. Er ſelbſt hält ſich beynahe für den unentbehrlichſten Menſchen, und tauſend andre, die keine Schriftſteller ſind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Menſch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu ſchreiben, wohl nütze ſeyn könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abſchreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinſten Landſtædtchen angetroffen werde, der ſich nicht bey ſich ſelbſt für ein nützlichers Glied der menſchlichen Geſellſchaft anſæhe als Newtonen oder Leibnitzen; und der es nicht, wenn man ihn nur erſt in Eifer zu ſetzen weiß, auch ſagte. Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Geſellſchaft ihren beſtimten Standort, ihre angewieſene Stæte, aus welcher ſich ihr Beytrag zum gemeinſamen Beſten ohne Schwierigkeit angeben læßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführet, læßt ſich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßſchnure nothdürftig beſtimmen kann. Die Bemühungen des Schriftſtellers gehen nicht ſo unmittelbar nach das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, ſcheinet, wie in einer krummen Linie, ſeine Richtung zu verändern, nicht immer in derſelben Ebene zu bleiben, und ob ſich gleich zulezt ſein Weg, vielleicht deſto ſicherer, zum Mittelpunkte des gemeinſamen Beſten herabſenkt; ſo iſt er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß ſie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienſt des Schriftſtellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wornach diß bey den andern Ständen angeht. Seine Linie iſt für viele zur Berechnung

ſchwer. Wir wollen hier einen Verſuch dazu machen.

Meine eigene Urtheile werden manchen hœchſt ſeltſam ſcheinen. Ich bekenne es aber hier öffentlich, daß ich nicht für die Eigenliebe, ſondern für die Wahrheit ſchreibe.

Wir leben in einer Welt, wo ich es als ausgemacht anſehen kann, daß Bücher unter den Menſchen ſeyn müſſen. Wir haben eine Bibel. Dieſe braucht mündliche und ſchriftliche Erklærungen und Wiederhohlungen: von dieſem Punkte gehe ich aus, und ſetze vier Klaſſen hœchſt brauchbarer Schriftſteller an, die ich auch für die oberſten erklære.

Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand, geſchrieben worden. Von ſolchen Schriften nur kann man mit Recht ſagen, daß ſie für das Publikum ausgearbeitet ſeyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftſteller? Man überrechne es einmal; Setzt zwanzig Millionen Menſchen für Deutſchland. Die witzigſte Schrift unter uns hat kaum achtzig tauſend Leſer. Alſo iſt ein ſolches Publikum der 250ſte Theil von Deutſchland, und die ſogenannten nützlichſten Wochenſchriften ſind immer 19 Millionen und 920 tauſend Deutſchen unbekannt. Der Handwerksmann braucht ſein Geld zu andern und nœthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben ſich in ſeiner Familie einige Schriften herunter geerbt, oder ſeine Frau hat ſie ihm als einen Theil ihres Brautſchatzes mitgebracht. Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arndts, eines Scrivers, und andre; indem faſt jedes Land ſeine eigenen Erbauungsbücher hat. Dieſe Schriften lieſet der gemeine Mann; in dieſen erbauet er ſich. Sie und ſein Morgen und Abendſeegen Buch, (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden), haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen malen, die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Wenn der Fürſt oder ſeine Diener Bluthunde und Gelderpreſſer ſind; wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen Zehrpfennig wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann dieſe Menſchenquæler von der gewaltthætigen Hand, die oft, wie unſichtbar, durch Wachen und Mauren durchgedrungen iſt? Was, vor dem tödtlichen Bley, das durch die Luft ziſchet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wüterichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingeprediget worden. Der arme Stædter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und trœſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſeegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehœrt, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: ſo kömmt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften; eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachbarn und ſeine

Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch bey ihm.

Das erbauliche Lied, welches das preußiſche Heer auf dem Wege, zum Angriff bey Liſſa, ſang, war zehen Heldengedichte und auch eben ſo viele Bataillons werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moraliſten ſammt und ſonders! ihr zierliche, witzige Schriftſteller, das thut ihr nicht! ihr Dichter, vom unterſten Nachtgedankenſchmierer bis zu Youngen und Kloppſtocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom ſchœnlallenden Kandidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht! Geſetzt auch, daß eure Schriften dem gemeinen Manne verſtändlich wæren: woher ſoll er zweyhundert Thaler nehmen, um ſie ſich anzuſchaffen? woher die Zeit nehmen, um ſie zu leſen? Aber ſie ſind ihm nicht einmal verſtändlich. Es hat ſich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphyſik und andern Wiſſenſchaften eingeführt; es haben ſich Redensarten aus andern Sprachen in die unſrige eingeſchlichen, die jeder ſinnreiche Schriftſteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; ſeine Bibel, ſein Catechiſmus, ſeine alte Bücher, ſein tæglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig ſind. Was davon abgehet, iſt für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geſchicke noch Muße, noch Gedult hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nœthig iſt. Ich habe ſchon zweymal unſre Bibel genannt. Wenn man ſie auch nur aus dem Geſichtspunkte der unter dem großen Haufen geſtifteten Erbauung betrachtet: ſo iſt ſchon das Verdienſt ihrer heiligen Verfaſſer ganz überwiegend. Troſt fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleiſche, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da ſie zum Grunde legt, daß kein Anſehen der Perſon vor Gott gelte, auch nicht der Unterſchied der Geiſtesgaben: ſo bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreiſtigkeit. Wenn der Niedrigſte im Volke ſeine Bibel vor ſich hat, das Wort ſeines Gottes: ſo iſt es ihm, als ob ſchon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wære. Sein Fürſt und ſein Beamter ſtehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne deſſen, der erhaben iſt über alles Fleiſch; der ſich der Witwen annimmt und die Wayſen gnædig anblickt, der Kœnige wegſchleudert von ſeinem Angeſichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und ſie zerſtreuet wie verwelkte Roſenblätter. Diß giebt ihm Gedult, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch ſchon Gewalt leidet, und, indem er zu ſeinem Gott ſeufzet, die grauſame Narren muß laut ſprechen hœren: «es iſt kein Gott!»

Der Nutzen unſrer Bibel würde freylich nicht ſo ausgebreitet ſeyn, wenn wir ſie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kann wohl ſchwerlich die Wichtigkeit und das Verdienſtliche der kanſteiniſchen Anſtalt am hälliſchen Wayſenhauſe würdig genug preiſen. Dieſes Haus hat allein durch die Veranlaſſung und Beförderung dieſer Anſtalt den preußiſchen Staaten und dem ganzen Deutſchlande unſchätzbare Vortheile verſchaffet. Wære es denn nicht mœglich, dieſe Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsſchriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen

werden, neben den vielen Preifen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künftler ausgefetzet find, auch einige Koften an die Auflage folcher Schriften zu wenden? wære es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmften Brautleuten dergleichen Bücher umfonft als ein Hochzeitgefchenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob fie unter dem übrigen Hausgeræthe auch mit einer Bibel und mit einer oder zwoen erbaulichen Schriften verfehen wæren? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb ift! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße? Nicht das unfinnige wiedergekäuete, und ekelhaft in einander gedrehte Gefchwätze über den fogenanten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchlerifche Schmeicheleyen, die man fich felbft dabey fagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgeftoßen wird; nicht diefes macht die Erbauung aus. Finftre graufame Menfchenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß fie næmlich nicht denken follen, und doch fchreiben wollen! man darf fie nur auf einen einzigen Probierftein legen, um fie falfch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Chrift feyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie fie es verlangen, in der unthætigen Wachfamkeit über feine innre Kampfveränderungen verharren, und doch feines Berufes warten? unmœglich. Nun ift aber das letztere befohlen. Alfo ift ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulen, und andre Perfonen aus eben derfelben Klaffe eingerichtet ift; die fchwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schweftern von einerley Stoffe und Berufe zum Befuche führt, damit fie von der Gnade fchwätzen können und von der Ruchlofigkeit ihres Næchften; von dem Verderben, dem fie entgangen find, und das auf andre wartet; von den Lüften, mit denen fie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Methaphyfik über das menfchliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philofophie über daffelbe ift für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beydes nicht. Treu und fleißig in feinem Berufe wandeln; feinen Obern gehorchen; feinen Lüften und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm feine Freude und Beruhigung fuchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewiffen! diß muß er lernen; diß muß ihm erklært werden; davon überzeuge man ihn; darinn wird feine Erbauung beftehen, die feinen Nebenmenfchen und feiner eigenen Seele nützlich ift. Keine Sänger an ftatt der Arbeiter! keine Befuche um Gewiffensfragen fich auflœfen zu laffen, an ftatt der Berufsgefchäfte; keine eingebildete Anfechtungen an ftatt des Schweißes im Angefichte; keine Selbfterfahrne an ftatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz kein feufzendes Gefindel an ftatt rechtfchaffener Unterthanen, die fich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! chriftliche Bürger! und bürgerliche Chriften!

Wenn unter Neuern einige Schriftfteller fich finden, welche wahre und verftändliche Erbauungsfchriften herausgegeben haben: fo verdienen diefe eben fo gut als die Werke ihrer Vorgänger durch eine milde Stiftung dem armen Manne in die Hände gebracht zu werden. Und es werden deren fo viele nicht feyn, welche diefe Koften erfordern.

Nach den Erbauungsfchriften für den gemeinen Mann gebe ich den hœchften Rang

ſolchen Schriften, die zur Erleuchtung der Kœnige und Herrſcher und ihrer oberſten Staatsbedienten geſchrieben ſind; woraus ſie Liebe für alle Menſchen; Barmherzigkeit gegen ihre Unterthanen; Erduldung gegen alle Religionspartheyen; Sparſamkeit und noch einmal Sparſamkeit in ihren eigenen Ausgaben; Hochachtung für die Freyheit des Menſchen und des Bürgers; Einſicht in die Geſetze und Überzeugung von dem Glücke und der Hoheit des Friedens lernen mœgen. Monteſquieu's Bildniß, mit der Unterſchrift:

Erudiebam Reges!

Wenige gelangen dazu, daß ſie von ſolchen Zeugniſſen vor Kœnigen reden dürfen, und gehœrt werden! es fordert nicht blos Eifer und Dreiſtigkeit; es fordert überdiß auch vorzügliche Geiſtesgaben, Anmuth, und jene allen merkliche Überlegenheit an Einſichten, welche vor einem Lehrer demüthiget, ohne zu beſchæmen.

Ich laſſe darauf die Arbeit eines Tiſſot folgen. Dieſer rechtſchaffene Armenfreund hat ſeine Talente zu einer Schrift angewandt, darinn er den Armen, und den Unwiſſenden Rathſchlæge ertheilt, wie ſie in Krankheiten nicht blos der Heftigkeit der Anfälle, ſondern auch der Wuth der Vorurtheile entgegen ſtreben ſollen. Welche edle Bemühung, die grimmige Vorurtheile zu beſtreiten, die dem Staate ſo viele tauſend Bürger entreißen, noch mehrere unbrauchbar machen, und die Würgengel unter einem Volke gleichſam naturaliſiren. Sobald man dieſen Verfaſſer perſœnlich kennt, und aus ſeinem Umgange überzeugt wird, daß wahres Wohlwollen ihm die Feder in die Hand gegeben: ſo muß ſein Verdienſt in den Augen des Kenners noch weit hœher ſteigen. Seine Schrift gehœrt unter die Anzahl derer, welche ſo wohlfeil ſollten gedruckt werden, damit ſie, wo nicht jeder Hausvater, doch jede Gemeinde ſich anſchaffen könnte. Er hat ſeitdem andre erwecket, die ihm nachgeahmet, oder die wenigſtens ein gleiches gethan haben. Noch andere ſind andern ſchædlichen Vorurtheilen entgegen gegangen, und die Rechenkunſt, welche Menſchen zählet, iſt ein Mittel geworden, Irrthümer zu tauſenden zu vertreiben. Mahomet ſah einſt im prophetiſchen Geiſte ſeine Nachfolger in der Regierung vor ſich. Unter andern erblickte er den Moauvi, und brach darüber in den Seufzer aus: «o Gott! lehre «den Moauvi ſchreiben und rechnen!» wir können wohl noch dazu ſetzen, «und gieb «allen ſeines Standes die ſüßmilchiſchen Ta«bellen als ihr Einmaleins in die Hände!»

In kleinen Staaten, darinn die Geſetze ſo wenig und ſo einfach ſind, daß ſie von jedem können begriffen und ohne Auslegung verſtanden werden; darinn die Rechte der mancherley Glieder ſich ſo nahe kommen, daß ein jeder des andern Vorzüge ohne Wehmuth und Verdruß leſen kann; darinn endlich die geſetzgeberiſche Gewalt ſo gleich ausgetheilt iſt, daß jeder gleich genauen Unterricht darinn bedarf: in ſolchen Staaten muß jeder Bürger ein *Corpus Iuris* bey der Hand haben. Es kann in der Form eines Staatskatechiſmus abgefaſſet ſeyn, darinn die erſte Frage wære «welcher Regierung biſt «du?» und die erſte Antwort «ich bin ein «freyer Mann.» Wenn ein ſolches Buch gut abgefaſſet und in jedermanns Händen wære: ſo müßte es ſeinen Verfaſſer in die vierte der angegebenen Klaſſen ſetzen. Allein, weil ein ſolches Buch von der Geſetzgebung ſelbſt zu beſorgen wære: ſo darf ich es nicht wohl als eine Privatarbeit betrachten; die vierte Klaſſe kann alſo beynahe wegfallen, und wir können mit jenen dreyen die Schriftſteller, deren Verdienſt oben an ſtehet, aufhœren laſſen.

Nun muß ich mir den Weg zur Beurtheilung aller übrigen Arten von Schriftſtellern bahnen.

Unſre bürgerliche Geſellſchaften haben ſo, wie ſie jetzt beſchaffen ſind, eine Menge von Kenntniſſen nœthig, die man füglich unter zwo Gattungen bringen kann. Die eine mag die Regeln zur Ausübung der verſchiedenen Künſte und Gewerbe enthalten: die andre aber die Theorien zu dieſen Regeln. Die Regeln ſelbſt können entweder mündlich; wie es noch immer bey tauſend Gewerben geſchieht; oder ſchriftlich überliefert werden. Bey der Theorie geht dieſes nicht ſo gut an: und dieſe ſcheint unumgänglich einen ſchriftlichen Vortrag zu erfordern. Man wird nicht einwenden, daß die Regeln ohne Theorie hinreichend ſeyen; da alle Tage noch immer gezeigt wird, wie aus der Theorie die Regeln verbeſſert werden.

Man kann alſo einmal annehmen, daß es zu der jetzigen Beſchaffenheit unſerer Staaten hochnützlich ſey, eine große Menge von Kenntniſſen durch Schriften auszubreiten.

Wenn man eben dieſe Staaten noch genauer und unter einer andern Wendung anſieht: ſo findet man, daß ſich nach und nach vom gemeinen Manne eine Gattung Menſchen abgeſondert habe, die ihren Verſtand und Geſchmack an tauſend Dingen, deren Geſtalt dem erſtern gar niemals vorgekommen, geſchärfet; und welche denn auch den Einfluß dieſes Verſtandes und dieſes Geſchmackes auf ihr Betragen merken laſſen — es ſey nun zum Guten oder zum Bœſen.

Dieſer leichten Beobachtung gemæß, darf man wohl zweytens als eine leicht zu erweiſende Wahrheit annehmen, daß wenn einmal unter dem ſogenannten feinern Theil einer Nation ein gewiſſer Einſatz an Einſichten und Geſchmack vorhanden iſt: beydes, wo nicht immer vermehrt und erhœhet, doch wenigſtens auf dem næmlichen Grade erhalten werden müſſe, weil ſich ſonſt beydes verſchlimmert, und ſodann auch die Sitten.

Endlich füge ich das dritte hinzu: eine Kenntniß bietet immer der andern die Hand, und wo man erſt eine bis zu einem gewiſſen Grade treibt: da muß man ſie alle treiben!

Damit ich nicht durch Einwendungen aufgehalten werde, will ich noch erklæren, daß ich alle erweißlich-ſchædliche Bücher und Kenntniſſe gänzlich ausſchließe: nur muß man dagegen auch wieder ſo billig ſeyn, und wegen des Misbrauches dem guten Gebrauche keine Vorwürfe machen.

Jetzt wird man begreifen, warum ich zu Folge meines zweyten Satzes alle Genies, in welcher Art von Kenntniſſen ſie auch arbeiten, hervortreten laſſe, und ſie unter den übrigen Schriftſtellern für die feinere Welt oben an ſtelle.

Man wird ferner begreifen, daß der Nutzen einer jeden Kenntniß, die zu einem Staate, wie es in unſeren Zeiten iſt, gehœret, doppelt könne angegeben werden: einmal, wieferne das Wiſſen ſogleich einen gewiſſen Vortheil im Staate erzeuget; hernach, wie ferne es mit anderm Wiſſen zuſammenhänget, und demſelben zum Grunde dienet. Da nun aber die Vortheile für den Staat, beſonders wenn ſie nicht ganz weſentlich ſind, bald ſo, bald anders können geſchätzet werden; da die Verbindung unter den Wiſſenſchaften bald durch dieſen Gang, bald durch einen andern, kann durchgeführt werden: ſo muß jedem in die Augen leuchten, daß es unmœglich falle, einen feſten Rang unter den übrigen Schriftſtellern, anzugeben; wobey næmlich der Entſcheidungsgrund aus dem Nutzen, den ſie ſtiften, hergenommen wære. Diß überhebt mich der Mühe aus verſchiedenen Vorreden zu ſammeln, was der Grammatiker, der Wörterbuchſchreiber, der Sternkundige, der Dichter,

Scheidekünſtler, der Geometer, der Alterthumskundiger, der Rechenmeiſter, der Zergliederer, der Geſchichteforſcher, der Wappenkenner, der Methaphyſiker, der Moraliſte, der Münzenverſtändige, der Zeitrechner, — — — der Inſektenſammler, was jeder zum Beweis des Nutzens ſeiner Kunſt anbringt. Wo ſich manchmal der unmittelbare Vortheil des Staates nicht zeigt: da iſt hingegen der Zuſammenhang mit andern unentbehrlichen Kenntniſſen ſo ſtark, daß jedes Urtheil der Unbrauchbarkeit, wenn es eben ſollte ausgeſprochen werden, von dem Vernünftigen noch zurückgehalten wird. Ich ſtelle mir Sklaven vor, deren jeder in einem Gange eines Labyrinthes wohnet, und nach einem in der Mitte angelegten Teiche Waſſer tragen muß. Jeder rühmt dem andern ſeinen Gang als unentbehrlich, weil ihn der Weg nach dem Teiche hin, dadurch tragen würde. Die Ruhmſucht verleitet ihn, auch den Fußboden, und die grünen Seitenwände ſeines Ganges über alle andre zu erheben. Kann man denn nicht dieſes lächerliche mit einem ſanften Lächeln überſehen? Um den Teich herum ſitzen der Sklaven Herren und Gebieter, und einige darunter ſind ſo erleuchtet, daß ſie nur diejenige Sklaven, welche ſie vollends den Eymer hertragen ſehen, für nützlich halten; die andern aber, welche mühſelig genug in den Gängen ihre Eymer an jene abgeliefert haben, für ganz unbrauchbar anſehen. Müſſen wir nicht in unſern treflichen Zeiten faſt tæglich ähnliche Urtheile hœren, wodurch nur deſſen Gelehrſamkeit für brauchbar angeſehen wird, der die verſchiedene Grasarten, und die verſchiedene Dünger, und die verſchiedene Saaten kennet? Sie iſt brauchbar dieſe Gelehrſamkeit. Wer läugnet es? aber warum muß denn gerade aller menſchlicher Scharfſinn auf die Befriedigung dieſer geiſtloſen Bedürfniſſe eingeſchränkt ſeyn? giebt es keine edlere, die unſeres Nachſinnens würdig ſind? Auch hier gilt es: «der Menſch lebt und denkt «nicht vom Brodte allein.» Wahrhaftig! wenn die Abſicht alles Wiſſens nichts weiter als pflügen und melken iſt: ſo können wir durch Überlieferungen weit beſſer dazu kommen, als durch Bücher.

Wornach iſt denn endlich das ganze Verdienſt des Schriftſtellers zu beſtimmen? Seinen Beytrag zum gemeinen Beſten haben wir geſehen. Einigen davon empfindet jeder Staat zu ſeiner Sicherheit und Beſtandheit, wenn ich ſo ſagen darf: und dieſen liefern jene drey obere Klaſſen. Andern wendet er nur zu ſeiner übrigen Blüthe und Wohlfarth an; und dabey læßt ſich, wie wir geſehen haben, nichts genau beſtimmen.

Es kann für den Leſer einer nützlichen Schrift gleichviel gelten, ob ſie aus wahrem Wohlwollen, oder aus andern Bewegungsgründen aufgeſetzet worden. Jeder Schriftſteller muß zwar diß an ſich ſelbſt beurtheilen: andre aber können ihr Urtheil nicht wohl darnach beſtimmen. Der ganze Umfang der Stärke der Seele wird gar ſelten zur Ausarbeitung einer Schrift angewandt. Gedult und Stætigkeit zwar: aber dieſe gehœren zu allen Arbeiten. Was die hœchſtſeltenen Ausnahmen hierinn ändern: læßt ſich alsdann leicht hinzuſetzen. Was bleibt denn alſo übrig? — Nach den Gaben, nach der Anmuth, nach den Talenten, womit ein Werk geſchrieben iſt, daſſelbe beurtheilen, und jedem die Freude überlaſſen, daß er es für das nützlichſte halte, was nur habe geſchrieben werden können. Immerhin mag jedem — ſeine Arbeit vorzüglich gefallen. Dadurch wird der nœthige Enthuſiaſmus enthalten, ohne welchen nichts zur Vollkommenheit, nicht einmal zum Seyn gedeihet. Die gemeine Wohlfarth verliert nichts dabey, und jeder in ſeinem Gange liefert ſeinen Eymer. Beyläufig

læßt ſich auch daraus erklæren, warum die Genies in verſchiedenen Arten mit ſo vielem Kaltſinne, auch wo der Neid ſich nicht darein miſchet, von einander ſprechen. Keiner kann dem andern die Grœße des Geiſtes abläugnen: nur jeder hält des andern Arbeit für ſehr entbehrlich.

So, wie es mit dem Range der Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt ſtehet: eben ſo trifft es ein bey dem Range der verſchiedenen Theile einer Wiſſenſchaft und Arten einer Kunſt. Ich will die Anwendung gleichfalls nur mit den erſten Strichen an einer Kunſt zeigen, die von dem einen für die göttlichſte geprieſen, und von dem andern für die eitelſte geſchimpft wird. Jeder rathet ſchon auf die Dichtkunſt.

Was davon zur gemeinen Erbauung angewandt wird, hat oben ſchon ſeinen Platz, und bringt außerdem dahin Talente mit, die unſtreitig dem Verdienſte noch einen grœßern Glanz geben.

Bey den Alten war die Tragœdie eine Schule der Kœnige. Dort ward ihnen das Schickſaal der Unterdrücker, und das allgemeine Erbtheil der Menſchen vorgewieſen. Auch Tyrannen weinten vor der Schaubühne, ob ſie gleich ſich der Thrænen ſchæmten. Noch in unſern Zeiten fällt ein

Soyons amis, Cinna!

in die Ohren der Prinzen und oft in ihr Herz, und bringt manchmal Früchte.

Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußiſchen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wæren: ſo müßte er, in den preußiſchen Staaten, unter den Dichtern den erſten Rang nach den erbaulichen erhalten.

Aber für ganz Deutſchland iſt es ohne Widerſpruch Gellert, deſſen Fabeln wirklich dem Geſchmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Ich unterſuche jetzt nicht, ob es nœthig ſey, daß die ganze Nation einen andern Geſchmack kriege, als ſie vor 70, oder 80 Jahren gehabt hat: aber wenn es nœthig iſt: ſo haben Gellerts Fabeln den erſten Grund dazu gelegt. Sie haben ſich nach und nach in Häuſer, wo ſonſt nie geleſen wird, eingeſchlichen. Dadurch iſt das Gute in der Dichtkunſt in Exempeln, und nicht in Regeln, bekannt, und das ſchlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geiſt und der Geſchmack einer Nation ſind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu ſuchen. Dieſe beyde Geſchlechter gehœren gleichſam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen ſie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntniſſen noch nichts zur Nachahmung ſich bekannt gemacht hat. So ohngefähr urtheilt man nicht von der Luft eines Landes, nach der Luft, die man in einer auf dem hœchſten Berge angelegten Wohnung athmet; ſondern nach der, die in den Ebenen und nahe bey Stædten oder Dörfern eingezogen wird.

Ich habe hier nur auf unſers Gellerts Fabeln geſehen:

Fama hominum merces ſit verſibus aequa profanis:
Mercedem poſcunt carmina ſacra Deum.

Man wird nun ohne Schwierigkeit die Stelle für alle moraliſche Dichter und überhaupt für alle moraliſche Schriftſteller finden. Sie müſſen für einen anſehnlichen Theil der Nation arbeiten, deſſen Geſchmack und Sitten wenigſtens nicht ſinken ſollen. Ob ſie es bis zum Verbeſſern bringen, iſt eine andre Frage. Doch muß man auch nicht ungerecht gegen dieſe Schriftſteller ſeyn. Oft haben ſie im Verborgenen Gutes geſtiftet. Wer will ihnen jede tugendhafte Empfindung, die ſie erreget; jeden rechtſchaffenen Entſchluß, den ſie veranlaſſet; jede ernſthafte Reue, die ſie er-

wecket; wer will es ihnen nachrechnen? Es bleibt auch hier das wahre Merkmal eines guten Buches: «Jedes Buch ist gut, das einige «Leser zu einer guten Bewegung und Ent-«schließung bringt.» Nur muß Horaz nie vergessen werden, der uns aus dem Munde eines berühmten Rechtsgelehrten deutlich lehret, daß diß alles blos von gut geschriebenen Gedichten und moralischen Schriften gelte: denn

Si mala condiderit quis carmina; ius est
Iudiciumque.

Die Dichter erscheinen nicht ohne Gesellschaft: der ganze Chor vortreflicher Künstler drängt sich zugleich zu dem Verdienste vor, das jenen zuerkannt wird. Ein Miserere vom Allegri; ein Stabat Mater vom Pergolese; eine Paßion vom Graun mit Ramlers unvergleichlichem Texte; eine Verklærung vom Raphael; ein jüngstes Gericht vom Michel Angelo können und müssen eben dieselbe Wirkungen, wie das beste Gedicht hervorbringen; ja manchmal noch grœßere. Denn es ist ihnen eigen, nicht nur daß sie in den Zimmern der Großen theure Wahrheiten predigen, sondern auch, daß sie dieselbe unvermerkt predigen und gerne gehœrt werden. Ein Domitian, der in seinem Zimmer einsam Fliegen fängt, bleibt vielleicht bey dem Gemählde betrachtend stehen, wovon er eben eine Fliege weggehaschet hat: er würde aber niemals ein Buch in die Hand genommen haben. Überdiß denkt man bey den Lehren des Dichters immer an den Mann, der sie niedergeschrieben hat, und bildet sich ein, daß alle solche Lehren nur nach der Denkungsart des Dichters wahr seyen. Aber bey der Mahlerey scheinen die Sachen und die Natur selbst zu reden, und man muß auch wider Willen Ehrfurcht für ihre Aussprüche haben.

Anakreontische Lieder und Küchenstücke mœgen wohl in einerley Range stehen, und ihnen kömmt zu gut, was wir erinnert haben, daß alles müsse angebauet werden, wenn man sich einmal zum Anbau verstanden hat. Eben so muß man sich erinnern, daß die Genies in allen Arten heraustreten und sich zusammen in eine Reihe stellen. Mir deucht, man könnte sie mit den Generalen der verschiedenen Corps einer Armee vergleichen. Das ordentliche Fußvolk wird von den Kennern der Kriegskunst hœher geschätzt, als die leichten Streiftruppen: aber der General der letztern führt seinen Titel so gut als der General des erstern. Alle schœne Schriften und Werke der Kunst haben also wenigstens diß Verdienst, daß sie einmal den Geschmack einer Nation in allen Arten ausbilden, verbessern oder festhalten, hernach, daß sie der Verschlimmerung der feinern Empfindungen und der Ruchlosigkeit der Sitten Einhalt thun, indem sie das Gute unter neuen Einkleidungen vortragen, und durch solche Erneurung angenehm machen.

In einer Sprache geschrieben haben, darinn man mehrern Nationen verständlich ist; und in mehrern Arten der Wissenschaften und Künste sich hervorgethan haben, muß nothwendig ein vermehrtes und zusammengesetztes Verdienst geben.

Nicht alle Gelehrte sind Schriftsteller!*) dem Himmel sey dafür gedankt! Unser sind ohnedem schon zu viel; und es möchte immerhin einer die Worte des Hofnarren ausrufen, der zu einigen spaßhaft seyn wollenden Herren sagte: «meine Herren, wir bringen uns «ums Brodt!» Hingegen sind solche nichtschreibende Gelehrte zu gewissen Ständen des Staates angewiesen, und können sich von dorther ihre Verdienste, wenigstens ihr reichliches Auskommen, herhohlen. Die Masse der Gelehrsamkeit, welche sie unter einer Nation mit erhalten helfen, muß allerdings auch in

*) Der umgekehrte Satz ist leider auch wahr: nicht alle Schriftsteller sind Gelehrte!

Betrachtung gezogen werden: allein, ich werde mich nicht dabey aufhalten; der einzige Stand der Prediger verdient eine Ausnahme, weil ſein Werth aufs unbedachtſamſte iſt angegriffen worden.

Man kann die Denkungsart unſerer Zeiten den Innbegriff ſolcher Ausſprüche nennen, nach welchen die nützlichſte Sachen für unbrauchbar erklært werden, weil man einen Mißbrauch dabey entdecket hat. Dem gemeinen Manne würde es nicht einfallen, um eines ſolchen Mißbrauches willen, den er längſtens auch geſehen hat, die ganze Sache zu verwerfen: aber Leute, die nicht zum Pœbel gehœren, haben es zu dieſer Feinheit im Schließen gebracht, und ihr den Namen Philoſophie gegeben. Nirgends hat ſich dieſe Philoſophie mit mehrerm Glanze gezeigt, als bey der Beurtheilung des Predigerſtandes. «Wozu nützt wohl der ganze Predigerſtand? «Könnte nicht der erſte beſte vernünftige Mann «auf die Kanzel ſteigen, und eine Rede von «ungefähr einer Stunde herſagen? — O ja! — «warum richtet man es denn nicht ſo ver«nünftig ein? — um des kleinen Umſtands willen, weil durchs Predigen noch nicht alles gethan iſt. Zum Amte des Predigers gehœrt auch die Seelſorge. — ein unverſtändliches Wort -- ich hätte es vermuthen ſollen; um mich denn etwas mehr nach der Faſſung meines Gegners zu richten, wollen wir den Theil der Seelſorge, welcher ſich auf das andre Leben bezieht, vorjetzt bey Seite ſetzen, und das übrige nur eine gewiſſe Sittenaufſicht nennen. Nun behaupte ich, daß kein Staat ordentlich verwaltet werden könne, ohne dergleichen Aufſeher, zu denen der gemeine Mann nicht nur ein großes Zutrauen hege, ſondern für die ihm auch eine gewiſſe Ehrfurcht, die das Amt ſelbſt erwecken muß, eingeprægt ſey. Um das, was ich behauptet habe, zu unterſtützen, fordre ich blos mir einzuräumen, daß Kriegsræthe, Accißeinnehmer und Thorſchreiber allein, ein Reich nicht glücklich machen; und nicht hinreichend ſeyen, weder ein aufrühriſches Volk im Zaum zu halten, noch ein ruhiges zu ſeiner Pflicht anzutreiben. Unſre næchſte Frage iſt, ob denn dieſe nothwendige Sittenaufſeher geiſtlich oder weltlich ſeyn müſſen? — gut; aber ehe wir die Antwort zur Frage ſuchen, wollen wir uns erſt um ihren Sinn vereinigen. Sagt ſie ſo viel, ob nicht neben dieſer Sittenaufſicht noch eine andre ganz davon verſchiedene Bedienung in einer einzigen Perſon verbunden ſeyn könne: ſo verneine ich ſie gerade zu; weil das eine oder das andre Amt darunter leiden würde. Sagt aber die Frage ſo viel, ob nicht dem Weltlichen ein gewiſſer Grad der Heiligkeit könne mitgetheilt werden, der ihm die Führung ſeines Amtes erleichtere: ſo wollen wir es ſogleich bejahen, und noch hinzuſetzen, daß ſogar dieſer Grad der Heiligkeit bis dahin müſſe verſtärkt werden, damit der Sittenaufſeher im nœthigen Falle auch vor dem Oberſten des Volkes noch ungeſcheuet Wahrheiten ſprechen dürfe, wo ſchon alle andre ſchweigen.

Wenn diß iſt, wie es auch ſeyn muß: ſo ſind dieſe Weltliche alsdann Geiſtliche für die eine Hälfte der Seelſorge; und der Zwiſt kömmt vielleicht nur noch auf die Farbe des Kleides an, welches ſie tragen ſollen.

Laßt doch einmal die Herren, welche ſo unbeſonnen wider den geiſtlichen Stand ſprechen, laßt ſie doch einmal in die Fälle kommen, wo ſie der Hülfe des Geiſtlichen bedürfen. Laßt den Officier nach einem unglücklichen Feldzuge, zur Ergänzung des Regiments in ſeinen Kanton eilen, wo inzwiſchen der Feind wütend gehauſet hat. Der Bauer hat ſchon ſein letztes daran geſtreckt; hat nichts mehr, als ſeine und ſeiner erwachſenen Kinder Hände. Was kann

er wohl noch verlieren, wenn er ſich dem Officiere, der ihm ſeine Söhne nehmen will, widerſetzet? Das junge unbärtige Geſicht wird, auch mit dem Beyſtande ſeiner zween bärtigen Unterofficiere, wahrhaftig keine ganze Dorfſchaft zwingen. Strahlen der Majeſtæt fahren nicht von ihm aus; und ein paar neugelernte Flüche ſtoßen leicht auf ein paar alte, die eben ſo kräftig ſind. Was will nun der junge Herr anfangen? Von der benachbarten Dorfſchaft Hülfe hohlen. Aber wenn ihn dieſe mit Knüppeln wegjagte? O! hier iſt kein andrer Rath als beym Geiſtlichen des Ortes. Dieſer muß am Sonntage ſeine Zuhœrer aus dem Worte Gottes aufrichten; ſie ermahnen, ihr Herz nicht an das Zeitliche zu hängen; ſie zu bedenken bitten, daß es eben derſelbe Gott nehme, der es verliehen; ſie erinnern, dem Kœnige zu geben was des Kœnigs und des Vaterlandes iſt, auch die angebohrne Unterthanen: und wenn ſchon der Prediger durch dergleichen faßliche Gründe keine großmüthige Einwilligung erregt: ſo verhütet er doch einen Aufſtand.

Es braucht eben nicht Krieg zu ſeyn, damit der Geiſtliche den großen Einfluß, den er auf die Herzen ſeiner Zuhœrer hat, zeigen könne. Wenn anſteckende Krankheiten ihnen ihre Angehœrige von der Seite reißen: wenn Seuchen, wenn Waſſerfluthen, wenn Feuersbrünſte, wenn Hagel das bischen Haab und Gut rauben, wegſchwemmen, verzehren, zermalmen: wenn jedes Herz zaget, und der Bettelſtab faſt an jeder Thür lehnt: wer ſoll da in die Häuſer gehn? wer aufrichten und trœſten? Fürwahr weder der Officier noch der Beamte. Beyde zeigen ſich in ſolchen Umſtänden faſt immer nur wie eine neue Strafe des Himmels; weil ſie aller Unmœglichkeit ohnerachtet doch das gewöhnliche einfordern. Wer ſoll alſo dem betrübten Unterthanen Muth einſprechen? Der Geiſtliche. Er muß Hausbeſuche abſtatten: er muß reden: das Wort Gottes bekömmt in ſeinem Munde wieder Kraft und Nachdruck für die Bekümmerte; denn ſie können in ſolchen trüben Stunden weder leſen, noch verſtehen, was ſie leſen. Nur der Vortrag des Geiſtlichen ſchaft ſich nach und nach Eingang. Der Bauer merkt auf, und merkt deſto mehr auf, je älter ſein Prediger iſt. Warum ſollte er nicht aufmerken? Der Mann ſpricht ja mit ihm, der ihn getauft hat, der ſeinen Ältern, ſeinen Brüdern und Anverwandten, ſeinen Kindern, ihm ſelbſt wohl in kranken Tagen zugeſprochen, einigen darunter auf dem Todbette beygeſtanden hat; kurz, der bey allen Hauptveränderungen ſeines Lebens, als eine wichtige Perſon mit zugegen geweſen iſt. O die Reden eines ſolchen Mannes haben bey dem Bauren Gewicht und Anſehen. Der vornehmſte Rath und Officier können es ſich nicht geben. Dazu kömmt nun noch, daß der Bauer auch an den andern Theil der Seelſorge denkt, und ſeinen Geiſtlichen als den Mann betrachtet, der ſich um das ewige Wohl ſeiner armen Seele bekümmert; welches er bey keinem andern Landesbedienten vermuthen darf. Und warum wollten wir es dem Bauren übel nehmen, daß er ein wenig mehr, als andre vielleicht, an ſeine Seele denkt? Kurz, man mag die Sachen anſehen, von welcher Seite man nur will: ſo muß man immer geſtehen, daß der Stand der Geiſtlichen einer der verdienſtvolleſten Stände bleibe: und da wir auf jeden einzelnen Soldaten von der Würde ſeines Standes einen großen Theil ableiten; ſo kann ja wohl auch jeder Geiſtlicher an dem Werthe des ſeinigen Theil nehmen. Man kann in beyden Fällen zuweilen das perſœnliche Verdienſt bey Seite ſetzen. Das einzige muß

ich noch anmerken, daß das Verdienſt des Geiſtlichen abzunehmen ſcheine, je vornehmer er wird. Denn, wenn er keine Seelſorge mehr führet, und nur, wie ein franzœſiſcher Biſchoff, von Zeit zu Zeit auf eine zierliche Predigt denkt, nicht ſowohl um ſeine Zuhœrer zu erbauen, als um gelobt zu werden: ſo können wir faſt, wie du Gueſclin einſt bey einer gewiſſen Gelegenheit zum Pabſte ſagte, auch davon ſagen: «ohne die wollen wir wohl fertig «werden!»

AUS JOHANN WINCKELMANNS GESCHICHTE DER KUNST DES ALTERTHUMS.

Ausgabe von Heinrich Meyer und Johann Schulze.

VIERTES BUCH. VON DER KUNST UNTER DEN GRIECHEN.

ERSTES KAPITEL.

VON DEN GRÜNDEN UND URSACHEN DES AUFNEHMENS UND DES VORZUGS DER GRIECHISCHEN KUNST VOR ANDERN VÖLKERN.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunſt der Griechen verhält es ſich wie mit der griechiſchen Litteratur; man kann nicht richtig urtheilen, ohne in dieſer alles und mehrmals geleſen zu haben, ſo wie man in jener alles was übrig iſt, wenn es mœglich wære, ſehen und unterſuchen muß. Wie nun die griechiſche Gelehrſamkeit wegen der großen Menge der Scribenten und derer, die über dieſe geſchrieben haben, ſchwerer iſt, als das Studium aller alten Sprachen zuſammen genommen, eben ſo machet die unendliche Anzahl der Überbleibſel griechiſcher Kunſt die Kenntniß derſelben weit mühſamer als es die Kunſt anderer Völker des Alterthums iſt, ſo daß ein einziger Menſch unmœglich alles ſelbſt beobachten kann.

§. 2. Die Kunſt der Griechen iſt die vornehmſte Abſicht dieſer Geſchichte, und es erfordert dieſelbe, als der würdigſte Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da ſie ſich in unzählig ſchœnen Denkmalen erhalten hat, eine umſtändliche Unterſuchung, die nicht in Anzeigen unvollkommener Eigenſchaften und in Erklærungen des Eingebildeten, ſondern im Unterricht des Weſentlichen beſtände, und in welcher nicht blos Kenntniſſe zum Wiſſen, ſondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunſt der Ægypter, der Hetrurier, und anderer Völker, kann unſere Begriffe erweitern, und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber ſoll ſuchen, dieſelben auf Eins und auf das Wahre zu beſtimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.

§. 3. Dieſe Abhandlung über die Kunſt der Griechen beſtehet aus vier Stücken: Das erſte und vorläufige handelt von den Gründen und Urſachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechiſchen Kunſt vor andern Völkern; das zweyte von dem Weſentlichen der Kunſt; das dritte von dem Wachsthume, und von dem Falle derſelben; und das vierte von dem mechaniſchen Theile der Kunſt. Den Beſchluß dieſes Kapitels macht

eine Betrachtung über die Malereyen aus dem Alterthume.

§. 4. Die Urſache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunſt unter den Griechen erlangt hat, iſt theils dem Einfluſſe des Himmels, theils der Verfaſſung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künſtler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunſt unter den Griechen, zuzuſchreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Kunſt ſoll getrieben werden, und zu dieſem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philoſophie, welches Epicurus den Griechen allein beylegen wollen, könnte mit mehrerm Rechte von der Kunſt gelten. Die Griechen erkannten und prieſen den glücklichen Himmel, unter welchem ſie lebeten, welcher ihnen zwar nicht einen immerwährenden Frühling genießen ließ, (denn in Theben ſchneiete es die Nacht, da der Aufſtand wider die Spartaniſche Regierung ausbrach, ſo ſtark, daß niemand aus dem Hauſe gieng), ſondern der vorzügliche Himmel beſtand in einer gemæßen Witterung, welche als eine von den entfernteren Urſachen des Vorzugs der Kunſt unter den Griechen anzuſehen iſt. Dieſer Himmel war der Quell der Frœhlichkeit in dieſem Lande, und dieſe erfand Feſte und Spiele, und beyde gaben der Kunſt Nahrung, die den hœchſten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrſamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche annoch zu dieſen Zeiten einen beſondern Begriff von dem Ehrenworte Scribent hatten. Es wurde derſelbe einigermaßen für verächtlich gehalten, und Plato läſſet den Socrates ſagen, daß angeſehene Männer in griechiſchen Stædten keine Schriften entworfen noch hinterlaſſen hätten, damit ſie nicht unter die Sophiſten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealiſch vorſtellen möchten, war die Natur bey ihnen. Die Natur, nachdem ſie ſtufenweis durch Kälte und Hitze gegangen, hat ſich in Griechenland, wo eine zwiſchen Winter und Sommer abgewogene Witterung iſt, wie in ihrem Mittelpunkte geſetzt, und je mehr ſie ſich demſelben næhert, deſto heiterer und frœhlicher wird ſie, und deſto allgemeiner iſt ihr Wirken in geiſtreichen witzigen Bildungen, und in entſchiedenen und vielverſprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und in ſchweren Dünſten eingehüllet iſt, ſondern in einer heiteren und frœhlichen Luft wirket, wie Euripides die Athenienſiſche beſchreibet, giebt ſie dem Körper zeitiger eine reifere Form; ſie erhebet ſich in mächtigen, ſonderlich weiblichen Gewächſen, und in Griechenland wird ſie ihre Menſchen auf das feinſte vollendet haben: denn was die Scholiaſten vorgeben von den langen Köpfen oder langen Geſichtern der Einwohner der Halbinſel Eubœa, ſind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daſelbſt, die *Μάκρωνες* hießen, zu finden.

§. 7. Die Griechen waren ſich dieſes, und überhaupt, wie Polybius ſagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke iſt die Schœnheit ſo hoch, als bey ihnen, geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiaſt dem Simonides oder dem Epicharmus zuſchreibet, unter den vier Wünſchen, von welchen Plato nur drey anführet, der erſte geſund ſeyn, der andere ſchœn von Geſtalt ſeyn, (*καλὸν γένεσθαι* oder

φυὰν καλὸν γένεσθαι, wie nach gedachtem Scholiaften die eigentlichen Worte hießen); der dritte Wunfch war rechtmæßig reich feyn (ἀδόλως πλουτεῖν) und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit feinen Freunden luftig und frœhlich feyn (ἡβᾷν μετὰ φίλων); diefe Bedeutung des Worts kann hier beyläufig zur Erläuterung des Hefychius dienen.

§. 8. Da alfo die Schœnheit dergeftalt von den Griechen gewünfchet und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was diefelbe erheben konnte; fo fuchte eine jede fchœne Perfon durch diefen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und fich insbefondere den Künftlern gefällig zu erzeigen, weil diefe den Preiß der Schœnheit beftimmten, und eben dadurch hatten fie Gelegenheit, die Schœnheit tæglich vor Augen zu fehen. Ja es war diefelbe gleichfam ein Verdienft zum Ruhme, und wir finden in den griechifchen Gefchichten die fchœnften Leute angemerkt: gewiffe Perfonen wurden von einem einzigen fchœnen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von feinen fchœnen Augenliedern, mit einem befondern Namen, bezeichnet: denn er wurde genennt χαριτοβλέφαρος, das ift, auf deffen Augenliedern die Gratien wohneten. Ja es fcheinet, man habe geglaubet, die Zeugung fchœner Kinder durch verordnete Preiße befördern zu können, welches die Wettfpiele der Schœnheit zu glauben veranlaffen, die bereits in den allerälteften Zeiten, vom Cypfelus, Kœnige in Arcadien, zur Zeit der Heracliden, bey dem Fluffe Alpheus, in der Landfchaft Elis, angeordnet waren; und an dem Fefte des Philefifchen Apollo war auf den gelehrteften Kuß unter jungen Leuten ein Preiß gefetzet. Eben diefes gefchah unter Entfcheidung eines Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bey dem Grabe des Diocles. Zu Sparta und zu Lesbus, in dem Tempel der Juno, und bey den Parrhafiern waren Wettftreite der Schœnheit unter dem weiblichen Gefchlechte. Die allgemeine Achtung der Schœnheit gieng fo weit, daß die fpartanifchen Weiber einen Apollo oder Bacchus, oder einen Nireus, Narciffus, Hyacinthus, oder einen Caftor und Pollux in ihrem Schlaf-Zimmer aufftelleten, um fchœne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeuget. Hat es Grund, was Dio Chryfoftomus von feinen und des Trajanus Zeiten faget, daß man nicht mehr auf männliche Schœnheiten achtfam fey, oder diefelben zu fchätzen wiffe, fo lieget auch in diefer Unachtfamkeit eine Urfache von dem damaligen Abnehmen der Kunft.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Clima felbft in der Bildung wirkete, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reifenden Zeugniß, vorzüglich ift, und ihre alten Künftler begeiftern konnte; eben fo und nicht weniger ift diefer Wirkung das gütige Wefen, das weiche Herz und der frœhliche Sinn der Griechen zuzufchreiben, als Eigenfchaften, die zur Entwerfung fchœner und lieblicher Bilder eben fo viel, als die Natur zur Zeugung der Geftalt beytragen. Von diefer Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Gefchichte, und die Gütigkeit der Athenienfer ift, wie ihre Verdienfte um die Kunft, bekannt. Daher fagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wiffe; fo wie fich, um von den Zeiten der älteften Kriege der Argiver und Thebaner anzufangen, zeiget, daß allezeit bedrängte und verfolgte Perfonen in Athen Zuflucht gefunden und Hülfe erhalten. Eben diefe Heiterkeit des Gemüths gab bereits in den älteften Zeiten Anlaß

zu theatralischen und andern Spielen, um, wie Pericles sagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dieses aus Vergleichung der Griechen mit den Rœmern, bey welchen die unmenschlichen blutigen Spiele, und mit dem Tode ringende und sterbende Fechter, auch in ihren gesittetesten Zeiten, dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren; die Griechen hingegen verabscheueten diese Grausamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kayserzeit in Corinth sollte angestellet werden, sagte jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entschließe, diese Grausamkeit anzuschauen; endlich aber führeten die Rœmer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beyder Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Rœmer offenbar: denn bey diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Stædten bey dem ersten Einfalle nicht allein, was menschlichen Athem hatte, niederzuhauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andere Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Africanus der ältere geschehen, da Carthagena in Spanien erstiegen und eingenommen wurde. Das Gegentheil sehen wir an den Atheniensern, die im öffentlichen Rathe beschlossen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbus umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthænigkeit entzogen, und die Anführer der Empœrung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie gereuete, und sie erklærten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Rœmern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar, aus dieser ihren Kriegen: denn die Achæer führeten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmacheten, keine verborgene Pfeile zu führen, noch mit denselben zu schießen, sondern in der Næhe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja in der grœßten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammen kamen. Sogar in den ältesten und wenig gesitteten Zeiten, in den hartnäckigen messenischen Kriegen, macheten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bey ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeyert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweyten messenischen Kriege, dessen Ende in der acht und zwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freyheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freyheit hat in Griechenland allezeit den Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Kœnige, welche væterlich regiereten, ehe die Aufklærung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freyheit schmecken ließ, und Homerus nennet den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben, und Sorge für ihr Bestes, anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxus von den Atheniensern erobert wurde, hatte kein freyer Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhete nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem

Volke zu ſeyn, und ſich mit Ausſchließung anderer verewigen zu können.

§. 14. Die Kunſt wurde ſchon ſehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Perſon auch durch ſeine Figur zu erhalten, und hierzu ſtand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte ſogar die Statuen ſeiner Kinder auch in den Tempeln aufſtellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agathocles wiſſen, welche die Figur deſſelben in ſeiner Kindheit einem Tempel weihete. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Bruſt, die allerwohlfeilſte Belohnung der Kœnige unſerer Zeiten iſt. Alſo erkannten die Athenienſer das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeygehen, in einer ſeiner Oden, die ſich erhalten hat, nicht mit einer freundlichen Dankſagung; ſondern ſie errichteten ihm eine Statue, an einem öffentlichen Orte, vor einem Tempel des Mars. Da nun die älteſten Griechen das Gelernete dem, wo ſich die Natur vornæmlich äußerte, weit nachſetzten, ſo wurden auch die erſten Belohnungen auf Leibesübungen geſetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem Spartaniſchen Ringer, Eutelides, ſchon in der acht und dreyßigſten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich iſt dieſelbe nicht die erſte geweſen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet. Daher ſuchten ſich die grœßten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chryſippus und Cleanthes wurden hier eher, als durch ihre Weltweisheit, bekannt; ja Plato ſelbſt erſchien unter den Ringern in den Iſthmiſchen Spielen zu Corinth, und in den Pythiſchen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes, daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Rœmern waren die Leibesübungen der Weg einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Rœmer *ad Furculas Caudinas* an den Samnitern rächete, iſt uns weniger durch dieſen Sieg, als durch ſeinen Beynamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beym Homerus führet. Es wurden nicht allein die Statuen in der Ähnlichkeit der Sieger, die ſie vorſtelleten, gebildet, ſondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieſes beſonders von des athenienſiſchen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Næchſt dieſen Urſachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmſten angeſehen werden; denn man behauptete, daß die älteſten Bilder der Gottheiten und deren Künſtler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen (διϊπετῆ) wæren, und daß nicht allein dieſe Figuren, ſondern auch jede Statue bekannter Künſtler von der Gottheit ſelbſt, die ſie vorſtellete, erfüllet ſey.

§. 16. Nicht allein dieſer Aberglaube, ſondern auch die Frœhlichkeit der Griechen wirkete zum allgemeinen Aufnehmen der Kunſt, und die Künſtler waren bereits in den älteſten Zeiten beſchäftiget, Statuen der Sieger in ſo vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Ähnlichkeit der Perſonen und nicht über Lebensgrœße ſeyn mußten, worüber die Richter in den Spielen (Ἑλλανοδίκαι) genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in deſſen Gleichheit und Ähnlichkeit, an dem heiligſten Orte in Griechenland geſetzet, und von dem ganzen Volke geſehen und verehret, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieſelbe zu machen, als zu erlan-

gen, und niemals iſt für Künſtler, unter irgend einem Volke von je an, eine ſo häuſige Gelegenheit geweſen, ſich zu zeigen; der Statuen in den Tempeln ſowohl der Götter, als ihrer Prieſter und Prieſterinnen, nicht zu gedenken. Die hœchſte Ehre im Volke war, ein olympiſcher Sieger zu ſeyn, und es wurde dieſelbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielte ſich Heil wiederfahren; daher dieſe Perſonen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden, und ſie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begræbniß; ja die Ehrenbezeugungen erſtrecketen ſich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele, und vielen nach der Anzahl der Siege, Statuen geſetzet, ſondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht dieſe, gekrœnt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher ſie die Koſten aufbrachten, und der Künſtler derſelben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Euthymus, aus Locri in Italien, welcher allezeit zu Elis geſieget, und nur einmal gefehlet hatte, wurde nach dem Ausſpruche des Orakels noch bey deſſen Leben, ſo wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangeten auch verdiente Bürger, und Dionyſius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Ariſtodemus, der Tyrann dieſer Stadt, und Freund des Tarquinius Superbus, in der zwey und ſiebenzigſten Olympias, aus dem Tempel, wo ſie ſtanden, wegnehmen und an unſaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympiſchen Spiele aus den erſten Zeiten, da die Künſte noch nicht blüheten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufgerichtet, wie einem Oibotas, aus der ſechſten Olympias, dieſe Ehre allererſt in der achtzigſten wiederfuhr. Es iſt beſonders, daß ſich jemand ſeine Statue machen laſſen, ehe er den Sieg erhielt; ſo gewiß war derſelbe! Ja zu Argium, in Achaja, war einem Sieger eine beſondere Halle, oder verdeckter Gang, von ſeiner Stadt gebauet, um ſich daſelbſt im Ringen zu üben.

Es ſcheinet mir hier nicht überflüßig anzumerken eine ſchœne aber verſtümmelte unbekleidete Statue eines Schleuderers, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine in derſelben anzeiget. Es iſt nicht leicht zu ſagen, wie und auf was Weiſe einer ſolchen Perſon eine Statue errichtet worden: denn von den Dichtern iſt keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechiſchen Kriegsvölkern waren die Schleuderer ſehr ſelten, und wo ſie ſich befanden, waren es die geringſten in einem Heere, und unbewaffnet (γυμνῆτες) wie die Bogenſchützen; und eben ſo bey den Rœmern, ſo, daß man jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Reuterey oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer herunter ſetzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine beſtimmte Perſon des Alterthums, und nicht bloß einen Schleuderer, vorſtellen muß, könnte man ſagen, es ſey in derſelben Pyræchmas, der Ætolier, abgebildet, welcher in der Rückkunft der Heracliden in Peloponneſus den Zweykampf übernahm, über die Entſcheidung des Beſitzes der Landſchaft Elis: denn deſſen Geſchicklichkeit beſtand in der Schleuder.

§. 18. Durch die Freyheit erhob ſich, wie ein edler Zweig aus einem geſunden Stamme, das Denken des ganzen Volks; denn ſo wie der Geiſt eines zum Denken gewöhnten Menſchen ſich hœher zu erheben pflegt im weiten Felde, oder auf einem offenen Gange

und auf der Hœhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in jedem eingeschränkten Orte; eben so muß auch die Art zu denken unter den freyen Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen seyn. Herodotus zeiget, daß die Freyheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelanget ist, da diese Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müssen, ihren Nachbarn nicht gewachsen seyn können. Die Redekunst fieng an aus eben dem Grunde allererst in dem Genusse der völligen Freyheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunst bey. Aus Münzen der Stædte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künste in dieser Insel und in dem unteren Theile von Italien, eher als selbst in Griechenland zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wissenschaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wissen wir von der Redekunst, in welcher sich zuerst Gorgias von Leontium in Sicilien, hervorthat, und da er als Abgeordneter dieser Stadt nach Athen geschicket wurde, zog er daselbst Augen und Ohren auf sich. Die Weltweisheit selbst bekam in der Eleatischen oder Italischen Schule, und in derjenigen, welche Pythagoras stiftete, eher als unter anderen Griechen, eine methodische Form.

§. 19. Eben die Freyheit, die Mutter großer Begebenheiten, Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzete gleichsam in der Geburt selbst den Saamen edler und erhabener Gesinnungen; und so wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnet, und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet, so konnte im Angesichte so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer besten Zeit waren denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem grœßten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützet, beschäftigten, welcher bey uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird.

§. 20. Der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde, den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tœnen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt seyn, das ist, zu wissen, was andere gewußt haben, wurde spæt gesucht: gelehrt, im heutigen Verstande zu seyn, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nemlich viel Bücher zu kennen, da allererst nach der ein und sechzigsten Olympias die zerstreueten Glieder des grœßten Dichters gesammlet wurden. Diesen lernete das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die ersten seines Volks gerechnet.

§. 21. Mit Vortheilen solcher Erziehung wurde Iphicrates von seinen Mitbürgern in Athen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, zum Heerführer erwählt: Aratus hatte kaum zwanzig Jahre, da er sein Vaterland Sicyon von den Tyrannen befreyete, und bald nachher wurde er das Haupt des ganzen achæischen Bundes: Philopœmen hatte als ein

Knabe den grœßten Antheil an dem Siege, welchen Antigonus Kœnig in Macedonien nebſt den Völkern des Achæiſchen Bundes wider die Lacedæmonier erfochte, welcher jene zu Herren von Sparta machte.

§. 22. Eine ähnliche Erziehung gab auch bey den Rœmern dem Verſtande eine ſolche zeitige Reife wie ſich unter andern in Scipio dem jüngeren und in dem Pompejus offenbaret: der erſte wurde in ſeinem 24ten Jahre nach Spanien an die Spitze der rœmiſchen Legionen geſchicket, auch in der Abſicht die gefallene Kriegszucht wieder herzuſtellen, und vom Pompejus ſagt Vellejus, er habe im 23ten Jahre aus eigenen Mitteln ein Heer auf die Beine gebracht, und ſich allein, ohne öffentliche Berechtigung, zu Rathe gezogen. In Zuverſicht auf ein durch ähnliche Erziehung erwecktes erhabenes Denken eines ganzen Volks und gereizte Ehrbegierde eines jeden unter ihnen, trat Pericles auf, und ſagte, was man uns von uns ſelbſt kaum zu denken erlaubet: «Ihr zürnet auf mich, der »ich glaube keinem Menſchen zu weichen in »Erkenntniß deſſen, was man erfordern mag, »und in der Fæhigkeit über daſſelbe zu ſpre»chen.» Mit eben der Freymüthigkeit ſagen ihre Geſchichtſchreiber das Gute von ſich ſelbſt, wie das Bœſe von andern.

§. 23. Ein weiſer Mann war der geehrteſte, und dieſer war in jeder Stadt, wie bey uns der reichſte, bekannt; ſo wie es der junge Scipio war, welcher die Cybele nach Rom führete. Zu dieſer Achtung konnte der Künſtler auch gelangen; ja Socrates erklærete die Künſtler allein für weiſe, als diejenigen, welche es ſind, und nicht ſcheinen; und vielleicht in dieſer Überzeugung gieng Æſopus beſtändig unter den Bildhauern und Baumeiſtern umher. In viel ſpæterer Zeit war der Maler Diognetus einer von denen, die dem Marcus Aurelius die Weisheit lehreten: dieſer Kayſer bekennet, daß er von demſelben gelernet habe, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden und nicht Thorheiten für würdige Sachen anzunehmen. Der Künſtler konnte ein Geſetzgeber werden: denn alle Geſetzgeber waren gemeine Bürger, wie Ariſtoteles bezeuget. Er konnte Kriegsheere führen, wie Lamachus, einer der dürftigſten Bürger zu Athen, und ſeine Statue neben dem Miltiades und Themiſtocles, ja neben den Göttern ſelbſt, geſetzt ſehen. Alſo ſtelleten Xenophilus und Strato ihre ſitzenden Figuren bey ihrer Statue des Æsculapius und der Hygiea zu Argus; Chiriſophus, der Meiſter des Apollo zu Tegea, ſtand in Marmor neben ſeinem Werke, und Alcamenes war erhaben gearbeitet an dem Gipfel des Eleuſiniſchen Tempels; Parrhaſius und Silanion wurden in ihrem Gemælde des Theſeus zugleich mit dieſem verehret. Andere Künſtler ſetzten ihren Namen auf ihr Werk und Phidias den ſeinigen zu den Füßen des Olympiſchen Jupiters. Es ſtand auch an verſchiedenen Statuen der Sieger zu Elis der Name der Künſtler; und an dem Wagen mit vier Pferden von Erzt, welchen der Sohn des Kœnigs Hiero zu Syracus, Dinomenes, ſeinem Vater ſetzen ließ, war in zween Verſen angezeiget, daß Onatas der Meiſter dieſes Werks ſey. Dieſer Gebrauch aber war dennoch nicht ſo allgemein, daß man aus dem Mangel des Namens des Künſtlers an vorzüglichen Statuen ſchließen könnte, daß es Werke aus ſpætern Zeiten ſeyn. Dieſes war nur zu erwarten von Leuten, die Rom im Traume, oder, wie junge Reiſende, in einem Monate, geſehen.

§. 24. Die Ehre und das Glück des Künſtlers hiengen nicht von dem Eigenſinne eines unwiſſenden Stolzes ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geſchmacke, oder nach dem übel geſchaffenen Auge eines durch

die Schmeicheley und Knechtſchaft aufgeworfenen Richters, gebildet, ſondern die weiſeſten des ganzen Volks urtheileten und belohneten ſie und ihre Werke, in der Verſammlung aller Griechen, und zu Delphos ſo wie zu Corinth waren Wettſpiele der Malerey unter beſondern dazu beſtellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden. Hier wurde zuerſt Panænus, der Bruder, oder wie andere wollen, der Schweſter Sohn des Phidias, mit dem Timagoras von Chalcis, gerichtet, wo der letzte den Preiß erhielt. Vor ſolchen Richtern erſchien Ætion mit ſeiner Vermählung Alexanders und der Roxane; derjenige Vorſitzer, welcher den Ausſpruch that, hieß Proxenides, und er gab dem Künſtler ſeine Tochter zur Ehe. Man ſiehet, daß ein allgemeiner Ruf auch an andern Orten die Richter nicht geblendet, dem Verdienſte das Recht abzuſprechen: denn zu Samos wurde Parrhaſius, in dem Gemælde des Urtheils über die Waffen des Achilles, dem Timanthes nachgeſetzet.

§. 25. Aber die Richter waren nicht fremde in der Kunſt: denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit ſowohl, als der Kunſt, unterrichtet wurde; und Plato erlernete die Zeichnung zugleich mit den hœheren Wiſſenſchaften. Dieſes geſchahe, damit die Jugend, wie Ariſtoteles ſaget, zur wahren Kenntniß und zur Beurtheilung der Schœnheit gelangen möchte.

§. 26. Daher arbeiteten die Künſtler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke ſetzten ſie in den Stand, ihre Kunſt über alle Abſichten des Gewinns und der Vergeltung zu erheben, wie vom Polygnotus bekannt iſt, welcher ohne Entgelt das Pœcile zu Athen, und, wie es ſcheinet, auch ein öffentlich Gebäude zu Delphos, ausmalete, wo er die Eroberung von Troja vorſtellete. Die Erkenntlichkeit gegen dieſe letzte Arbeit ſcheinet der Grund zu ſeyn, welcher die Amphiktyones, oder den allgemeinen Rath der Griechen, bewogen, dieſem großmüthigen Künſtler eine freye Bewirthung durch ganz Griechenland auszumachen.

§. 27. Überhaupt wurde alles vorzügliche in allerley Kunſt und Arbeit beſonders geſchätzet, und der beſte Arbeiter in der geringſten Sache konnte zur Verewigung ſeines Namens gelangen; wie denn die Griechen von den Göttern auch die Unſterblichkeit ihres Gedächtniſſes zu erbitten pflegten. Wir wiſſen noch itzo den Namen des Baumeiſters einer Waſſerleitung auf der Inſel Samos, und desjenigen, der daſelbſt das grœßte Schiff gebauet hat; ingleichen den Namen eines berühmten Steinmetzen, welcher in Arbeit an Säulen ſich hervor that: er hieß Architeles. Es ſind die Namen zweyer Weber, oder Stikker bekannt, die einen Mantel der Pallas Pelias zu Athen arbeiteten; wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von ſehr richtigen Waagen oder Waage-Schalen: er hieß Parthenius; es hat ſich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte; ja ein gewiſſer Peron, welcher wohlriechende Salben verfertigte, war in Schriften verſchiedener berühmter Männer angeführet. Plato ſelbſt hat den Thearion, einen Becker, wegen der Geſchicklichkeit in deſſen Handwerke, ſo wie den Sarambus, einen geſchickten Gaſtwirth in ſeinen Schriften verewiget. In dieſer Abſicht ſcheinen die Griechen vieles, was beſonders war, nach dem Namen des Meiſters, der es gemacht hatte, benennet zu haben, und unter dergleichen Namen blieben die Sachen immer bekannt, ſo wie die Gefæße, die denen in der Form ähnlich, welche Thericles zu des Pericles Zeiten aus gebrannter Erde machete, von dieſem Arbeiter den Namen behielten. Zu Samos wurden hölzerne

Leuchter gemacht, die in großem Werthe gehalten wurden; Cicero arbeitete auf feines Bruders Landhaufe des Abends bey dergleichen Leuchter. Auf der Infel Naxus waren jemanden, welcher zuerft den Pentelifchen Marmor in der Form von Ziegeln gearbeitet hatte, um Gebäude damit zu decken, bloß wegen diefer Entdeckung, Statuen gefetzet; vorzügliche Künftler hatten den Beynamen Göttliche, wie Alcimedon beym Virgilius, als welches das hœchfte Lob der Spartaner war.

§. 28. Der Gebrauch und die Anwendung der Kunft erhielt diefelbe in ihrer Großheit: denn da fie nur den Göttern geweihet, und für das heiligfte und nützlichfte im Vaterlande beftimmet war, in den Häufern der Bürger aber Mæßigkeit und Einfalt wohnete, fo wurde der Künftler nicht auf Kleinigkeiten, oder auf Spielwerke, durch Einfchränkung des Orts, oder durch die Lüfternheit des Eigenthümers herunter gefetzet, fondern was er machete, war den ftolzen Begriffen des ganzen Volks gemæß. Wir wiffen, daß Miltiades, Themiftocles, Ariftides und Cimon, die Häupter und Erretter von Griechenland, nicht beffer, als ihr Nachbar wohneten. Die Wohnungen begüterter Perfonen waren von den gemeinen Häufern unterfchieden durch einen Hof, *Αὐλή* genannt, welcher von dem Gebäude eingefchloffen war, wo der Hausvater zu opfern pflegte. Grabmale aber wurden als heilige Gebäude angefehen; daher es nicht befremden muß, wenn fich Nicias, der berühmte Maler, gebrauchen laffen, ein Grabmal vor der Stadt Tritia in Achaja auszumalen. Man muß auch erwægen, wie fehr es die Nacheiferung in der Kunft befördert habe, wenn ganze Stædte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben fuchten, und wenn ein ganzes Volk die Koften zu einer Statue fowohl von Göttern, als von Siegern in den öffentlichen Spielen aufbrachte. Einige Stædte waren, auch im Alterthume felbft, bloß durch eine fchœne Statue bekannt, wie Aliphora wegen einer Pallas von Erzt, vom Hecatodorus und Softratus gemacht.

§. 29. Die Bildhauerey und Malerey find unter den Griechen eher, als die Baukunft, zu einer gewiffen Vollkommenheit gelanget: denn diefe hat mehr Idealifches, als jene, weil fie keine Nachahmung von etwas wirklichem hat feyn können, und, nach der Nothwendigkeit, auf allgemeine Regeln und Gefetze der Verhältniffe gegründet worden. Jene beyden Künfte, welche mit der bloßen Nachahmung ihren Anfang genommen haben, fanden alle nœthigen Regeln am Menfchen beftimmt, da die Baukunft die ihrigen durch viele Schlüffe finden, und durch den Beyfall feftfetzen mußte.

§. 30. Die Bildhauerey aber ift vor der Malerey vorausgegangen, und hat, als die ältere Schwefter, diefe, als die jüngere, geführet; ja Plinius ift der Meynung, daß zur Zeit des Trojanifchen Krieges die Malerey noch nicht gewefen fey. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polycletus, die vollkommenften Statuen, welche das Alterthum gekannt hat, waren fchon, ehe Licht und Schatten in Griechifchen Gemælden erfchien. Denn Apollodorus, und fonderlich nach ihm Zeuxis, der Meifter und der Schüler, welche in der neunzigften Olympias berühmt waren, find die erften, welche hierinn fich zeigeten; da man fich die Gemælde vor ihrer Zeit als neben einander gefetzte Statuen vorzuftellen hat, die auffer der Handlung, in welcher fie gegen einander ftanden, als einzelne Figuren kein Ganzes zu machen fchienen, nach eben der Art, wie die Gemælde auf den fogenannten Hetrurifchen Gefæßen von gebrannter Erde find. Euphranor, welcher mit dem Praxiteles zu gleicher Zeit,

und alſo ſpæter noch, als Zeuxis, lebete, hat, wie Plinius ſagt, die Symmetrie in die Malerey gebracht.

§. 31. Der Grund von dem ſpæteren Wachsthume der Malerey liegt theils in der Kunſt ſelbſt, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derſelben: denn da die Bildhauerey den Götterdienſt erweitert hat, ſo iſt ſie wiederum durch dieſen gewachſen. Die Malerey aber hatte nicht gleichen Vortheil: ſie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacothecæ, oder Gallerien von Gemælden; auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nemlich in den obern Zimmern oder Gewölbern deſſelben, die Gemælde der beſten Meiſter aufgehänget. Aber die Werke der Maler ſcheinen bey den Griechen kein Vorwurf heiliger zuverſichtlicher Verehrung und Anbetung geweſen zu ſeyn; wenigſtens findet ſich unter allen vom Plinius und Pauſanias angeführten Gemælden kein einziges, welches dieſe Ehre erhalten hätte; wo nicht etwa jemand in unten geſetzter Stelle des Philo ein ſolches Gemælde finden wollte. Pauſanias gedenket ſchlechthin eines Gemældes der Pallas in ihrem Tempel zu Tegea, welches ein Lectiſternium derſelben war.

§. 32. Die Malerey insbeſondere hat dem Ausmalen der Zimmer unter den Alten ſehr viel zu danken, ſo wie eben dieſes zu unſerer Vorältern Zeiten in Italien eine von den Urſachen des Aufnehmens der Kunſt war, ehe weniger koſtbare Bekleidungen der Wände mit gewürketem Zeuge die Malerey aus den Zimmern verbannet haben. Die Alten ließen ihre Zimmer auch mit geographiſchen Carten ausmalen, von welcher Auszierung man ſich aus dem langen und prächtigen topographiſchen Saale der Länder von Italien in dem Vaticaniſchen Pallaſte, einen Begriff machen kann.

§. 33. Die Malerey und Bildhauerey verhalten ſich, wie die Beredſamkeit und Dichtkunſt; dieſe, weil ſie mehr als jene, heilig gehalten, zu heiligen Handlungen gebrauchet, und beſonders belohnet wurde, gelangete zeitiger zu ihrer Vollkommenheit; und dieſes iſt zum Theil die Urſache, daß, wie Cicero ſagt, mehr gute Dichter, als Redner, geweſen. Wir finden aber, daß Maler zugleich Bildhauer waren: wie unter anderen ein Athenienſiſcher Maler, Mico, welcher die Statue des Callias von Athen gemachet hatte; der berühmte Maler Euphranor, des Praxiteles Zeitgenoſſe; Zeuxis, deſſen Werke von gebrannter Erde zu Ambracia ſtanden; und Protogenes, welcher in Erzt arbeitete; ſogar vom Apelles war die Statue der Tochter des Spartaniſchen Kœnigs Archidamus, Cynica, gearbeitet. Nicht weniger ſind Bildhauer zugleich als Baumeiſter berühmt geworden. Polycletos hatte zu Epidaurus ein Theater gebauet, welches dem Æsculapius gewidmet und in dem Bezirke um deſſen Tempel eingeſchloſſen war.

§. 34. Man kann mit Recht ganz Griechenland das Land der Kunſt nennen: denn obgleich dieſelbe vornehmlich zu Athen ihren Sitz genommen hatte, ſo wurde die Kunſt demohnerachtet auch zu Sparta geübet, und es ſchickete dieſe Stadt in den älteſten Zeiten und vor den Perſiſchen Kriegen nach Sarden, Gold zu der Statue eines Apollo zu kaufen, das Geſicht deſſelben zu vergolden.

Solche Vortheile hatte die Kunſt der Griechen vor andern Völkern, und auf einem ſolchen Boden konnten ſo herrliche Früchte wachſen.

ZWEYTES KAPITEL.

VON DEM WESENTLICHEN DER KUNST.

§. 8. Von der Schœnheit iſt zuerſt überhaupt zu reden, ſowohl was die Formen als

die Stellung und Gebehrden betrifft, nebst der Proportion, und alsdann von der Schœnheit einzelner Theile des menschlichen Körpers. In der allgemeinen Betrachtung über die Schœnheit aber ist vorläufig der verschiedene Begriff des Schœnen zu berühren, welches der verneinende Begriff derselben ist; und alsdann ist einiger bestimmter Begriff der Schœnheit zu geben; es kann jedoch leichter, wie Cotta beym Cicero von Gott meynet, von der Schœnheit gesaget werden, was sie nicht ist, als was sie ist, und es verhält sich einigermaßen mit der Schœnheit und ihrem Gegentheile, wie mit der Gesundheit und Krankheit: diese fühlen wir und jene nicht.

§. 9. Die Schœnheit, als der hœchste Endzweck, und als der Mittelpunkt der Kunst, erfordert vorläufig eine allgemeine Abhandlung, in welcher ich mir und dem Leser ein Genüge zu thun wünschte; aber dieses ist auf beyden Seiten ein schwer zu erfüllender Wunsch. — Nach einigen allgemeinen Anmerkungen über die Kunst der Zeichnung unter den Griechen, da ich weiter in Betrachtung derselben zu gehen suchete, schien mir die Schœnheit zu winken, vielleicht eben die Schœnheit, die den großen Künstlern erschien, und sich fühlen, begreifen und bilden ließ: denn in ihren Werken habe ich dieselbe zu erkennen gesuchet und gewünschet. Ich aber schlug mein Auge nieder vor dieser Einbildung, wie diejenigen, denen der Hœchste gegenwärtig erschienen war, weil ich diesen in jener zu erblicken glaubete. Ich errœthete zugleich über meine Zuversicht, die mich verdreistet hatte, in die Geheimnisse derselben hinein zu schauen, und von dem hœchsten Begriffe der Menschlichkeit zu reden, indem ich mir die Furcht zu Gemüthe führete, die mir ehedem dieses Unternehmen verursachete. Aber die gütige Aufnahme, die meine Betrachtung gefunden, machet mir Muth, jenem Winke zu folgen, und der Schœnheit weiter nachzudenken. Mit erwärmter Einbildung von dem Verlangen alle einzelne Schœnheiten, die ich bemerket, in eins und in einem Bilde zu vereinigen, suchte ich mir eine dichterische Schœnheit zu erwecken, und mir gegenwärtig hervorzubringen. Ich bin aber von neuem in diesem zweyten Versuche und Anstrengung meiner Kräfte überzeuget worden, daß dieses noch schwerer ist, als in der menschlichen Natur das vollkommene Schœne, wenn es vorhanden seyn kann, zu finden. Denn die Schœnheit ist eins von den großen Geheimnissen der Natur, deren Wirkung wir sehen, und alle empfinden, von deren Wesen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehœret. Wære dieser Begriff geometrisch deutlich, so würde das Urtheil der Menschen über das Schœne nicht verschieden seyn, und es würde die Überzeugung von der wahren Schœnheit leicht werden; noch weniger würde es Menschen entweder von so unglücklicher Empfindung, oder von so widersprechendem Dünkel geben können, daß sie auf der einen Seite sich eine falsche Schœnheit bilden, auf der andern hingegen keinen richtigen Begriff von derselben annehmen, und mit dem Ennius sagen würden:

Sed mihi neutiquam cor consentit cum oculorum adspectu (*Cic. Lucull. cap. 17.*)

Diese letztern sind schwerer zu überzeugen, als jene zu belehren; ihre Zweifel aber sind mehr ihren Witz zu offenbaren erdacht, als zur Verneinung des wirklich Schœnen behauptet; es haben auch dieselben in der Kunst keinen Einfluß. Jene sollte der Augenschein sonderlich im Angesichte von tausend und mehr erhaltenen Werken des Alterthums

erleuchten: aber wider die Unempfindlichkeit ift kein Mittel, und es fehlet uns die Regel und der Canon des Schœnen, nach welchem, wie Euripides fagt, das Garftige beurtheilet wird; und aus diefer Urfache find wir, fo wie über das, was wahrhaftig gut ift, alfo auch über das, was fchœn ift, verfchieden.

§. 10. Man muß fich nicht wundern, wie ich bereits gedacht habe, daß die Begriffe der Schœnheit unter uns fehr verfchieden find von den Begriffen der Sinefen und der Indifchen Völker, wenn wir bedenken, daß wir felbft felten uns in einen Punct über ein fchœnes Geficht vereinigen. Die blauen Augen werden insgemein von braunen gezogen, und die braunen von blauen gereitzet, und es verhält fich mit dem verfchiedenen Urtheile über eine fchœne Perfon, wie mit der verfchiedenen Neigung gegen weiße und braune Schœnen. Derjenige, welcher eine bräunliche Schœnheit einer fchœnen weißen vorziehet, ift deßwegen nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beypflichten, wenn derfelbe weniger durch das Geficht als durch das Gefühl gereitzet wird. Denn eine bräunliche Schœnheit kann vielleicht eine fanftere Haut als eine weiße fchœne Perfon zu haben fcheinen, da die weiße Haut mehr Lichtftralen als eine bräunliche zurück fchicket, und alfo enger, dichter und folglich ftärker als diefe feyn muß. Es würde daher eine bräunliche Haut durchfichtiger zu achten feyn, weil diefe Farbe, wenn fie natürlich ift, von dem Durchfcheinen des Bluts verurfachet wird, und aus eben diefem Grunde färbet fich eine bräunliche Haut in der Sonne eher als eine weiße; ja eben daher ift die Haut der Mohren weit fanfter anzufühlen als die unfrige. Die bräunliche Farbe in fchœnen Knaben war den Griechen eine Deutung auf ihre Tapferkeit, und die von weißer Farbe hießen Kinder der Götter.

§. 11. Diefe Verfchiedenheit der Meynungen zeiget fich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schœnheiten in der Kunft, als in der Natur felbft; denn weil jene weniger als diefe reizen, fo werden auch jene, wenn fie nach Begriffen hoher Schœnheit gebildet, und mehr ernfthaft als leichtfertig find, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübfche Bildung, die reden und handeln kann. Die Urfache liegt in unferen Lüften, welche bey den mehreften Menfchen durch den erften Blick erreget werden, und die Sinnlichkeit ift fchon angefüllet, wenn der Verftand fuchen wollte, das Schœne zu genießen: alsdann ift es nicht die Schœnheit, die uns einnimmt, fondern die Wolluft. Diefer Erfahrung zufolge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüfte in Wallung und Gährung find, mit fchmachtenden und brünftigen Reizungen bezeichnete Gefichter, wenn fie auch nicht wahrhaftig fchœn find, Göttinnen erfcheinen, und fie werden weniger gerühret werden über eine folche fchœne Frau, die Zucht und Wohlftand in Gebehrden und Handlungen zeiget, welche die Bildung und die Majeftæt der Juno hätte.

§. 12. Die Begriffe der Schœnheit bilden fich bey den mehreften Künftlern aus folchen unreifen erften Eindrücken, welche felten durch hœhere Schœnheiten gefchwächet oder vertilget werden, zumal wenn fie, entfernt von den Schœnheiten der Alten, ihre Sinne nicht verbeffern können. Denn es ift mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben: wenige Knaben, welche fchreiben lernen, werden mit Gründen von der Befchaffenheit der Züge, und des Lichts und Schattens an denfelben, worinn die Schœnheit der Buchftaben beftehet, angeführet, fondern man giebt ihnen die Vorfchrift ohne weiteren Unterricht nachzumachen, und die Hand bildet fich im Schrei-

ben, ehe der Knabe auf die Gründe von der Schœnheit der Buchſtaben achtet. Eben ſo lernen die mehreſten jungen Leute zeichnen; und ſo wie die Züge im Schreiben in vernünftigen Jahren bleiben, wie ſie ſich in der Jugend geformet haben, ſo malen ſich insgemein die Begriffe der Zeichner von der Schœnheit in ihrem Verſtande, wie das Auge gewöhnet worden, dieſelbe zu betrachten und nachzuahmen, welche unrichtig werden, da die mehreſten nach unvollkommenen Muſtern zeichnen.

§. 13. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß bey Künſtlern, ſo wie bey allen Menſchen, der Begriff der Schœnheit dem Gewebe und der Wirkung der Geſichtsnerven gemæß ſey, ſo wie man aus dem unvollkommenen und vielmals unrichtigen Colorit der Maler zum Theil auf eine ſolche Vorſtellung und Abbildung der Farben in ihrem Auge ſchließen muß; denn was dieſes betrifft, iſt der Schluß, welchen die Secte der Zweifler in der Philoſophie, von der verſchiedenen Farbe der Augen ſowohl bey Thieren als bey Menſchen, auf die Ungewißheit unſerer Kenntniß der wahren Beſchaffenheit der Farbe dieſer oder jener Vorwürfe machete, nicht ohne Grund. So wie hier nun die Farbe der Feuchtigkeiten des Auges als die Urſache könnte angeſehen werden, eben ſo wird vielleicht in der Beſchaffenheit der Nerven der verſchiedene Begriff der Formen liegen, die die Schœnheit bilden. Dieſes wird begreiflich aus den unendlichen Geſchlechtern der Früchte und aus den unendlichen Arten eben derſelben Frucht, deren verſchiedene Form und Geſchmack ſich bildet und erwächſet durch die mancherley Fæſerchen, aus welchen die Röhren gewebet und verſchränkt ſind, worinn der Saft hinauf ſteiget, geläutert und reif wird. Da nun ein Grund von den mancherley Eindrücken auch bey denen, die ſich mit Abbildung derſelben beſchäftigen, vorhanden ſeyn muß, wird gedachte Muthmaßung nicht ſchlechterdings können verworfen werden.

§. 14. In andern hat der Himmel das ſanfte Gefühl der reinen Schœnheit nicht zur Reife kommen laſſen, und es iſt ihnen entweder durch die Kunſt, das iſt, durch die Bemühung, ihr Wiſſen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schœnheiten erhärtet worden, wie im Michael Angelo, oder es hat ſich dieſes Gefühl durch eine pœbelhafte Schmeicheley des groben Sinnes, um demſelben alles greiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbet, wie in Bernini geſchehen iſt. Jener hat ſich mit Betrachtung der hohen Schœnheit beſchäftiget, wie man aus ſeinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten ſieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieſelbe denket, und er iſt wunderbar in ſtarken Leibern; aber aus angeführtem Grunde hat derſelbe aus ſeinen weiblichen und jugendlichen Figuren Geſchöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in den Gebehrden gemacht: Michael Angelo iſt gegen den Raphael, was Thucydides gegen den Xenophon iſt. Bernini ergriff eben den Weg, welcher jenen wie in unwegſame Orte und zu ſteilen Klippen brachte, und dieſen hingegen in Sümpfe und Lachen verführete: denn er ſuchte Formen, aus der niedrigſten Natur genommen, gleichſam durch das Übertriebene zu veredlen, und ſeine Figuren ſind wie der zu plötzlichem Glücke gelangete Pœbel; ſein Ausdruck iſt oft der Handlung widerſprechend, ſo wie Hannibal im äuſſerſten Kummer lachete. Demohngeachtet hat dieſer Künſtler lange auf dem Throne geſeſſen, und ihm wird noch itzo gehuldiget. Es iſt auch das Auge in vielen Künſtlern eben ſo wenig, wie in Ungelehrten, richtig, und ſie ſind nicht verſchiedener in Nachahmung der wahren Farbe der Vorwürfe, als in Bildung des Schœnen.

Barocci, einer der berühmteſten Maler, welcher nach dem Raphael ſtudiret hat, iſt an ſeinen Gewändern, noch mehr aber an feinen Profilen, kenntlich, an welchen die Naſe insgemein ſehr eingedrückt iſt. Pietro von Cortona iſt es durch das kleinliche und unterwärts platte Kinn ſeiner Köpfe, und dieſes ſind gleichwohl Maler der Rœmiſchen Schule: in andern Schulen von Italien finden ſich noch unvollkommenere Begriffe.

§. 15. Die von der zwoten Art, nemlich die Zweifeler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schœnheit, gründen ſich vornehmlich auf die Begriffe des Schœnen unter entlegenen Völkern, die ihrer verſchiedenen Geſichtsbildung zufolge, auch verſchieden von den unſrigen ſeyn müſſen. Denn ſo wie viele Völker die Farbe ihrer Schœnen mit Ebenholz (welche ſo, wie dieſes, glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut iſt) vergleichen würden, da wir dieſelbe mit Elfenbein vergleichen, eben ſo, ſagen ſie, werden vielleicht bey jenen die Vergleichungen der Formen des Geſichts mit Thieren gemacht werden, an welchen uns eben die Theile ungeſtalt und häßlich ſcheinen. Ich geſtehe, daß man auch in den Europæiſchen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van Veen, der Meiſter des Rubens, hat nach dem Porta dieſes in einer beſondern Schrift gezeiget: man wird aber auch zugeben müſſen, daß, je ſtärker dieſe Ähnlichkeit an einigen Theilen iſt, deſto mehr weichet die Forme von den Eigenſchaften unſers Geſchlechts ab, und es wird dieſelbe theils ausſchweifend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfalt geſtœret wird, als worinn die Schœnheit beſtehet, wie ich unten zeige.

§. 16. Je ſchræger z. E. die Augen ſtehen, wie an Katzen, deſto mehr fällt dieſe Richtung von der Baſe und der Grundlage des Geſichts ab, welche das Creuz iſt, wodurch daſſelbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilet wird, indem die ſenkrechte Linie die Naſe durchſchneidet, die horizontale Linie aber den Augenknochen. Liegt das Auge ſchræg, ſo durchſchneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu ſetzen iſt. Wenigſtens muß hier eben die Urſache ſeyn, die den Übelſtand eines ſchief gezogenen Mundes macht; denn wenn unter zwo Linien die eine von der andern ohne Grund abweichet, thut es dem Auge wehe. Alſo ſind dergleichen Augen, wo ſie ſich unter uns finden, und an Sineſen und Japaneſen ſowohl als an einigen Ægyptiſchen Köpfen in Profil, eine Abweichung. Die gepletſchte Naſe der Calmucken, der Sineſen, und anderer entlegenen Völker, iſt ebenfalls eine Abweichung: denn ſie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es iſt kein Grund, warum die Naſe ſo tief geſenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen ſoll; ſo wie hingegen die Stirn und Naſe aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unſerer Natur ſeyn würde. Der aufgeworfene ſchwülſtige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, iſt ein überflüßiges Gewächs und ein Schwulſt, welchen die Hitze ihres Climas verurſachet, ſo wie uns die Lippen von Hitze, oder von ſcharfen ſalzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menſchen im heftigen Zorne, aufſchwellen. Die kleinen Augen der entlegenen Nordlichen und Oſtlichen Länder, ſind in der Unvollkommenheit ihres Gewächſes mit begriffen, welches kurz und klein iſt.

§. 17. Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, je mehr ſie ſich ihren äuſſerſten

Enden næhert, und entweder mit der Hitze, oder mit der Kälte ſtreitet, wo ſie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächſe von aller Art hervorbringet. Denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibet ſie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verſchloſſenen finſtern Orte. Regelmæßiger aber bildet die Natur, je næher ſie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemæßigten Himmel, wie im dritten Kapitel des erſten Buchs angezeiget worden. Folglich ſind unſere und der Griechen Begriffe von der Schœnheit, als welche von der regelmæßigſten Bildung genommen ſind, richtiger, als diejenigen, die ſich Völker bilden können, die, um mich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verſtellet ſind: denn was nicht ſchœn iſt, kann nirgends ſchœn ſeyn, wie Euripides ſagt.

§. 18. In dieſen Begriffen aber ſind wir ſelbſt verſchieden, und vielleicht verſchiedener, als ſelbſt im Geſchmacke und Geruche, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlet, und es werden nicht leicht hundert Menſchen über alle Theile der Schœnheit eines Geſichts einſtimmig ſeyn; ich rede von denen, die nicht gründlich über dieſelbe gedacht haben. Der ſchœnſte Menſch, welchen ich in Italien geſehen, war es nicht in aller Augen, auch derjenigen nicht, die ſich rühmeten, auch auf die Schœnheit unſers Geſchlechts aufmerkſam zu ſeyn. Diejenigen aber, welche die Schœnheit als einen würdigen Vorwurf ihrer Betrachtungen angeſehen und gewählet haben, können über das wahre Schœne, da es nur eins und nicht mancherley iſt, nicht zwiſtig ſeyn; und dieſe, wenn ſie die Schœnheit in den vollkommenen Bildern der Alten unterſuchet haben, finden in den weiblichen Schœnheiten einer ſtolzen und klugen Nation, die insgemein ſo ſehr geprieſenen Vorzüge nicht, weil ſie nicht von der weißen Haut geblendet werden. Die Schœnheit wird durch den Sinn empfunden, aber durch den Verſtand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlicher auf alles, aber richtiger gemacht wird und werden ſoll. In der allgemeinen Form aber ſind beſtändig die mehreſten und die geſitteteſten Völker in Europa ſowohl, als in Aſien und Africa, übereingekommen; daher die Begriffe derſelben nicht für willkührlich angenommen zu halten ſind, ob wir gleich nicht von allen Grund angeben können.

§. 19. Die Farbe trægt zur Schœnheit bey, aber ſie iſt nicht die Schœnheit ſelbſt, ſondern ſie erhebet dieſelbe überhaupt und ihre Formen; ſo wie der Geſchmack des Weins lieblicher wird durch deſſen Farbe in einem durchſichtigen Glaſe, als in der koſtbarſten goldenen Schale getrunken. Die Farbe aber ſollte wenig Antheil an der Betrachtung der Schœnheit haben, weil nicht ſie ſondern die Bildung das Weſen derſelben ausmachet, und über dieſes werden ſich Sinne, die erleuchtet ſind, ohne Widerſpruch leicht vereinigen. Da nun die weiße Farbe diejenige iſt, welche die mehreſten Lichtſtrahlen zurückſchicket, folglich ſich empfindlicher macht, ſo wird auch ein ſchœner Körper deſto ſchœner ſeyn, je weißer er iſt, ja er wird nackend dadurch grœßer, als er in der That iſt, erſcheinen, ſo wie wir ſehen, daß alle neu in Gips geformte Figuren grœßer, als die Statuen, von welchen jene genommen ſind, ſich vorſtellen. Ein Mohr könnte ſchœn heißen, wenn ſeine Geſichtsbildung ſchœn iſt, und ein Reiſender verſichert, daß der tægliche Umgang mit Mohren das Widrige der Farbe benimmt, und was ſchœn an ihnen iſt, offenbaret; ſo wie die Farbe des Metalls, und

des ſchwarzen oder grünlichen Baſalts, der Schœnheit alter Köpfe nicht nachtheilig iſt. Der ſchœne weibliche Kopf in der letzten Art Stein, in der Villa Albani, würde in weißem Marmor nicht ſchœner erſcheinen; der Kopf des ältern Scipio im Palaſte Rospiglioſi, in einem dunklern grünlichen Baſalte, iſt ſchœner, als drey andere Köpfe deſſelben in Marmor. Dieſen Beyfall werden beſagte Köpfe, nebſt andern Statuen in ſchwarzem Steine, auch bey Ungelehrten erlangen, welche dieſelben als Statuen anſehen. Es offenbaret ſich alſo in uns eine Kenntniß des Schœnen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung deſſelben, und in einer der Natur unangenehmen Farbe. Es iſt aber auch die Schœnheit verſchieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit. Denn lieblich und angenehm iſt eine Perſon zu nennen, die durch ihr Weſen, durch ihre Reden und durch ihren Verſtand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne ſchœn zu ſeyn, und ſolche Perſonen nennet Ariſtoteles *ἄνευ κάλλους ὡραίους* und Plato ſagt: *ὡραίων προσώποις, καλῶν δὲ μή*.

§. 20. Dieſes iſt alſo, wie geſagt, verneinend von der Schœnheit gehandelt, das iſt, es ſind die Eigenſchaften, welche ſie nicht hat, von derſelben abgeſondert, durch Anzeige unrichtiger Begriffe von derſelben; ein bejahender Begriff aber erfordert die Kenntniß des Weſens ſelbſt, in welches wir bey wenig Dingen hineinzuſchauen vermœgend ſind. Denn wir können hier, wie in den mehreſten philoſophiſchen Betrachtungen, nicht nach Art der Geometrie verfahren, welche vom allgemeinen auf das beſondere und einzelne, und von dem Weſen der Dinge auf ihre Eigenſchaften gehet und ſchließet, ſondern wir müſſen uns begnügen, aus lauter einzelnen Stücken wahrſcheinliche Schlüſſe zu ziehen. Was aber in folgenden Betrachtungen über die Schœnheit mißgedeutet werden könnte, muß denjenigen, welcher unterrichten will, nicht bekümmern: denn ſo wie Plato und Ariſtoteles, der Lehrer und der Schüler, über den Endzweck der Tragœdie völlig das Gegentheil behaupteten, welche dieſer als eine Reinigung der Leidenſchaften anpries, jener hingegen als einen Zunder derſelben beſchrieben hat, ſo kann von der unſchuldigſten Abſicht, auch von denen die richtig denken, ein ungeneigtes Urtheil gefället werden. Ich erinnere dieſes vornemlich über meine Schrift von der Fæhigkeit der Empfindung des Schœnen in der Kunſt, die bey einigen ein Urtheil erwecket, welches von meiner Abſicht gänzlich entfernet geweſen iſt.

§. 21. Die Weiſen, welche den Urſachen des allgemeinen Schœnen nachgedacht haben, da ſie daſſelbe in erſchaffenen Dingen erforſchet, und bis zur Quelle des hœchſten Schœnen zu gelangen geſuchet, haben daſſelbe in der vollkommenen Übereinſtimmung des Geſchöpfes mit deſſen Abſichten, und der Theile unter ſich, und mit dem Ganzen deſſelben, geſetzet. Da dieſes aber gleichbedeutend iſt mit der Vollkommenheit, für welches die Menſchheit kein fæhiges Gefæß ſeyn kann, ſo bleibet unſer Begriff von der allgemeinen Schœnheit unbeſtimmt, und bildet ſich in uns durch einzelne Kenntniſſe, die, wenn ſie richtig ſind, geſammlet und verbunden, uns die hœchſte Idee menſchlicher Schœnheit geben, welche wir erhœhen, je mehr wir uns über die Materie erheben können. Da ferner dieſe Vollkommenheit durch den Schöpfer allen Creaturen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff auf einer Urſache beſtehet, die auſſer dieſem Begriffe in etwas andern geſuchet werden muß, ſo kann die Urſache der Schœnheit nicht auſſer ihr, da ſie in allen erſchaffenen Dingen iſt, gefunden werden. Eben daher,

und weil unſere Kenntniſſe Vergleichungsbegriffe ſind, die Schœnheit aber mit nichts Hœherm kann verglichen werden, rühret die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklærung derſelben.

§. 22. Die hœchſte Schœnheit iſt in Gott, und der Begriff der menſchlichen Schœnheit wird vollkommen, je gemæßer und übereinſtimmender derſelbe mit dem hœchſten Weſen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterſcheidet. Dieſer Begriff der Schœnheit iſt wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geiſt, welcher ſich ſuchet ein Geſchöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verſtande der Gottheit entworfenen erſten vernünftigen Creatur. Die Formen eines ſolchen Bildes ſind einfach und ununterbrochen, und in dieſer Einheit mannigfaltig, eben dadurch aber ſind ſie harmoniſch; eben ſo wie ein ſüßer und angenehmer Ton durch Körper hervorgebracht wird, deren Theile gleichförmig ſind. Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schœnheit erhaben, ſo wie es durch dieſelbe alles wird, was wir wirken und reden: denn was in ſich groß iſt, wird, mit Einfalt ausgeführet und vorgebracht, erhaben. Es wird nicht enger eingeſchränkt, oder verliehret von ſeiner Grœße, wenn es unſer Geiſt wie mit einem Blicke überſehen und meſſen, und in einem einzigen Begriffe einſchließen und faſſen kann, ſondern eben durch dieſe Begreiflichkeit ſtellet es uns ſich in ſeiner völligen Grœße vor, und unſer Geiſt wird durch die Faſſung deſſelben erweitert, und zugleich mit erhaben. Denn alles, was wir getheilt betrachten müſſen, oder durch die Menge der zuſammengeſetzten Theile nicht mit einmal überſehen können, verliehret dadurch von ſeiner Grœße, ſo wie uns ein langer Weg kurz wird durch mancherley Vorwürfe, welche ſich uns auf demſelben darbiethen, oder durch viele Herbergen, in welchen wir anhalten können. Diejenige Harmonie, die unſern Geiſt entzücket, beſtehet nicht in unendlich gebrochenen, gekettelten und geſchleiften Tœnen, ſondern in einfachen lang anhaltenden Zügen. Aus dieſem Grunde erſcheinet ein großer Pallaſt klein, wenn derſelbe mit Zierrathen überladen iſt, und ein Haus groß, wenn es ſchœn und einfältig aufgeführet worden.

§. 23. Aus der Einheit folget eine andere Eigenſchaft der hohen Schœnheit, die Unbezeichnung derſelben, das iſt, deren Formen weder durch Punkte, noch durch Linien, beſchrieben werden, als die allein die Schœnheit bilden; folglich eine Geſtalt, die weder dieſer oder jener beſtimmten Perſon eigen ſey, noch irgend einen Zuſtand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenſchaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schœnheit miſchen, und die Einheit unterbrechen. Nach dieſem Begriff ſoll die Schœnheit ſeyn, wie das vollkommenſte Waſſer aus dem Schooße der Quelle geſchöpfet, welches, je weniger Geſchmack es hat, deſto geſunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert iſt. So wie nun der Zuſtand der Glückſeeligkeit, das iſt, die Entfernung vom Schmerze, und der Genuß der Zufriedenheit in der Natur der allerleichteſte iſt, und der Weg zu derſelben der geradeſte und ohne Mühe und Koſten kann erhalten werden, ſo ſcheinet auch die Idee der hœchſten Schœnheit am einfältigſten und am leichteſten, und es iſt zu derſelben keine philoſophiſche Kenntniß des Menſchen, keine Unterſuchung der Leidenſchaften der Seele, und deren Ausdruck nœthig.

§. 24. Da aber in der menſchlichen Natur zwiſchen dem Schmerze und dem Vergnügen, auch nach dem Epicurus, kein mittlerer Stand iſt, und die Leidenſchaften die Winde ſind, die in dem Meere des Lebens unſer Schiff

treiben, mit welchen der Dichter feegelt, und der Künftler fich erhebet, fo kann die reine Schœnheit allein nicht der einzige Vorwurf unferer Betrachtung feyn, fondern wir müffen diefelbe auch in den Stand der Handlung und der Leidenfchaft fetzen, welches wir in der Kunft in dem Worte Ausdruck begreifen. Es ift alfo zum erften von der Bildung der Schœnheit, und zum zweyten von dem Ausdrucke zu handeln.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER.

ÜBER DIE NEUERE DEUTSCHE LITTERATUR.

EINLEITUNG

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemælde der deutfchen Litteratur enthält, und Anlaß gibt, die allgemeine deutfche Bibliothek, die Bibliothek der fchœnen Wiffenfchaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So fehr die Schriftfteller der Journæle fich über ihre Lefer erheben: fo find fie doch beide mit einander Zwillinge eines Schickfals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter fo vieler Menfchen und menfchlichen Werke, in die Arme der Mufen; beide fliehen aus Eckel über Arbeit oder Muße, über politifche Neuigkeiten und Schriftftellerey, in den Schoos der Göttin Critik, um fich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerftreuen und zugleich auch zu fammlen. Man wird ein Verfaffer, oder ein Lefer der Journæle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas fehr eifrig zu empfehlen ift. Die Litteraturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfaffer, die vom Bücherlefen müde, und aus dem Felde des Autorruhms fiech zurückkamen.

Daher ift auch unfre Zeit um fo viel reicher an Journælen, als fie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftfteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dörfen; Arbeiten fchäzzen zu können, ohne felbft ein Meifter zu feyn. Der Lefer wiederum liefet Advokatenberichte, um nicht felbft richten zu dürfen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzuftudiren. Je mehr Bücher, fagt Rouffeau, defto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, defto weniger Kinder: je mehr Journæle, defto minder wahre Gelehrfamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hœren: der Kunftrichter als ein Profelyt der Gerechtigkeit; der Lefer als ein Profelyt des Thors; und der wahren Bürger find fo wenig, daß man auch felbft fchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeffen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das fich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemælde über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wære, er mag fich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten: zu einem Gemælde, das die Natur des Titian, mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden fuchte; kurz! ein Werk, das eine pragmatifche Ge-

ſchichte im gelehrten Staat würde, ſo wie die *Annales* des Tacitus im politiſchen Staat dieſen hohen Namen verdienen.

Man laſſe mich meinen Traum verfolgen! Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müſte eine Geſchichte der Litteratur zum Grunde liegen, auf die es ſich ſtüzzte. Auf welcher Stuffe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente, und wie iſt ihr Geſchmack? Wie ihr äußerer Zuſtand in den Wiſſenſchaften und Künſten? Warum ſind ſie bisher noch nicht hœher gekommen, und wodurch könnte ihr Geiſt zum Aufſchwunge Freiheit und Begeiſterung erhalten? Alsdenn ruffe der Geſchichtſchreiber der Litteratur aus: „Wohlan! Landesleute, dieſe Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: ſo weit habt ihr noch, um hierinn den Kranz des Zieles zu erreichen!“ Man ſtelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und ſuche die Triebfeder des Nationalſtolzes ſo rege zu machen, als man das Nationalgenie unterſucht hat. Kurz! eine ſolche Geſchichte ſuche das, was ſie bey den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotiſchen Weisheit und die Verbeſſerin des Volks. Sie ſuche das in der Litteratur zu ſeyn, was der Schäzzer der engliſchen Sitten und Grundſäzze, der republikaniſche Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotiſcher Weisheit, die Verbeſſerin ſeines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf dieſe Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geiſtes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieſer das gutgebauete unglücklich niedergeriſſen? wie jener Handlanger ein Baumeiſter, und dieſer Baumeiſter ein Kalklöſcher ſeyn ſollte? wie viel unerkanntes Verdienſt jener ſtille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieſes Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu erſticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf beſſere Wege zu lenken ſey? Dies alles zeige ein Kunſtrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wiſſenſchaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo iſt nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu überſehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Geſezzgeber, wider den auch die eigenſinnigen Genies, die Ziegenbærtigen Grammatiker, und der Pœbel von Überſezzern und Syſtemſchreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutſchland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geſchmack, Partheien in der Dichtkunſt, Schulen in der Weltweisheit ſtreiten gegeneinander: keine Hauptſtadt, und kein allgemeines Intereſſe: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines geſezzgeberiſches Genie. Wenn im Homer die Verſammlung der Griechen erſcheint: ſo bebt vom Gemurmel die Erde, und neun ſchreiende Herolde laufen mit Stæben umher, ſie zu bändigen, daß ſie die Götterſöhne, die Kœnige, hœren ſollen.

Da dies Werk für einen nicht iſt; ſo theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies gienge nicht ſo füglich an. Ein großer Theil der Wiſſenſchaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu ſchaden: und dieſer Theil trægt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, deſſen Gebiet ſich von den erſten Buchſtabierverſuchen erſtreckt, bis auf die ſchœnſte Blumenleſe der Dichtkunſt: von der Züchtigung elender Überſezzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefſten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropo-

logie bis zu den Hœhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht: von den Handwerksſyſtemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenſtral, ſiebenfarbichtes Licht enthält: Sprache, Geſchmackswiſſenſchaften, Geſchichte und Weltweisheit ſind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinſchaftlich ſich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich ſind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man ſie recht, lenke ſie recht zuſammen, und habe ſtets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunſtrichter in ſolchem Journal muß nicht Bücher, ſondern den Geiſt beurtheilen, ſie mit ihren Schwächen und Grœßen gegen einander abwægen, und nicht ihr Syſtem ſondern ihr Urbild verbeſſern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftſtellers: ſo ſchreibt man hœchſtens wider ihn, und erregt — wenn er ſich nicht in unſre Stelle zu ſezzen weiß — ſtatt Überzeugung, Widerſpruch. Wie ſchwer iſts, Proben zu Grundſäzzen zurückzuführen, und Verſuche zu Meiſterſtücken zu erheben; beſtändig mit und ſtatt ſeines Autors denken zu können, ſtatt ſeiner zu arbeiten, und das Ganze nicht aus der Acht zu laſſen: wie ſchwer iſts, ſich und ſeinem Schriftſteller, und dem Leſer und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun? ſo ſchwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantaſie bleiben wird.

* * *

Drey Werke ſind es, die mit dieſem Grundriß eine Ähnlichkeit haben, und die ich alſo darnach beurtheilen darf. Iſt mein Ideal eigenſinnig, ſo zeichne ich, wie es der Geſtalt und Schwäche meiner Augen erſcheint. Sie erheben ſich über die übrigen Journæle ſo ſehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schæferhütten und die Cypreſſen über das Geſträuch. Indeſſen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutſche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu ſeyn. Da ſie ſich über die erſt gezeichneten Gränzen der Litteratur auch den ſogenannten hœhern Wiſſenſchaften mittheilet: ſo muß ſie die hœhern Handwerks- und Kunſtwerke nur in einem philologiſchen Geſichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leſer zwar bequem, aber dem Liebhaber dieſes Feldes viel zu entfernt iſt. Entweder man befriedigt alſo den leztern nicht, der ſie im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem grœſten Theil der fremden Leſer die Frage vorzulegen: Verſteheſt du auch, was du lieſeſt? Entweder man thut den Verfaſſern nicht gnug; oder fodert vom exoteriſchen Leſer ein Pythagoræiſches αυτος εφα, oder das ſokratiſche Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte: «auch, was ich nicht verſtehe, iſt gut.» Ich könnte aus jedem Theil ſolche Schriften anführen, die oft blos aus einem Nebengeſichtspunkt betrachtet ſind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einſeitiges Urtheil fällen konnte; weil es in einer allgemeinen Bibliothek ſtehen ſollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhiſtors, aber keine Panſophen der Litteratur: das Werk wird ungleich, und mangelhaft: *ex omnibus aliquid, ex toto nihil.* Man ſieht es jedem Recenſenten an, daß er uns mehr ſagen konnte; allein um des Allgemeinen willen muſte er ſich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieſer Wiſſenſchaften, und in der Æſthetik auf Auszüge einſchränken.

Gewiß! Recenſionen allein, machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Ausſichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, dieſe karakteriſiren den hohen kritiſchen Geiſt, der zum Bibliothekar

einer Nation gehœrt. Das ganze Bild der himmliſchen Göttin lebte ſtets in der Seele des Zevxis, da er von ſeinen irrdiſchen Göttinnen Reize borgte. Was in jeder Schrift neu iſt, und wozu Pfade eröfnet werden; für welche Claſſe von Leſern jenes und dieſes Werk iſt; was man wegzuwerfen und auszubeſſern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von dieſem dörfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Säzze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben; Auszüge nach Geſezzen und Sazzungen, nicht nach dem Genie des Verfaſſers, und der Wichtigkeit der Sache; ſind eine encykliſche Gelehrſamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn ſpæt zu erreichen. — Ich ſehe ſelbſt die Schwürigkeiten ein, die dieſen ſchœnen Plan, im Lehnſtul ausgeheckt, ſchwer gnug machen, allein unmœglich iſt er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai iſt, und für Verfaſſer, wie die meiſten bey der Bibliothek ſind.

Die Briefe über die N. Litteratur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen ſie es ein Gemælde der Litteratur in den lezten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchœnen Wiſſenſchaften in Deutſchland für ihre Grundlage anſehen; allein auch dieſe reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen ſie alſo ihr Werk nicht beurtheilen laſſen.

Man dankt es alſo den Verfaſſern, daß ſie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu ſchwazzen:

Briefeingänge, Præludien und Epiſoden, die mehr werth ſind, als ganze Critiken.

Warum iſts nicht öfter geſchehen, daß ſie die Bibliothek der ſchœnen Wiſſenſchaften zur Baſis ihrer Briefe gemacht, wie ſie es verſprachen. Oft wenn dieſe, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir ſelbſt machen konnte und mußte, wære ein freies Urtheil im Geſchmack der Litteraturbriefe willkommen geweſen. Vielleicht wæren oft beider Urtheile verſchiedner gefallen, wenn ſie ſich mehr bemerkt hätten: indeſſen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der ſchœnen Wiſſenſchaften iſt in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein *Journal étranger*; daher ich bey dieſen Nachrichten zu leſen anfange und alsdenn die Bibliothek auf gut alt *βεςροφηδον* zurückpflüge. Allein, wenn man dieſe fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, inſonderheit von Büchern, die oft ſelbſt eine kleine Bibliothek der ſchœnen Wiſſenſchaften ſind? Wenn man einländiſche Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man ſelbſt leſen muß? Wenn man bei dieſen ſich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Ausſichten befliſſe? Wenn die eignen Abhandlungen beſtändig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn ſie öfters Gemælde der ſchœnen Künſte und Wiſſenſchaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftſteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüſt zu ſeiner allgemeinen Æſthetik lieferten? Wenn ſie an dringender Kürze und ſchœner Gründlichkeit den Moſesſchen, Winkelmanniſchen und Hagedornſchen gleich kæmen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wæren; wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerſtreuete Perlen in einen Halsſchmuck ſammlen, und bei

der Critik der Dichter härter feyn wollte — ich geftehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbeffern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urtheil; allein fchäzzen fie nicht die Merkwürdigkeit gewiffer Werke beinahe blos nach dem Maas, wie fie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correfpondent wird doch gewiß mit andern Journælen haben buhlen müffen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philofophie ift nach dem Ausfpruche Cicerons: «Philofophire! aber mit wenigem» und diefe Mæßigung hat fie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. Indeffen fällt es mir ein, daß einft in Athen zween Künftler ftritten; jener betrog die Vœgel, und diefer gar feinen Miteiferer, der nach dem Vorhange grif, und blos ein Gemælde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Lefer bei dem Nafchen zum beften haben, fo geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philofoph felbft, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und fie verfchwinden; fo ifts beinahe wider die Zunftgefezze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verfchiedenheit vergleiche, haben fich indeffen alle beide um den deutfchen Gefchmack fehr verdient gemacht, und werden merkwürdig feyn, wenn gleich die Nachrichten des einen und der homiletifche Eifer des andern nicht mehr zum Neueften der Litteratur gehœren werden.

Ich liefere die vornehmften Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denfelben gelten. Wenn ich ihnen widerfpreche oder beiftimme, citire ich blos, und überlaffe dem Lefer, der jenes Werk befizzet, die Citationen felbft aufzufchlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und fpreche mit einigen Verfaffern Pantomimifch: wie es dort von jenem Griechifchen Orakel hieß: *ȣτε λεγει, ȣτε κρυπτει˙ αλλα σημαινει.*

18. FRAGMENT.

1. Winkelmann, der Ruhm der Deutfchen felbft unter dem Rœmifchen Himmel, den die Mufe des Alterthums und der Gefchichte, die unfterbliche Clio, hat laffen geboren werden, um, wie jener, der auf dem Cithæron gefunden wurde, die Kunft der Alten zu erklæren. Ich führe es nicht an, wie er die beften Blüthen jeder Antiken Schœnheit in feine Seele gefammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmælern fein Auge und feinen Geift gebildet: wie er feine Werke, fo wie Raphael feine Gemælde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine Syftematifche Gefchichte unter Ruinen und Überbleibfeln liefern konnte: fondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einfchränken. So wie die Attifchen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglavros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe fchwuren: fo hat die Mufe auch auf feine Schriften gefchrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weife Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Gratie denke, wenn ich diefem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern, die Flügel hoher Ideen gebe: fo ftehet ein Bild vor mir, als wenn es die Mufe der Winkelmannifchen Schriften wære. Einfältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung,

und erhaben in den Schilderungen, ſind ſie Werke der Unſterblichkeit würdig, und der Name unſers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemælde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu ſtreuen gewußt: das ganze Werk zeiget vielen Geſchmack des Künſtlers, noch mehr Känntniß des Werkmeiſters, und die feinſte Critik des Coſtume: das Bildniß der Göttin ſelbſt aber iſt dem Fleiß, der Mühſamkeit und Dauer nach, eine ächte Moſaiſche Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfaſſer verræth viele Bekanntſchaft in den Kunſtſælen von hohem Geſchmack, und in den Malerakademien nach dem Üblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der ſchœnen Natur; daher ſeine Philoſophiſche Betrachtungen über das Schœne &c. in der Kunſt nie das Weſen erreichen. Für Lehrlinge iſt ſein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schœnheiten zu verſchloſſene Encyklopædie der Malerei; deſto angenehmer aber einem Leſer, der eben ſo ſehr Werkmann ſeyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhœren, gelehrte und Weltübliche Anſpielungen verſtehen, und den ganzen Zuſchnitt bis auf die kleinſte Nuance Hofmæßig bemerken kann. Cæſar trug beſtändig das Bild der Venus bei ſich, deren Sohn, ein zweiter Æneas! er ſeyn wollte: ſie war nach Rœmiſchem Geſchmack bewafnet; aber die Griechiſche Venus, wenn ſie die Pallas überwinden will, iſt nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdiſchen Schweſter nicht beharniſcht. So kann auch ein Verfaſſer der Sohn der irrdiſchen bekleideten Schœnheit ſeyn, bei der man von dem ſchœnen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem ſchœnen Anſtande auf die Seele ſchließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über ſein Kunſtſtück urtheilen: führe dieſen Paris in die Eleuſiniſchen Heiligthümer, daß er die Schœnheit nackt erblicke, und nackt ſage. Indeſſen wer kann ſo genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühſamkeit verriethe, der Geſchmack ſich nicht manchmal mit einem kleinen ſchœnen Eigenſinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grundſäzzen eine Lüſternheit übrig ließe. Ich urtheile, wie ein Deutſcher! ihr Deutſche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzoſe blos etwas vom Geſchmack; der Britte vom Fleiß, und der Wälſche vom Unterricht abborgen kann: das übrige iſt euer!

Von den Denkmælern der Kunſt komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da ſteht ein Deutſcher Browne!

3. Moſer kennet das Schroot und Korn der Deutſchen Sprache: der alten Lutheriſchen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und geſunden Vernunft unſerer Væter: und er kann mit mehrerem Rechte unſer deutſcher Browne ſeyn; als Iſelin mit ſeinen Platoniſchen Träumen, und Wegelin mit ſeiner Hypochondriſchen Fülle von Tugend, in der Schweiz. Wie Parrhaſius dort den Geiſt der Athenienſer malte, «der veränderlich, rachſüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnædig, ruhmræthig, erhaben und niedrig, wild und feige, und alles zugleich war» ſo kann Moſer den Geiſt der Deutſchen malen, wie er war, und ſeyn ſollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geſchmack der Erfindung keine fromme Miſanthropie, in der Zuſammenſezzung kein ungeſunder Überfluß, in der Zeichnung kein ſchiefer Geſchmack herrſchen, der halb Franzœſiſch und halb Brittiſch iſt. Er liefere ſein Werk auch der Form nach mit allen deutſchen Vollkommenheiten geſchmückt: tiefſinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zuſammenſezzung, næmlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche Deutſche

Leser bei allen Moserischen Schriften sämtlich und sonders bedauren: daß Moses keinen Aaron hat: daß der Minister zu sichtbar diktire, der Weltweise nicht Zeit gnug, zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muße gnug, selbst zu schreiben, und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geschicklichkeit besæße, seine zerstreute Gedanken zu verbinden; und die Wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen: ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode seyn könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, und ihn endlich davon abbrächte: ein Prediger in der Wüste zu seyn, wie jener, der nur ein Vorbote von dem war, der kommen sollte, und ganz anders als sein Vorläufer seyn muste. — Sollte es nicht mit zur Deutschen Nationalfreiheit gehœren, daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter seyn kann, fremde, wohlgebildete aber ausgestoßene Kinder, aufnähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dies!

4. Jezt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbts Schriften sind für die Deutschen Original: der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrschet, ist das Erbstück unsrer Nation: die Analytische Auflœsung der Begriffe ist die beste Methode Deutscher Philosophie; die Laune seiner Schreibart, die statt der franzœsischen Karaktere, und der Brittischen erdachten Beispiele, durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und seine Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte, und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen; glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch in eine Person, und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdenn hœrt man, und denkt, und fühlt mit dem Autor. Kannst du aber, lieber Leser! nichts als lesen, nicht die Lükken, die dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen, nicht weiter denken, wo dir Aussichten eröfnet werden: so wirst du inne werden, was vielleicht eben der Verfasser sagt: «dem Sprechenden helfen seine Geber«den, und der Ton der Stimme den Verstand «bestimmen: da dies alles hingegen in einem «Buche wegfällt.» Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem lezten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen franzœsischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig læßt, als er liefern könnte. —

5. Jezt ein Schriftsteller, nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding. So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen; so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: sein gesezter Stil nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Stil scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete næher! Selbst der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dies geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt; er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt, und die in den Materien, worinn er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Vielleicht gelingt es Spalding, gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der

das Mittel zwifchen gelehrter Weisheit und unverftändlicher Wortkræmerei hält, der den Jüdifchen und gelehrten Griechifchen Ton mit einerlei Vorficht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Mofaifchen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philofophifchen Catheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines vertrauten, eines Seelenforgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das eben fo wenig Deifmus und Freigeifterei, als nachgebetete Formel ift. — Welch ein Unterfchied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es ift kein andrer, als Acken. Wenn ich die Predigten diefes Mannes, als erbauliche Abhandlungen anfehe: fo verbinden fie Philofophifche Genauigkeit, Deutfchen Nachdruck, und Griechifche Schœnheiten mit einander bis zu den kleinften Theilen: zu lefen find fie vielleicht die beften deutfchen Predigten, die die meiften Franzofen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und feine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in diefer Art von Schriften hinter fich laffen. Darüber wundere ich mich alfo nicht, daß fie wider ihr Verdienft unbekannt geblieben; denn fie find ja keine Poftillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie diefer deutfche Chryfoftom in feinem Pathmos fich fo hat verirren können, um vom Urfprung der Opfer auf eine fo myftifche Art zu fchreiben:

Infert fe tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menfchen; hier ift der Philofophifche Schriftfteller unferer Nation, der fie mit der Schœnheit des Stils vermælt haben foll: der Verfaffer der Philofophifchen Schriften. Ja er ifts, der feine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu ftellen weiß; als hätte es die Mufe felbft gefagt: er denkt da, wo andere fich begnügen, Schœnheiten zu empfinden: er hat unter den Deutfchen die Critik der fchœnen Wiffenfchaften ausgebreitet, die Baumgarten in Abficht der Lateinifchen Schriftfteller fo vorzüglich bewies; und —

Ich fühle es doch bei feinen Philofophifchen Schriften manchmal, was er felbft fühlte: »ich bekenne es, daß fich zu blos fpekulativen »Unterfuchungen kein Vortrag beffer fchickt, »als der ftrenge Syftematifche. Ich trauete »mir aber das Vermœgen und die Fertigkeit »nicht zu, meine Gedanken beftändig an eine »fo ftrenge Ordnung zu kehren.« Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Mofes unter dem Syftematifchen Vortrage mehr als eine äußere Mathematifche Lehrart verftehet, fo wird jeder feine Entfchuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Gefpræche; die Epifoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gefpræchen: fcheint mir ein Putz, den die Philofophifche Würde nicht braucht. Denkende Lefer führt er von der Betrachtung der Wahrheit felbft ab: fie müffen fich von den Spazziergängen nachher wieder zurück finden: und wer blos wegen diefer Einkleidungen liefet — für den hat Mofes nicht gefchrieben: eine Braut blos wegen ihres Putzes lieben, ift lächerlich. Der Weife fehe feinen Gegenftand fo helle als Mofes; er zeige ihn im rechten Gefichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen, und die Sprache in feiner Gewalt: fo wird eine fimple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; fie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Lefer, der Wahrheit fucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu feyn — wozu? nicht zu lernen, fondern felbft zu denken. So find die Abhandlungen im 2ten Theil

der Philofophifchen Schriften; einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfaffer, und — die Leßingfchen Abhandlungen.

7. Leßing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Profaifches Werk anführen kann, da doch das Publikum längft eine neue veränderte Ausgabe feiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht feiner Talente in Wiz und Phantafie; in Betracht feines Scharffinns im Zergliedern, und feines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Auffchrift verdienen wird: «fo viel that er: Nach«welt! fchließe draus, was er thun konnte!"

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur, die lezten Jahre her erhalten: unter denen ich die Mœferfchen Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komifchen, fein Brief an den Savoyifchen Vikar u. f. w. nenne — Es ift übrigens zu beklagen, daß man einige der beften Deutfchen Poeten, nicht fonderlich im Profaifchen Stil loben will; wie ich dies bei dreien infonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu fchreiben.

9. Darf ich unfre Schriftfteller mit einem Autor befchließen, der nach dem erften Urtheil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Ähnlichkeit hatte, und nach dem lezten Richterfpruche fein Antipode geworden: der erft ein Heiligthum unfrer Zeit (αναϑημα) war, und nachher zum Zeichen des Schrekkens (αναϑεμα) wurde: es ift der Verfaffer der Sokratifchen Denkwürdigkeiten: wer ihn nicht als Geftirn betrachten will in unferer Litteratur: fehe ihn als Meteor an; ein Phænomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern feiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belefenheit: die Schale derfelben ift ein mühfam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anfpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich feines eigenen Zeugniffes bediene:

Gelefen:) und allerdings, fehr viel, fehr weitläuftig und mit Gefchmack gelefen (*multa et multum legit*); allein die Balfamdüfte vom Ætherifchen Tifch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittifchen Laune vermifcht, find zu einer Wolke geworden. Diefe umhüllt ihn, er mag ftrafen, oder weißagen (die beiden Verrichtungen feiner Schriften), wie die Juno, wenn fie den Ehebrecher belaufcht, oder die Pythiffe, wenn fie Weißagungen in Kabbaliftifcher Profe murmelt. Seine Belefenheit ift alfo zufammen gefloffen, fo wie die Kœnigliche Schrift, auf unzufammenhängend Papier gefchrieben, dies zuerft thut. — Indeffen würde oft freilich eine kleine næhere Anzeige der Spruchftelle, worüber er commentirt, vieles entræzeln, aber auch verrathen; und da ich felbft unter die ftummen Lefer feiner Schriften gehœre; fo bin ich nicht in der Lage, hier Errathungen für Gefichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet:) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Ausficht in einen Gefichtspunkt: hier ftehe aber ein Lefer, der diefen Punkt treffe, der fein Auge, der feine Laune zu Beobachtungen hat -- fonft fieht er verzogne Stellungen, und Schimmel ftatt eines Mikrofcopifchen Wäldchens. Lefer, der du diefe hingeworfne Beobachtungen verftehen, brauchen, ergänzen kannft: du haft fie erfunden!

Gedacht:) wie es fcheint, über Schriften, die ihm ein Ärgerniß oder eine Augenweide gewefen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüffel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Syfteme haßt: fo ift jeder Gedanke eine unaufgefædelte Perle; jeder Gedanke ift in ein Wort eingekleidet, ohne

welches er ihn nicht denken und ſagen konnte.

Angenehme Worte geſucht und gefunden:) Seine Annehmlichkeiten ſind keine Folgen von gelernten Regeln: ſeine Fehler ſind ſo gar, bis auf die Einkleidungen, Anſpielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmæßig. Vielleicht hat ihn alſo der ehrliche Fulbert Kulmius umſonſt zum Schüler der Baumgartenſchen Æſthetik zu machen geſucht, und vielleicht hätte ihn der 254ſte Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dörfen. Erfindung und Zeichnung ſind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewiſſen Sokratiſchen Unwiſſenheit ähnlich ſeyn mœgen, wie er ſie beſchreibt. Eine Zunge kann ſtammlen, wenn die Seele gewiſſe Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci malte grünes Fleiſch: und Guercius ein trauriges Colorit: Von den Schriften dieſes Verfaſſers gilt es alſo vermuthlich, was Plinius vom Maler Eutykrates ſagt: *auſtero maluit genere, quam iucundo placere.*

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete, und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swiſt, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Rieſen:

Ich hieb viel tauſend Feinde nieder,
In allen Neſſeln, die ich fand.
Da lagen denn die kleinen Leichen u. ſ. w.

ſ. Gedichte von Karſchin.

Hätte unſer jezo ebentheuerlicher Sokrat, eine Aſpaſia, ſeine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad, ſie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Ariſtoteles, *Socratis et Platonis peior progenies*, ein Syſtem errichtete, in der Philologie und Æſthetik, woran ſein Großvater nicht gedacht hatte.

KRITISCHE WÄLDER.

Herausgegeben durch Heyne.

ERSTES WÄLDCHEN. LESSINGS LAOKOON GEWIDMET.

15.

Man muß nicht denken, daß ein Philoſoph, der den Unterſchied zwiſchen Poeſie und einer ſchœnen Kunſt zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Weſen der Dichtkunſt vollſtändig erklæren wolle. Leſſing zeigt, was die Dichtkunſt gegen Mahlerei gehalten nicht ſey; um aber zu ſehen, was ſie denn an ſich in ihrem ganzen Weſen völlig ſey, müßte ſie mit allen ſchweſterlichen Künſten und Wiſſenſchaften, z. E. Muſik, Tanzkunſt und Redekunſt verglichen, und philoſophiſch unterſchieden werden.

Mahlerei wirkt im Raume; Poeſie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben; dieſe durch artikulirte Tœne. Jene hat alſo Körper, dieſe Handlungen zu eigentlichen Gegenſtänden. «So weit iſt Leſſing in ſeiner «Entwicklung gekommen.» Nun nehme ein philoſophiſcher Tonkünſtler ſein Werk auf:

wie fern haben Poeſie und Tonkunſt gemeine Regeln, da ſie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da ſie Handlung ſinget? Der Redekünſtler fahre fort: jede Rede kann Handlung ſchildern: wie denn die Poeſie? wie in ihren verſchiedenen Gattungen und Arten? — Endlich dieſe Theorien zuſammen: ſo hat man das Weſen der Poeſie.

Auch bei der jetzigen Einen Seite der Vergleichung iſts indeſſen, als ob mir an dem Weſen der Poeſie immer etwas zur Berechnung fehle. — — Ich nehme Leſſingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten verſpricht.

Er ſchließt ſo: «Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poeſie; jene næmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe artikulirte Tœne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen."

«Gegenſtände, die neben einander, oder deren Theile neben einander exiſtiren, heißen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerei."

«Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie."

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich ſeyn, wenn ſie von einem feſten Punkte anfienge: nun aber laſſet uns zu ihm hinan: «Wenn es wahr iſt, daß die Mahlerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poeſie," allerdings wahr!

«Jene næmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Tœne in der Zeit." Schon nicht ſo beſtimmt! denn der Poeſie ſind die artikulirten Tœne nicht das, was Farben und Figuren der Mahlerei ſind!

«Wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen." Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulirten Tœne haben in der Poeſie nicht eben daſſelbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Mahlerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. Können alſo zwei ſo verſchiedne Dinge ein Drittes, einen erſten Grundſatz zum Unterſchiede, zum Weſen beider Künſte geben?

Die Zeichen der Mahlerei ſind natürlich: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache iſt in den Eigenſchaften des Bezeichneten ſelbſt gegründet. Die Zeichen der Poeſie ſind willkührlich: die artikulirten Tœne haben mit der Sache nichts gemein, die ſie ausdrücken ſollen; ſondern ſind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen angenommen. Ihre Natur iſt alſo ſich völlig ungleich, und das *Tertium comparationis* ſchwindet.

Mahlerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poeſie aber nicht ſo durch die Succeſſion, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer artikulirten Tœne beruhet das nicht, was in der Mahlerei auf dem Nebeneinanderſeyn der Theile beruhete. Das Succeſſive ihrer Zeichen iſt nichts als *conditio ſine qua non*, und alſo blos einige Einſchränkung: das Coexiſtiren der Zeichen in der Mahlerei aber iſt Natur der Kunſt, und der Grund der mahleriſchen Schœnheit.

Poeſie, wenn ſie gleich durch auf einander folgende Tœne, das iſt, Worte wirkt: ſo iſt doch das Aufeinanderfolgen der Tœne, die Succeſſion der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um dieſen Unterſchied deutlicher zu machen, muß eine Vergleichung zwiſchen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künſten gemacht werden, zwiſchen Mahlerei und Tonkunſt. Hier kann ich ſagen: Mahlerei wirkt ganz durch den Raum, ſo wie Muſik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinanderſeyn der Farben und Figuren iſt, der Grund der Schœnheit, das iſt bei dieſer das Aufeinanderfolgen der Tœne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Anblick des Coexiſtirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunſt beruhet; ſo iſt in dieſer das Succeſſive, die Verknüpfung und Abwechſelung der Tœne das Mittel der muſikaliſchen Wirkung. Wie alſo, kann ich fortfahren, jene, die Mahlerei, blos durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: ſo mache ſie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptſache, næmlich: als Mahlerei durch Farben und doch in der Zeitfolge zu wirken: ſonſt gehet das Weſen und alle Wirkung der Kunſt verloren. Hierüber iſt das Farbenklavier Zeuge. Und alſo im Gegentheile die Muſik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenſtände des Raums muſikaliſch zu ſchildern, wie unerfahrne Stümper thun. Jene verliere ſich nie aus dem Coexiſtenten, dieſe nie aus der Succeſſion: denn beide ſind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poeſie aber iſt der Auftritt geändert. Hier iſt das Natürliche in den Zeichen, Buchſtaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poeſie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkührliche Übereinſtimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tœnen beiwohnet, iſt alles. Die Succeſſion der Tœne kann der Poeſie nicht ſo weſentlich berechnet werden, als der Mahlerei das Coexiſtiren der Farben; «denn die Zeichen haben gar nicht «einerlei Verhältniß zu der bezeichneten «Sache.»

Der Grund iſt wankend, wie wird das Gebäude ſeyn? Ehe wir dieſes ſehen, laſſet uns jenen erſt auf andere Art ſichern. Mahlerei wirkt im Raume, und durch eine künſtliche Vorſtellung des Raums. Muſik, und alle energiſchen Künſte, wirken nicht blos in, ſondern auch durch die Zeitfolge, durch einen künſtlichen Zeitwechſel der Tœne. Ließe ſich nicht das Weſen der Poeſie auch auf einen ſolchen Hauptbegriff bringen, da ſie durch willkührliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieſer Wirkung Kraft nennen: und ſo, wie in der Metaphyſik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe ſind, wie die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich alle auf einen dieſer Begriffe zurückführen laſſen; ſo wollen wir auch in der Theorie der ſchœnen Wiſſenſchaften und Künſte ſagen: die Künſte, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künſte, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die ſchœnen Wiſſenſchaften, oder vielmehr die einzige ſchœne Wiſſenſchaft, die Poeſie, wirkt durch Kraft — durch Kraft, die den Worten beiwohnt, zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Dieſe Kraft iſt das Weſen der Poeſie, nicht aber das Coexiſtente, oder die Succeſſion.

Nun wird die Frage: welche Gegenſtände kann dieſe poetiſche Kraft beſſer an die Seele bringen, Gegenſtände des Raums, coexiſtirende Gegenſtände, oder Gegenſtände der Zeitſucceſſionen? Und, um wieder ſinnlich

zu reden:] in welchem Medium wirkt die poetiſche Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt im Raume: dadurch, daß ſie ihre ganze Rede ſinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen ſelbſt, ſondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikel der Kraft, die Worte, ſondern die Kraft ſelbſt, den Sinn, empfinden. Erſte Art der anſchauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenſtand gleichſam ſinnlich vor die Seele, d. i. ſie nimmt ſo viel Merkmale zuſammen, um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantaſie ihn vor Augen zu führen, ſie mit dem Anblicke zu täuſchen: zweite Art der anſchauenden Kenntniß, und das Weſen der Poeſie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philoſophie iſt: dieſe Art der Poeſie allein zukommen, und macht ihr Weſen, das ſinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann alſo ſagen, daß das erſte Weſentliche der Poeſie wirklich eine Art von Mahlerei, ſinnliche Vorſtellung ſey.

Sie wirkt in der Zeit: denn ſie iſt Rede. Nicht blos erſtlich, ſo fern die Rede natürlicher Ausdruck iſt, z. E. der Leidenſchaften, der Bewegungen: denn dies iſt der Rand der Poeſie; ſondern vorzüglich, indem ſie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorſtellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechſelung theils, theils in dem Ganzen, das ſie durch die Zeitfolge erbauet, energiſch wirket. Das Erſte hat ſie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das Letzte aber, daß ſie einer Abwechſelung, und gleichſam Melodie der Vorſtellungen, und Eines Ganzen fæhig ſey, deſſen Theile ſich nach und nach äußern, deſſen Vollkommenheit alſo energiſiret — dies macht ſie zu einer Muſik der Seele, wie ſie die Griechen nannten: und dieſe zweite Succeſſion hat Leſſing nie berühret.

Keines von beiden, allein genommen, iſt ihr ganzes Weſen. Nicht die Energie, das Muſikaliſche in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorſtellungen, das ſie der Seele vormahlet, vorausgeſetzt wird. Nicht aber das Mahleriſche in ihr; denn ſie wirkt energiſch, eben in dem Nebeneinander bauet ſie den Begriff vom ſinnlich vollkommenen Ganzen in die Seele: nur beides zuſammen genommen, kann ich ſagen, das Weſen der Poeſie iſt Kraft, die aus dem Raum, (Gegenſtände, die ſie ſinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetiſchen Ganzen) wirkt: kurz alſo ſinnlich vollkommene Rede.

Bei Leſſing iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie Handlung; nur aber Er kann aus ſeinem Begriffe der Succeſſion dieſen Begriff ausfinden; ich geſtehe es gern, ich nicht.

«Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, ſind Handlungen.» Wie? ich laſſe ſo viel ich will auf einander folgen, jedes ſoll ein Körper, ein todter Anblick ſeyn; vermœge der Succeſſion iſt keines noch Handlung. Ich ſehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — ſehe ich damit Handlung? Verſchiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen, einzeln, todte, einander nachfolgend: ſehe ich Handlung? nie wird P. Kaſtells Farbenklavier mit ſeinem ſucceſſiven Vorſpielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wæren, Handlungen liefern: nie wird eine melodiſche Kette von Tœnen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich läugne es alſo, daß Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, deswegen über-

haupt Handlungen heißen: und eben ſo läugne ich, daß, weil die Dichtkunſt Succeſſionen liefere, ſie deswegen Handlungen zum Gegenſtande habe.

Der Begriff des Succeſſiven iſt zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß ein Succeſſives durch Kraft ſeyn: ſo wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Weſen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Subſtanz auf einander folgen: ſo wird Handlung. Und ſind Handlungen der Gegenſtand der Dichtkunſt, ſo wette ich, wird dieſer Gegenſtand nie aus dem trocknen Begriff der Succeſſion beſtimmt werden können: Kraft iſt der Mittelpunkt ihrer Sphære.

Und dies iſt die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantaſie und Erinnerung wirkt: ſie iſt das Weſen der Poeſie. — Der Leſer ſieht, daß wir ſind, wo wir waren, daß næmlich die Poeſie durch willkührliche Zeichen wirke; daß in dieſem Willkührlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poeſie liege; nicht aber in der Folge der Tœne und Worte, in den Lauten, ſofern ſie natürliche Laute ſind. —

Leſſing indeſſen ſchließt aus dieſer Folge von Tœnen und Worten alles; nur ſehr ſpæt fällt es ihm ein, daß die Zeichen der Poeſie willkührlich wæren: allein auch dann erwægt er nicht, was der Einwurf: Poeſie wirkt durch willkührliche Zeichen, ſagen wolle.

Denn wie lœſet er dieſen Einwurf? »Da»durch, daß mit der Schilderung körperli»cher Gegenſtände die Täuſchung, das Haupt»werk der Poeſie, verloren gehe, daß alſo zwar »Rede an ſich, aber nicht die ſinnlich vollkom»menſte Rede, die Poeſie, Körper ſchildern »könne.« Die Sache ſcheint jetzt an beſſerm Orte. Eben weil die Poeſie nicht mahleriſch genug ſeyn kann bei Schilderung körperlicher Gegenſtände: ſo muß ſie ſie nicht ſchildern. Nicht, damit ſie nicht Mahlerei ſey; nicht, weil ſie in ſucceſſiven Tœnen ſchildert: nicht, weil der Raum das Gebiet des Mahlers, und blos Zeitfolge das Gebiet des Dichters ſey — ich ſehe bei Allem keine Urſache. Das Succeſſive in den Tœnen iſt, wie geſagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch ſie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn ſeine Kraft verläßt, wenn er mit ſeinen Vorſtellungen, unabhängig von ſeinen Tœnen, die Seele nicht täuſchen kann: ja, dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmahler, als ein ſymboliſcher Namenerklærer. Aber daß die Succeſſion hier noch nicht am beſten Orte ſey, mag — ſein eignes Beiſpiel zeugen. Wenn es Hallers Endzweck iſt, uns in ſeinen Alpen, den Enzian, und ſeinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmæßig kennen zu lehren; allerdings verliert er alsdann den Zweck des Dichters, mich zu täuſchen, und ich, als Leſer, meinen Zweck, mich täuſchen zu laſſen: dies iſt alsdann der Grund und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botaniſchen Lehrbuche gehe: wie werde ich da den Enzian und ſeine Brüder kennen lernen? wie anders, als wieder durch ſucceſſive Tœne, durch Rede? Der Botaniſt wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieſer Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweiſe und im Ganzen vorzuzählen ſuchen, was freilich das Auge mit Einmal überſiehet: er wird alles thun, was Leſſing, der Dichter nicht thun ſoll. Wird er mir verſtändlich werden? Darum iſt nicht die Frage, wenn ich ſeine Worte verſtehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewiſſe Art täu-

ſehen. Kann er dies nicht; ſehe ich die Sache blos im Einzelnen, deutlich, nicht aber im Ganzen, anſchauend, ein: ſo werde ich alsdann alle Regeln, die Leſſing dem Dichter giebt, auch dem Verfaſſer eines botaniſchen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm ſehr ernſthaft ſagen: «Wie «gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung «eines Dinges im Raume, eines Krauts? Erſt «betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, «hierauf die Verbindung dieſer Theile, und «endlich das Ganze. Unſere Sinne verrich«ten dieſe verſchiedenen Operationen mit ei«ner ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie «uns nur eine Einzige zu ſeyn bedünken, und «die Schnelligkeit iſt unumgänglich noth«wendig. — Geſetzt nun alſo auch, der «ſchriftliche Kräuterlehrer führe uns in der «ſchœnſten Ordnung von einem Theile des «Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er «wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile «auch noch ſo klar zu machen: wie viel «Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge «mit Einmal überſiehet, zählt er uns merk«lich langſam nach und nach zu, und oft «geſchieht es, daß wir bei dem letzten Zuge «den erſten ſchon vergeſſen haben. Jeden«noch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein «Ganzes bilden: dem Auge bleiben die be«trachteten Theile beſtändig gegenwärtig: «es kann ſie abermals und abermals über«laufen; für das Ohr hingegen ſind die ver«nommenen Theile verloren, wenn ſie nicht «in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und «bleiben ſie ſchon da zurück: welche Mühe, «welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke «alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu er«neuern, ſie nur mit einer mæßigen Ge«ſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um «zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu «gelangen! — Solche Beſchreibungen mœgen «ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der «Hand hat, ſehr ſchœn dagegen recitiren «laſſen; nur für ſich allein ſagen ſie wenig «oder nichts.» —

So ſpricht Leſſing zum Dichter, und warum ſoll ich nicht ebenſo zum Kräuterlehrer ſprechen, der mich blos durch Worte lehren will? Ich ſehe keine Veränderung des Falles, eben denſelben Gegenſtand, einen Körper, eben daſſelbe Mittel, ihn zu ſchildern, Rede, eben dieſelbe Hinderung in dieſem Mittel, das Succeſſive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection ſich ſo gut auf ihn, als auf jeden Wortſchilderer paſſen.

Folglich muß die Urſache: «Succeſſion ver«hindert, Körper zu ſchildern,» da ſie auf jede Rede trifft, da jede Rede in ſolchem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verſtändlich, ſondern als eine Sache anſchauend machen will, eigentlich außer dem Gebiete der Poeſie liegen;

Folglich auch in demſelben kein eigentliches, wenigſtens kein hœchſtes Geſetz geben können, ſondern nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem wenig oder nichts gefolgert werden kann.

16.

.

Kurz: ich kenne keine Succeſſionen in Homer, die als Kunſtgriffe, als Kunſtgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen da ſeyn ſollten: ſie ſind das Weſen ſeines Gedichts, ſie ſind der Körper der epiſchen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen: mit jeder andern Hypotheſe von Kunſtgriffen, von Einkleidungen, um das Coexiſtente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieſer Vorwurf groß ſey, daß der Kraft eines Dichters kein grœßeres Hinderniß gelegt werden könne, als nicht in ſeinem Tone zu leſen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf

nicht zurück. Wer in dem Zusammensetzen des Wagens der Juno, und in der Geschichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunstgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was Handlung des Gedichtes sey, an dem hat Homer seine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, so schildert ers, wenn es auch ein Thersites seyn sollte; er weiß von keinen Kunstgriffen, von keiner poetischen List und Gefährde: Fortschreitung ist die Seele seines Epos.

17.

Nun aber ist Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtæus, Anakreon, Pindarus, Æschylus, u. s. w. Sein *επος*, seine fortgehende Erzählung, verwandelte sich mehr und mehr in ein *μελος*, in ein Gesangartiges, und darauf in ein *ειδος*, in ein Gemählde; Gattungen, die noch aber immer Poesie blieben. Ein Sänger, (*μελοποιος*) und ein lyrischer Mahler, (*ειδοποιος*) Anakreon und Pindar, stehe also gegen den Geschichtsdichter (*εποποιος*) Homer.

Homer dichtet erzählend: «es geschah! es «ward!» bei ihm kann also alles Handlung seyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin strebt die Energie seiner Muse: wunderbare, rührende Begebenheiten sind seine Welt: er hat das Schöpfungswort: «es ward!» Anakreon schwebt zwischen Gesang und Erzählung: seine Erzählung wird ein Liedchen, sein Lied ein *επος* des Liebesgottes. Er kann also seine Wendung: «es war!» oder «ich will» oder «du sollst!» haben — genug, wenn sein *μελος* von Lust und Freude schallet: eine frohe Empfindung ist die Energie, die Muse jedes seiner Gesänge.

Pindar hat ein großes lyrisches Gemählde, ein labyrinthisches Odengebäude im Sinne, das eben durch anscheinende Ausschweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energisches Ganzes werden; wo kein Theil für sich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erscheinen soll: ein *ειδος*: ein poetisches Gemählde, bei dem überall schon der Künstler, nicht die Kunst, sichtbar ist. «Ich singe!»

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verschieden! wie ungleich das Werk, worauf sie arbeiten! Der Eine will nichts als dichten: er erzählet: er bezaubert; das Ganze der Begebenheit ist sein Werk: er ist ein Dichter voriger Zeiten. Der Andere will nicht sprechen; aus ihm singet die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung ist sein Ganzes. Der Dritte spricht selbst, damit man ihn hœre: das Ganze seiner Ode ist ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunst. — Kann jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen: mir sein Ganzes vollkommen darstellen; mich in dieser Anschauung täuschen — was will ich mehr?

Es ist eine längst angenommene, und an sich unschuldige Hypothese, das Ganze jeder Gedichtart, als eine Art von Gemählde, von Gebäude, von Kunstwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung; bei allen aber auf verschiedne Art. Die hohe wunderbare Illusion, zu der mich die Epopee bezaubert, ist nicht die kleine süße Empfindung, mit der mich das Anakreontische Lied beseelen will; noch der tragische Affect, in den mich ein Trauerspiel versetzet — indessen arbeitet jedes auf seine Täuschung nach seiner Art, mit seinen Mitteln, etwas im vollkommensten Grade anschauend vorzustellen; es sey nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einzige Anakreontische Empfin-

dung, oder ein vollendetes Ganzes pindariſcher Bilder, oder — alles muß indeſſen innerhalb ſeiner Gränzen, aus ſeinen Mitteln und ſeinem Zwecke beurtheilt werden.

Keine pindariſche Ode alſo als eine Epopee, der das Fortſchreitende fehle: kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangele: kein Lehrgedicht als eine Fabel, und kein Fabelgedicht als beſchreibende Poeſie. Sobald wir nicht um ein Wort, «Poeſie, Poem» ſtreiten wollen; ſo hat jede eingeführte Gedichtsart ihr eignes Ideal — eine ein hœheres, ſchwereres, grœßeres, als eine andere; jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andere, oder gar auf die ganze Dichtkunſt Geſetze bringen.

Wenn alſo «Homer nichts als fortſchreitende Handlungen mahlet, und für jeden Körper, für jedes einzelne Ding nur einen Zug hätte, ſo fern es an der Handlung Theil nimmt:» ſo mag damit ſeinem epiſchen Ideal eine Genüge geſchehen. Vielleicht aber, daß ein Oſſian, ein Milton, ein Klopſtock ſchon ein anderes Ideal hätten, wo ſie nicht mit jedem Zuge fortſchreiten, wo ſich ihre Muſe einen andern Gang wählte? Vielleicht alſo, daß dies Fortſchreitende blos Homers epiſche Manier, nicht einmal die Manier ſeiner Dichtart überhaupt ſey? — Der Kunſtrichter ſoll hier ein furchtſames Vielleicht ſagen; das Genie entſcheidet mit der ſtarken Stimme des Beiſpiels.

Noch minder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führet: «Homer ſchildert nichts als fortſchreitende Handlungen,» ſogleich den Hauptſatz darauf ſchlagen: «die Poeſie ſchildert nichts, als fortſchreitende Handlungen — folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.» Wenn ichs bei Homer bemerke, daß «er alle einzelne Dinge nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge, mahle,» * ſo darf nicht gleich der Stempel darauf: «folglich ſchildert auch die Poeſie nur Körper andeutungsweiſe durch Handlungen; folglich kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen,» und was daraus mehr folgen ſoll an Regeln von der Einheit der mahleriſchen Beiwörter, von der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände — — u. ſ. w. Daß dieſe Grundſätze nicht aus einer Haupteigenſchaft der Poeſie fließen, z. E. aus dem Succeſſiven ihrer Tœne, woraus ſie Leſſing hergeleitet, iſt bewieſen. Daß ſie auch, und wenn ſie alle in Homers Praxis ſo Statt fänden, wie Leſſing glaubt, doch auch nicht aus dem Succeſſiven der Poeſie überhaupt, ſondern aus ſeinem næhern epiſchen Zwecke fließen, iſt auch gezeigt. Warum ſoll nun dieſer epiſche Ton Homers der ganzen Dichtkunſt, Ton und Grundſatz und Geſetz ſo gar ohne Einſchließung geben, als er ſich bei Leſſingen meldet?

Ich zittere vor dem Blutbade, das die Sätze: «Handlungen ſind die eigentlichen Gegenſtände der Poeſie: Poeſie ſchildert Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen: jede Sache nur mit einem Zuge, u. ſ. w.» unter alten und neuen Poeten anrichten müſſen. Leſſing hätte nicht bekennen dürfen, daß ihn die Praxis Homers darauf gebracht; man ſieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum

* Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken ſollen, werden mit ſo viel Zügen geſchildert, als mitwirken ſollen. Auf einen ſchränkt ſich Homer ſelten ein; wenn es auch nur ein Stein, Geræth, Bogen, u. ſ. w. wære — er nimmt ſich immer Zeit, ſo viel Eigenſchaften ſeines Körpers anzuführen, als hier epiſch energiſiren ſollen. Schildert er eine Sache nur mit Einem Zuge: ſo iſt dieſer meiſtens allgemein, und für dieſen Ort unbedeutend: es ſind die gewöhnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wiederkommt.

bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtæus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Oſſian zu Milton, und von Klopſtock zu Virgil, wird aufgeräumt! — erſchreckliche Lücke. Der dogmatiſchen, der mahlenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Leſſing hat ſich gegen einige derſelben erklært, und aus ſeinen Grundſätzen ſich noch gegen mehrere erklæren müſſen. «Die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenſtände ſind, ohne den oben erwähnten Kunſtgriff Homers, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln» (es iſt oben erwähnt, daß Homer von ſolchem Kunſtgriffe nichts weiß, und ein Kunſtgriff, was könnte der zu einem ſo großen Zwecke, als Kunſtgriff, wohl thun?) — «ſind jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig, oder gar kein Genie gehœrt.» Von dieſen feinſten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleiſt, Marmontel; mich dünkt aber, daß ſie für Leſſing nicht ſo ins Unbeſtimmte hin beweiſen. Horaz am angeführten Orte, ſchilt nicht die für poetiſche Stümper, die einen Hain, Altar, Bach, Strom, u. ſ. w. mahlen, ſondern am unrechten Orte mahlen:

— Inceptis gravibus plerumque et magna profeſſis
Purpureus, late qui ſplendeat, unus et alter
Aſſuitur pannus; cum lucus et ara Dianæ &c.
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus — —

Pope erklærte ein blos mahlendes Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen; damit aber hat er ja nicht «jedes ausführliche Gemählde körperlicher Gegenſtände, das nur ohne den Homeriſchen Kunſtgriff erſchiene, für ein froſtiges Spielwerk ohne Genie erklært. Der Hr. v. Kleiſt, dünkt mich, wollte in ſeinen Frühling eine Art von Fabel legen, (ein Plan iſt ſofern ſchon darinn, daß ſein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung blos auf gerathe wohl, bald hie, bald da, geriſſen, ſondern, nach der Angabe einer kritiſchen Schrift, ein Spaziergang iſt, der die Gegenſtände in der natürlichen Ordnung ſchildert, in der ſie ſich ſeinen Augen dargeboten) er wollte, ſage ich, eine Fabel hineinlegen; ja nicht aber jede ausführliche Schilderung körperlicher Gegenſtände, als ein froſtiges Spielwerk, hinaus werfen. Und Marmontel endlich will zwar in der Idylle mehr Moral, und weniger phyſiſche Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen, und wenn dies, eben dadurch auch «eine fortſchreitende Folge von Handlungen werde, wo Körper nur mit einem Zuge geſchildert werden ſollen,» weiß ich nicht, und nach Leſſing iſt ſie im andern Falle nicht Poeſie.

Handlung, Leidenſchaft, Empfindung! — auch ich liebe ſie in Gedichten über alles: auch ich haſſe nichts ſo ſehr, als todte, ſtillſtehende Schilderungsſucht, inſonderheit, wenn ſie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem tœdlichen Haſſe, um jedes einzelne ausführliche Gemählde, wenn es auch coexiſtent geſchildert würde, zu verbannen, nicht mit dem tœdlichen Haſſe, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung Theil nehmen zu laſſen, und dann auch nicht aus dem næmlichen Grunde, weil die Poeſie in ſucceſſiven Tœnen ſchildert, oder weil Homer dies und jenes macht, und nicht macht — — um deswillen nicht.

Wenn ich Eins von Homer lerne, ſo iſts, daß Poeſie energiſch wirke: nie in der Ab-

ſicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemählde (obwohl ſucceſſive) zu liefern, ſondern, daß ſchon während der Energie die ganze Kraft empfunden, und werden müſſe. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poeſie nie aufs Ohr, durch Tœne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succeſſion behalte, ſondern auf meine Phantaſie wirke; von hieraus alſo, ſonſt nirgends her, berechnet werden müſſe. So ſtelle ich ſie gegen die Mahlerei, und beklage, daß Leſſing dieſen Mittelpunkt des Weſens der Poeſie, «Wirkung «auf unſere Seele, Energie," nicht zum Augenmerke genommen.

VON DEUTSCHER ART UND KUNST.

AUS DEM FLIEGENDEN BLATT ÜBER SHAKESPEAR.

Laſſet uns alſo ein Volk ſetzen, das aus Umſtänden, die wir nicht unterſuchen mœgen, Luſt hätte, ſich ſtatt nachzuäffen und mit der Wallnußſchaale davon zu laufen, ſelbſt lieber ſein Drama zu erfinden : ſo iſts, dünkt mich, wieder erſte Frage: wenn? wo? unter welchen Umſtänden? woraus ſolls das thun? und es braucht keines Beweiſes, daß die Erfindung nichts als Reſultat dieſer Fragen ſeyn wird und ſeyn kann. Holt es ſein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her: ſo kanns auch nichts Chormæſſiges Dithyrambiſches haben. Læge ihm keine ſolche Simplicitæt von Faktis der Geſchichte, Tradition, Häußlichen, und Staats- und Religionsbeziehungen vor — natürlich kanns nichts von Alle dem haben. — Es wird ſich, wo mœglich, ſein Drama nach ſeiner Geſchichte, nach Zeitgeiſt, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen, und Liebhabereyen, wenn auch aus Faſtnachts- und Marionettenſpiel (eben, wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden — und das Erfundne wird Drama ſeyn, wenn es bey dieſem Volk dramatiſchen Zweck erreicht. Man ſieht, wir ſind bey den

toto diviſis ab orbe Britannis

und ihrem groſſen Shakeſpear.

Daß da, und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein *pullulus Ariſtotelis* läugnen, und hier und da alſo griechiſches Drama zu fodern, daß es natürlich (wir reden von keiner Nachäffung) entſtehe, iſt ärger, als daß ein Schaaf Lœwen gebæren ſolle. Es wird allein erſte und letzte Frage: «wie iſt der Boden? worauf iſt er «zubereitet? was iſt in ihn geſæet? was «ſollte er tragen können?" — und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geſchichte, Tradition, Sitten, Religion, Geiſt der Zeit, des Volks, der Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leſer kenne beyde Zeiten viel oder wenig, ſo wird er doch keinen Augenblick verwechſeln, was nichts Ähnliches hat. Und wenn nun in dieſer glücklich oder unglücklich veränderten Zeit, es eben Ein Alter, Ein Genie gæbe, das aus ſeinem Stoff ſo natürlich, groß, und original eine dramatiſche Schöpfung zœge, als die Griechen aus dem Ihren — und dieſe Schöpfung eben auf den verſchiedenſten Wegen dieſelbe Ab-

ficht erreichte, wenigftens an fich ein weit vielfach Einfältiger und Einfachvielfältiger — alfo (nach aller metaphyfifchen Definition) ein vollkommenes Ganzes wære — was für ein Thor, der nun vergliche und gar verdammte, weil dies Zweyte nicht das Erfte fey? Und alle fein Wefen, Tugend und Vollkommenheit beruht ja darauf, daß es nicht das Erfte ift: daß aus dem Boden der Zeit, eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakefpear fand vor und um fich nichts weniger als Simplicitæt von Vaterlandsfitten, Thaten, Neigungen und Gefchichtstraditionen, die das griechifche Drama bildete, und da alfo nach dem Erften metaphyfifchen Weisheitsfatze aus Nichts Nichts wird, fo wære, Philofophen überlaffen, nicht blos kein Griechifches, fondern wenns aufferdem Nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden, und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaaffen mehr ift, als Philofophie, und Schöpfer ein ander Ding, als Zergliederer: fo wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegen gefetzteften Stoff, und in der verfchiedenften Bearbeitung diefelbe Würkung hervor zu rufen, Furcht und Mitleid! und beyde in einem Grade, wie jener Erfte Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht! — Glücklicher Götterfohn über fein Unternehmen! Eben das Neue, Erfte, ganz Verfchiedne zeigt die Urkraft feines Berufs.

Shakefpear fand keinen Chor vor fich; aber wohl Staats- und Marionettenfpiele — wohl! er bildete alfo aus diefen Staats- und Marionettenfpielen, dem fo fchlechten Leim! das herrliche Gefchöpf, das da vor uns fteht und lebt! Er fand keinen fo einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, fondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gefinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wære vergebens gewefen; er dichtete alfo Stände und Menfchen, Völker und Spracharten, Kœnig und Narren, Narren und Kœnig zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen fo einfachen Geift der Gefchichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Gefchichte, wie er fie fand, und fetzte mit Schöpfergeift das verfchiedenartigfte Zeug zu einem Wunderganzen zufammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechifchen Verftande, fo Aktion im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (*evenement*) groffes Eräugniß nennen wollen — o Ariftoteles, wenn du erfchieneft, wie würdeft du den neuen Sophokles homerifiren! würdeft fo eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt feine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnfon noch nicht gedichtet haben! Würdeft dich freuen, von Jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwey Punkten des Dreyecks Linien ziehen zu können, die fich oben in einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdeft zu Sophokles fagen: mahle das heilige Blatt diefes Altars! und du o nordifcher Barde alle Seiten und Wände diefes Tempels in dein unfterbliches Fresko!

Man laffe mich als Ausleger und Rhapfodiften fortfahren: denn ich bin Shakefpear næher als dem Griechen. Wenn bey diefem das Eine einer Handlung herrfcht: fo arbeitet Jener auf das Ganze eines Eräugniffes, einer Begebenheit. Wenn bey Jenem Ein Ton der Charaktere herrfchet, fo bey diefem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, fo viel nur fæhig und nœthig find, den Hauptklang feines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem Eine fingende feine Sprache, wie in einem hœhern Æther thœnet, fo fpricht diefer die Sprache aller Alter, Menfchen

und Menfcharten, ift Dollmetfcher der Natur in all' ihren Zungen — und auf fo verfchiedenen Wegen beyde Vertraute Einer Gottheit! — Und wenn jener Griechen vorftellt und lehrt und rührt und bildet, fo lehrt, rührt und bildet Shakefpear nordifche Menfchen! Mir ift, wenn ich ihn lefe, Theater, Akteur, Kouliffe verfchwunden! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorfehung der Welt! — einzelne Gepræge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verfchiedenartigften und abgetrennteft handelnden Mafchinen, alle — was wir in der Hand des Weltfchöpfers find — unwiffende, blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatralifchen Bildes, Einer Grœffe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überfchauet. Wer kann fich einen grœffern Dichter der nordifchen Menfchheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen raufchen, fo tritt vor feine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; würken in einander, fo difparat fie fcheinen; bringen fich hervor, und zerftöhren fich, damit die Abficht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gefellet zu haben fchien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear der rafche, warme, edelfchwache Greis, wie er da vor feiner Landcharte fteht, und Kronen wegfchenkt und Länder zerreißt, — in der Erften Scene der Erfcheinung trægt fchon allen Saamen feiner Schickfale zur Ernte der dunkelften Zukunft in fich. Siehe! der gutherzige Verfchwender, der rafche Unbarmherzige, der kindifche Vater wird es bald feyn auch in den Vorhœfen feiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, fchwärmend, fegnend, — ach, Gott! und Wahnfinn ahndend. Wirds feyn bald mit bloffem Scheitel unter Donner und Blitz, zur unterften Klaffe von Menfchen herabgeftürzt, mit einem Narren und in der Hœle eines tollen Bettlers Wahnfinn gleichfam pochend vom Himmel herab. — Und nun wie ers ift, in der ganzen leichten Majeftæt feines Elends und Verlaffens; und nun zu fich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle Hoffnung, damit diefe auf ewig, ewig erlöfche! Gefangen, die todte Wohlthæterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf feinen Armen! auf ihrem Leichnam fterbend, der alte Knecht dem alten Kœnige nachfterbend — Gott! welch ein Wechfel von Zeiten, Umftänden, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und Alle nicht blos Eine Gefchichte — Helden und Staatsaktion, wenn du willt! von Einem Anfange zu Einem Ende, nach der ftrengften Regel deines Ariftoteles; fondern tritt næher, und fühle den Menfchengeift, der auch jede Perfon und Alter und Charakter und Nebending in das Gemælde ordnete. Zween alte Væter und alle ihre fo verfchiedne Kinder! Des Einen Sohn gegen einen betrognen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigften Vater fcheuslich undankbar und abfcheulich glücklich. Der gegen feine Töchter! diefe gegen ihn! ihre Gemal, Freyer und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Glofter am Arm feines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu den Füffen feiner vertriebnen Tochter! und nun der Augenblick der Wegfcheide des Glücks, da Glofter unter feinem Baume ftirbt, und die Trompete rufet! alle Nebenumftände, Triebfedern, Charactere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen fich fortwickelnd — zu einem Vater- und Kinder-Kœnigs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zufammen geordnet, wo doch überall bey den difparatften Scenen Seele der Begebenheit athmet,

wo Örter, Zeiten, Umstände, selbst möchte ich sagen, die heidnische Schicksals- und Sternenphilosophie, die durchweg herrschet, so zu diesem Ganzen gehœren, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wære kein Drama? Shakespear kein dramatischer Dichter? Der hundert Auftritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllet, und nicht Aufmerksamkeit; Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, «die Grœsse des lebendigen Geschöpfs «darf nur mit Einem Blick übersehen wer«den können» — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgefühlt und geendet! — Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur; aber der Schöpfer giebt uns Auge und Gesichtspunkt, so groß und tief zu sehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welch ein Ganzes! lebendige Geschichte der Entstehung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenschaft dieses Edlen Unglückseligen! und in welcher Fülle, und Zusammenlauf der Ræder zu Einem Werke! Wie dieser Jago, der Teufel in Menschengestalt, die Welt ansehn, und mit allen, die um ihn sind, spielen! und wie nun die Gruppe, ein Cassio und Rodrich, Othello und Desdemone in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten seiner Höllenflamme, um ihn stehen muß, und jedes ihm in den Wurf kommt, und er alles braucht, und Alles zum traurigen Ende eilet. — Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegen einander abwog, und Seelen und Charaktere gruppirte, und ihnen Anläße, wo Jedes im Wahn des Freyen handelt, zuführt, und er sie alle mit diesem Wahne, als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, sann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort, wie Hülsen um den Kern immer mitgehen, sollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und doch ist hierüber eben das helleste Geschrey. Fand Shakespear den Göttergriff Eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu Einer Begebenheit zu erfassen; natürlich gehœrte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beytrügen. Ist wohl jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgültig? und sind sies insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in allen Handlungen aufs Leben! Ists da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äussern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, Exsistenz geben muß, und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wohl Einen Umstand des Lokals, des Wie? und Wo? und Wann? wegschneiden lassen, ohne daß die ganze Vorstellung seiner Seele litte? Da ist nun Shakespear der grœste Meister, eben weil er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Örter und Zeiten so mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalitæt, eben die hieher, die dem Gefühl der Handlung, die kräftigste, die idealste ist; wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am lautesten rufen: «hier ist

kein Dichter! iſt Schöpfer! iſt Geſchichte der Welt!"

Als z. E. der Dichter den ſchrecklichen Kœnigsmord, Trauerſpiel Macbeth genannt, als Faktum der Schöpfung in ſeiner Seele wälzte — biſt du, mein lieber Leſer, ſo blœde geweſen, nun in keiner Scene, Scene und Ort mit zu fühlen — wehe Shakeſpear, dem verwelkten Blatte in deiner Hand. So haſt du nichts von der Eröfnung durch die Zauberinnen auf der Haide unter Blitz und Donner, nichts nun vom blutigen Manne mit Macbeths Thaten zur Bothſchaft des Kœniges an ihn, nichts wieder die Scene zu brechen, und den prophetiſchen Zaubergeiſt zu eröfnen, und die vorige Bothſchaft nun mit dieſem Gruſſe in ſeinem Haupt zu miſchen — gefühlt! Nicht ſein Weib mit jener Abſchrift des Schickſalsbriefes in ihrem Schloſſe wandern ſehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! Nicht mit dem ſtillen Kœnige noch zu guter letzt die Abendluft ſo ſanft gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe ſo ſicher niſtet, aber du o Kœnig — das iſt im unſichtbaren Werk! — dich deiner Mördergrube næherſt. Das Haus in unruhiger, gaſtlicher Zubereitung, und Macbeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtſcene Bankos mit Fackel und Schwerdt! Der Dolch! der ſchauerliche Dolch der Viſion! Glocke — kaum iſts geſchehen und das Pochen an der Thür! — Die Entdekkung, Verſammlung — man trabe alle Örter und Zeiten durch, wo das zu der Abſicht, in der Schöpfung, anders als da und ſo geſchehen könnte. Die Mordſcene Bankos im Walde; das Nachtgaſtmahl und Bankos Geiſt · nun wieder die Hexenhaide (denn ſeine erſchreckliche Schickſalsthat iſt zu Ende!) Nun Zauberhœle, Beſchwœrung, Prophezeyung, Wuth und Verzweiflung. Der Tod der Kinder Macdufs unter den Flügeln ihrer einſamen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nachtwanderin im Schloſſe, und die wunderbare Erfüllung der Prophezeyung — der heranziehende Wald — Macbeths Tod durch das Schwerdt eines Ungebohrnen — ich müßte alle, alle Scenen ausſchreiben, um das idealiſirte Lokal des unnennbaren Ganzen, der Schickſals- Kœnigsmords- und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück, bis auf den kleinſten Umſtand von Zeit, Ort, ſelbſt ſcheinbarer Zwiſchenverwirrung, belebt, Alles in der Seele zu Einem ſchauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts ſagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls, geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Leſſing hat einige Umſtände Hamlets in Vergleichung der Theaterkœnigin Semiramis entwickelt — wie voll iſt das ganze Drama dieſes Lokalgeiſtes von Anfang, zu Ende. Schloßplatz und bittre Kälte, ablœſende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erſcheints! — Kann Jemand ſeyn, der nicht in jedem Wort und Umſtande Bereitung und Natur ahnde! So weiter. Alles Koſtume der Geiſter erſchöpft! der Menſchen zur Erſcheinung erſchöpft! Hahnkræh und Paukenſchall, ſtummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Lokal! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erſchreckte Kœnig kniet, und Hamlet vorbeyirrt in ſeiner Mutter Kammer vor dem Bilde ſeines Vaters! und nun die andre Erſcheinung! Er am Grabe ſeiner Ophelia! der rührende *good Fellow* in allen den Verbindungen mit Horaz, Ophelia, Laertes, Fortinbras! das Jugendſpiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und faſt bis zu Ende keine Handlung wird — wer da Einen Augenblick Bretterngerüſte fühlt und ſucht, und Eine

Reihe gebundner artiger Geſpræche auf ihm ſucht, für den hat Shakeſpear und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich Worte dazu, um die einzelne Hauptempfindung, die alſo jedes Stück beherrſcht, und wie eine Weltſeele durchſtrœmt, zu bemerken. Wie es doch in Othello würklich mit zu dem Stücke gehœrt, ſo ſelbſt das Nachtſuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seeſturm, wie die brauſende Leidenſchaft Othellos, die ſo ſehr verſpottete Todesart, das Entkleiden unter dem Sterbeliedchen und dem Windesſauſen, wie die Art der Sünde und Leidenſchaft ſelbſt — ſein Eintritt, Rede ans Nachtlicht u. ſ. w. wære es mœglich, doch das in Worte zu faſſen, wie das Alles zu Einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehœre — aber es iſt nicht mœglich. Kein elendes Farbengemælde läßt ſich durch Worte beſchreiben oder herſtellen, und wie die Empfindung Einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umſtänden und Zaubereyen der Natur. Gehe, mein Leſer, was du willt, Lear und die Richards, Cæſar und die Heinrichs, ſelbſt Zauberſtücke und Divertiſſements, inſonderheit Romeo, das ſüſſe Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumſtande und Ort, und Traum und Dichtung — gehe es durch, verſuche Etwas der Art wegzunehmen, zu tauſchen, es gar auf ein franzœſiſches Bretterngerüſte zu ſimplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüſte verwandelt — ſchœner Tauſch! ſchœne Wandlung! Nimm dieſer Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft, und pflanze ſie in die Luft: nimm dieſem Menſchen Ort, Zeit, individuelle Beſtandheit — du haſt ihm Othem und Seele genommen, und iſt ein Bild vom Geſchöpf.

Eben da iſt alſo Shakeſpear Sophokles Bruder, wo er ihm dem Anſchein nach ſo unähnlich iſt, um im Innern, ganz wie Er, zu ſeyn. Da alle Täuſchung durch dies Urkundliche, Wahre, Schöpferiſche der Geſchichte erreicht wird, und ohne ſie nicht blos nicht erreicht würde, ſondern kein Element mehr (oder ich hätte umſonſt geſchrieben) von Shakeſpears Drama und dramatiſchem Geiſt bliebe: ſo ſieht man, die ganze Welt iſt zu dieſem groſſen Geiſte allein Körper: alle Auftritte der Natur an dieſem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu dieſem Geiſte Züge — und das Ganze mag jener Rieſengott des Spinoſa „Pan! Univerſum!" heiſſen. Sophokles blieb der Natur treu, da er Eine Handlung Eines Orts und Einer Zeit bearbeitete: Shakeſpear konnt ihr allein treu bleiben, wenn er ſeine Weltbegebenheit und Menſchenſchickſal durch alle die Örter und Zeiten wälzte, wo ſie — nun, wo ſie geſchehen: und Gnade Gott, dem kurzweiligen Franzoſen, der in Shakeſpears fünften Aufzug kæme, um da die Rührung in der Quinteſſenz herunter zu ſchlucken. Bey manchen franzœſiſchen Stücken mag dies wohl angehen, weil da Alles nur fürs Theater verſificirt und in Scenen Schaugetragen wird; aber hier geht er eben ganz leer aus. Da iſt Weltbegebenheit ſchon vorbey: er ſieht nur die letzte, ſchlechteſte Folge, Menſchen, wie Fliegen fallen: er geht hin und höhnt: Shakeſpear iſt ihm Ärgerniß und ſein Drama die dummeſte Thorheit.

PREDIGT ÜBER DAS GLEICHNISS VOM MANCHERLEY SAAMENLANDE.

Wir haben fchon, M. Z., da wir uns neulich zu den Gleichniffen Jefu überhaupt bereiteten, auch der Gleichnißrede « vom Sæemann und vielerley Acker» gedacht, und ich fetze fie auch fchon dem Namen nach uns allen als fo bekannt voraus, daß ich auf fie bereite, felbft ehe ich fie verlefen habe. Kann etwas ungefuchter, natürlicher und jedem fo fehr gleichfam im Wege feyn, als gedachte Parabel? Wir fehen ihre Gefchichte bey jeder Ausfaat jedes Sæemanns: fie ift fo einfach, zufammenhängend, und in ein treues Bild zu bringen — und in diefem einfachen Bilde, in diefer fimpeln Gefchichte, welch ein Sinn! welch großer vielfaffender Plan! Die ganze Welt, mit allen ihren verfchiedenen Stellen und Situationen: «hier harter, ganz unfruchtbarer Weg! dort eine fchnell aufgehende und fchnell verdorrende Saat im Grafe! dort, wo jede Ausfaat nur unter Dornen aufkommt, und die Dornen kommen mit auf, fie zu erfticken, und unfruchtbar zu machen; und endlich nur fo wenige ausgefparte Stellen, gutes Fruchtland, wo der Saame ftill keimt, langfam wächft, und herrlich gedeihet» — welch ein großer allweiter Blick auf Welt und Zeiten, die immer nur dies Bild hervorzubringen, und abzuwechfeln, zu entwickeln, und aufzurollen fcheinen! Die ganze menfchliche Natur mit ihren Sinnesarten, Charakteren und Geftalten — welch ein Blick! welche große vielartige Fabel, und die fich ganz in diefem Bilde, in diefer einfältigen Fabel zu erfchöpfen fcheinet: «hier harte Charaktere! ein Wegeland von Sinn und Gemüthsart, wo faft keine Fühlbarkeit, keine Empfänglichkeit guter Eindrücke mehr zu fürchten oder zu hoffen ift: alles bleibt liegen, wird zertreten, und die Raubvœgel des Himmels fraßens auf! Dort wiederum fo warme Herzen! fo rafche Gemüthskräfte — die mit welcher Freude und Zuwallung umfaffen, anfangen! fo rafch, fo freudig, daß der Saame felbft nicht wurzeln kann: er fchlægt ein frœhliches Gras auf — aber die Sonnenhitze, die zu warme Einbildung dörret alles aus — der Saame ohne Wurzel, die frœhliche hoffnungsvolle Saat geht verlohren. So andre, wo Sorgen und Gedanken und Neigungen des äußerlichen Lebens alles verfchlingen, und verwickeln: der befte Entfchluß, der kräftigfte Fruchthalm wird erftickt — und denn nun fo weniges Fruchtland wirklich guter, vom Himmel zum Beften des menfchlichen Gefchlechts ausgefparter Seelen.» So wiederum die Auftritte der vier menfchlichen Lebensalter, unter denen fich der braufende, unter der Hitze feiner Entfchlüffe und Neigungen fo oft ausgedörrte Jüngling, und der in Sorgen, Dornen, Reichthümer und Befchwerden des Lebens verftrickte Mann leider fo oft und fehr unterfcheiden — So die Auftritte der fo manchen menfchlichen Lebensarten, wo diefe dem Stoße und Drucke aller Gefchäfte und Befchwerlichkeiten, gleichfam dem Tritte jedes wandelnden Fußes ausgefetzt ift: jene in einer faftlofen Hœhe unter dem Strahl und im Glanze einer zu heitern Sonne dorret: eine dritte fich in Nahrungsforgen und Dornen der Üppigkeit verfchlingt, und wiederum nur fo wenig ebner, lockerer, faft- und kraftvoller Boden für ein gutes Saamenkorn überbleibt. Endlich gar Eine Menfchheit, Ein menfchliches Herz nur in verfchiedenen Stunden, und

innern Zuſtänden, wo wir bald kalt wie Eis, und hart wie eine Landſtraße ſeyn können; bald mit einem Überfluß von Einbildung, Rührung und Sonnenglut, in wie vieles Gras aufwallen, das alles verdorret, und nichts zur Frucht kommt; bald uns wieder mit Dornen und Sorgen ſo umzäunen — und wiederum nur ſo wenige recht gute Stunden überbleiben, wo die ſanfte Rührung bis zur vollendeten That und Gefühl der Glückſeligkeit kommt —

Erlœſer! deſſen Worte ſo voll Lebens, voll Sinn und Inhalts aller menſchlichen Seelen, Lebensarten, und Gemüthszuſtände des menſchlichen Herzens ſind — wenn auch hier in dieſer Verſammlung jedwede Seele ihre Stelle und Bild in deinem Gleichniſſe wird gefunden haben, und finden muß: ſo laß es auch viele von denen guten Stellen und Gemüthsarten geben, wo das Saamenkorn nicht in eine ſchnelle vorreife Blüthe aufſchießet und verdorret, ſondern wo es einen tiefen Boden, eine reiche ſaftvolle Erde finde, und Frucht bringe in Geduld. In deinem Worte ſelbſt, o Lehrer der Menſchen! im Saamenkorne ſelbſt liegt ſchon alle Kraft der Schöpfung, die ganze Wundermacht Gottes, aus dem was Nichts ſcheinet, aus einem kleinen verborgenen Keime, der faſt allem menſchlichen Blicke entgehet, die Erndte, die Frucht und den Boden zu entwickeln, der uns nachher eine ſo ſchœne, reiche, ſaamenvolle Erſcheinung werden kann: und unſer Herz hat nichts zu thun, als ſich milde zu öffnen, den Keim vom Guten in ſich tief und ſtille zu verſchließen, und ihn nachher in Einfalt und Geduld anwenden und gedeihen zu laſſen. O Gott! treibe alſo auch jetzt alle Raubvœgel bœſer zerſtreuender Gedanken, die uns das Wort ſchnell vom Herzen wegnehmen könnten, hinweg: mildere ſelbſt die Wärme des Entſchluſſes und der Einbildungskraft, die uns hindern würde, daß der Saame nicht tief wurzle, und zu früh verdorre; am meiſten aber, o Gott! der unſern Gang durch Dornen und Roſen des Lebens hindurch leitet, und alle Mittel in ſeiner Hand hat, uns durch die ſtachelvolleſten Situationen mit unverwundeten Herzen hindurch zu bringen, leite uns nachher durch alle Sorgen und Anliegenheiten hindurch, daß uns nichts verklagen mœge, was auch jetzt in unſer Herz geſtreuet ward. V. U.

Luc. 8, 4—15.

Das ganze Bild von Weltverfaſſung aus dem vorgeleſenen Gleichniſſe zu entwickeln: wie? und warum es in ihm ſo viel harte, unfruchtbare, und unbeſæbare Stellen, Felsdürren, Dornen und Wegſcheiden gebe, wo nichts gedeihet, wo alles ſtirbt — den großen Plan Gottes mit den Zeitaltern der Welt zu entwickeln, warum zu dieſer Zeit das beſte Gute, Erfindung, Vorſatz, Anſtalt, Einrichtung entweder auf die härteſte Stelle trifft, und von einem unvorhergeſehenen Raubvogel erhaſcht wird, der darauf lauret, oder eben durch eine zu frühe Hitze und Sonnenmilde in der ſchœnſten Blüthe verdorret, oder mit ſo vielen mitheranwachſenden Hinderniſſen zu kämpfen hat, und erſtickt, bis nun eben zu einer andern Zeit und auf einer andern Stelle das Gute in der mildeſten Erde ſo ohne Sorge und Wartung aufkommt — dieſen unendlichen Plan Gottes in Anlegung der Weltſcenen aus dem Bilde Jeſu zu entwickeln, iſt nicht für uns; der Blick viel zu groß, das Geſchäfte der Eintheilung viel zu früh und täuſchend; es gehœret ein ſpæterer, vollendender Tag dazu, es zu ſehen, wozu auch Unkraut, und verdorrtes Gras, weggeraubte Saamenkörner und von Dornen erſtickte Ähren auf der großen Feldaue der Welt gut und nothwendig geweſen.

Das Bild menſchlicher Naturen und Seelenkräfte aus dem Gleichniſſe Jeſu zu entwik-

keln: «welch ein Grad von Fæhigheit, Faßlichkeit, Rechtſchaffenheit und Empfindung zu dieſer oder jener Tugend, oder gar zu allen Tugenden gehœre? wie ferne es moraliſch völlig verdorbene und verwahrloste Gemüthsarten geben könne, auf die alles wie auf Stein und Fels fället, oder welch ein Grad von Wärme und Mæßigung der Neigungen und Einbildung hier ein Gutes befördern, dort unterdrücken, und zu früh ausdörren könne? und inſonderheit, was nachher die beſondern Lebensarten und Geſchäfte auf alle dieß wirken — wiefern ſie uns unter erſtickende Dornen, oder an den Weg unter zertretende Füße, in gar zu vielen Glanz, oder in zuviel Unruhe bringen, u. ſ. w. dieß alles zu entwikkeln, iſt wieder der Blick zu groß und weit! die Unterſuchung zu fein, und für jeden Einzelnen zu einzeln: wie ſehr nœthig es ſonſt immer iſt, daß jeder zu dem Ende ſeine Fæhigkeit, Faßlichkeit, Lebensart und Hinderungen und Vortheile kenne und zur Anwendung prüfe.

Auch ſolls nicht unſer Weg der Betrachtung ſeyn, wie viel, oder wie wenig in dieſer Saat- und Keim- und Gedeihungsgeſchichte in oder außer der Natur des Menſchen liege. Wie viel Schöpfungskraft im Keime, und wie viel guter Zufluß außer ihm im Acker ſey? wie langſam und ſchnelle, natürlich und wunderbar alles zugehen müſſe, ehe das Korn eine Ähre wird — denn wenigſtens iſt beym erſten Anblick ſo viel ſichtbar, daß es nicht in einem Augenblick Korn und Ähre ſeyn und werden könne? und daß es doch gewiß nicht ganz gleichgültig ſey, wie ſich Acker und Witterung und die Hand des Sæers zum fruchtvolleſten Saamenkorne betrage? — Alſo bleibt uns nur eben die ſimpelſte Unterſuchung übrig, auf welche auch offenbar der Hauptzweck Jeſu gehet, nehmlich «in den Sinnesarten, Neigungen, und dem Betragen der Menſchen das aufzuſuchen, was dem Keim des Guten in ihnen beförderlich und ſchædlich ſeyn kann, und, ſo fern es noch bey ihnen ſteht, für dieſe Sinnesart, Neigung und Betragen ſelbſt zu ſorgen.» Denn offenbar wird ſonſt über jedwede Beſchaffenheit und Faſſung, die beſte oder ſchlimmſte! wenn ich gar nichts in ihr ändern kann, wenn ſie meiner Bemühung völlig entnommen iſt — auch alle Unterſuchung fruchtlos.

I. Härte, ausgetretene Wegesfläche iſt die erſte Gleiche, in der Jeſus leider! eine Anzahl menſchlicher Sinnesarten anerkennt: die hœren das Wort, und ſiehe! da kommt der Arge, und nimmts von ihren Herzen, daß ſie nicht glauben, und ſelig werden. Harter Ausſpruch! in jedem Worte, ſo milde geſagt es da iſt, ein Fluch für das menſchliche Herz.

Die Gleiche iſt, wo ſie iſt, ſo offenbar, daß ſie keiner Erläuterung bedarf; glücklich nur, daß man wohl kaum ſagen kann, ſie ſey einer gewiſſen Anzahl Unglücklicher ſo natürlich, ſo angeboren, oder wenigſtens ſo häufig und im vollendeten Maaße, daß jede Rettung beynahe ein Zuſtand ſolcher Unmœglichkeit würde, als man wohl bisweilen glaubt. Wir haben alle nicht blos von Natur einen gewiſſen Grad von Fühlbarkeit, Reitz und Empfindung des Guten, ſondern es läßt ſich auch kaum bey den verruchteſten Sinnesarten dieſes Gefühl ganz und gar wegbringen und verhärten. Erſt durch eine große Menge roher, wandelnder Füße, durch viele üble Gewohnheiten und Frechheiten und Laſter wird er allmählig geſchwächt: die harten Fußtapfen prægen ſich immer feſter und feſter! und dann freylich iſts für alle Frucht guter, neuer Eindrücke ein trauriger Boden! Das Saamenkorn fällt nur immer oben hin, wie kanns eine kleine Stelle finden, wo es gedeihe? was iſt zwiſchen ihm und dem ehernen Boden ge-

mein, auf dem es da ſo œde und traurig liegt? Und da der wartende Raubvogel des Himmels! Es iſt vom Herzen hinweg! es iſt in ſeiner Gewalt! «daß ſie nicht glauben und ſelig werden.»

Wenn irgendwo das ſo oft gemißbrauchte Wort «unter der Gewalt eines bœſen Feindes!» eintrift, ſo iſts hier. Der Boden ſo hart; das Saamenkorn des Guten ſo unverſcharret; jedem ſtreichenden Raubvogel offen; jedem erſten Anlaß zur völligen Zerſtreuung und Unterdrückung des Guten blos; keine Luſt endlich, keine Leidenſchaft, kein hinreißender Gedanke, denen die entnervte Seele nicht Sclave ſeyn müßte; verkauft gleichſam, Bœſes zu thun! endlich auch ſelbſt faſt wider Willen ſündigend, auch mit allem guten Willen, des Guten unfæhig; im traurigen Zuſtande wie unter der Gewalt eines fremden bœſen Geiſtes.

Und daß hieraus nun, wenn irgend woher, das unſelige Gericht erfolgen könne, was man mit dem, auch ſo ſehr mißverſtandenen, Namen «Verſtockung! Verhärtung!» nennt, ſieht man, iſt die natürliche Folge. Es iſt zuletzt der Zuſtand einer völligen moraliſchen Ohnmacht, gleichſam Weghärte des Herzens, und einer kalten langſamen Verzweiflung. Wenn durchaus jedes Gute, was man auch als ſolches erkennet, und gern in ſich aufnehmen wollte, aber nicht kann, den Zugang zu unſerm Innern verlohren hat: Wir müſſen bleiben, wie wir ſind, und aller Gedanke eines andern glücklichen Seyns iſt wie Speiſe und Freude rings um den ſterbenden Kranken, iſt wie unempfangbares Saamenkorn auf hartem Felſenwege — wenn ſich nicht eine außerordentliche Gnade, und gleichſam ein milder Regenguß des Himmels erbarmt, das zu erweichen, was nun ſchon für ſich ſelbſt hart und unerweichbar iſt: ſo ſieht man, iſt der Fluch des Apoſtels da: die Erde, die noch Regen trinkt, kann noch Segen von Gott empfangen; der harte ausgetretene Acker aber, der unfruchtbare Acker, der Dorn und Diſteln trægt, iſt dem Fluch und dem Verbrennen nahe.

Und dem Regen, dem Erweichen Gottes aus der Milde des Himmels ſind auch dergleichen Unglückliche wohl meiſtens allein zu empfehlen. Er, der die ganze Natur in ſeiner Gewalt hat, er, der auch alle Situationen unſers Lebens für und um uns lenken kann: er vermags auch allein einer Seele beyzukommen, die nun der menſchlichen Hand unfühlbar geworden — vermags allein, dieſem Menſchen durch eine außerordentliche Wohlthat, jenem durch einen milden Thrænenguß von Unglück die Seiten ſeines Herzens zu erweichen, die noch allein erweichbar ſind: dieſem den Weg ſo ſehr mit Dornen zu vermachen, jenen in ſolche Wüſten zu bringen, dieſem ſeine liebſten Anſchlæge ſo mißrathen zu laſſen, jenem ſo außerordentliche Triebfedern in die Bahn zu legen, daß einer ſtille ſtehen, der andere nachdenken, der dritte ſein voriges Ich, wenn es auch noch ſo enge mit ihm zuſammen gewachſen wære, verläugnen; der vierte ſich aus ſeiner Ohnmacht mit neuem Leben gleichſam wapnen muß, d. i. daß ſie noch glauben, und ſelig werden! Um den Baum wird gegraben, und ringsum ſeine zarteſten Wurzeln entblœßt; vielleicht daß er noch Frucht bringe und aufgrüne. Wo nicht, ſo haue ihn ab: was hindert er das Land?

Und wenn nun etwas in der Welt, Buße, Umkehrung, Sinnesänderung genannt zu werden verdient: ſo iſts hier! und hier iſt es alsdann gewiß nicht die Fabel vom Betruge, Heuchelei oder Gemüthsſchwäche, über die man ſo oft unter dem Namen der Umkehrung und Wiedergeburt ſpottet? Wers nur einigemal in ſeinem Leben erfahren, «was es oft

für eine kleine, nichtige, und vorbeyftreichende Sache mit allen fogenannten philofophifchen Bußen und Umkehrungen fey! wie wenig da eigentlich im Herzen und in feiner Tiefe ausgerottet werde! mit welcher Gewalt die unterdrückten Neigungen nur unter andern Geftalten und Verwebungen aus dem Grunde wieder hervorkommen! und oft fieben Geifter zurückkehren, die ärger find als der erfte vorhin — der wirds fehen und fühlen, wie anders es mit dem Werke Gottes fey, da er nicht mit einem Spielwerk menfchlicher Vorfätze von der Oberfläche beffert, fondern mit dem taufendarmigen Wurf des Schickfals den Menfchen umfaßt, alle feine Cirkel zerreißt, den ganzen Gefichtskreis um ihn her verändert, oder verfinftert, und ihn durch ein Andringendes lebendiger Situationen, denen er nun nicht entgehen kann, gleichfam mit liebreicher Vatergewalt auf andere Wege zwinget. Wenn da die Winkel des Herzens um- und ausgekehret werden: wenn da die gütige, milde Wafferfluth das Saamenkorn mit Gewalt hinunterfchwemmt, und ringsum veft die Erde hinandränget, daß es wurzeln muß — o Menfch, fo kanns auch wurzeln! nur verfäume du nicht diefe Zeit der Gnadentaufe und Erweichung zur Buße! Siehe die Wolke, die über dir fchwebt, nicht für Unglück, fondern für Wohlthat; diefe Zeit deiner Erweichung für die heilfamfte, væterlichfte, fruchtbarfte an, die dir die Vorfehung geben können: halte in ihr aus, und wende fie an, wie du nur diefe und keine vielleicht mehr in deinem Leben wirft anwenden können, daß im Angefichte des fchwebenden Raubvogels das Gute, das nur fie fo tief in dein Herz fchmelzen konnte, bleibe, und du noch errettet und felig werdeft. Denn hilft dir der Herr alfo nicht; erweicht er dich nicht: wer foll dir helfen? wer kann dich erweichen?

II. Aber es giebt eine andere Gattung, die vielleicht zahlreicher, und bey dem fo vielen Guten, was fie an fich hat, im Grunde verderblicher feyn kann, als jene, — die auf dem Fels gefæet find, nehmen anfangs das Wort mit Freuden an; aber fie haben nicht Wurzel: Wenn fich Trübfal und Verfolgung um des Worts willen erhebet, ärgern fie fich, und fallen ab, oder in der kurzen Sprache des Bildes: fie gehen in dem ftralenvollen Boden fchnell auf, aber die Sonne welkt fie weg, und fie verdorren! O Bild! Bild! wie viel menfchliche Gemüther, Handlungen, Lebenszeiten ftehen unter dir!

Alles Gute hat feinen gewiffen Reiz, feine Wärme, feinen Stral der Belebung: nun denke man fich eine willige, fühlbare, zarte, rafche, einbildungsreiche Seele dazu, der es vorgehalten wird — welche Zuwallung! welche Geftalt des Schœnen! welche Umarmung! Der Funke hat mit Einmal im zarten Zunder gezündet: das Saamenkorn hat fo leicht in der lockern wärmevollen Erde gekeimt, und fchießt auf — wie früh! wie fchœn! welches erquickende Grün in dem zarten Grafe! welche füße Hoffnung in diefer Reihe guter Vorfätze, Entfchlüffe, Erwartungen von fich felbft! wie erweicht ift dies jugendliche Herz! welche laute ergreifende Gebete! welche Freuden- und Hoffnungsthrænen im neubelebten Auge, und Entfchlüffe vor Gott und Vorgenuß der Zukunft! O! wenn die ganze Zukunft das freudige Jezt! wenn dies erfte fchœne Hervorkeimen fchon die ganze Erndte wære! in diefer erften Aufwallung alles erfchöpft, gethan, genoffen werden könnte —

Und wie vieles kann allerdings in ihr gethan werden! welchen großen und guten Schein können Menfchen von der Art geben! wer ift der kalte, der da nicht mit aufwallte, und gleichfam Empfindung, Vorfaz, Entfchluß, Vorgenuß des Seligen, der Pflicht,

und der Zukunft mittheilte? Aber — Zuſaz, der durch Mark und Bein gehen muß — «Aber ſie haben nicht Wurzel! — Eine Zeitlang glauben ſie, und zur Zeit der Mühe, der Anfechtung fallen ſie ab!» Ein Wort des Zuſazes: da die Sonne aufging, war das ſchœne Gras — verdorret!

Der Grund davon liegt freylich leider! in der menſchlichen Natur; und unſer großer Lehrer und Kenner des menſchlichen Herzens hat mit dem Einen Wort «Sonnenhitze! keine Wurzel! Mühe und Anfechtung» deutlich genug darauf gewinket und gewieſen. Ihr Gutes war nemlich nur ſüße Täuſchung! Ein ſchœn Geſchöpf der warmen Fantaſei; wenns That werden ſoll, (jede That hat Mühe! hat Beſtrebung) das Gras *iſt* verdorret! das Gute verſchwunden! — ſo fallen ſie ab! Finſtere, ſchlüpfrige Tiefe des menſchlichen Herzens, von wie vielem Guten, Erfreulichen, und Seligen biſt du der Abgrund!

Alles Gute, meine Zuhœrer, hat, wie geſagt, in dem erſten Augenblicke des feurigen Plans ſeine Seligkeiten und Reize, die die ganze Seele aufwallen. Da denkt ſich nun die aufwallende, willige und unternehmende Seele nichts anders gern, als dieſe Reize: ſie ſiehet die Pflicht nur ganz und gar von ihrer ſchœnen Seite: welche Hoffnungen, Ausſichten, vortrefliche Folgen! welche Wonne von Gefühl in alle dem — aber nun, ehe du zu dieſem Gefühle, zu dieſen Folgen kommſt, haſt du nur eine Kleinigkeit vergeſſen: den Weg dahin! die Ausrichtung deines Entſchluſſes. Und da nun immer bey der leichteſten menſchlichen That Bemühung iſt; da ſich in der Welt keine ſchœne Seele, und kein ſchœner Körper ohne ſeine Flecken und Muttermale, keine ſchœnſte, ſüßeſte, leichteſte Pflicht, Situation, Beziehung, Stand, Hoffnung und alles, was du dir in dieſer Menſchheit träumen kannſt, ohne Mühe und Beſtrebung denken läßt, die angewandt, ohne Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die überwunden werden, kurz ohne Schritte, die dahin müſſen gethan werden — ſiehe, wenn du nun in deiner erſten kindlichen Freude das alles nicht mit, oder daran gar nicht gedacht haſt? Du haſt deiner Schœnen nur ins Antliz geſehen! dein ganzes Aufwallen war nur immer Graserndte, ohne Blüthe und Frucht — zwey Schritte næher! und nun Mühe! kleine Anfechtung! die Sache iſt in der Geburt! der Wind führt die Blüthenblätter weg — zur Zeit der Anfechtung fallen ſie ab!

Unſanfte Aufdeckung des menſchlichen Herzens, dieſe kurzen Worte Jeſu! ſie zeigen ſo ganz das ſchwache Geſchöpf, das nur manchmal im Fluge ſeiner Gedanken ſo hoch und ſelig iſt, und dann wieder auf einmal — und meiſtens in That — ſo tief am Boden liegt. Giebts wohl einen beſchæmendern, demüthigendern, qualvollern Blick für eine empfindliche Seele, die doch würklich, und wenn in der grœſten Dunkelheit — es doch fühlt, daß ſie zu einem Plane des Lebens geſchaffen ſey, daß ſie auf ihn auch bey den grœſten Verwirrungen und Fehltritten ſtreben wolle und gewollt habe — und ſiehe da! immer Trümmern dieſes Plans! jeden Abend, jede Woche, jedes erlebte Jahr die Anſicht einer Aue verwelkten Graſes! hingeſtorbener Entſchlüſſe! zu früh gereifter und verreifter Glückſeligkeiten, die allemal zulezt einen Thoren getäuſcht hatten — giebts einen traurigern Blick für die menſchliche Seele! ein zerrißneres Ganzes des menſchlichen Lebens! einen wahnwizigern Schatten für ein vernünftiges Geſchöpf! — und wenn nun immer ein zweiter, etwas tieferer, reiferer Blick uns ſogleich die Wunde zeigt, «das macht, ſie haben nicht Wurzel! das Gute war lange

«nicht genug überdacht, und in genug Kühle «und Tiefe der Seele unternommen! es war «Aufbrauſen der Phantaſie! Liebe ſeines eig- «nen Plans! Strohfeuer! und nichts weiter" — und wenn ein dritter weiterer Blick uns nun tiefer führt: «Auch dieſe Schnelle und Ungründlichkeit deiner Seele war nicht in dieſem einen Falle dein Fehler! Siehe da! dort! und hier! — und mit dieſem und jenem hängt das zuſammen, und an ſo viel, ſo viel andre Ausſtrœmungen eben derſelben Quelle erinnert das — und das endlich iſt dein ganzes Herz, flach und ſchœnbemalt! ein wenig Felserde voll Wärme, voll Sonnenſtrahl, aber ohne Saft und Kraft — das iſt dein Herz! und ſo wirds bleiben! und ſo werden noch tauſend ſchœne wurzelloſe Blüthen und Blumen in dir erſterben; noch tauſend frohgefaßte Entſchlüſſe verdorren, und einen traurigen mit dir ſelbſt mißvergnügten Anblick geben — und das bis an dein Lebensende! — der kahle dürre Fels!"

O meine Zuhœrer, wenn wir noch etwas Saft in uns, noch etwas Kraft haben, uns zu etwas reifem und geendetem zu entſchließen — der Wink Chriſti ſey uns Lockſtimme aus dem ſchlüpfrigen Abhange des Verderbens! Er iſt nichts als das vielſagende Wort: «habe Wurzel! denke an Mühe und Anfechtung! wapne dich! falle nicht ab!" Siehe, wenn du es zehnmal gefunden haſt: nur jener zu warme Entſchluß, jenes Feuer der Einbildung, das erſt aufwallte, ließ ſich auch nachher (es war nur immer noch eben der Fehler!) von einem Schatten der Mühe abſchrecken, und zurückſcheuchen: wenn du's ſo oft gefunden, es war unvernünftige Affenliebe, die deine Idee, das Kind der Phantaſie, ſo lange und warm umarmte, bis es in deinen Armen ſtarb: wenn du's immer fandeſt, du kamſt nur blos deswegen nicht zum Ziele, weil du zu heiß anfiengeſt, es dir zu nahe dachteſt, und nachher auf der Mitte der Bahn entweder erſchöpft niederſankſt, oder dich ſchon an der Mühe vereckelt hatteſt, den Muth aufgabſt, und dir dafür einen andern Luftſchwärmer ausſanneſt, der jetzt eben ſo ſchœn glänzet, und den du eben ſo wenig erreichen wirſt — ſage! willſt du nicht gleichſam mit deinem Gehirn und Herzen, deiner Seele und deinem kurzen Lebenswege Mitleiden haben, auf den Wink eines himmliſchen Lehrers zu merken, der dir nur allein Weisheit ſeyn kann? Gibs alſo geradezu auf, im erſten Augenblicke Alles, und hernach nichts ſeyn zu wollen! Mæßige deine Einbildung auch über dem Gemählde der ſüßeſten Zauberſcenen, denn wenn du dieſe nachher nur etwas verändert findeſt, ſo iſt ſie's eben, die dich alsdenn ganz ſcheu und ekel, und dürre machet, und alſo zweymal betrog. Siehe einer jeden Handlung nie allein in ihren Vorblick, in ihr ſchœnes Antlitz, was nie ganze Handlung iſt: ſondern Hände und Füße, der thieriſche ſchwere Körper, der das ſchœne Antlitz fortbringen muß, das werde dein Augenmerk. Natürlich wird ſich alsdenn deine erſte Hitze mæßigen: aber in der Kühle wird der Saame tiefere Wurzel faſſen: du wirſt vielleicht nicht ſo viel mit Einem Blick ſehen und auf einmal ſeyn wollen; aber auch der Schaam und Demüthigung erſpart ſeyn, ſo oft nichts geweſen zu ſeyn; und mit Einem Blick hundert Leichname und Schatten von Freuden ſehen zu müſſen. Du wirſt nie einen Baum ohne ſeine verborgene unanſehnliche Wurzel vorſtellen wollen, und alſo auch kein dürrer Baum ſeyn dürfen. Du haſt auf die Mühe zuvor gedacht! dich auf die Anfechtung zum voraus gewapnet! nun fängſt du eben erſt zu handeln an, da du ſonſt eben

hier ſchon aufhœrteſt! Jetzt alſo friſch und neu ſtärkt dich die Mühe! das Gute hat Wurzel, Saft und Kraft, und nun iſt ihm die Sonnenhitze nicht erſtickend, ſondern nährend. Du haſt das Roß deiner Neigungen und Einbildungskraft, das ſich nur vor ſeinem eigenen Schatten fürchtete, umhergelenkt, und nun fürchtet es nichts auf der Welt. Sie haben Wurzel, und zur Zeit der Anfechtung werden ſie ſtark! — —

O es ſprachs einmal der Heiland in einer Stunde, da er eben ſelbſt Ohnmacht und Niederſinken, und Verlaſſen menſchlicher Kräfte zu fühlen begann, in der tiefſten Stunde ſeines Brudergefühls mit uns ſprach er «wachet und betet! wenn der Geiſt willig und euer Fleiſch ſchwach iſt — wachet und betet!» — O hätte Jedermann von uns Wachſamkeit und Kühle, Gegenwart und Stärke des Geiſtes, wann, und wo ers eben bedarf. Als Menſchen iſt uns nie ein Blitzſtrahl nœthig und brauchbar durch die Luft zu fliegen: ſondern nur eine ſanfte Wolke, uns ſtille dahin zu erheben.

III. Die dritte Gattung von Menſchen iſt wohl die gemeinſte, und das eigentliche Gedränge des menſchlichen Lebens — «Die Dornen — Reichthum, Sorgen und Wollüſte des Lebens — gingen mit auf, und erſticktens, und es brachte keine Frucht.» Alle ſolche, die in ihrer ganzen Seele keinen Gedanken über die Erde, ihre Nothdurft, Habſeligkeit und Bequemlichkeit hinaus, faſſen können, alſo auch jeden Gedanken der Religion, des Guten, und des reineſten menſchlichen Guten allein unter dem Winkel ſehen, in der Geſtalt betrachten, und alle dies ſo zuſammen verweben, daß wohl kein Bild in der Welt es beſſer ausdrückt, als «der ſchon aufgegangene Halm erſtickt unter Dornen» und damit ſo gut, als ob er gar nicht aufgeſchoſſen wære.

Hier erſcheinen nun die drey großen Haufen der menſchlichen Anbeter und Sucher irrdiſcher Glückſeligkeit, Sorgen, Reichthum und Wollüſte des Lebens, die, ſo verſchieden ſie ſeyn mœgen, im Grunde das mit einander gemein haben, daß ſie unter Dornen aufwachſen, und von Dornen umkommen. Der, der kaum lebt, um eſſen zu können, und der ißt, um nur leben zu können, der da lebt, um ſich zu kleiden, und der ſich kleidet, um nur zu leben, — die ſonderbarſten Gegenſätze der menſchlichen Denkart — darin kommen ſie überein, daß ſie Herzen beſchweren, und Seelen erſticken, und endlich eine ſo irrdiſche Sinnesart zuwegebringen, daß kein hœherer Geiſt, kein feinerer Gedanke und Bewegungsgrund bey einer Handlung des Lebens wirken kann: er erſtickt gleichſam im dicken Dunſtkreis der Erde.

Wenn nun vielleicht in irgend einer Zeit dieſe ſonderbaren Gegenſätze zuſammen und gegen einander gewirkt haben: ſo iſts wohl in unſerm Jahrhundert, wo Armuth und Nothdurft auf der einen Seite eben ſo zunimmt, und zunehmen muß, als auf der andern Üppigkeit und Geitz: wo es immer tæglich und tæglich mehr heißen muß, daß die eine Hälfte ſich davon im Übermaaße ſpeiſet und kleidet, was die andere erdarbt, und halbnackend erſparet — und daß alſo eben die Neigungen, die Menſchen gegen einander im Einzelnen unglücklich machen, auch im Ganzen die Folge haben müſſen, ſie alle insgeſamt in ein Dornen-Labyrinth zu ſtecken, wo ſie ſich Herz und Hände verwunden, im Grunde alles Gute und die beſte Freude des Lebens in ſich erſticken, und ſich am Ende ſo unfühlbar zum wahren Genuß dieſes, als eines zukünftigen Lebens machen. Indeß ſieht man auch hier, daß der wahre beßre Theil noch immer auf der

Seite der Armuth und nicht des Überflusses sey. Die Nothdurft und Hingeworfenheit menschlicher Seelen muß schon ungemein weit gekommen seyn, wenn sie den Gedanken an Gott, an Religion, an Unschuld und Tugend des Herzens unmœglich und das Laster nothwendig machen soll: in den bedrängtesten Umständen, und unter der dicksten Wolke des Lebens wird die Seele noch immer freye Plätze und lichte Stellen behalten, zu seyn, wo sie will, und eben diese Umstände finds, die mehr zu Gott hinweisen, als von ihm ablenken, mehr hervortreiben, als ersticken. Vielleicht gæbe es also noch die meisten Reste von Unschuld, Tugend, Sittsamkeit, Gottesfurcht und Freude des Lebens, eben da, wo man sie am wenigsten suchen würde, wenn man Glanz sucht, in der stillen Hütte und im wahren Druck des Lebens; da hingegen alles, was Üppigkeit und Habsucht, und alle unersättliche Leidenschaft umgiebt, nicht anders, als unter einem Baume keimt, dessen giftiger Schatten alles erstickt und tœdtet. Der Arme ritzt freylich auch Hand und Brust zuweilen mit Dornen, aber sein Gefühl ist gleichsam noch gesund, und eben, weil ihn sein Schade schmerzt, hütet er sich desto mehr; aber der Leichnam des Üppigen, dem diese Dornen selbst unentbehrlich geworden sind, und den ihr langsamer Stich bis auf die Seele verwundet, und zugleich einzig erfreuet — welch ein elender, zerrissener Leichnam! Über alles was Erdengeist ist, kann sich kein himmlischer Gedanke hervorschwingen; aber Üppigkeit und Wollust ist der ärgste, niedrigste Erdengeist, der alles, selbst die Kraft zum Bœsen, lähmt und ermattet. Der unterste trübe Abgrund, wehe dem! der hinein geræth!

Hier wird es also immer die schwere Aufgabe des Lebens bleiben, «die dieser Welt gebrauchen, daß sie ihr nicht mißbrauchen!» die in der Welt und für die Welt leben, daß sie ihr nicht ganz leben, und endlich ihr Geist bloß ein Schatte des elenden Körpers werde. So wie man mit einem sehr edlen, himmelreinen und göttlichen Geiste die grœßesten Verdienste für diese Erde haben kann, so kann man leider! auch die himmelreinsten Sachen der Religion mit einem so unreinen Athem anhauchen, mit so niedrigen Bewegungsgründen behandeln, daß alles erstickt, oder selbst wieder zu Dorn und Distel wird. — Wir haben uns, M. Z., wo wir stehen, nicht selbst hingesæet, und müssen da stehen bleiben, unter Dornen, oder auf freyer Ebne — aber wo es auch sey, lasset uns nicht unsern Geist verlieren, der unsterblich ist, und über Dorn und Hecke hervorwachsen will und muß! Lasset uns eben in den drückendsten Umständen das meiste und edelste Herz beweisen, das Bœse mit Gutem überwinden, und die Ähre sich eben da hindurcharbeiten, wo sie am leichtesten ersticken konnte — desto hœher! schœner und blühender! wo sie niemand erwartete und suchte! wo sie durchs Hindurchwinden um so stärker geworden ist, und jetzt eben der erstickende Dorn ihr nichts als Zaun, Hege und Halte seyn muß. Wer überwindet, Reichthum, Wollust und Sorge des Lebens, ist stärker, als wer furchtsam nie zum Kampfe kam.

IV. Endlich fiel etliches auf ein gut Land und trug hundertfältige Frucht, oder mit den Worten der Erklærung «die das Wort hœren und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld. Wer Ohren hat, der hœre!» sagt Christus, wie viel fasset die stille sanfte Beschreibung!

Sie ist allen vorigen Arten des unfruchtbaren Landes entgegen gesetzt, und also ist zart, kühl und kraftvoll, tief und eben,

alles nur einzelne Eigenſchaft dieſes guten Bodens. Willigkeit der Aufnahme, Treue und Tiefe der Bewahrung, Geduld und Kraft in der Anwendung — Eigenſchaften der guten Seele des Gegenbildes.

Der lockere Boden nimmt willig die Saat an, und wo? und wie? und woher mir das Gute komme, was ich als das meine anerkenne! wo Gott mir ſpricht! wo ſich das innere Bild meiner Seele aufglänzt, ſo will ichs annehmen, Herz und Sinn nicht dafür verſchließen — Dieſe Rechtſchaffenheit und Willigkeit, M. Z., die gleichſam die erſte Grundeigenſchaft alles Guten in der menſchlichen Seele iſt, verdient auch unſere hœchſte Sorge. Was, und wie unſer Acker ſey? was? oder wie viel in uns geſtreuet werde? dafür können wir nicht, und darüber haben wir auch nicht zu ſorgen. Aber was? und wie viel in uns geſtreuet werde — es wohl aufzunehmen, es nicht dem erſten Raubvogel der Zerſtreuung und Verführung zu überlaſſen, das iſt unſere Pflicht, in der wir nicht ſcharf genug ſeyn können, weil wir in ihr uns nur zu oft untreu ſind. Wir ſammlen das Gute nur zu oft mehr aus einem gewiſſen lieben Leichtſinn, Lüſternheit und Neugierde in uns, als aus treuer, ſtrenger Begierde nach Beſſerung und Güte: und eben wenn wir alsdenn einmal von dieſer innern Bahn der Rechtſchaffenheit entfernt ſind, daß wir uns Sachen verheelen, die wir nicht mœgen, ſo kommts, das wir uns ebenfalls Sachen erkünſteln, die wir mœgen, und die nicht für uns ſind. Man eifert um fremde Saamenarten, die nicht für uns ſind, ahmt einem Acker nach, der für uns von fremder Natur iſt, erpreßt ſich Rührungen, Weichheit und Härte und alle dergleichen — was völlig wegfallen würde, wenn wir unſern Gewiſſen treu, nur das recht aufnähmen, was in uns gepflanzt wird, und ſonſt weder mit dem Sæemann noch mit ſeinem Saamen zanken wollten.

Wie verſchiedener Art iſt doch ein Saame? und kann denn auf jederley Acker auch jederley Saame keimen und gedeihen? Wer biſt du alſo, daß du dir Empfindungen erpreſſen willſt, die nicht für deine Natur ſind, und gerade darüber die verliereſt, die freywillig aus derſelben hervorkeimen würden? Wer biſt du, daß du nach einem fremden Guten buleſt, und das Deinige verachteſt? Siehe! auf die Art des Saamens kommts nicht an, und der Sæemann muß es am beſten wiſſen, zu welcher Art er dich gut halte: aber auf Treue, Willigkeit, Rechtſchaffenheit im Annehmen und Bewahren, welche große Pflicht!

Und wie ſtille wird ſie ausgeübt! ſanft, wie hier die Beſchreibung, und die Sache ſelbſt in der Natur. Wie unbemerkt und ohne Geräuſch keimt ein Saamenkorn im Schooße der Erde! Es verſchwindet den Augen, iſt verſcharret, geht gar in eine Art Verweſen — und da fängt Kraft Gottes an zu würken! die Schöpfung reget ſich! der Keim dringt auf, zieht an ſich, wird entwickelt — das kleine Korn wird, wie Jeſus ſagt, erſt Blatt, dann Kraut, endlich Frucht und voll, wie vieler künftigen Früchte! wo der Baum im Keime und tauſend Keime in Einem und die ganze Schöpfung in einem Keime liegt, und nur auf ſtille Entwickelung wartet. Was iſt ähnlicher der ſtillen Verwandlung und Wiedergeburt des Guten in der menſchlichen Seele, als dies ſanfte gottesvolle Bild des Frühlings? Siehe, was dieſe ſtille Seele in ſich empfing, war ſo fern noch fremdes Saamenkorn! noch fremder Gedanke, Bewegungsgrund, Empfindung! aber indem es ſo ſanft ſich in ſie ſenkte: Siehe! da regt ſich Kraft Gottes! der Gedanke, Regung, Empfindung verwan-

delt ſich, nimmt von ihrem eigenen Weſen an: er ſchien erſtorben, im Herzen verweſet: entkam ſchon der Einbildung und Erinnerung; aber nun geht er auf! und wie neu! wie anders! wie hat ihn die Seele ſich zu eigen gemacht! wie iſts, wenn ſie ihn nun durch That oder Wort äußert, ſchon ihr Bild, ihr Gedanke, in ihre eigene Natur belebet und verſchœnert. Wie anders iſt das aufkeimende Gras, der aufgeſchoſſene Halm, die reife Ähre gegen das arme verweſende Korn der Erde! Es wird geſæet in Niedrigkeit, und muß auferſtehn in Kraft!

In dieſer kraftvollen Auferſtehung liegt das ganze Gewebe der neuen Schöpfung in und über der Erde, in Wurzel und Krone, alles liegt im Saamenkorn, und das Land hat nur Früchte zu bringen in Geduld. Da wird alsdenn Gott, von dem die Morgenländer ſo gerne Bilder dieſer großen Todtenerweckung an jedem Frühlinge hernehmen; er wird dem Baum Wurzel und Stamm, Äſte und Früchte ſchaffen, und reifen und erhalten, alles erſticken und wegräumen, oder die Frucht zum Durchbruch kommen laſſen, daß ſie die Dornen überwinde. Auch hier iſts alſo wieder nicht unſer eigentlich Geſchäfte, welche, und wie viel Gott Früchte aus uns entwickle! wenn wir mit aller Treue wurzeln, und hindurchſtreben — ſo ſind wir in ſeiner Hand! ſein iſt das Saamenkorn was verlohren geht, und was trægt! ſein iſt die arme und reiche Ähre! Da wir allein gerichtet werden ſollen, nach dem, was wir haben, und nicht nach dem, was wir nicht haben, ſo ſehen wir, Ein Talent, nicht in die Erde vergraben, iſt vor dem Richter aller Lebendigen ſo gut, als zehn und tauſend Talente! und jene zwey Scherflein legten mehr ein, als alle Reiche und Poſaunende einlegen konnten. Wenn wir alles thaten, was uns befohlen iſt, ſo ſind wir dankloſe Knechte, die ihre Schuldigkeit thaten, und nichts mehr.

Auch ſehen wir, iſts noch weniger unſere Sorge und Geſchäfte, wozu wir, was wir tragen, hervorbringen? wer es ſammlen? wem es nutzen und vortheilen ſoll? Denn ſonſt hätte der Acker freylich Recht zu fragen, warum er dem vortheilen ſolle und dürfe? Der Acker thut nur immer ſeine Pflicht, und wird allein ſchon durchs Tragen ſchœner, luſtiger, fruchtbarer, da er ohne das verwildern und nur Dorn und Unkraut tragen könnte. Ein gutes Herz thut alſo ſeine Pflicht, und ſæhe es auch nicht, wem das alles im ganzen Zuſammenhange zu ſtatten kæme: genug es entwickelt, indem es thut, ſeine Kräfte, ſeine beſten Empfindungen, ſeinen innigen und fortgebenden Gehorſam: es dienet Gott. Wer alſo auch ſchneide und erndte, iſt ein Engel Gottes, und ſo wenig als der Acker begreifen kann, wozu ſeine Früchte im ganzen Zuſammenhange der Welt nützlich und unentbehrlich waren; ſie warens aber doch! und in ſo hohem Grade! und auf ſo tauſendfache Weiſe! — ſo beſcheide ich mich, daß ich im großen Buche der Natur Gottes ein viel zu kleiner Buchſtab bin, um nur das Eine Wort zu wiſſen, zu dem ich gehœre, noch weit weniger den ganzen, großen unermeßlichen Inhalt! Ich weiß alſo, daß es meine Pflicht iſt, nicht mit dem Sæemann zu rechten, und über ihn zu urtheilen, ſondern mit ſtillem, treuen Herzen Frucht zu bringen in Geduld.

ÄLTESTE URKUNDE DES MENSCHENGESCHLECHTS.

ERSTER THEIL.

III. PLAN.

Die vornehmften Begriffe der Urkunde find einzeln umfchiffet: der Verfaffer wagts aber kaum, fich den Beifall des herrfchenden Theils in diefem Gewerbe zu verfprechen. Man hat in den neuern Zeiten eine gewiffe morgenländifche Mythologie erfonnen — auf die man denn alles hinzuziehen trachtet: Alles, auch die natürlichften und göttlichften Vorftellungsarten zum Fæbelchen macht, zum Nationalmährchen aus Orient! Wo man denn Gelegenheit hat, bei jeder Wallfahrt die Welt mit einem neuen Gefpinfte morgenländifchen Pœbelwahnes, (worauf doch alles hinausläuft!) zu täufchen, viel Kenntniß des Orients felbft, bis zu feinen Ammenftuben und geheimften Örtern jedesmal neu zu zeigen! Die berühmteften Erläuterungen des neueften orientalifchen Gefchmacks find — Mährchen, oder ließen fich allemal leicht dazu machen, könnten auch der Kürze wegen felbft auf dem Titel alfo heißen.

Woraus fich denn fogleich ein zweites Vorurtheil erzeuget, daß Orient und Occident, wer weiß wie fern? von einander entfernt liege, die Sprache und Vorftellungsart jenes diefem daher fo unverftändlich und faft unerklærlich fey — Das Wort Gottes müffe jedesmal in die lauefte Umfchreibung, in das allgemeinfte Gewäfch von Wörterbüchern aufgelœfet werden, wohin dann wieder der Modeftrom unferer Zeit gehet. In kurzem wird die ganze Bibel zum Beften der Ungelehrten und des gefunden Verftandes die dünnefte und lauterfte deiftifche Wafferbrühe werden, wo alle Bücher und Artikel fich fo wiederholen, als Wolfs Paragraphen.

Ich werde alfo ohne Zweifel vielen zu morgenländifch gefprochen, andern zu metaphyfifch und energifch interpretirt haben — denen ichs denn haben mag. Ohne Zweifel hätte fich bei diefem allumfaffenden Stück fo viel eigene Mythologie erfinden, und fich die Einfalt deffelben in ein fo kraufes Gefchwätz unferer beredten Philofophen umfchreiben laffen: ich habe ihm aber aus wahrer Ehrfurcht gegen den Urheber lieber feine Einfalt gelaffen, und habe übrigens viel andere Begriffe von der menfchlichen Seele, als daß fie jedes Wort, jedes Bild, wovon fie keine Katechismusdefinition geben könnte, deswegen nicht verftünde, und Wörterbuchsartikel der Art brauchte.

Bilder warens: ich habe alfo auch nur Bilder entwickelt. Die Bilder aber bedeuten Sachen, die auch wir kennen, und wenn auch nicht alle gleich geläufig dem Erklærer nachfühlen können: ich habe alfo zugleich Sachen entwickelt, und die bloße Bildergaukelei und Citation ähnlicher Stellen — verachtet.

Diefe Bilder nun, was machen fie für ein Ganzes? in welcher Ordnung und Proportion! — Licht vor der Sonne! Gras und Kraut vor der Sonne! — ich will die Vorwürfe nicht wiederholen; aber bei allem, was man bisher gegen fie gefagt hat (die Stackhoufe und Lilienthale mühen und drehen fich wie fie wollen,) halte ich fie bis

her — ſo laut, als ichs ſagen kann! — noch für ganz unwiderlegt und unaufgelœſet. Wer auch hinter allen Grundſätzen, die man bisher angenommen hat, in dieſer Ordnung, in dieſem Verhältniß männliche, geſchweige denn göttliche Denkart findet — *magnus Apollo!*

Ich hoffe ſie jezt ohne alle Kunſt und Zauberei zu zeigen. Die verzogenſten ſonderbarſten Figuren nur auf Eine Art, in Einen Geſichtspunkt gelegt — dahin ſtelle ich den Leſer und gehe. Er ſehe ſelbſt, wie ſie ſich zum herrlichſten Ganzen ordnen.

Daß aber dieſer kleine Kunſtgriff, dieſer dem Stück natürlichſte Geſichtspunkt, zu dem uns doch jeder Zug jedes Bildes faſt mit Gewalt hinſtœßet, Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch hat unentdeckt bleiben können, und man ſich in allen Auslegungen, Rettungen, Dogmatiken und wo weiß ich mehr? immer lieber ſo unnütz quælte, als man — ſich jedesmal bei einem verzogenen Gemählde, in einer Hölle voll verworfener Sibyllenblätter, wenn man ſie nicht ordnen will, quælen, und unnütz quælen muß — ich würde mich darüber verwundern, wenn ich von der menſchlichen *inertia*, der Urſache aller unſerer Unwiſſenheiten, verjährten Vorurtheile und kindiſchen Syſteme, nicht ſehr hohe Begriffe hätte. Ich hoff's auch von eben dieſer edlen und nützlichen Trægheitskraft, daß, wenn mein Geſichtspunkt, eben weil er ſo vielen Laufens und Rennens überhebt, erſt Einmal in Schwang kommt, er auch bleiben werde. Der ein äußerſt verzogenes Ræthſel, woran ſich Jahrhunderte durch ſo viel Gehirne geübt, um — Thorheiten auszubrüten, wer dieß auf Einmal faſt ſchweigend, durch bloßes Zuſammenrücken einiger Lettern augenſcheinlich auflœſet — es müßte arg ſeyn, wenn der noch hartnäckigen Widerſpruch fände. Auch am Widerſpruch oder Nichtwiderſpruch iſt mirs ungelegen, ich erklære und rette eine Jahrtauſende her verdunkelte und verunzierte Offenbarung Gottes.

Und zwar rette ich ſie blos durch Einfältigung und Entkleidung. Laß zuerſt, mein Leſer, alles Außerweſentliche z. E. Tagwerke, Segen, Benennung, Ausmahlung aus: rücke die ſimpeln nackten Bilder ſelbſt, wie ſie folgen, næher zuſammen, was ſieheſt du? Nichts mehr und minder als — Gemählde der Morgenrœthe, Bild des werdenden Tages — ſiehe da! der ganze Aufſchluß! —

Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die urälteſte herrlichſte Offenbarung Gottes erſcheint dir jeden Morgen als Thatſache, großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde! Siehe, wie ſie noch zuſammen vermiſcht um uns liegen: Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben

Und die Erde war wüſte und leer,
Finſterniß auf der Tiefe —

Kannſt du dir auch in Worten der Urkunde mehr ſinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtſchauers wie in unendlicher ſchwarzer Wüſte denken? — und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeiſt, auch noch den Schauer der tiefſten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchrinnt —

webender Geiſt Gottes auf der Tiefe!

wer iſts, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur athme! —

— — Und ſieh! da Gott! da der erſte
— Licht! [Lichtſtrahl!
und 's iſt Licht!

mit dem einſylbigſten Blitzworte der Urkunde nicht einzuholen!

Und ſiehe! dieſe Entzückung, dies unnennbare Morgengefühl, wie's ſcheint alle Weſen zu ergreifen! zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geiſt kam und bereitete was zu erharren — noch ruhen die Vœgel, das Haupt unter die Flügel geſenkt: die Stadtwelt, die vielleicht niemals Morgen geſehen, liegt begraben: ſelbſt die frühe Lerche ſteigt noch nicht — die Natur ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

— Licht!
's ward Licht!

ſtill wird er eingeweiht der Tempel! Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knoſpe fühlen! Lichtſtrahl! ein tœnender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und ſchwingt ſich — wehe dem Fühlloſen, der dieſe Scene geſehn und Gott nicht gefühlt hat! Es iſt das Bild jenes Naturweiſen: wie ſie »aufblickt die Morgenrœthe und die Enden der Erde,« das große ſchwarze Nachttuch

— am Saum erfaßt
und abſchüttelt die Räuber der Nacht!
— Licht!
und 's ward Licht!

Sieheſt du jene ſtille Glorie! jene ſanfte Augenwimper der Morgenrœthe, wie ſie jeden Augenblick weiter hinaufſchimmert, jeden Augenblick die Wolken um ſich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinſel dahin eintauchte? — und wie ſtille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — ſanftes Angeſicht der Gottheit! Offenbarung, Erſcheinung! denke dir, was ich vom Licht geſagt und es iſt nichts geſagt — wer, der hier nicht niederfället, anbetet — ſchweigend ſeufzt »o wære ewig meine Seele, wie das Licht! wie dieſer Gottes- Anbruch!«

Das Erwachen aus ſolchen Augenblicken iſt immer einſylbig! und ich wette, bei jedem Unverdorbenen, natürliches Gebet! Morgenſeufzer und Preis Gottes

— Geräuſch und Lärm war nicht um ihn,
da er die Welten dem Unding entwinkte —

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben dieſe Anbetung vor dem Morgenſtrahle (und wo wiſſen wir, nicht ſelbſt die Thiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht, und in Worte gefaſſet:

— Siehe, wie das Licht gut iſt!

welch Grauen, welche Nacht vertrieben! Wie ſie ſich dort immer mehr in ſchwarzen ungeheuren Wellen forthebet — Gott unterſchied zwiſchen Licht und Dunkel! und wie alſo die beiden Maſſen im großen Unterſchiede neben einander ſtehen! Der große Unterſchied iſt ſichtbar! Licht — Dunkel

Dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reißenderer Wink auf dieſe Scene der Natur ſeyn? Jeden Morgen iſt beides neben einander feierlich ſichtbar.

Und ſiehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichſam webet! den zarten Flor Luft und Himmels da ſo ſichtbar ſpinnet! Alles vorher ein Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie ſich die Graue nach allen Seiten umher weitet! der Himmel hebt und hœhet! die dunkeln Wolken träufeln ab! nebeln! es iſt als ob da Licht und Waſſer kämpfen! —

Und da oben, wie ſchon die Bläue hervorgehet: ſich immer weiter wölbt und webet — Phænomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre grœßte Kunſt ſehen — die allmählige Himmelhebung! die ſchwimmende Luftläuterung vom tiefſten Grau zur ſchœnſten, lachendſten Glanzesbläue! der Morgenduft, der um alle Weſen am meiſten in

der Ferne, dem Bette Aurorens, ſchwimmt, in den ſich das Auge ſo hin verliert und ſich gleichſam eine neue Gegend in der Gegend ſchaffet. — Was ſind die Zauberteppiche der Glücklichſten gegen jenes allweite Naturgemählde ſelbſt? und ſiehe! die ganze ſimpelſte Erklærung der beſtrittenen und verzweifelten Stelle durch eine tægliche, thætige, augenſcheinliche Illuſtration der Natur

— Weite ſich zwiſchen Waſſern und Waſſern
Und abſcheide ſich zwiſchen Waſſern und Waſſern
— Und Gott machte die Weitung
Und ſchied zwiſchen Waſſer drüben
Und Waſſer drunten!
Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da ſich droben der Himmel läutert und ſondert — ſiehe! ſondert und läutert ſich nieden die Erde! Wie ſie ſich in lichte und dunkle Maſſen theilet! wie ein großes Gebirge gleichſam entſchleiert ſich erhebt! Nun unter Thau und Morgenſtrahl beblümt — die Roſe öfnet allmählig ihren Buſen und die Nachtviole ſchließt ihre duftenden Kelche! Der frühe Zephyr webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die ſich im Morgenthau ſpiegeln, und der junge Baum webt und ſchauert und fühlet die Glieder im Morgenothem der erweckten Schöpfung! hier ihre erſte Familie! — Es iſt Fortgang im Gemählde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenrœthe — Siehe, da ging die Sonne auf! die herrlichſte Erſcheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! Kœnig! Das Auge kann nur einen Anblick aushalten! Übertrift und endet Alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräuſch!

Wer ræthſelt nun, warum das Morgenlicht ſo lange vor der Morgenſonne geſchaffen worden? wer kann jezt noch eine der Rettungen hœren?

Nun erwacht Alles! Alle Weſen, wie
— Von dieſem regen Feuer
Geſtœrt! geſtœret aus der Ruh! —

wie jener Silberſee dort mit Lebendigem aufwebt: die Fiſche ſpielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgenſang

— Der Vœgel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit früher Stimm' und frühem Flug

— alles voll Regung, Geſang, Freude und Segen!

Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art
Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art

— Und ſiehe! Menſch, da ſteheſt du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrſchergedanke der Schöpfung! Von Himmel und Erde rufe den zerſtreuten, betäubten Blick zurück auf dich! in dich ſelbſt —

Und du, der Erden Herr, o Menſch, zerfließ
In Harmonien ganz.
Dich hat er mehr als Alles ſonſt beglückt;
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Alles dringt —

betrachte dein Glück! deine Geſtalt! deine Kräfte! deine große Beſtimmung: hœre über dir den Rathſchluß Gottes, ſiehe That —

— Da gehet aus der Menſch an ſeine Arbeit,
an ſein Ackerwerk bis an den Abend

ſinnt — dichtet — waltet — nähret ſich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen

Alles, was Gott gemacht hatte!
Siehe, es war alles ſehr gut!

Vollendet! auch dies Morgengemählde vollendet! Mit welcher Simplicitæt, Naturfolge! Zuſammenordnung und Vertheilung! Pracht! Hoheit! angefangen und vollendet! — Auch

der Verfaſſer, ders ſchrieb, konnte ſein εποιησε ſagen! Aber er war nicht Verfaſſer! ihm erſchiens! ihm wards offenbart! lebt und webt dort jeden Morgen! – herrlichſte, älteſte, ſimpelſte Offenbarung Gottes!

Nun ſehen wir, warum Alle, die dies Ganze bisher ſinnlich oder vernünftig vorſtellen wollen, es unglücklich haben vorſtellen müſſen — weil ihnen Geſichtspunkt, Schlüſſel zum Ganzen fehlte. Die Mahler, die jedes Tagwerk beſonders vorſtellten — den großen Raphael nicht ausgenommen! — was iſt daraus worden? Wie kann Gott vorgeſtellt werden, indem er das Licht ruft, den Himmel weitet, die Erde vorgehen heißt, die Sonne macht, ſegnet — jedesmal einzeln – wie kanns? Als ob Gott ſelbſt vor dem Chaos erſchrickt, als ob er angeſtrengt, gewaltſam und doch kindiſch arbeite! — oder ſeine Ruhe, als ob ſie zuſchauender Müßiggang würde — muß es nicht alſo werden? Das große Gemählde Gottes, allweit wie Himmel und Erde, prächtig und ſchœn wie der Morgen, und eben durch ſeinen erhabenen, ſtillen, ununterbrochenen Fortgang prächtig — wird zerriſſen, wird unterbrochen: der Unſichtbare, der hier nirgend erſcheint, als in That, der immer nur

Will und — 's wird,
Gebeut, ſo ſtehets da,

der große Unvergleichbare, der nirgends in der Schöpfung iſt, wie er iſt, von dem alles nur als dunkler Abglanz ſtrahlet — der wird als Menſch, als grauer Greis, als langſam ermatteter Arbeiter vorgeſtellt! Eine Scene, die in der Natur tæglich wiederkommt, aber nur immer einen Augenblick ſich mahlet und davon eilt — die wird unnatürlich fixirt und auf einen Teppich geſammlet — was kann werden? Der ſimple Morgenmahler iſt der einzige Mahler der Schöpfung: die drei erſten Tagwerke zuſammen — Ein großer Fortgang! die drei andern auch zuſammen! jenes den Morgen in tiefſter Ruhe; dies im zunehmenden prächtigſten Geräuſche und Schöpfungsfreude — das wære Nacheiferung! und die Nacheiferung bis zur Vollendung! Ein Gemählde, da ich in Entzückung die Worte Moſes, natürlich und nothgedrungen, ausriefe, ſie in all' ihrer Erhabenheit zur Überſchrift gæbe — Wo iſt ein Edler, der ſich an die erſte und ſchœnſte Offenbarung Gottes wage!

— Tauch' in die Farben Aurorens
Mahl' mir Schöpfung!

Der Dichter, der eben ſo zerriß und dann ausmahlte, was er nicht mehr verſtand, wo keine ganze Anſicht mehr blieb, hat mit allem phyſiſchen und metaphyſiſchen Farbenvorrath eben ſo unglücklich ſeyn müſſen — Er mahlte jedesmal Lappen und ſchrieb Geſänge — wollte eine Lichtſtreife des Aufgangs in ein epiſches Gebäude verlängern — Die Schöpfung iſt freilich in jedem kleinſten unendlich und unergründlich; aber — kurz, der Morgenſänger, der Lobſänger Gottes in der ganzen lebenden erwachenden Natur, das iſt der Dichter der Schöpfung.

Und endlich die Philoſophen, Demonſtranten, Metaphyſiker, Phyſiker, Kosmopœiſten — vor dieſer lachenden Morgenrœthe — aus dieſem ſo ſimpeln Naturbilde — wer mag ſich deß erinnern? Ich habe mehr und beſſers zu ſagen.

AUCH EINE PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE ZUR BILDUNG DER MENSCHHEIT.

ANFANG DES ZWEYTEN ABSCHNITTES.

Auch die rœmifche Weltverfaſſung erreichte ihr Ende, und je grœßer das Gebäude, fo hœher es ftand, mit defto grœßerm Sturze fiels! die halbe Welt war Trümmer. Völker und Erdtheile hatten unter dem Baume gewohnt, und nun, da die Stimme der heiligen Wächter rief: «haut ihn ab!" welch eine große Leere! Wie ein Riß im Faden der Weltbegebenheiten! nichts minder, als eine neue Welt, war nœthig, den Riß zu heilen.

Norden wars. Und was man auch nun über den Zuftand diefer Völker für Urfprünge und Syfteme erfinnen mag: das fimpelfte fcheint das wahrefte: in Ruhe warens gleichfam «Patriarchien, wie fie in Norden feyn «konnten." Da unter folchem Klima kein morgenländifches Hirtenleben mœglich war, fchwerere Bedürfniffe hier den menfchlichen Geift mehr drückten, als wo die Natur faft allein für den Menfchen würkte: eben die fchwerern Bedürfniffe, und die Nordluft die Menfchen aber mehr härtete, als fie im warmen aromatifchen Treibhaufe Ofts und Süds gehärtet werden konnten: natürlich blieb ihr Zuftand roher, ihre kleinen Gefellfchaften getrennter und wilder: aber die menfchlichen Bande noch in Stärke, menfchlicher Trieb und Kraft in Fülle. — Da konnte das Land werden, was Tacitus befchreibt. Und als dies nordifche Meer von Völkern mit allen Wogen in Bewegung gerieth, Wogen drängten Wogen, Völker andre Völker! Mauer und Damm um Rom war zerriffen: fie felbft hatten ihnen die Lücken gezeigt und fie herbeygelockt, daran zu flicken — endlich da alles brach, welche Überfchwemmung des Süds durch den Nord! und nach allen Umwälzungen und Abfcheulichkeiten welche neue nordfüdliche Welt!

Wer den Zuftand der rœmifchen Länder (und fie waren damals das gebildete Univerfum!) in den letzten Jahrhunderten bemerket, wird diefen Weg der Vorfehung, einen fo fonderbaren Erfatz menfchlicher Kräfte zu bereiten, anftaunen und bewundern. Alles war erfchöpft, entnervt, zerrüttet. Von Menfchen verlaffen, von entnervten Menfchen bewohnt, in Üppigkeit, Laftern, Unordnungen, Freyheit und wildem Kriegsftolz unterfinkend. Die fchœnen rœmifchen Gefetze und Kenntniffe konnten nicht Kräfte erfetzen, die verfchwunden waren, Nerven wiederherftellen, die keinen Lebensgeift fühlten, Triebfedern regen, die da lagen — alfo todt! ein abgematteter, im Blute liegender Leichnam — da ward in Norden neuer Menfch geboren. Unter frifchem Himmel, in der Wüfte und Wilde, wo es niemand vermuthete, reifte ein Frühling ftarker, nahrhafter Gewächfe, die in die fchœnern, füdlichern Länder — jetzt traurigleere Äcker! — verpflanzt, neue Natur annehmen, große Ernte fürs Weltfchickfal geben follten. Gothen, Vandalen, Burgunden, Anglen, Hunnen, Herulen, Franken und Bulgaren, Slaven und Longobarden kamen — fetzten fich, und die ganze neuere Welt vom mittelländifchen zum fchwarzen, vom atlantifchen zum Nordmeer, ift ihr Werk! ihr Gefchlecht! ihre Verfaffung!

Nicht blos Menſchenkräfte, auch welche Geſetze, und Einrichtungen brachten ſie damit auf den Schauplatz der Bildung der Welt! Freylich verachteten ſie Künſte und Wiſſenſchaften, Üppigkeit und Feinheit — die die Menſchheit verheeret hatten; aber wenn ſie ſtatt der Künſte, Natur, ſtatt der Wiſſenſchaften, geſunden nordiſchen Verſtand, ſtatt der feinen, ſtarke und gute, obgleich wilde, Sitten brachten und das alles nun zuſammen gährte — welch ein Eräugniß! Ihre Geſetze, wie athmen ſie männlichen Muth, Gefühl der Ehre, Zutrauen auf Verſtand, Redlichkeit und Götterverehrung! Ihre Feudaleinrichtung, wie untergrub ſie das Gewühl volkreicher, üppiger Stædte, baute das Land, beſchäftigte Hände und Menſchen, machte geſunde, und eben damit auch vergnügte, Leute. Ihr ſpæteres Ideal über die Bedürfniſſe hinaus — es gieng auf Keuſchheit und Ehre, veredelte den beſten Theil der menſchlichen Neigungen: obgleich Roman, ſo doch ein hoher Roman: eine wahre neue Blüthe der menſchlichen Seele.

Bedenke man z. B. was die Menſchheit in den Jahrhunderten dieſer Gährung für Erholungsfriſt und Kräfteübung dadurch bekam, daß alles in kleine Verbindungen, Abtheilungen und Untereinanderordnungen fiel, und ſo viele, viele Glieder wurden! Da rieb ſich immer eins am andern, und alles erhielt ſich in Athem und Kräften. Zeit der Gährung! Aber eben dieſe hielt ſo lange den Deſpotismus ab, (der wahre Rachen der Menſchheit, der alles — wie ers nennt, in Ruhe und Gehorſam — aber wie's iſt, in Tod und einförmige Zermalmung hinabſchlingt!) Iſts nun beſſer, iſts für die Menſchheit geſunder und tüchtiger, lauter lebloſe Ræder einer großen, hölzernen, gedankenloſen Maſchine hervorzubringen, oder Kräfte zu wecken und zu regen? Sollts auch durch ſogenannte unvollkommene Verfaſſungen, Unordnung, barbariſchen Ehrenpunkt, wilde Händelſucht und dergleichen ſeyn — wenns Zweck erreicht, immer beſſer, als lebend todt ſeyn und modern.

Indeß hatte die Vorſehung für gut befunden, zu dieſer neuen Gährung nordſüdlicher Säfte noch ein neues Ferment zu bereiten und zu miſchen — die chriſtliche Religion. Ich darf doch bei unſerm chriſtlichen Jahrhundert nicht erſt um Verzeihung bitten, daß ich von ihr als einer Triebfeder der Welt rede — betrachte ſie ja nur als Ferment, als Sauerteig, zu Gutem oder zu Bœſem — wozu man noch will.

Und da verdient der Punkt, von zween Seiten mißverſtanden, einige Erörterung.

Die Religion der alten Welt, die aus dem Morgenlande über Ægypten nach Griechenland und Italien gekommen, war in allem Betracht ein verduftetes, kraftloſes Ding geworden, das wahre *Caput mortuum* deſſen, was ſie geweſen war, und ſeyn ſollte. Wenn man nur die ſpætere Mythologie der Griechen und die Puppe von politiſcher Völkerreligion bei den Rœmern betrachtet: ſo brauchts keines Worts mehr — — Und doch war nun auch faſt „kein ander Principium der Tugend" in der Welt! Die rœmiſche Aufopferung fürs Vaterland war von ihrer Hœhe geſunken und lag im Moraſte der Schwelgerei und kriegeriſcher Unmenſchlichkeit. Griechiſche Jugendehre und Freiheitsliebe — wo war ſie? Und der alte ægyptiſche Geiſt, wo war er, als Griechen und Rœmer in ihrem Lande niſteten? Woher nun Erſatz? Philoſophie konnte ihn nicht geben: ſie war das ausgeartetſte Sophiſtenzeug, Diſputirkunſt, Trœdelkram von Meinungen ohne Kraft und Gewißheit, eine mit alten Lumpen behangene Holzmaſchine ohne Wirkung aufs menſchliche Herz, ge-

ſchweige denn der Wirkung, ein verfallen Jahrhundert, eine verfallene Welt zu beſſern! Und nun ſollte Aufbau der Trümmer von Völkern geſchehen, die in ihrem Zuſtande noch Religion nöthig hatten, durch ſie allein gelenkt werden konnten, Geiſt des Aberglaubens in alles miſchten. — — Und doch fanden nun dieſe Völker auf ihrem neuen Schauplatze nichts, als was ſie verachteten oder nicht faſſen konnten: rœmiſche Mythologie und Philoſophie, wie Bildſäulen und Sittengeſtalten. — Und ihre nordiſche Religion, ein Reſt des Orients auf nordiſche Art gebildet, langte nicht hin — ſie hatten eine friſchere, wirkſamere Religion nœthig — ſiehe! da hatte die Vorſehung ſie kurz vorher an einem Orte entſtehen laſſen, woher man einen Erſatz der ganzen weſtlichen Welt am wenigſten hofte — zwiſchen den nackten Bergen Judæa's! Kurz vor dem Umſturze des ganzen unberühmten Volkes, eben in der letzten, elendeſten Epoche deſſelben — auf eine Weiſe, die allemal wunderbar bleiben wird, entſtand ſie, erhielt ſich, ſchlug ſich eben ſo ſonderbar durch Klüfte und Hœlen weiten Weg hindurch — auf einen Schauplatz, der ſie ſo nœthig hatte! worauf ſie ſo viel, viel gewürkt! — Allemal die ſonderbarſte Begebenheit der Welt!

Da wars doch nun gewiß ein großes und ſehenswürdiges Schauſpiel, wie unter Julian die beiden berühmteſten Religionen, die älteſte heidniſche und die neuere chriſtliche um nichts weniger als Herrſchaft der Welt ſtritten. Religion — das ſahe Er und Jedermann! — Religion in aller Stärke des Worts, war ſeinem verfallenen Jahrhunderte unentbehrlich. Griechiſche Mythologie und rœmiſche Staatsceremonie — das ſahe er ebenfalls! — war dem Jahrhunderte zu ſeinen Zwecken nicht zureichend. Er grif alſo zu allem, wozu er konnte; zur kräftigſten und älteſten Religion, die er kannte, zur Religion des Morgenlandes — regte in ihr alle Wunderkräfte, Zaubereien und Erſcheinungen auf, daß ſie ganz Theurgie ward, nahm, ſo viel er konnte, Philoſophie, Pythagorism und Platonism zu Hülfe, um allem den feinſten Anſtrich der Vernunft zu geben — ſetzte alles auf den Triumphwagen des grœßten Gepränges, von den zwei unbändigſten Thieren, Gewalt und Schwärmerei gezogen, von der feinſten Staatskunſt gelenkt — alles umſonſt! ſie erlag! ſie war verlebt — elender Aufputz eines todten Leichnams, der nur zu anderer Zeit hatte Wunder thun können: die nackte, neue, chriſtliche Religion ſiegte!

Man ſiehet, daß die Sache ein Fremdling betrachtet, der Muſelmann und Mammeluke ſeyn könnte, um eben das zu ſchreiben. So fahre ich fort.

Dieſelbe nun, ſo ſonderbar entſtandene, Religion ſollte doch, das iſt unleugbar, nach dem Sinne des Urhebers (ich ſage nicht, ob ſie's in der Anwendung jedes Zeitalters geworden?) ſie ſollte eigentliche Religion der Menſchheit, Trieb der Liebe, und Band aller Nationen zu einem Bruderheere werden — ihr Zweck von Anfang zu Ende! Eben ſo gewiß iſts, daß ſie (ihre Bekenner mœgen ſpæterhin aus ihr gemacht haben, was ſie wollten), daß ſie die Erſte geweſen, die ſo reine geiſtige Wahrheiten, und ſo herzliche Pflichten, ſo ganz ohne Hülle und Aberglauben, ohne Schmuck und Zwang gelehret: die das menſchliche Herz ſo allein, ſo allgemein, ſo ganz und ohne Ausnahme hat verbeſſern wollen. Alle vorigen Religionen der beſten Zeiten und Völker waren doch nur enge national, voll Bilder und Verkleidungen, voll Ceremonien und Nationalgebräuche, an denen immer die weſentlichen

Pflichten nur hiengen und hinzugefügt waren — Kurz, Religionen eines Volks, eines Erdſtrichs, eines Geſetzgebers, einer Zeit! dieſe offenbar in allem das Gegentheil. Die lauterſte Philoſophie der Sittenlehre, die reinſte Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von allen Geſetzen, und kleinen Landverfaſſungen unabhängig; kurz, wenn man will, der menſchenliebendſte Deismus. —

Und ſonach gewiß Religion des Weltalls. Es habens andere, und ſelbſt ihre Feinde bewieſen, daß eine ſolche Religion gewiß nicht zu anderer Zeit, früher oder ſpæter hätte aufkeimen oder aufkommen, oder ſich einſtehlen können — man nenne es, wie man wolle. Das menſchliche Geſchlecht mußte zu dem Deismus ſoviel Jahrtauſende bereitet, aus Kindheit, Barbarei, Abgötterei und Sinnlichkeit allmählig hervorgezogen; ſeine Seelenkräfte durch ſo viele Nationalbildungen, orientaliſche, ægyptiſche, griechiſche, rœmiſche u. ſ. w. als durch Stuffen und Zugänge entwickelt ſeyn, ehe ſelbſt die mindeſten Anfänge nur zur Anſchauung, Begriff und Zugeſtehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten. Auch als Werkzeug allein betrachtet, ſchien's, daß der rœmiſche Eroberungsgeiſt vorhergehen mußte, überall Weg zu bahnen, einen politiſchen Zuſammenhang zwiſchen Völkern zu machen, der voraus unerhœrt war, auf eben dem Wege Toleranz, Ideen vom Völkerrechte in Gang zu bringen, in dem Umfange voraus unerhœrt! — Der Horizont ward ſo erweitert, ſo aufgeklært, und da ſich nun zehn neue Nationen der Erde auf dieſen hellen Horizont ſtürzten, ganz andere neue Empfänglichkeiten eben für die Religion mitbrachten, ſie bedurften, ſie alleſammt in ihr Weſen verſchmelzten — Ferment! wie ſonderbar biſt du bereitet! und alles auf dich zubereitet! und tief und weit umher eingemiſchet! hat lang und ſtark getrieben und gegähret — was wird es noch ausgähren?

VOM GEIST DER EBRÆISCHEN POESIE.

ERSTER THEIL, VIERTES GESPRÆCH.

.

Eutyphron. Die Beſchreibung der ſogenannten todten Schöpfung iſt hiemit geendet; aber hier iſt nichts todte Schöpfung. Schweſterlich zuſammen gebunden ſind die lieblichen frühlingbringenden Sterne. Orion (oder wer das Geſtirn Cheſil ſey,) iſt der gegürtete Mann, und bringt Winter; die Zeichen des Thierkreiſes werden wie ein Kranz der Erde allmælig emporgeführt. Der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bærinn mit ihren Jungen weiden, oder (nach einer andern Mythologie und Lesart) die Nachtwanderinn, eine Sternenmutter, die ihre verlornen Kinder, untergegangene Sterne, ſucht, wird von ihm getrœſtet (vermuthlich indem er ihr neue Sterne, ſtatt der verlornen, heraufführt). Wer in der Nacht den Bær ſich wenden ſieht, als ob er am Himmel weide mit ſeinen Jungen; oder wie der Gurt des Thierkreiſes mit ſeinen ſchœngeſtickten Bildern mit den Jahreszeiten allmælig heraufrückt, und alsdann an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schæfer unter

dem morgenländiſchen Himmel dieſe Bilder immer vor ſich hatten, und nach ihrer Hirten- und Vaterphantaſie belebten — dem, m. Fr., wird die Schœnheit dieſer Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem, ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Lœſen kaum überſetzt werden kann. So geht's auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgeſichten Verſtand gebe: die perſonificirte Sinn- und Bilddichtung verſchwindet in einer andern Sprache. Alle dieſe Bilder, die Ausſendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, ſein Abzählen der Tropfen im Regen, die ſanfte und reichliche Herablaſſung derſelben, ſind ſo ſchœne Naturpoeſie —

Alciphron. Sie ſcheinen überhaupt ein Liebhaber dieſer Gattung; und unſre Kunſtrichter halten ſie doch für die todteſte Dichtkunſt. Man will ihr ſogar den Namen Dichtkunſt nicht gönnen, und nennt ſie eine kalte Beſchreibung unbeſchreibbarer Dinge und Geſtalten.

E. Wenn ſie das iſt, bin ich völlig der Meinung, daß ſie den Namen Poeſie nicht verdiene. Die elenden Beſchreiber, die den Frühling, die Roſe, den Donner, das Eis, den Winter mit den gemeinſten Zügen langweilig und kalt ſchildern, ſind weder gute Dichter, noch gute Proſaiſten. Die Naturpoeſie hat etwas anders als eine matte Beſchreibung einzelner Züge, auf die ſie ſich überhaupt gar nicht einläßt —

A. Und was hätte ſie ſtatt ihrer?

E. Dichtung. Sie belebt die Sache, ſie ſtellt ſie handelnd dar. Sehen Sie Hiob. Die Erde war ein Palaſt, der ihr Hausvater den Eckſtein legte, und alle Kinder Gottes jauchzten drein; der Ocean ward, wie ein Kind, geboren und gewindelt; das Morgenroth handelte, die Blitze ſprachen. Bild für Bild iſt eine neue Perſonendichtung: das macht nun die Poeſie ſo lebendig. Die Seele wird fortgeriſſen und denkt ſich die Gegenſtände ſelbſt mit, weil ſie ihre Wirkungen gewahr wird; lange Beſchreibungen brächten ſie eher davon ab und erſchlafften ihre Kräfte: ſie zeigten ihr elende Wortklumpen, abgezogene, halbirte Schatten der Geſtalten, da ſie jezt wirkliche Weſen vor ſich ſiehet.

A. Ja, Freund, wer kann und mag aber auch wie die Morgenländer dichten? Den Ocean als ein gewindeltes Kind, Zeughäuſer des Schnees und Hagels, im Himmel Waſſerkanæle — wer mag das?

E. Niemand ſoll's: denn jede Sprache, jede Nation, jedes Klima hat ein eignes Maß und eigne Quellen ſeiner Lieblingsdichtung. Es zeigte elende Armuth an, wenn man von ſo entlegnen Völkern borgen wollte; aber denſelben Weg gehen müſſen wir, und aus eben den Quellen ſchöpfen. Vor weſſen Auge und Empfindung ſich die Natur nicht belebt, zu wem ſie nicht ſpricht, wem ſie nicht handelt, der iſt nicht zu ihrem Dichter geboren. Todt ſteht ſie vor ihm; und ſie wird auch in ſeinen Beſchreibungen todt ſeyn.

A. So hätten alsdann die Zeiten der Unwiſſenheit große Vorzüge vor denen, in welchen man die Natur kennet und ſtudiret. Jene dichteten, dieſe beſchreiben.

E. Was Sie Zeiten der Unwiſſenheit nennen! — Alle ſinnlichen Völker kennen die Natur, von der ſie dichten; ja ſie kennen ſie lebendiger und zu ihrem Zweck beſſer, als der Linneiſche Klaſſifikator aus ſeinem Bücherregiſter. Zum Überblick der Gattungen iſt dieß unentbehrlich; es zur Fundgrube der Poeſie zu machen, und aus Hübners Reimregiſter zu dichten, wære gleich viel. — Ich lobe mir jene Zeiten, da man

die Natur, vielleicht in kleinerm Umfange, aber lebendig kannte, sie mit dem geschärften Auge der Empfindung, der Menschenanalogie ansah und meistens anstaunte.

A. Also kæmen die Zeiten der Unwissenheit, in denen man anstaunte, wieder.

E. Jede Zeit kann und muß ihren Begriffen von dem System der Wesen anständig dichten; oder wenn sie's nicht thut, muß sie sich wenigstens getrauen, grœßere Wirkung durch ihre poetische Naturlüge hervorzubringen, als ihr die systematische Wahrheit gewähren könnte. Und sollte, m. Fr., dieß nicht oft der Fall seyn? Ich zweifle nicht, daß aus Copernicus und Newtons, aus Buffons und Priestleys Systemen sich eben so hohe Naturdichtungen machen ließen, als aus den simpelsten Ansichten; aber warum hat man sie nicht? Warum reizen uns die einfachen, rührenden Fabeldichtungen alter oder unwissender Völker immer noch mehr, als diese mathematisch-physisch - und metaphysischen Genauigkeiten? Nicht wahr, weil jene Völker in lebendiger Ansicht dichteten, weil sie alles, Gott selbst, sich gleichförmig dachten, die Welt zu einem Hause verengten, und in ihr alles mit Haß und Liebe beseelten? Der erste Dichter, der das auch in der Welt Buffons und Newtons kann, der wird, wenn Sie wollen, mit wahrern oder wenigstens umfassendern Begriffen die Wirkung thun, die jene mit ihren engen menschlichen Fabeldichtungen thaten. Wir wollen wünschen, daß so ein Dichter bald geboren werde: und so lange er nicht da ist, wollen wir bei den alten Völkern die hohen Schœnheiten ihrer Dichtkunst deswegen nicht lächerlich machen, weil sie unsre Physik und Metaphysik nicht kannten. Manche ihrer Allegorien und Personendichtungen enthalten mehr Einbildungskraft und sinnliche Wahrheit, als dicke Systeme; und Regung des Herzens versteht sich von selbst —

A. Die Naturpoesie dünkt mich aber nicht so gar rührend.

E. Sanft und dauernd rührt sie allerdings, ja mehr als eine andre. Kann es eine schœnere Dichtung geben, als die uns Gott selbst in der Schöpfung dargestellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahrszeiten neu vorführet? Kann es eine wirksamere geben, sobald die Sprache uns nur einigermaßen an das, was wir sind und genießen, wenn auch nur kurz und einsylbig, erinnert? Wir leben ja in diesem großen Hause Gottes: unsre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden sind alle daher. Eine Poesie, die mir Augen gibt, die Schöpfung und mich zu sehen, sie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall hœchste Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantasie und in Worten, die dazu recht geschaffen scheinen — eine solche Poesie ist heilig und edel. Welcher Unglückliche, der mit dem grœßten Tumult seines Herzens unter den Sternenhimmel tritt, wird nicht durch den hohen Anblick dieser stillen, festen, ewigen Lichter gleichsam wider Willen und unvermerkt besänftigt! Fallen ihm nun die simpeln Worte Gottes ein: «Kannst du die Bande der sie«ben Sterne zusammenbinden?" u. s., ist's nicht, als ob vom Sternenhimmel ihm Gott selbst die Worte zuspræche? Diese Wirkung hat jede wahre Naturpoesie, die schœne Auslegerinn der Natur Gottes. Ein Zug, ein Wort aus ihr erinnert oft an große Scenen, und bringt uns ihre rührenden Gemählde nicht nur leibhaft vor Augen, sondern führt solche unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters selbst sanft und gut war: wie es denn beinah nicht anders seyn konnte.

A. Das Herz der Naturdichter wære alſo immer ſanft und gut geweſen?

E. Der großen und wahren gewiß: ſonſt würden ſie die feinen Bemerker, die hellen und mächtigen Ausleger der Natur nicht geworden ſeyn. Eine Poeſie, die ſich allein mit menſchlichen, oft ſehr niedrigen und ſchlechten Handlungen beſchäftigt, die in unreinen Grüften des Herzens oft zu unreinen Zwekken, indeß lebhaft und wirkſam, arbeitet, kann ihren Urheber wie ihre Leſer verderben: die Poeſie Gottes thut das nie. Sie erweitert das Herz, wie den Blick, macht dieſen ruhig und aufmerkſam, jenes wirkſam, frei und frœhlich; ſie ſchafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt; ja ſie übt den Verſtand, überall Naturgeſetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Von der Naturpoeſie der Morgenländer gilt dieß vorzüglich —

A. Auch von unſerm Kapitel Hiobs?

E. Allerdings. Es wære thœricht, der Phyſik einzelner poetiſchen Vorſtellungen nachgraben oder ſie mit dem Syſtem unſres Tages vereinigen zu wollen, damit doch auch Hiob ſchon ſo gedacht habe, wie unſre Naturphiloſophen; aber die Hauptidee, daß alles Ein Haus Gottes ſey, wo Er ſelbſt walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Vorſicht im kleinſten Moment, mit Güte und Sinn geſchehe — der Hauptgedanke iſt unverkennbar groß und edel. Er iſt in Beiſpielen dargeſtellt, wo alles zu Einem Zweck, dem Ganzen, eilet. Die wunderbarſten Phænomene treten uns als Werke des immer ſchaffenden Hausvaters vor — geben Sie mir ein Gedicht, das unſre Phyſik, unſre Entdeckungen und Meinungen vom Weltbau, von den Veränderungen des Univerſum in ſo kurzen Bildern, mit ſo lebendigen Perſonifikationen, mit ſo treffender Auslegung, in ſo hinreißendem Plan der Einheit und Mannigfaltigkeit darſtelle, als dieß ſchlichte Kapitel Hiobs; ich laſſe Ihnen dafür eine Epopee von Helden und Waffen liegen. Aber vergeſſen Sie nicht meine drei Hauptworte: Belebung der Gegenſtände für den Sinn, Auslegung der Natur für's Herz, Plan im Gedicht wie in der Schöpfung für unſern Verſtand. Der letzte fehlt vollends gar den meiſten neuen Naturbeſchreibern —

A. Mich dünkt, Sie fordern Unmœglichkeiten. Wie wenig Plan iſt in den Scenen der Natur für uns überſehbar. Das Reich der allgewaltigen Mutter iſt ſo groß, ihr Gang ſo langſam, ihre Ausſichten ſo unendlich —

E. Daß deswegen auch ein menſchliches Gedicht ſo groß, langſam und unüberſehbar ſeyn müßte? Wem die große Mutter keinen Plan, keine Einheit ihrer Gedanken weiſet, wer das Gewebe dieſer Penelope nur von der linken Seite anſieht — der ſchweige, der dichte nicht von ihr. Aber wem ſie den Schleier wegzog und ihr Angeſicht zeigte, der rede; der ſiehet überall Zuſammenhang, Ordnung, Güte, Gedanken. Sein Gedicht wird alſo auch wie die Schöpfung *κοσμος*, ein regelmæßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck ſeyn, und ſich im Ganzen ſo dem Verſtande empfehlen, wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen dem Herzen, und dem Sinn durch der Gegenſtände Belebung. Alles iſt in der Natur gebunden; und für den menſchlichen Blick bindet ſich alles menſchlich. Tags- und Jahreszeiten ſind unſern Lebensaltern ähnlich; Länder und Climata der Erde bindet Ein Menſchengeſchlecht; Zeiten und Welten bindet Eine ewige Urſache, Gott, Schöpfer. Er wird das Auge der Welt in ihrer ſonſt unermeßlichen Leere; und eben dieß Auge macht alles zu Einem Angeſicht. Auch da kommen wir wieder nach Orient: denn ſie brachten in ihre Naturpoeſie, ſo arm oder reich dieſe ſeyn mochte,

zuerſt Verſtandes-Einheit. Sie ſahen überall den Gott Himmels und der Erde. Das that kein Grieche, kein Celte, kein Rœmer: wie weit ſteht hierin Lucrez hinter Hiob und David!

A. Sie denken ſehr morgenländiſch, inſonderheit mit Ihren Perſonifikationen. Leſen Sie unſre Kunſtrichter, wie ſparſam die ſolchen Schmuck anrathen.

E. Wenn's Schmuck ſeyn ſoll, haben ſie Recht; ich rede aber von Seele, von Belebung. Nicht wahr, Oſſian iſt kein Morgenländer, auch nicht einmal ein eigentlicher Naturſchilderer: und — alle Gegenſtände ſind bei ihm perſonificirt, voll Leben, voll Bewegung, ſey's Wind und Welle, oder gar der Bart einer Diſtel. Die Sonne iſt ihm ein raſcher Jüngling; der Mond ein Mædchen, der auch Schweſtern, andre Monden, am Himmel gehabt hat; der Abendſtern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt, und wieder weggeht — kurz, Oſſian iſt in Perſonifikationen Hiobs Bruder. Leſen Sie hier einige ſchœne Proben, und ich hoffe, er wird Sie mit den Perſonendichtungen des Orients verſöhnen.

SCHULREDE
VON DER ANNEHMLICHKEIT, NÜTZLICHKEIT UND NOTHWENDIGKEIT DER GEOGRAPHIE.

Es wære unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem beſſern Geſchäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, ſeine armſelige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wærs, dieſe Zeit mit einer lateiniſchen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unſrer Verſammlung halb oder ganz unverſtändlich wære, dem ich am meiſten verſtändlich zu werden wünſchte. Ich habe mir næmlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwiſſenſchaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in dieſem fürſtlichen Gymnaſio den ſonderbaren Ausſpruch gehœrt habe: daß ſie ein für die Jugend trocknes Studium ſey, und in der ich bei manchen *Examinibus*, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich ſie wünſchte. Es iſt næmlich dieſe Wiſſenſchaft keine andre als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben ſo trocken iſt, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trokken nennte, da ich wenige Wiſſenſchaften kenne, die ſo reich an nützlichen und angenehmen Kenntniſſen, zugleich aber auch ſo nothwendig für unſre Zeit und den Jahren der Jugend ſo angemeſſen iſt, daß ich mich wundre, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den ſchœnſten Jahren ſeines Lebens ſie nicht vor andern lieben ſollte, ſobald ſie ihm in der Geſtalt erſcheint, in der ſie ihm erſcheinen muß, næmlich als die Grundfläche und Hülfswiſſenſchaft aller der Studien, die gerade in unſerm Jahrhunderte am meiſten geliebt und geſchätzt werden. Erlauben ſie alſo, H. V. daß ich ein kleines Gemælde der Materie und der Methode entwerfe, in der ich ſie ſelbſt in den beſten Jahren meines Lebens mit dem äußerſten Ver-

gnügen gelernt und mit eben ſo viel Vergnügen andern gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung und die Sache wird für ſich ſelbſt reden.

Freilich wenn man unter Geographie nichts anders verſteht, als ein trocknes Namenverzeichniß von Ländern, Flüſſen, Gränzen und Stædten, ſo iſt ſie allerdings eine trockne, aber auch zugleich eine ſo unwürdig behandelte und mißverſtandene Wortkenntniß, als wenn man an der Hiſtorie nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Kœnige und Jahrzahlen kennet. Ein ſolches Studium iſt nicht nur nicht bildend, ſondern im hohen Grade abſchreckend, ſaft- und kraftlos. Auch ein großer Theil der politiſchen Geographie ſo wie die blos politiſche Hiſtorie hat für die Jugend nicht Reize, ja wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, nicht einmal Verſtändlichkeit genug, da von den meiſten Kriegs- und Staatsaktionen, die in der Welt geſpielt worden, der Jüngling ſo wenig richtige Begriffe hat, daß dieſe meiſtens auch noch manchen Erwachſenen fehlen. Aber iſt dies wahre Geographie? wahre Geſchichte? Iſt elende Nomenclatur eine Sprache? iſt ein Vokabelbuch auswendig gelernt, denn das was ein guter Schriftſteller iſt? und würde man nicht einen Menſchen für ſinnlos halten, der um Lateiniſch und Griechiſch zu lernen, nichts als das Lexikon ſtudierte? Und gerade das iſt Geographie und Geſchichte, wenn man ſie blos als Namenverzeichniß von Flüſſen, Ländern, Stædten, Kœnigen, Schlachten und Friedensſchlüſſen gebraucht. Alle dies ſind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, ſonſt ſind ſie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem ſich kein Menſch freuet, in dem keine lebendige Seele wohnet. Die Farben ſind dem Mahler nothwendig, aber er braucht ſie zum Gemælde; alsdann erſt erfreuen ſie das Auge, und unterrichten die Seele. Laſſen Sie uns ſehen, was das Wort Geographie uns ſchon ſeinem Namen nach ſage.

Es heißt Erdbeſchreibung: ſonach iſt die Kenntniß der Erde, überhaupt die phyſiſche Geographie vor allem nothwendig — eine Kenntniß, die ſo wichtig als leicht und angenehm-unterhaltend iſt. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechſelnden Schauplatz, auf den uns die ſchaffende Güte und Weisheit zu ſetzen für gut gefunden? Die Erde alſo, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, ſich die allgemeinen Geſetze bekannt zu machen, nach denen ſie ſich um ſich ſelbſt und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimate und Regionen auf ihr werden, dies alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenſtand fodert; wenn das nicht den Geiſt erhebt und erweckt, was ſollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir Scipio's Traum beim Cicero leſen oder eine erhabene Muſik hœren: denn dieſe Kenntniſſe ſind eine wahre Muſik des Geiſtes. Aus der grœßten Einheit von Naturprincipien wird eine ungemeſſene Reihe von geographiſchen Folgen ſichtbar, die wir tæglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verſtändige Aufſchluß wünſchet. So wie ich von einem Jüngling einen ſchlechten Begriff hätte, der z. B. Fontenellens Geſpræch von mehr als Einer Welt ohne Vergnügen læſe: ſo müßte es eine menſchenähnliche Bildſäule ſeyn, die bey den großen Geſetzen, die allgemein auf unſerm Erdboden herrſchen, und wodurch er das, was er iſt, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenrœthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da

meine Seele dieſe Kenntniß zuerſt empfing und ich über die Gränzen meines Geburtslandes hinaus, in die weite Welt Gottes, in welcher unſer Erdboden ſchwimmet, entzückt ward. —

Der Planet, den wir bewohnen, theilt ſich in Erde und Waſſer: jene ſteht wie ein Berg hervor, zu deſſen beiden Seiten, wie auf einen *plano inclinato* Strœme rinnen: dies iſt das große Behältniß von Waſſer, aus deſſen Dünſten, durch die Luft geläutert, und durch die Hœhen der Berge angezogen, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von ſchœnen und nützlichen Kenntniſſen, die in dieſer Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken beſteigt und ihre ſonderbaren Phænomene kennen lernt, wenn er ſo denn mit den Flüſſen hinab in die Thæler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt, und überall andre Geſchöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menſchen gewahr wird, wenn er einſehen lernt, daß, was ihm in der Geſtalt der Erde ſonſt Chaos war, auch ſeine Geſetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Geſetzen das Clima Geſtalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechſeln und ſich verändern, und ohngeachtet aller Verſchiedenheit das Menſchengeſchlecht doch allenthalben ein Brudergeſchlecht von einem Schöpfer erſchaffen, von einem Vater entſproſſen, nach Einem Ziel der Glückſeligkeit auf ſo verſchiedenen Wegen ringend und ſtrebend — o wie wird ſich ſein Blick erheben, wie wird ſich ſeine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in dieſem oder jenem Clima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweiſen ſeiner Mitbrüder, der Menſchen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht Einer Sonne genießen und Einerlei Geſetze des Schickſals gehorchen: wahrlich ſo muß ihm die Geographie das reizendſte Gemählde voll Kunſt, Anlagen, Abwechſelung, ja voll Lehren der Klugheit, Menſchlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne daß er ſein Vaterland verläßt, ein Ulyſſes, der die Erde durchreiſet, viele Völker, Länder und Sitten, voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von dieſen anſchaulich gemacht wird, ſo müßte es eine ſtupide Mißgeburt ſeyn, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielte. O hätten manche kurzſichtige, ſtolze, intolerante Barbaren, die ſich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil ſey, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle ſcheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geſchichte beſſer gelernet: unmœglich würden ſie die enge Binde ihres Haupts zum Gehirnmeſſer der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeſchränkten Winkels zur Regel und Richtſchnur aller Zeiten, aller Climata und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigſtens muß ich bekennen, daß Geographie und Geſchichte (beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerſt dazu beigetragen haben, eine Reihe træger Vorurtheile abzuſchütteln, Sitten und Menſchen zu vergleichen, und das Wahre, Schœne, Nützliche zu ſuchen, in welcher Geſtalt und Hülle es ſich von außen auch zeige. Auf dieſe Weiſe dienen Geographie und Geſchichte der nützlichſten Philoſophie für die Erde, næmlich der Philoſophie der Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte: ſie ſchärfen den *ſenſum humanitatis* in allen Geſtalten und Formen: ſie lehren uns mit erleuchteten Augen unſre Vortheile ſehen und ſchätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. »In ihm leben, weben und ſind wir,« ſagt Paulus vorm Altar

des unbekannten Gottes der Athenienſer. «Gott hat gemacht, daß von Einem Blut aller «Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erd-«boden wohnen, und hat Ziel geſetzt und «zuvor verſehen, wie lange und weit ſie woh-«nen ſollen. Sie alle ſind Kinder ſeines Ge-«ſchlechtes.»

Es ergiebt ſich aus dem, was ich geſagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannichfach, reich, anſchaulich gemacht, von der Naturgeſchichte und Hiſtorie der Völker unabtrennlich ſey, und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeſchichte iſt das, was Jünglinge und Kinder am meiſten reizt, was auch ihren Kopf mit den reichſten, reinſten, wahrſten, brauchbarſten Bildern und Ideen füllet, die ihnen weder die aphthonianiſche Chrie noch Logik und Metaphyſik geben, und die wahrſte, angenehmſte, nützlichſte Kindergeographie iſt Naturgeſchichte. — Der Elephant und Tiger, das Krokodill und der Wallfiſch intereſſiren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürſten des heiligen rœmiſchen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Fluth, die periodiſchen Winde u. ſ. ſind ſeinen Jahren und Kräften vielmehr angemeſſen, als die Pedanterei zu Regensburg und Wetzlar. Durch die Naturgeſchichte zeichnet ſich jedes Land, jedes Meer, jede Inſel, jedes Clima, jedes Menſchengeſchlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöſchbarem Charakter aus, um ſo mehr, da dieſe Charaktere beſtändig ſind und nicht mit dem Namen eines ſterblichen Regenten wechſeln. Das ægyptiſche Roß, das arabiſche Kameel, der indiſche Elephant, der afrikaniſche Lœwe, der amerikaniſche Caiman u. ſ. ſind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog, und vielleicht der erſte neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander ſo nahe gränzen, da die Kette aller Erdweſen ſo verſchlungen in einander hängt: ſo wird Eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Strœme, an die Wirkung der Atmoſphære, ſo wie an Thiere und Menſchen, die ihn oder ſeinen Abhang bewohnen. Alles füget ſich an einander und entwirft dem Geiſt des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemælde voll lehrreicher Züge, die in alle Wiſſenſchaften übergehen, und allenthalben von vielſeitigem nützlichen Gebrauch ſind.

Inſonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zu næchſt der Geſchichte und zwar jeder Geſchichte, der politiſchen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeſchichte diene, ja ich darf ſagen, daß die Geſchichte ohne Geographie ſo wie ohne Zeitrechnung grœßtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilfts dem Jüngling, wenn er weiß, was geſchehen iſt, ohne daß er weiß, wo es geſchehen ſey? — und warum iſt ſo oft die alte Geſchichte eher ein unſtæter Traum als eine wahre Geſchichte zu nennen? Nicht auch unter andern deßwegen, als weil ſie zu oft von der alten Geographie getrennt wird, und alſo von lauter Schattengeſtalten redet, die in der Luft ſchweben. Durch die Geographie wird die Geſchichte gleichſam zu einer illuminirten Charte für die Einbildungskraft, ja für die Beurtheilungskraft ſelbſt: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum dieſe und keine andere Völker, ſolche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unſerer Erde ſpielten? Warum dieſe Regenten hier, jene dort herrſchen konnten? dies Reich lang, jenes kurz dauren mußte? Warum die Monarchien und Reiche ſo und nicht anders auf einander folgen, ſo und nicht anders zuſammen grenzen, ſich befehden oder vereini-

gen konnten? Woher die Wiſſenſchaften und die Kultur, die Erfindungen und Künſte dieſe und keine andre Laufbahn nahmen, und wie von der Hœhe Aſiens durch Aſſyrer, Perſer, Ægyptier, Griechen, Rœmer, Araber, Europæer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltſtreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin geſchoben ſey? — Ich würde ſtundenlang reden müſſen, wenn ich dies alles auch nur in den nothdürftigſten Exempeln zeigen wollte. Kurz die Geographie iſt die Baſis der Geſchichte und die Geſchichte iſt nichts als eine in Bewegung geſetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine ohne die andere treibt, verſteht keine, und wer beide verachtet, ſollte wie der Maulwurf nicht auf, ſondern unter der Erde wohnen. Alle Wiſſenſchaften, die unſer Jahrhundert liebt, ſchätzt, befördert und belohnt, gründen ſich vorzüglich auf Philoſophie und Geſchichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunſt und alle praktiſche Menſchenkenntniß und Menſchenbearbeitung gründen ſich auf Geographie und Geſchichte. Sie ſind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unſrer Welt: die Geſchichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wiſſenſchaft der Akademie muß ein Studierender zurück bleiben, wenn er dieſe Grundwiſſenſchaften, beinah die Materialien zu allem, Geographie, Geſchichte und Naturgeſchichte nicht von Schulen mitbringt. Glücklich wer ſie auf denſelben in einer ſchœnen, reizenden Geſtalt ſah! glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, ſondern die Seele bildete und den Geiſt aufſchloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemælde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Überraſchet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieſer und in allen andern Wiſſenſchaften eurer Laufbahn und der Genius eures Lebens wird euer frühbegonnenes rühmliches Werk krœnen.

BRIEFE ZUR BEFÖRDERUNG DER HUMANITÆT.

BEILAGE ZUM LVII. BRIEFE.

HABEN WIR NOCH DAS VATERLAND DER ALTEN?

Griechen und Rœmern war das Wort Vaterland ein Ehrwürdig-ſüßer Name. Wem ſind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreiſungen, Wünſche und Seufzer weihen? Der Entfernete ſehnet ſich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend ſchauet er zur Gegend deſſelben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten ſeiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es, und küſſet ſeinen Boden mit Thrænen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch ſeine Aſche; auch nur ein leeres Grabmahl des Andenkens wünſchet er ſich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der hœchſte Ruhm; fürs Vaterland zu ſterben der ſüßeſte Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms ſchmückte, erwarb ſich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und

Erden-Unſterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland beleidigte, es durch ſeine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte; in den Buſen ſeiner Mutter hatte der das Schwert geſtoßen, er war ein Vater- ein Kinder- ein Freundes- und Brudermörder. *Cariorem decet eſſe patriam nobis quam nosmet ipſos. Dulce et decorum eſt, pro patria mori.* u. ſ. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches ſind die geliebten Bande, die uns daran feſſeln?

Der Boden des Landes, auf dem wir gebohren ſind, kann für ſich allein dies Zauberband ſchwerlich knüpfen; vielmehr wære es die härteſte aller Laſten, wenn der Menſch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehœren müßte, auf welchem er die Welt ſah. Harte Geſetze gnug hat es über dergleichen Erbeigenthümlichkeit, Eigengehœrigkeit u. ſ. gegeben, und giebt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Cultur, ja ſelbſt der Induſtrie, und der Nutzberechnung gehet dahin, dieſe gebohrne Sklaven eines Mutterleibes oder der Mutter-Erde mit ſanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und ſie von der harten Scholle, die ſie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Aſche düngen ſollen, allmælich zu entfeſſeln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüſte Plätze Zeitenlang innehatten, und in dieſen ihre Væter begruben: da gab der Boden des Landes, den dieſe Völker beſaßen oder beſeſſen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Væter. «An unſrer Væter Græbern erwarten wir euch" rief man den Feinden zu: «auch ihre Aſche wollen wir ſchützen, und unſer Land ſichern." So iſt der heilige Name entſtanden, nicht als ob Menſchen aus dem Boden entſproſſen wæren. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht Erdegebohrne Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerſt erquickt, iſt nicht die Erde, auf die wir ſinken, ſondern die Luft die wir athmen, die væterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbruſt, die uns ſäuget, die Sonne, die wir ſehen, die Geſchwiſter, mit denen wir ſpielen, die freundlichen Gemüther, die uns wohlthun. Unſer erſtes Vaterland iſt alſo das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieſer kleinen Geſellſchaft leben die eigentlichen und erſten Freuden des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreiſe; in Idyllen leibt und lebt das Land unſrer erſten Jugend. Sei der Boden, ſei das Klima, wie es wolle; die Seele ſehnt ſich dahin zurück, und je weniger die kleine Geſellſchaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger ſich Stände und Menſchenclaſſen darinn trennten, um ſo weniger Hinderniſſe findet die Einbildungskraft, ſich in den Schoos dieſes Vaterlandes zurückzuſehnen. Da hœrten und lernten wir ja die erſten Tœne der Liebe; da ſchloſſen wir zuerſt den Bund der Freundſchaft, und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geſchlechtern; wir ſahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit ſeinen Bäumen, Blüthen und damals uns ſo ſüßeren Früchten. Der Weltlauf ſpielte vor uns; wir ſahn die Jahreszeiten ſich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir ſommerten und winterten uns gleichſam in die Welt ein. Dieſe Eindrücke, moraliſch und phyſiſch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing ſie, und ohne gewaltſame Vertilgung werden ſie nur mit ihm ſterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen geleſen, mit denen ſelbſt Grœnländer ſich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen ſie aus der Cultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückſtrebten? Wem tœnen nicht noch

die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen kleinen Gesellschaften lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr Stædte der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese kleinen Gesellschaften an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das Land der Væter, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehœrten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten: so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein moralisches Vaterland heilig: denn hœher schätzten die Griechen nichts, als das Verdienst der bürgerlichen Einrichtung, dadurch sie Griechen geworden, und über alle Barbaren der Welt erhœbet waren. Die Götter ihres Landes waren die schœnsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentliche Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Cultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Æther solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Stædte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeigt die Rœmische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen, wære thœricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch mœglich wære, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Sparta's Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Colonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht seyn. Die Rœmische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Rœmerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was Wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ists, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vætern dies Land anwiesen? Ists, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Überkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Væter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttinn wir unwerth, reimen sich Numa's Träume nicht mehr mit unsern Zeiten: so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet, hat sie sich überlebet, oder wird

gemißbraucht; «was hilft dir, (ruft Horaz ſeinem Vaterlande zu,) ſtolzer Pontiſcher Maſt, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemahlten Götter an deinen Wänden?" Ein müſſig-beſeſſener, von unſern Vorfahren træge-ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unſrer Vorfahren unwerth. Wer ſich einbildet, von Hauſe aus tapfer, edel, bieder zu ſeyn, kann leicht vergeſſen, ſich als einen ſolchen zu zeigen. Er verſäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von ſeinen Urahnen an ſchon zu beſitzen glaubet. In ſolchem Wahn von Vaterlands-Religions-Geſchlechts-Ahnenſtolze ging Judæa, Griechenland, Rom, ja beinah jede alte mächtige oder heilige Staatsverfaſſung unter. Nicht was das Vaterland einſt war, ſondern was es jetzt iſt, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies alſo kann, auſſer unſern Kindern, Verwandten und Freunden, nur ſeine Einrichtung, die gute Verfaſſung ſeyn, in welcher wir mit dem, was uns das Liebſte iſt, gern und am liebſten leben mœgen. Phyſiſch preiſen wir die Lage eines Orts, der bei einer geſunden Luft unſerm Körper und Gemüth wohlthut; moraliſch ſchätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer Geſetzmæßigen Freiheit und Sicherheit vor uns ſelbſt nicht errœthen, unſre Mühe nicht verſchwenden, uns und die Unſrigen nicht verlaſſen ſehen, ſondern als würdige, thætige Söhne des Vaterlandes jede unſrer Pflichten ausüben und ſolche vom Blicke der Mutter belohnt ſehen dürfen. Griechen und Rœmer hatten Recht, daß über das Verdienſt, einen ſolchen Bund geſtiftet zu haben, oder ihn zu befeſtigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menſchliches Verdienſt gehe. Für die gemeinſchaftliche Sache nicht der Unſern allein, ſondern der Nachkommenſchaft und des geſammten, ewigen Vaterlandes der Menſchheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was iſt hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

. Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres iſt, fühlet ſich zum Beiſtande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr, (es ſei denn, daß er ſich hinausſtürze und den wilden Wellen des Meers überlaſſe) im Schiff, als wær' er am Ufer, müſſig daſtehn und die Wellen zählen. Seine Pflicht ruft ihn, (denn alle ſeine Gefährten und Geliebten ſind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm ſich empœrt, eine Gefahr droht, der Wind ſich ändert, oder ein Schiff hinanſchleudert, ſein Fahrzeug zu überſegeln, ſeine Pflicht ruft ihn, daß Er helfe und rufe. Leiſe oder laut, nachdem ſein Stand iſt, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; ſeine Pflicht, die geſammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er ſichert ſich nicht einzeln; er darf ſich nicht in den Kahn einer erleſenen Ufergeſellſchaft, der ihm hier nicht zu Gebot ſtehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, ſo doch ſein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einſt hoch verehrte Stände allmælich in Verachtung, in Schmach verſanken und noch verſinken? Weil keiner derſelben ſich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünſtigter Eigenthums- oder Ehrenſtand lebte; ſie ſchliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf ſie wie Jonas. O daß die Menſchen bei ſehenden Augen an keine Nemeſis glauben! An jeder verletzten oder vernachlæßigten Pflicht hangt nicht eben eine willkührliche, ſondern die nothwendige Strafe, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht häufet. Iſt die Sache des Vaterlandes heilig und ewig:

ſo büßet ſich ſeiner Natur nach jedes Verſäumniß derſelben, und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geſchäft oder Geſchlechte. Nicht zu grübeln haſt du über dein Vaterland: denn du wareſt nicht ſein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannſt, ermuntern, retten, beſſern, und wenn du die Gans des Kapitoliums wæreſt.

3. Sollte uns alſo nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, geſetzt daß ſie auch gedruckt erſchiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts thun, als ſchreiben, ſonſt hätte er wahrſcheinlich etwas Beſſeres gethan; wollet ihr dem Seufzenden ſeinen Athem, der ins wüſte Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber ſind dem Verſtändigen die Winke und Blicke Derer, die weiter ſehen. Sie muntern auf, wenn alles ſchlæft: ſie ſeufzen vielleicht, wenn Alles tanzet. Aber ſie ſeufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen ſie, vermœge einer unzweifelhaften Kunſt, hœhere Reſultate. Wollet ihr ſie zum Schweigen bringen, weil ihr blos nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie ſchweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf dieſe ſtille Rechner. Ein Vorſchritt, den ſie glücklich angaben, iſt mehr als zehentauſend Cerimonien und Lobſprüche werth.

Sollte unſer Vaterland dieſer Rechenkunſt nicht bedürfen? Sey Deutſchland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es ſich einſt nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Creta, Griechenland, Palæſtina führen; unſre tapfren und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und ſind begraben. Tapfer und ehrlich lieſſen die Deutſchen innerhalb und auſſerhalb ihrem Vaterlande ſich, wie die Geſchichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund ſtritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiſet. Sollte alſo auſſer der Tapfer- und Ehrlichkeit unſerm Vaterlande nicht noch etwas anders noth ſeyn? Licht, Aufklærung, Gemeinſinn; edler Stolz, ſich nicht von andern einrichten zu laſſen, ſondern ſich ſelbſt einzurichten, wie andre Nationen es von jeher thaten; Deutſche zu ſeyn auf eignem wohlbeſchützten Grund' und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unſrer Zeit ſchwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeiſt ſeyn, der die Geſchichte Roms und der Barbaren, ja mancher ſtolzen Monarchieen wie ein bœſer Dæmon durchſtürmte. Was wære es für eine Mutter, die (eine zweite ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eignen Kindern über kurz oder lang zur Laſt werden? Unglücklich wære das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüſten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die Niemanden Vortheil gebieret. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unſrer Zeit und für die noch ſchärfer richtende Nachwelt kein andrer ſeyn, als daß dieſe edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Thætigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthætigen Übung, kurz die Erziehung verſchaffe, die ihr ſelbſt Schutz und Nutz, Würde und Ruhm iſt. Alle Völker Europa's, (andre Welttheile nicht ausgeſchloſſen,) ſind jetzt im Wettſtreit, nicht der körperlichen ſondern der Geiſtes- und Kunſtkräfte mit einander. Wenn Eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorſchritte thun, zu denen ſonſt Jahrhunderte gehœrten: ſo können, ſo dürfen andre Nationen ſich nicht zurückſetzen wollen, ohne ſich ſelbſt dadurch empfindlich zu ſchaden. Sie müſſen mit jenen fort: in unſern Zeiten läßt ſichs nicht mehr Barbar ſeyn; man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhan-

delt. Die Weltepochen bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring ſich widerſetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländiſche Cultur gehœrt hiezu, und in dieſer auch Cultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und ſchwerſten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten ſie ſich vorzüglicher, als alle Nationen der Erde? Durch ihre cultivirte Sprache und was mittelſt derſelben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatoriſche Sprache der Rœmer gebot der Welt; eine Sprache des Geſetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation ſeit mehr als einem Jahrhunderte ſo viel Einfluß auf alle Völker Europa's gewonnen? Nebſt andern Urſachen vorzüglich auch durch ihre im hœchſten Sinne des Worts gebildete Nationalſprache. Jeder, der ſich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; ſie befahlen, ſie imponirten. Und die Sprache der Deutſchen, die unſre Vorfahren eine Stamm- Kern- und Heldenſprache nannten, ſollte wie eine Überwundene den Siegeswagen Andrer ziehn, und ſich dabei noch in ihrem beſchwerlichen Reichs- und Hofſtyl brüſten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und ſei, was du ſeyn kannſt und ehemals wareſt, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Væter des Vaterlandes, ehret ſie, ehret die Gaben, die ſie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich dar brachte, Soll jede Kunſt und Thætigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, ſich erſt wie jener verlohrne Sohn auſſerhalb Landes vermiethen, und die Frucht ſeines Fleiſſes oder Geiſtes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr ſolche von da aus zu empfangen die Ehre haben mœget? Mich dünkt, ich ſehe eine Zeit kommen —

Doch laſſet uns nicht prophezeien, ſondern hinter Allem nur bemerken, daß jedes Vaterland ſchon mit ſeinem ſüßen Namen eine moraliſche Tendenz habe. Von Vætern ſtammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater, die Erinnerung an unſre Jugendzeiten und Jugendſpiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen wir Væter werden; es knüpft das Menſchengeſchlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schweſtern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern ſind. Sollten wir uns anders auf der Erde betrachten? Müßte Ein Vaterland nothwendig gegen ein andres, ja gegen jedes andre Vaterland aufſtehn, das ja auch mit denſelben Banden ſeine Glieder verknüpfet? hat die Erde nicht für uns alle Raum? liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Cabinette mœgen einander betrügen; politiſche Maſchienen mœgen gegen einander gerückt werden, bis Eine die andre zerſprengt. Nicht ſo rücken Vaterländer gegen einander; ſie liegen ruhig neben einander, und ſtehen ſich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf iſt der ärgſte Barbarismus der menſchlichen Sprache.

JOHANN CASPAR LAVATER.

AUS DEM GEHEIMEN TAGEBUCHE.

DEN SECHSZEHNTEN JANUAR (1769).

Ich dachte diese Nacht nach, warum ich vor zehen und vielleicht vor zwanzig Jahren schon weiter in dem Christenthume gekommen gewesen, als itzt bey ebendenselben und noch mehrern und kräftigern Mitteln der göttlichen Gnade – – und mit eben dem aufrichtigen Verlangen, ganz gut und tugendhaft zu werden, welches ich damals hatte. Ich spürte den wahren Ursachen dieses traurigen Stillstandes mit unpartheyischer Strenge und stillem Ernste nach, und fand zuletzt ganz deutlich, daß es diese war. — — Ich hatte mit allem Fleisse die Bekanntschaft mit den besten Menschen, selbst mit den fürtrefflichsten Geistlichen aufgesucht — Es gelang mir, mit einigen der berühmtesten von ihnen bekannt zu werden. Im næhern Umgange mit ihnen bemerkte ich, daß sie im Grunde eben so sinnlich, und für die Ergötzlichkeiten, ich meyne solche, die man für feiner hält, wenigstens eben so sehr eingenommen waren, wie ich; Sie wollten, zwar nicht gerade auf die Weise, wie der große Haufen, aber doch immer auf ihre Weise der Welt *gefallen*, und bey jedermann die guten, lieben Leute seyn. — — Dieß gab mir, so sehr es mich Anfangs befremdete, nach und nach eine gute Meynung von mir selber. Sie, diese angesehenen, und von jedermann als Beyspiele verehrten Leute, waren in guten und ernsthaften Gesellschaften gut und ernsthaft; so, wie ich es ungefehr auf meine ungelehrte Art auch war — — Bey witzigen und aufgeweckten Köpfen — — da wollten sie Witz und Laune zeigen — — Sie wurden lustig, und mir deuchte, nicht ganz ohne kindische Eitelkeit. Wurde von der Religion geredet, — — so hœrte ich wohl zuweilen einige allgemeine, nachgesprochene, nicht empfundene — — gezwungene, kalte Anmerkungen in dem Modestyle des Buches, das sie mir ungefehr zuletzt gelesen zu haben schienen. — —

Diese Manier, diesen Ton, hieß man Lebensart; man hieß es nicht: Sich der Welt gleich stellen; sondern: Allen allerley werden; nicht: Gott und dem Mammon dienen; sondern: Frœhlich seyn mit den Frœhlichen.

Kam ich dann nach Hause, und dachte über mich selber nach, so segnete ich mich in meinem Herzen, daß ich wenigstens nicht gespielet, nicht getanzet, keine unzüchtigen Reden geführet — — und, daß ich in der Gesellschaft dieser angesehenen und verehrten Männer so wohlgelitten war.

Aber, was hatte ich denn nun Gutes gethan, oder gehœrt, oder geredet? — — Die mehresten male wenig oder nichts; ich war im Grunde eben so zerstreut, eben so eitel, eben so ungebessert, als zuvor — — aber, doch auch eben so gut, als die andern, und vielleicht noch besser, weil ich kein Geistlicher war, und mich das Vorurtheil schon oft angewandelt hat, daß ein Geistlicher, Amts wegen, ein Bißchen frömmer seyn müsse, als ich Laye.

Nach und nach machte mich dieses gleichgültiger gegen die christliche Frömmigkeit, træger zum Guten; und abgeneigt von jeder Tugend, die eine mehr als gewöhnliche Anstrengung und Wachsamkeit zu erfordern schien.

Alles reizte mich, gerade nur fo weit in der Tugend zu gehen, als erfordert würde, um mich in der gegenwärtigen Welt glücklich und bey Leuten aller Art, infonderheit bey denen, die im Rufe der Weisheit und Rechtfchaffenheit waren, beliebt zu machen. Ich las die neueften moralifchen Schriften, glänzte in Gefellfchaften mit fchœnen und fein ausgedrückten Sprüchen (*Sentimens*), und verfäumte dagegen beynahe gänzlich jene beffern Hülfsmittel zur wahren Gottfeligkeit zu gelangen, das Gebeth und das Bibellefen.

Ich bethete freylich auch; aber ohne jenes lebhafte Gefühl, ohne jene herzerfüllende Überzeugung von der Nothwendigkeit und Kraft des Gebethes. Ich las in der Bibel, aber fehr oft nur, um mir felber fagen zu können, daß ich darinn gelefen habe; ich will es mir auch nicht verhehlen, daß die biblifche Einfalt, die ich fo erhaben finde, die mir itzt das unverwerflichfte Gepræge der Wahrheit zu feyn fcheint, nicht felten meinen Gefchmack beleidigte, und daß ich gewiffe Stellen, die mir itzt fehr wichtig, fehr wefentlich fcheinen, blos deswegen überfchlug oder überhüpfte, weil ich fie von diefen Geiftlichen nie anführen hœrte, fondern vielmehr zu bemerken glaubte, daß fie denfelben mit einer fonderbaren, Gott weiß, aus was für einer Quelle herrührenden, Sorgfalt auszuweichen pflegten — — ich meyne folche Stellen, welche die eigenthümlichen Lehren des Chriftenthums betreffen, wie z. E. die von der Wiedergeburt, von der Gottheit Chrifti, von der wirklichen, (nicht bloß moralifchen, und nur durch fein Beyfpiel gewirkten oder veranlaßten,) Befreyung von der Sünde durch Chriftum, in fo ferne fie mit feinem Gehorfame bis zum Tode und feiner freywilligen Aufopferung in einer unmittelbaren Verbindung fteht; von der Rechtfertigung durch den Glauben; von dem eigentlichen und unmittelbaren Beyftande des heiligen Geiftes zur wahren Heiligung; von der gänzlichen Verläugnung der Welt; von der Verbindlichkeit, alles, auch die gleichgültigften Dinge, im Namen und als ein Jünger Jefu Chrifti zu thun, u. f. w.

Ich fahe und empfand in dem Lichte, in welchem ich nun durch diefe fonft lieben Herren und Freunde verleitet, die Bibel anzufehen mich gewöhnt hatte, weder den Vorzug noch die Göttlichkeit der heiligen Schrift. Im Gegentheil, jedes andere Buch hatte mehr Wirkung auf mein Herz, weil ich die meiften mit mehr Theilnehmung las. Ich dachte nicht einmal daran, daß ich etwas von diefem Buche nicht verftünde; oder noch neue erhabene Wahrheiten darinn finden follte; — — daß alles auch mich, mich felbft genau angehe, was darinne allen gefagt war.

Infonderheit hatte fich nach und nach ein fürchterliches Vorurtheil (ach, Gott! wie viel Dank bin ich dir fchuldig, daß du mir die Augen geöffnet haft) in meinen Verftand eingefchlichen, und fich zugleich meines ganzen Herzens bemächtigt — — nähmlich: die erhabenften Vermahnungen und Verheiffungen des Evangelii gehen nur, und gewiffermaffen ausfchlieffender Weife, die erften Chriften an. Das hatte ich von eben diefen einfichtsvollen Geiftlichen fo oft und bey fo mancher Gelegenheit bald gerade zu, bald auf eine verftecktere Art, fagen gehœrt, daß fich mein ehemaliger einfältiger Glaube an die unmittelbare Authoritæt und Vollgültigkeit der Schrift unvermerkt verlor, und ich, fo oft auch in unfern Gefellfchaften über Unglauben und Deifterey losgezogen wurde, dennoch, fo gerne ich es mir felber verhehlt hätte, merken mußte, daß mein vorgegebenes Chriftenthum eigentlich nichts anders, als ein fehr verfeinerter Deifmus war.

Meine bisherigen Freunde verdarben auch noch dadurch nicht wenig an meinem Herzen,

daß sie mir zu viel schmeichelten. Sie suchten das wenige Gute, das sie an mir wahrzunehmen glaubten, hervor, und legten ihm einen viel zu großen Werth bey. Sie hatten zu viele Nachsicht gegen meine Fehler, und entschuldigten mich allezeit mit meinem guten Herzen; sie glaubten daß ich keiner Bosheit fæhig wære; meine Ehrlichkeit schien ihnen zuweilen ein so schmeichelhaftes sanftes gefälliges Lächeln abzulocken, daß ich oft Gesinnungen der Rechtschaffenheit äußerte, die nicht oben auf dem Herzen lagen. — — Sie zerstreuten mich, sobald sie einige Unruhe an mir bemerkten. Meine Sicherheit, die wirklich oft die leichtsinnigste Sorglosigkeit war, gaben sie für Zufriedenheit aus; mein Leichtsinn, war aufgeräumtes Wesen; meine — — wahrhaftig sehr oft heimlichlieblose, Beurtheilung anderer, insonderheit derer, denen sie nicht recht gut waren, die nicht genau ihre philosophische und theologische Sprache führten, feiner Witz — — O hätten sie allen diesen Dingen den rechten Namen gegeben, so wære ich nicht so weit zurückgekommen.

* * *

So weit schrieb ich, unmittelbar nachdem ich aufgestanden war, an meinem Tagebuche. Dergleichen Betrachtungen weiche ich sonst unter allerley Vorwänden aus. Gott Lob! daß ich sie einmal niedergeschrieben habe.

Den ganzen Tag hatte ich vollauf zu schaffen; zween Besuche von M** und S** die nicht viel Gutes zurückließen. — — Warum kann ich nicht allemal das Gespræch auf nützliche Dinge lenken? Warum lasse ich mich so leicht von andern leiten? Ach, Gott! wie bald verliere ich doch meine Pflicht und meine Bestimmung aus den Gedanken? — — —

Des Abends las ich in Rabeners Satyren — — Einen so moralischen Satyriker kenne ich nicht; bei aller Laune sieht man es ihm doch immer an, daß gute Absichten ihn leiten. — — Wie sehr scheint er mir hierinn Swiften zu übertreffen!

Aber, es ist doch auch wahr, — — dieses Lesen war mir heute nicht ganz nützlich; ich konnte fast nicht mehr davon weg; ich verfiel ins Lachen; die ernsthaften Ideen entflohen. Ich hätte noch Zeit gehabt, eine halbe Stunde im Stillen in der Schrift zu lesen oder zu bethen; aber mein Herz wollte nicht dran. Es war mir gar nicht darum zu thun. Ich steckte noch eine Pfeife an, und las die Zeitung. — — —

Herr *** ließ uns auf Morgen zu sich zum Mittagsessen bitten; mir ist zwar ein wenig bange dabey; — — aber mir däucht, ich wolle mir diese Unruhe selbst verbergen; ich wolle darüber hinhüpfen; kein gutes Zeichen, mein Herz! warum willst du dich nicht mit Gelassenheit in die Untersuchung einlassen, ob es recht sey, den grœßten Theil des morgenden Tages — — zu verschwenden? Warum fühle ich eine so starke Abneigung, mich auf einen solchen Tag, eine solche Gesellschaft, vorzubereiten? Mir die christlichen Grundsätze, die sich auf alle mœgliche Situationen, worein der Mensch immer kommen kann, müssen anwenden lassen, die Grundsätze, die mir Morgen nœthig seyn werden, mir itzt vorzulegen, und mir fest genug einzuprægen? — — Kann ich es mir verhehlen, daß die Niedlichkeit der Mahlzeit, zu welcher ich eingeladen bin, itzt schon einigen Reiz für meinen leckern Gaumen habe? verhehlen, daß ein solcher unruhiger und geräuschvoller Tag niemals vortheilhaft, und allemal schædlich für mein Herz und mein Gewissen gewesen? — — —

DEN SIEBENZEHNDEN JANUAR.

Heute ließ ich morgens um 9 Uhr meine Haare krausen, um 10 Uhr kleidete ich mich an und beschaute mich in dem Spiegel, von

12 bis um 3 Uhr war ich mit einer großen Gefellfchaft beyderley Gefchlechts bey einer Mahlzeit, von 5 bis 8 Uhr beluftigte ich mich mit einer Schlittenparthey — — das heißt für die Ewigkeit gelebt.

PHYSIOGNOMISCHE FRAGMENTE.

ERSTER VERSUCH, SIEBENTES FRAGMENT.

VON DER WAHRHEIT DER PHYSIOGNOMIE.

Einer der vornehmften Zwecke meines Werkes ift, zu beweifen, darzuthun, fühlbar zu machen, daß es eine Phyfiognomie giebt; daß die Phyfiognomie Wahrheit, das ift, daß fie wahrer fichtbarer Ausdruck innerer an fich felbft unfichtbarer Eigenfchaften ift. Da nun jede Zeile des ganzen Buches diefen Zweck mittelbar oder unmittelbar erreichen hilft, fo werde ich alfo keine befondere ausführliche Abhandlung über die Wahrheit, und die innere objectivifche Zuverlæßigkeit der Phyfiognomieen voranfetzen. Ich würde darinn beynah alles das fagen müffen, was ich in den folgenden Bruchftücken, bey verfchiedenen Beyfpielen fchicklicher, verftändlicher und einleuchtender zu fagen Gelegenheit haben werde.

Alfo hier nur einige vorläufige, vorbereitende — Gedanken.

Alle Gefichter der Menfchen, alle Geftalten, alle Gefchöpfe find nicht nur nach ihren Klaffen, Gefchlechtern, Arten, fondern auch nach ihrer Individualitæt verfchieden.

Jede Einzelheit ift von jeder Einzelheit ihrer Art verfchieden. Es ift die bekanntefte, aber für unfere Abficht die wichtigfte, die entfcheidendfte Sache, die gefagt werden kann: «Es ift keine Rofe einer Rofe, kein Ey einem Ey, kein Aal einem Aale, kein Lœwe einem Lœwen, kein Adler einem Adler, kein Menfch einem andern Menfchen vollkommen ähnlich.»

Es ift dieß, (damit wir nun bey dem Menfchen ftille ftehn,) der erfte, tieffte, ficherfte, unzerftœrbarfte Grundftein der Phyfiognomik, daß bey aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menfchlichen Geftalten, nicht zwo gefunden werden können, die, neben einander geftellt und genau verglichen, nicht merkbar unterfchieden wæren.

Nicht weniger unwiderfprechlich ifts, daß eben fo wenig zween vollkommen ähnliche Gemüthscharacter, als zwey vollkommen ähnliche Gefichter zu finden find.

Mehr follte man nicht wiffen dürfen, als dieß — um es als eine keines weitern Beweifes bedürfende Wahrheit anzunehmen — «daß diefe äußere Verfchiedenheit des Gefichtes und der Geftalt mit der innern Verfchiedenheit des Geiftes und Herzens in einem gewiffen Verhältniffe, einer natürlichen Analogie ftehen müffe» — Was? die innere zugeftandne Verfchiedenheit des Gemüths aller Menfchen, diefe — follte von der, abermals zugeftandnen, Verfchiedenheit aller menfchlichen Gefichter und Geftalten, diefe von jener kein Grund feyn?

Nicht von innen heraus foll der Geift auf den Körper, nicht von außen herein foll der Körper auf den Geift wirken?

Zorn fchwillt zwar die Mufkeln auf, aber aufgefchwollne Mufkeln und ein zorniges Gemüthe follen nicht als Wirkung und Urfache angefehen werden dürfen?

Feuer, schnelle blitzähnliche Bewegung des Auges — und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen zwar hundertmal beysammen gefunden werden; aber keine Beziehung auf einander haben? Sollen zufälliger Weise zusammen treffen? Zufall — soll's seyn, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbare wechselseitige Wirkung, wenn gerad in dem Augenblicke, da der Verstand tiefblickend, der Witz am geschäfftigsten ist, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls sich am merklichsten verändert?

Ein offnes, heiteres, uns gleichsam entgegenkommendes Auge, und ein offnes, heiteres, uns entgegen wallendes Herz sollen sich bey tausend Menschen zufälliger Weise beysammen finden, und keines des andern Wirkung und Ursache seyn?

In allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen — allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dieß unaufhœrliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen — Und in dem schœnsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat — soll sie willkührlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? Da, im menschlichen Angesichte, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, — da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältniß zwischen dem Äußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursach und Wirkung statt haben? —

Und das ists, was alle Bestreiter der Wahrheit der Physiognomie im Grunde behaupten. Sie machen die Wahrheit selbst zur unaufhœrlichen Lügnerinn; die ewige Ordnung zur willkührlichsten Taschenspielerinn, die *immer* etwas anders zeigt, als sie sehen lassen will.

Der gesunde Menschenverstand empœrt sich in der That gegen einen Menschen, der behaupten kann: daß Neuton und Leibnitz allenfalls ausgesehen haben könnten, wie ein Mensch im Tollhause, der keinen festen Tritt, keinen beobachtenden Blick thun kann; und nicht vermœgend ist, den gemeinsten abstrakten Satz zu begreifen, oder mit Verstand auszusprechen; daß der eine von ihnen im Schædel eines Lappen die Theodicee erdacht, und der andere im Kopfe eines Labradoriers, der weiter nicht, als auf sechse zählen kann, und was drüber geht, unzählbar nennt, die Planeten gewogen und den Lichtstral gespaltet hätte?

Der gesunde Menschenverstand empœrt sich gegen eine Behauptung wie diese: ein starker Mensch könn' aussehen, wie ein schwacher; ein vollkommen gesunder, wie ein vollkommen schwindsüchtiger; ein feuriger, wie ein sanfter und kaltblütiger. Er empœrt sich gegen die Behauptung: Freude und Traurigkeit, Wollust und Schmerz, Liebe und Haß, hätten dieselben, das ist, gar keine Kennzeichen im Äußerlichen des Menschen; und das behauptet der, der die Physiognomik ins Reich der Träumereyen verbannet. Er verkehrt alle Ordnung und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich die ewige Weisheit dem Verstande so preiswürdig macht.

Man kann es nicht genug sagen, die Willkührlichkeit ist die Philosophie der Thoren, die Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie und Religion. Diese allenthalben zu verbannen, ist das Werk des ächten Naturforschers, des ächten Weltweisen, und des ächten Theologen.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir in diesem Fragmente nicht selber vorgreifen wolle; aber folgendes muß ich noch sagen.

Alle Menschen, (so viel ist unwidersprechlich,) urtheilen in allen, allen, allen — Dingen

nach ihrer Phyfiognomie, ihrer Äußerlichkeit, ihrer jedesmaligen Oberfläche. Von diefer fchließen fie durchgehends, tæglich, augenblicklich auf ihre innere Befchaffenheit. Ich muß die allertæglichften Dinge fagen, um eine Sache zu beweifen, die fo wenig Beweife bedürfen follte, als unfere Exiftenz. Aber, ich muß den Schwachen fchwach, faft möcht' ich fagen, den Thoren ein Thor werden, um der Wahrheit willen.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt die Waaren, die er kauft, wenn er feinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Phyfiognomie? Anders, als nach diefer, wenn er fie auf den Mann hin gekauft hat, und feiner Erwartung gemæß, oder anders, als feine Erwartung findet? Beurtheilt er fie anders, als nach ihrer Farbe? Ihrer Feinheit? Ihrer Oberfläche? Ihrer Äußerlichkeit? Ihrer Phyfiognomie? Alles Geld nach feiner Phyfiognomie? Warum nimmt er den Einen Louisd'or an, wirft den andern weg? Warum wiegt er den dritten auf der Hand? Um feiner bleichern oder rœthern Farbe, feines Gepræges, feiner Äußerlichkeit, feiner Phyfiognomie willen? — Kommt ein Unbekannter, der ihm etwas verkaufen, oder abkaufen will, auf fein Comtoir, wird er ihn nicht anfehen? Nichts auf fein Geficht rechnen? Wird er nicht, kaum mag er weg feyn, ein Urtheil über ihn fällen? «Der Mann hat ein ehrliches Geficht;" oder: «Er hat ein fchlimmes Paar Augen;" oder: «Er hat was Widriges oder Einnehmendes?" — Urtheil' er richtig, oder unrichtig, was thuts zur Sache? Er urtheilt. Er urtheilt nicht ganz, aber doch zum Theil von dem Äußern des Menfchen. Er macht daraus einen Schluß auf fein Inneres.

Der Bauer, der durch feine Felder, oder durch feinen Weinberg geht, beftimmt feine Hoffnung, wornach? Nach der Farbe, Grœße, Stellung, Äußerlichkeit — nach der Phyfiognomie des blühenden Saamens, der Halmen, der Ähren, des Weinftocks, der Reben: «Diefe Kornähre ift krank, dieß Holz gefund. Dieß wird gedeyhn, jenes nicht," fagt er auf den erften oder zweyten Blick; fagt bisweilen — «wie fchœn diefe Weinrebe fcheine — fie wird wenig Trauben bringen" — Warum? Er bemerkt, wie der Phyfiognomift am fchœnen leeren Menfchengeficht, — Leerheit des Triebes — Und wie? Abermal an irgend einer Äußerlichkeit?

Der Arzt, fieht er oft nicht mehr aus der Phyfiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von feinem Patienten bringt? Wie erftaunlich weit es hierinn gewiffe Ärzte bringen — kann Zimmermann unter manchen lebenden, und unter vielen verftorbnen Kämpf, deffen Sohn von den Temperamenten gefchrieben hat, Beyfpiel feyn.

Der Mahler. Doch von dem will ich nicht reden, die Sache redet, redet allzubefchæmend für den bey manchem eben fo kindifchen als ftolzen Eigenfinn der angeblichen Ungläubigen an die Phyfiognomie. —

Der Reifende, der Menfchenfreund, der Menfchenfeind, der Verliebte — und wer nicht? Alle handeln nach ihrem wahren oder falfchen, klaren oder konfufen phyfiognomifchen Urtheil und Gefühle. Dieß Urtheil, dieß Gefühl erweckt Mitleiden oder Schadenfreude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuverficht, Zurückhaltung, oder Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht tæglich nach feiner Phyfiognomie beurtheilt?

Keine Speife, kein Glas Wein oder Bier, keine Schale Koffee oder Thee kömmt auf unfern Tifch, von deren Phyfiognomie, deren Äußerlichkeit, wir nicht fogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen.

Man bringt uns ein Körbgen mit Birnen oder Äpfeln; warum suchen wir aus? Warum wählen wir die einen, und lassen die andern liegen? Warum ruft uns, wenn wir aus Bescheidenheit ein schlechteres Stück wählen, die gefällige Hœflichkeit zu: «Lassen Sie dieses liegen! Nehmen Sie das bessere!" — Warum? Um der Physiognomie willen!

Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Innhalt? Leib und Geist? Äußere Wirkung und innere Kraft? Unsichtbarer Anfang; sichtbare Endung?

Welche Kenntniß, die der Mensch immer besitzen mag, gründet sich nicht auf Äußerlichkeit, auf Character, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmlichen zum Unwahrnehmlichen? —

Die Physiognomik in weiterm und engerm Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlasset werden.

Von der Wiege an bis zum Grabe, in allen Ständen und Altern, bey allen Nationen, von Adam an bis auf den letzten, der sterben wird, vom Wurm an, den wir zertreten, bis auf den erhabensten Weisen, und warum nicht bis auf den Engel? warum nicht bis auf Jesum Christum? — ist die Physiognomie der Grund von allem, was wir thun und lassen.

Jedes Insekt kennt seinen Freund und seinen Feind; jedes Kind liebet oder fürchtet, ohne zu wissen warum, durch die Physiognomik; und es lebt auf dem Erdboden kein Mensch, der sich nicht tæglich durch die Physiognomie leiten läßt; kein Mensch, dem sich nicht ein Gesicht vorzeichnen ließe, das ihm entweder äußerst liebenswürdig, oder äußerst abscheulich vorkommen müßte; kein Mensch, der nicht jeden Menschen, der das erstemal zu ihm kommt, mehr oder minder anschaut, mißt, vergleicht, und physiognomisch beurtheilt, wenn er auch das Wort Physiognomie in seinem Leben nie gehœret hat; kein Mensch, der nicht alle Sachen, die ihm durch die Hände gehen, physiognomisch, das ist, den innern Werth derselben nach ihrem Äußerlichen beurtheilt.

Selbst die so sehr der Physiognomik entgegengeworfne Verstellungskunst gründet sich bloß auf die Physiognomik. Warum ahmt der Heuchler dem Redlichen nach? Als weil er, und, wenn's noch so leise, noch so wenig herausgedacht wære, weil er denkt, aller Augen bemerken den Character der Redlichkeit? —

Welcher Richter — von Verstand und Unverstand — er mag's sagen oder nicht, dawider protestiren oder nicht, — richtet in diesem Sinne nie nach dem Ansehen der Person? Welcher kann, darf, soll ganz gleichgültig seyn, in Ansehung des Äußerlichen der Personen, die ihm vorgestellt werden? — Welcher Regent erwählt einen Minister, ohne auf sein Äußerliches mit ein Auge zu werfen, und ihn darnach, wenigstens zum Theil, wenigstens bey sich selbst zu beurtheilen? Der Officier wählt keinen Soldaten, ohn' auf sein Äußerliches — die Länge nicht gerechnet, mit zu sehen. Welcher Hausvater wählt einen Bedienten, welche Frau eine Magd, daß ihr Äußerliches, daß ihre Gesichtsbildung, sie mœgen richtig oder unrichtig urtheilen, mœgen sichs bewußt oder unbewußt seyn, — bey der Wahl nicht mit in Anschlag komme?

Blos das flüchtige Andenken an die unzähligen vor Augen liegenden Beyspiele, die das allgemeine stillschweigende Eingeständniß aller Menschen, daß sie ganz von der Physiognomie geleitet werden, unwidersprechlich

beſtætigen, ermüdet mich, und Widerwillen ergreift mich, daß ich, um Gelehrte von Wahrheiten zu überzeugen, Dinge ſchreiben muß, die jedes Kind weiß, oder wiſſen kann.

Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe, wen aber das Licht, nahe vors Geſicht gehalten, toll macht, der mag mit der Fauſt drein ſchlagen, und ſich die Finger dran verbrennen. Ich rede nicht gern dieſe Sprache; aber ich darf, ich muß dreiſte werden, weil ich deſſen, was ich ſage und ſagen werde, gewiß bin, und weil ich im Stande zu ſeyn glaube, mich der Überzeugung aller redlichen und aufmerkſamen Freunde der Wahrheit durch Gründe, die ſchwerlich zu widerlegen ſeyn dürften, bemächtigen zu können, und weil ich es nicht für unwichtig halte, den muthwilligen Kitzel einiger großen Tongeber zur beſcheidenen Zurückhaltung ihrer deſpotiſchen Urtheile herabzuſtimmen. Es bleibt alſo dabey, nicht deswegen, weil ich es ſage, ſondern, weil's auffallend wahr iſt — weil's wahr ſeyn würde, wenn's nicht geſagt würde — Es bleibt alſo dabey, daß die Phyſiognomie alle Menſchen, ſie mœgen's wiſſen, oder nicht, tæglich leitet — daß, wie Sulzer ſagt, jeder Menſch, er mag's wiſſen, oder nicht, etwas von der Phyſiognomik verſteht; daß nicht ein lebendiges Weſen iſt, welches nicht aus dem Äußerlichen auf das Innere, wenigſtens nach ſeiner Art, Schlüſſe macht, nicht von dem, was in die Sinne fällt, das beurtheilt, was an ſich nicht in die Sinne fallen kann.

Dieſe Allgemeinheit des, wenigſtens ſtillſchweigenden, Eingeſtändniſſes, daß das Äußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache, das Innere, die Eigenſchaft deſſelben anzeige; daß alles Äußere Ausdruck von der Beſchaffenheit des Inwendigen ſey, iſt, deucht mich, in Abſicht auf die menſchliche Phyſiognomie von der äußerſten Wichtigkeit und einer entſcheidenden Klarheit.

Wenn jede Birne, muß ich *wieder* ſagen, wenn jeder Apfel eine eigenthümliche Phyſiognomie hat, ſollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfachſte und Lebloſeſte hat ſein characteriſtiſches Äußerliches, wodurch es ſich von allem, ſelbſt von allem Seines gleichen, unterſcheidet — und das ſchœnſte, edelſte, zuſammengeſetzteſte, belebteſte ſoll keine haben? —

Was man alſo auch immer und immer, von berühmten Akademien an bis zum blœdſichtigſten Pœbel herunter, wider die innere Zuverlæßigkeit und Wahrheit der Menſchenphyſiognomie ſagen mag, und ſagen wird, ſo ſehr man auch immer auf jeden, der ſich merken läßt, daß er an die Allbedeutſamkeit des menſchlichen Körpers glaube, mit dem beleidigenden Blicke des philoſophiſchen Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag; ſo iſt und bleibt dennoch auch in dieſer Abſicht keine intereſſantere, næhere, beobachtungswürdigere Sache, als der Menſch, und es kann überhaupt kein intereſſanteres Werk geben, als eines, das dem Menſchen die Schœnheiten und Vollkommenheiten der menſchlichen Natur aufdeckt.

DES DRITTEN BANDES ZWÖLFTER ABSCHNITT.

ZEHNTES FRAGMENT.

FRIEDRICH, DER KOENIG VON PREUSSEN, ZU PFERDE.

Mit unbeſchreiblicher Neugier hab' ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erſtaunen von Europa von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Alle die unzähligen Portræte von ihm in Eins zuſammengeſchmolzen ſtanden vor mir bis auf den Moment, wo — der Große, Er ſelber, vorbey ritt! — ungefähr ſo, wie wir ihn

hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt — weg auf einmal alle Bilder von ihm! — O wie ein ganz anderer Er ſtand vor mir — damals wußte ich noch nicht, was Phyſiognomie war — Aber den Schauder vergeſſe ich nicht, der durch mich herab fuhr — als ich ihn ſelber ſah! So war Er, wie er da vor uns ſitzt — (ſo fern's Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag!) und nicht, wie Wille ihn herrlich metalliſirte; Kilian verblaßte; Nilſon — ver — nürnbergerte! — Recklam — ver — teufelte — Hedlinger vergötterte — Nicht auf die Art ſchœn, wie unphyſiognomiſche Mahler ihn idealiſiren — nicht auf die Art groß! — ganz und gar nicht ſchœn — — — Aber — dennoch von der Natur, von ſeines Weſens erſtem Anſchuß an — zum großen Manne, zum Kœnig und Monarchen — angelegt und geformt. Unter allen Menſchengeſichtern iſt noch keins vor mein Auge gekommen — das ſo ganz eigentlich zum Kœnigsgeſichte geſchaffen zu ſeyn ſchien. Alle Neider — doch ein Kœnig iſt zu hoch, um Neider zu haben, als — ſeine Neben-Erdenkœnige? — Alle Neider — und alle Antiphyſiognomiſten — müſſen beym Anblicke dieſes Mannes, wo nicht ſagen, doch empfinden — «Ein großer Mann!» —

Ich rede itzt nur von der Hauptform des Geſichtes — wovon uns leider das Beſte durch den Hut — — bedeckt, doch, aus dem ſichtbaren Profile der Naſe, leicht vermuthbar iſt. Aus dieſer Knochenform — was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen ſind — allberühmt. — Bald heißt's —

Der Gnad und Huld im ſcharfen Blick
Der großen Augen trægt. —

Gleim.

Bald — «Leute, die's verſtehen, ſagen — daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge — (des Kœnigs aber in ſeinen Geſichtszügen) trage.»

Lichtenberg.

Ich habe dieß Auge lange und nahe an geſehen — Mehr treffend, als blendend! durchdringend, als blitzend! — So wie's in unſerm Bilde iſt — nicht ganz wahr — Man ſieht mehr vom Weißen — der Stern ſcheint daher ſo groß nicht — dafür konzentrirter. Gewiß kann ſo eine Form — keinen ſchlechten Blick haben! Übrigens hab' ich dieſen berühmten Blick, wenn ich ſo ſagen darf, nicht in ſeinem Brennpunkte geſehen.

Aber, man decke das Auge! — man verbinde dem Phyſiognomiſten die Augen — man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußerſten Fingerſpitze von der Hœhe der Stirne bis an das Ende der Naſe ſanft herabzuglitſchen — Neuntauſend, neunhundert, neun und neunzig vor ihm werden ihm vorgeführt — Friedrich ſey der zehntauſendſte — und der Phyſiognomiſt wird niederfallen und ausrufen — «Ein prædeſtinirter Kœnig — oder — Welterſchütterer! Ohne Thaten lebt der nicht — ſo wenig als ohne Odem. Vordrang! hohes Selbſtgefühl, das in Menſchenverachtung ausarten muß, weil es ſeines gleichen nicht finden kann, und die Næchſten bey ihm — vielleicht gerade die Kleinſten ſind.» —

Ja! Menſchenverachtung — Siehe, aus dieſer mit der Naſe Lineal — gerade fortgehenden Stirne — muß ſie auf Wang und Lippe fließen.

Faltenreich, und kleingeædert iſt des Kœnigs Geſicht — voller Entwürfe — und durcheinander ſich furchender Anſchlæge. —

Eine genaue Silhouette von dieſem in ſeiner Klaſſe Einzigen Individuum würde das Auge ſehr wenig von dieſer Verachtung ſehen, und den Verſtand ſehr viel davon vermuthen laſſen; daher in der Natur und zum

Theil auch in dieſem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Grœße und Mißmuthigkeit — daher die Mœglichkeit – daß die Einen in dieſem Geſichte den Himmel, die Andern die Hölle zu ſehen glaubten. —

Die Stellung iſt nicht des muthigen Helden. Laſten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen ſcheinen auf ſeiner Schulter zu liegen – Ich glaube, die Taille iſt etwas zu lang — und dieſe Länge kontraſtirt mit der, wenn ich ſagen darf, gleichſam eiſernen Gedrängtheit des Geſichtes. —

Der Spornloſe Stiefel iſt in ſo fern phyſiognomiſch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung anſehen kann — wenigſtens harmonirts mit der Nonchalance des Ganzen. —

Das Pferd hat eine Kœnigsphyſiognomie, obgleich der Hals obenher um etwas zu dick iſt. Der Tritt des Pferdes iſt ſtolz-ſanft mit gehaltenem Muthe. — —

Noch zwo Stellen — als Beylage zu dieſem — ja wohl! Fragmente — Beyde von zween geniereichen Schriftſtellern Deutſchlands. —

ÜBER DIE EHE. Seite 131.

«Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand, als er, mit ſeinen Augen machen kann. Dieß Zeichen, das die Natur in ſein Angeſicht legte, verdunkelt alle körperliche Vorzüge, und macht einen Sokrates zu einem ſchœnen Mann in beſonderm Verſtande. — Wer dieß Zeichen hat, weiß, daß er bezeichnet iſt, allein er weiß ſelbſt nicht, wo? Denn nichts iſt verſchiedener, als dieß Zeichen.» — (Wahr — und dennoch fand ich's faſt immer im Umriſſe des Augenlieds — zwiſchen den Augenbraunen, und an der Naſenwurzel. — Am letzten Orte iſt's offenbar — bey unſerm Helden.) — «Monarchen haben auch einen Zug; allein dieſen haben alle gemein, und man kann behaupten, daß ſie ſich alle ähnlich ſind. Die Würde, die ſie bekleiden, drückt ſich in ihrem Geſichte aus. Ich rede von Alleinherrſchern – von Monarchen, die, wenn ſie gleich Diener des Staats ſind, ſich dadurch von andern unterſcheiden; denn die Kœnige, die nicht Monarchen ſind, haben auch ihr Abzeichen, allein dieſes drückt ſich durch den Gang aus.» —

HERDER.

Auch eine Philoſophie Seite 181—183.

«Ein Monarch, deſſen Namen unſere Zeit mehr trægt, und zu tragen verdient, als das Zeitalter Ludwigs —

— den uns
ſein Jahrhundert mit aufbewahrt!

Welche neue Schöpfung Europens hat er von ſeinem Flecke her in dreyßig kurzen Jahren bewürkt! — In Kriegs- und Regierungskunſt, in Behandlung der Religion und Einrichtung der Geſetze, als Apollo der Muſen, und als Privatmann unter der Krone — dem allgemeinen Scheine nach, das Muſter der Monarchien — welch ein Gutes geſtiftet! Aufklærung, philoſophiſchen Geiſt und Mæßigung vom Throne ringsum verbreitet! Orientaliſche, dumme Pracht, Schwelgerey und Luxus, der vormals oft das einzige Goldgehæge der Hœfe war, wie erſchrecklich zertrümmert und verjaget! Fette Unwiſſenheit, blinden Eifer und Aberglauben überall wie tief verwundet! Sparſamkeit und Ordnung, Regelmæßigkeit und Fleiß, ſchœne Künſte und einen ſogenannten Geſchmack frey zu denken — wie hoch erhoben! — Das Jahrhundert trægt ſein Bild, wie ſeine Uniform: Jahrhundert ohne Zweifel die grœßte Lobrede ſeines Namens. — Indeß wird auch eben die Münze, das Bruſtbild weggekehrt, und das bloße Reſultat ſeiner Schöpfung als Menſchenfreund und Philoſoph betrachtet, ohne Zweifel einmal etwas mehr und anders zeigen! zeigen vielleicht, wie durch ein

natürliches Geſetz der Unvollkommenheit menſchlicher Handlungen mit der Aufklærung — auch eben ſo viel luxurirende Mattigkeit des Herzens — mit Sparſamkeit ihr Zeichen und Gefolge Armuth, mit Philoſophie blinder, kurzſichtiger Unglaube, mit Freyheit zu handeln Deſpotismus der Seelen unter Blumenketten — mit dem großen Helden, Eroberer und Kriegsgeiſt Erſtorbenheit, Rœmerverfaſſung, wie da Armeen alles waren, Verfall und Elend ſich habe verbreiten müſſen; zeigen, was Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Mæßigkeit, Religion, Wohl der Unterthanen — alle bis auf einen gewiſſen Grad als Mittel zum Erreichen, behandelt — was alles das auf ſeine Zeit — auf Reiche ganz anderer Verfaſſung und Ordnung — auf Welt und Nachwelt für Folgen haben müſſen — die Waage wird ſchweben? ſteigen — ſinken — welche Schaale? was weiß ich?" —

PONTIUS PILATUS
ODER DIE BIBEL IM KLEINEN UND DER MENSCH IM GROSSEN.

ZWEYTES BUCH, NEUNTES KAPITEL.

«WAS IST WAHRHEIT?»

VON UNGLEICHEN GESINNUNGEN GEGEN DIE WAHRHEIT.

1.

Nur Du weißt, Allwiſſender! Mit wie unendlich ungleicher Geſinnung gegen die Wahrheit — dieſe Frage: Was iſt Wahrheit? — Von den Kindern der Erde gethan wird.

2.

Mit welcher Gleichgültigkeit wird ſie von Tauſenden gethan — Oder nicht gethan? Wie viele Millionen wiſſen nichts von Hunger und Durſt nach Wahrheit? Vom Streben, Schmachten, Sehnen nach Wahrheit? Suchen keine Gelegenheit, benutzen keine ungeſuchtkommende Gelegenheit — Sie zu kennen — Und iſt der ein weiſer, geſunder, wohlorganiſirter Menſch — Der die hœchſte Ehre, den herrlichſten Seegen, die Würde der Menſchheit nie aſpirirt, Dir — Göttliche Wahrheit — Kennerinn, Lehrerinn, Schätzerinn aller Dinge nie næher zu ſeyn wünſcht — Und gleichgültig ſeinen Weg fortgeht, wenn du ihm in weiſen, guten, reinen Menſchen — Und im Reinſten und Weiſeſten in Chriſtus — erſcheinſt? Werden dieſe je ihres Daſeyns recht froh werden? Je als Menſchen exiſtiren? Je ſich ſelbſt auf die innigſte Weiſe empfinden und genieſſen?

3.

Aber, es giebt nicht nur Gleichgültige gegen Wahrheit, gegen richtige Belehrung, Zurechtweiſung, Erleuchtung — Es giebt auch — Haſſer, Feinde der Wahrheit.

4.

Feinde der Wahrheit? — Wer verdient dieſen ſchrecklichſten aller ſchrecklichen Namen? Wer? Der bange Zweifler etwa? Wer? Etwa der nicht ſogleich alles verſchlingt, was berühmte Männer der Vorzeit oder Mitzeit Ihm als lautere Wahrheit darbieten? Wer? Der auch das nicht Alles annehmen kann, was ſchwachmüthige Frömmigkeit hochverehrt und ihm bald ſeufzend, bald verdammend anbeut? — Nein! Freunde der Wahrheit! — Jeder von Dieſen kann vielleicht

der grœßte Verehrer der Wahrheit ſeyn. Ich kenne die redlichſte Zweifler, kenne entſchloſſene Deiſten und Atheiſten ſogar — Die ich, ohne meinem innern Sinne zu widerſprechen, ohne wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu reden, nicht Feinde der Wahrheit nennen kann — Sie wollten ſo gern glauben, wenn ſie könnten — Ach! Sie können nicht — Denn - - ihre Stunde iſt noch nicht gekommen. Der heftigſte Feind von Chriſtus und dem Chriſtenthum, Saulus, war kein Feind der Wahrheit.

5.

Wer allſo iſt Wahrheitsfeind — Nicht eben der, der das Gegentheil von dem, was du für Wahrheit hältſt, für wahr hält — Sondern, wer das Gegentheil von dem behauptet, was er ſelbſt glaubt; Das Gegentheil von dem glauben machen will, was er für wahr halten muß; Der ſeiner eigenen gegenwärtigen Überzeugung, ſeinem eigenen unmittelbaren Wahrheitsgefühl, Wahrheitsſinn widerſpricht; Deſſen Herz, deſſen Inneres — Ja, deſſen Mund, deſſen Äuſſeres — Nein ſagt — Und der dieß Ja oder dieß Nein empfindet, und nicht empfinden will — Der iſt ein Feind der Wahrheit — Nicht ſo ſaſt der Unbelehrliche — ſondern, der ſich nicht belehren laſſen will. Nicht der, der die Wahrheit noch nicht hat, ſondern der ſie nicht haben will — Der ſie als Wahrheit kennt, und nicht aufnimmt, nicht mit ſich vereiniget, ſich nicht durch ſie leiten und beſtimmen laſſen will.

6.

Der Feind der Wahrheit zieht Verwirrung der Klarheit, Unbeſtimmtheit der Beſtimmtheit, Vieldeutigkeit der Eindeutigkeit vor — Er lobt, was er als tadelnswürdig, und tadelt, was er als lobenswürdig erkennt. Er giebt das Licht nicht, was er geben kann, und raubt dem Andern, was ihm wohl macht, ohne ihm etwas beſſers zu geben — Er drückt den Zeugen der Wahrheit als ſolchen — Und ſchmeichelt dem Unterdrücker der Wahrheit als ſolchem. Er ſucht zu nehmen, ohne zu geben, zu zerſtöhren, ohne zu bauen, zu verwunden, ohne zu heilen — Zu tœdten, ohne lebendig zu machen. Er will das Helle verdunkeln, das Finſtere hell darſtellen — Das Große klein, das Kleine groß machen — Das, was er nahe ſieht, nennt er fern; Was er fern weiß, nahe — Würd' er bloß die Ausnahm von der Regel zur Regel machen, er wære nur Sophiſt. Nein — Heut braucht er die Regel, die er geſtern verwarf, und morgen macht er die Ausnahm zur Regel — Und übermorgen verwirft er beydes, Regel und Ausnahm.

7.

Ihr widerſtrebet allezeit dem Heiligen Geiſt — Ihr verwerſt den Rath Gottes wider Euch ſelbſt — Mit ſehenden Augen ſehet ihr nicht! Mit höhrenden Ohren höhrt ihr nicht — Ihr haltet die Wahrheit durch Ungerechtigkeit auf — So ward zu erklærten Feinden der Wahrheit geſprochen — So ward Wahrheithaß umſchrieben und erklært. Wer ſehen kann und nicht will, was gut iſt — Die Wahrheit als ſolche gefliſſentlich flieht, die ihn ſucht, der iſt ein Feind, ein Satan wider die Wahrheit.

8.

Es iſt ein ſchreckliches Wort wider ſolche Menſchen in den Heiligen Schriften: »Weil ſie die Liebe der Wahrheit nicht haben angenommen, wird ihnen Gott kräftige Irrthümer — (Zauberey des Irrthums und des Lügengeiſtes) ſenden, daß ſie der Lüge glauben.«

9.

Der Feind der Wahrheit kann nicht ſcharf genug beurtheilt werden; Er iſt ein Feind aller Menſchen; Ein Feind alles Guten —

Eine Schande der Geiſterwelt; Ein Scheuſal der Schöpfung, ein Satan — Aber eben deßwegen, weil er das iſt — ſo kann man auch nicht langſam und bedächtlich genug ſeyn, das Urtheil der Läſterung über einen Menſchen zu fällen, daß er ein Feind der Wahrheit ſey.

10.

Man hat das Allerſchlimmſte von einem Menſchen geſagt, wenn man ihn einen Feind der Wahrheit nennt — Sage von keinem Menſchen das Allerſchlimmſte — Wenn das Allerſchlimmſte nicht ſo gewiß iſt, wie deine Exiſtenz; Wenn es nicht heilige Pflicht iſt, das Allerſchlimmſte zu ſagen.

11.

Und damit du ſelbſt nicht der Allerſchlimmſte werdeſt — Du dich vom lichtſcheuen Haſſe gegen die Wahrheit ſo weit wie mœglich entfernt halteſt — So laß dich vor der geringſten Unfreundlichkeit gegen begegnende Wahrheit wahrnen. Wer nicht für ſie iſt, wird nur gar zu bald wider ſie werden. Reſpektire ſie, wie eine Gottheit — Und liebe ſie wie dich ſelbſt! Die Wahrheit haſſen, heißt: Sich ſelbſt haſſen — Mehr als deines eignen Fleiſches ſollſt du Ihr pflegen! Sie ſoll dir lieber ſeyn, wie deine eigne Seele!

12.

Liebe der Wahrheit — Wie ſoll ein Sünder - würdig von dir ſprechen können? Was iſt ein Sünder, als ſolcher, in dem Momente der Sünde, als ein Feind der Wahrheit — Ein Haſſer ſeiner eigenen Überzeugung — Wie kann ein Sünder würdig von dir reden? Wahrheitsliebe? — Kann die Sonne mit einem Bleyſtift, und die Morgenrœthe mit einer Kohle gemahlt werden?

13.

Wahrheitsliebe — Wie ſoll ich dich nennen — Was biſt du? Biſt du nicht gerader, richtiger, geſunder Sinn der Seele! Aug der Einfalt! Herz ohne Falſchheit! Biſt du nicht Freude an jeder richtigen Erkenntniß! Biſt du nicht Freundinn alles Guten? Sucherinn Alles Schœnen und Edlen? Oder vielmehr des Schœnſten, des Beßten? Biſt du nicht ein williges Hingeben an jede beſſere Belehrung? Ein frohes Begegnen, ein herzliches Bewillkommen des Beſſern, mit ſchneller Aufopferung des Schlechtern? Heilige Tochter des Himmels! Biſt du nicht rein von Leidenſchaft und Neid, und Trug und Bosheit? Heiter, wie das Licht? Erwärmend, wohlthætig, wie die Sonne? Sanft und beſcheiden, wie der Mond? Das allereinfachſte Eins? Die Seele aller Treue? Die Tugend aller Tugenden? Kennſt du deine Freundinn nicht in allen Geſtalten, unter allen Verkleidungen und in allen Landen? Iſt dir ein Weg zu Ihr zu weit? Eine Reiſe nach Ihr zu beſchwehrlich? Ein Opfer für Sie zu groß? — Iſt Sie dir nicht theurer, als alles Theure? Lieblicher, als alles Liebliche? Auch eingewurzelte Neigungen, auch tauſendmahl geäuſſerte Behauptungen, auch zehentauſendmahl innerlich umfaßte Lieblingsideen ſind dir nicht zu theuer, nicht ſo ſehr mit dir vereinigt, daß du ſie nicht willig Ihr hingebeſt, wenn Sie, deine einzige Freundinn, die Wahrheit, auf welche Weiſe es geſchehe, ſcharf oder gelind, ſtreng oder ſchmeichelnd, dir ſolche abfordert. Wahrheitsliebe! Wie wiegſt du deine Worte! Wie prüfſt du deine Erzählungen! Wie hemmſt du deine Lippen! Wie höhrſt du mit athemhaltender Aufmerkſamkeit! Wie ſprichſt du mit Ruhe! Wie denkſt du mit Heiterkeit! Wie beſtimmſt du, was ſich beſtimmen läßt, und läſſeſt unbeſtimmt, was du nicht beſtimmen kannſt! Wie giebſt du jedem das Seinige! Wie haſſeſt du täuſchenden Schein — Wie ehrſt du lebendes Weſen! Wie dehmüthig biſt du, und wie kühn! Wie dienend und wie herrſchend — Eine Sklavinn

aller Freyen, und eine Kœniginn aller Sklaven. Wahrheitsliebe, du allgepriefenes und allverfolgtes, allgelobtes und allverläftertes Kleinod! Du Leiter des Himmels! Du Stein der Weifen! Du Kraft der Starken und Schwachen! Du Himmel auf Erden und Himmel des Himmels — Wie foll ich dich preifen, und mit welchen Worten deinen Ruhm erhœhen?

DRITTER BAND, FÜNFTES KAPITEL.

PILATUS UND HERODES.

1.

AUF DEN TAG WURDEN PILATUS UND HERODES FREUNDE MIT EINANDER; DENN ZUVOR WAREN SIE EINANDER FEIND.

2.

Das ift doch nun wohl wieder ein ganz characteriftifcher Zug im Gemählde der Welt, welches uns in der reichhaltigen Leidensgefchichte Jefus fo treu dargeftellt wird! Das ift doch nun wohl wieder etwas vom Marke der Welt-Denkensart, des Weltgeiftes.

3.

Zwey groffe Herren find in Mißhelligkeit; Und die Politik fpricht: «So wenig Feinde, wie mœglich; Weffen Freundfchaft dir auch nichts nütze ift, deffen Feindfchaft könnte dir doch fchaden.» Die Politik fpricht ferner: «Kauf die Ausföhnung um den wohlfeilften Preis. Vergieb dabey von deinen Rechten, deiner Grœffe fo wenig wie mœglich!»

4.

Die Welt fpricht ferner: «Was liegt am gemeinen Manne, am armen Manne?»

Könnte denn Pilatus wohlfeiler zu feiner Ausföhnung gekommen feyn, als daß er den Galilæer zu Herodes fchickt? — Es ift eine Attention von Pilatus, die fchmeichelhaft ift für Herodes; Und dem Pilatus ift die Sache gleich, noch wohl, wie fchon gefagt, lieb, wenn er ihrer los feyn könnte. Und was liegt an dem armen Jefus? Ob der noch eine Stunde mehr herumgefchleppt, noch eine fpöttifche Scene mehr oder weniger mit Ihm vorgenommen werde? Was liegt daran?

5.

Wenn etwa diefelbe Woche ein Hœfling mit dem Gedanken fich mogte getragen haben, wie's bey Gelegenheit des Aufenthalts in Jerufalem über das Feft doch wohl zu machen wære, daß fein Herr und der Kœnig wieder beffer auf einander zufprechen würden? Welche zehen und zwanzig Projekte giengen ihm wohl durch den Kopf — Aber, daß der Prophet von Nazareth noch hiezu zu brauchen fey, ließ er fich wohl nicht einfallen! Wie fehr gefällt's dem Regierer aller Dinge anders zu regieren, als Menfchengedanken denken?

6.

Was kann die Welt nicht brauchen zu ihren Abfichten? Und wozu muß fich der arme Gerechte von der Welt nicht brauchen laffen?

7.

Den Kopf des Gerechten, und als Gerechterkannten und Verehrten macht der hœfifche Weltgeift zu einem Præfent für ein Tänzerfolo.

8.

Und an eben denfelben Herrn wird der, dem jener den Schuhriemen zu lœfen nicht werth ift, ebenfalls durch denfelben Weltgeift zum Præfente gefchickt. Sollte das nicht fchmeicheln? Nicht Freundfchaft ftiften?

9.

Ja! Hier fchauen wir tief in dein Herz, o vornehme Welt! Wir fehen drinnen die determinirte, zu den Privilegien des vornehmen Stands gehœrige Verachtung des Armen und Gemeinen:

«Herodes hat es mit Johannes zu arg gemacht; (Doch wer kennt die Noth der Um-

ſtände, und kann einem groſſen Herrn nicht Alles verzeihen!) Aber was Pilatus übels gethan hätte — ſeh' ich nicht» —

Freylich! Weltgeiſt, das iſt dir nichts, einen geringen, zwahr unſchuldigerkannten — übrigens in deiner Sprache «armen Schelm,» länger ſtehen zu laſſen, länger herumzuſchicken; Einen unſchuldigen Gemeinen etwas länger gefangen ſitzen zu laſſen, um einem groſſen Herrn dadurch noch eine Gefälligkeit zu erzeigen; Eine gerechte Sache eines Armen, die man nicht gerne entſcheidet, einem Herrn zu ſchicken, dem's nicht ſo eigentlich zugehöhrt, dem aber das Zuſchicken ſchmeichelt, und unbekümmert ſeyn, ob's der dann gerecht oder ungerecht entſcheide; Einen ehrlichen Schwärmer, einem ſpaßliebenden Kavalier zum Spaſſe allenfalls vorbeyzuſchicken — Beſonders wenn man damit ein gutes Vernehmen wieder herſtellen kann — Wer ſollte ſich darüber Bedenken machen? — Da können und dürfen Pilatus und Herodes wohl gute Freunde werden, und wær's — am Sohne Gottes! «Warum geht Er ſo gemein daher, daß man Ihn nicht kennt.»

10.

Dieſe Weltgeiſtmanier iſt nicht nur Kayſern und Kœnigen, nicht nur Fürſten und Gouverneurs, eigen; Auf allen Stuffen der Stände ſieht man Spuhren davon — Magnifizenzen und Schulmeiſter, Landvögte und Dorfſchulzen, an Allmoſensgenoſſen und Wächtersknaben.

11.

Gott weiß, über welche gerechte Sache die beyden Herren Pilatus und Herodes Feinde wurden — An einer ungerechten Sache werden ſie wieder Freunde!

12.

Iſt's Täuſchung, oder ſeh' ich noch eine ſchœne Perſpektive von Ausſöhnungen entzweyter Kabineter, Regierungen, Konſiſtorien, Rathsſtuben, Kammern, Akademien und Sekten, die auch ſo an etwas zuſtande kommen, am gemeinſamen Haſſe einer Perſon oder einer Sache, die mit dem Sohne Gottes, oder Seiner Sache Ähnlichkeit hat, oder am gemeinſamen Spotte, oder laſchem Gericht über eine evidentgerechte, aber gemeine und angeeckelte Rechtsſache — Oder an ſo was?

13.

Aber ſo gewiß alle, die aus der Welt ſind, Eines Tages in Verachtung der Sache Gottes noch Freunde werden, ſo feind ſie ſich waren: So gewiß werden auch alle, die aus der Wahrheit ſind, in Erkenntniß der Wahrheit noch Eins, ſo verſchieden ſie waren.

14.

Auf den Tag wurden Herodes und Pilatus — Dieſer an der Spitze der Heyden, Jener an der Spitze der Juden — Freunde mit einander! So ſollte denn auch nicht Ein Umſtand dieſer Geſchichte ſeyn, wobey einem nicht die merkwürdigſten, grœßten, ſymboliſchen Beziehungen auffallen müßten? Wie manche Scene in den Geſchichten der Apoſtel verdiente die Überſchrift: Herodes und Pilatus Freunde — Heyden und Juden vertrugen ſich gut vom Tag an, da ſie Jeſus Sache vor Gericht hatten!

15.

Herodes und Pilatus wurden vereint durch Chriſtus — Abermahl, welch Symbol der Aufhebung der Mittelwand, zwiſchen der Jüdiſchen und Heydniſchen Welt, durch den, der auch in dieſem Sinn — der Friede heißt! —

16.

Nur noch Eins. Was hätt' es in Herodes für ernſtes Nachdenken erwecken ſollen, daß der Weiſe aus Nazareth ſeinem eiteln Geſchwätze ſo ſehr verſtummte! Wie ihn an manch ernſtes Schweigen des Täufers erinnern ſollen! Allein es ſchlug ihm keine andre Wunde, als die — gekränkter Eitelkeit,

die ſich in übler Laune mogte gezeigt haben; Und auf dieſe Wunde war's denn der herrlichſte Balſam, daß Pilatus doch das brav gemacht habe, und — daß ſie itzt wieder Freunde ſind. O ein würdiger Erſatz für den Verächter Jeſus, wenn Jeſus ihn verachtet — eine vornehme Freundſchaft!

VIERTER BAND, FÜNF UND ZWANZIGSTES KAPITEL.

«DA ANTWORTETE DAS GANZE VOLK: SEIN BLUT SEY OB UNS UND OB UNSERN KINDERN.»

1.

Blut Abels des Gerechten, du ſchrieeſt von der Erde gen Himmel, und Gott höhrte Dich, und erklærte ſich im Anfange der Tage, als den, «der dem Blute nachfrägt!» Welch ein Geſchrey muß im Himmel erſchollen ſeyn, da Iſrael, wie Kain, ihres Bruders Blut mit dieſer Stimme der Wuth verlangte!

2.

Blut Abels! — Wort, ſcharf wie ein zweyſchneidend Schwert! «Alles gerechte Blut, das auf Erden vergoſſen iſt, von dem Blut Abels, des Gerechten, bis auf das Blut Zacharias, des Sohns Barachias, welchen Ihr zwiſchen dem Tempel und dem Altar getœdet habet — Wahrlich, ich ſage Euch! Es wird ſolches Alles von dieſem Geſchlechte gefordert werden» — Verdienteſt du Mördergeſchlecht, du nicht, wie keines, dies ernſte prophetiſche Gerichtswort? Weil du dem Blitzworte des rœmiſchen Prætors, Sehet Ihr zu — mit Einer Stimme entgegenbrüllteſt: Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern!

3.

Blut der Ægyptiſchen Erſtgebuhrt, verdorrt oder vergoſſen um Iſraels willen — Iſrael! Haſt Du das Wort vergeſſen können — «Er ließ keinen Menſchen Ihnen Schaden thun, und ſtrafete Kœnige um Ihretwillen — Taſtet meine Geſalbten nicht an! Thut meinen Propheten kein Leid» — Blut der erſchlagenen Erſtgebuhrt — Heer der erwürgten Hoffnungen Ægyptens! — — Erwürgt um des Erſtgebohrnen willen — wie Gott Iſrael nannte — Schrieſt du nicht am Feſttage des Heils für deine Væter und dich? Am Gedächtnißtage der Todten, die Gott ſchlug? Iſrael! Höhrteſt du nicht die Stimme des Blutes der Menge, um deinetwillen — hingeworfen: Ein Opfer des würgenden Raachengels, der deine Blutbeſpritzten Hütten vorübergieng — Daß vor dem Geſchrey — «Es war ein groß Geſchrey in Ægyptenland, deßgleichen nie geweſen iſt, noch werden wird — Aber unter den Kindern Iſraels, ſollte nicht ein Hund mucken, und Stille ſeyn unter Menſchen und Vieh, damit ſie erführen, wie der Herr Ægypten und Iſrael ſcheide» — — — Daß vor dem Geſchrey, das an dieſem Tage laut in dein Ohr ſchallen ſollte, nicht übertäubt hinſank, und in dem Rachen erſtarb das unſinnige Geſchrey der Hölle — «Sein Blut ſey ob uns, und ob unſern Kindern!» —

4.

Doch wenn dieſe Blutſtimmen ſchwiegen — warum «ſchrieen die Steine» nicht? — —

5.

Jene Steine — «Auf der Achſel getragen von zwölf Häuptern der Stämme Iſraels — Aufgerichtet mitten im Jordan, da die Füſſe der Prieſter geſtanden hatten, welche die Lade des Bundes trugen — Jene Steine, die den Nachkommen kund thun ſollten — Iſrael gieng trocken durch den Jordan — da der Herr, Euer Gott das Waſſer des Jordans vertrocknete vor Euch, bis Ihr hinübergienget — Damit alle Völker auf Erden die Hand des Herrn erkennen mögten, wie mächtig ſie iſt — und damit Ihr den Herrn, Euern Gott fürchtet allezeit.» Jene Steine am Geſtade des Jordans — die Gott eher zu «Abrahams Kindern» umſchüffe — als daß Er unverbeſſerliche Abra-

hamskinder begnadigte —— Warum fchrieen fie nicht lauter, übertäubender, als Ihr? —

6.

Jene Steine auf den Gaffen Jerufalems —— wo die Füffe des Gerechten wandelten — «Obgleich niemand die Schuhe von feinen Füffen auszog," wie Mofes vor Jehovah im flammenden Bufche — Wie Jofua — vor dem «Manne, der gegen Ihm über ftuhnd, und ein bloffes Schwert in feiner Hand hatte — zu dem Jofua hingieng und fragte: Gehœreft du uns an, oder unfern Feinden?" — Und der Ihm antwortete: «Nein! Sondern, Ich bin als Fürft über das Heer des Herrn hergekommen — Vor dem Jofua auf fein Angeficht zur Erde fiel, anbehtete und fprach: Was faget mein Herr feinem Knechte? — Und dem der Fürft über das Heer des Herrn antwortete: Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füffen; Denn die Stätte, da du fteheft, ift heilig" — — Diefe einft und jetzt noch heiligen Steine, obgleich bedeckt mit ftampfenden Mörderfüffen, fchwiegen — da Ifrael rief: — Sein Blut fey ob uns und unfern Kindern!

7.

Es fchwiegen die Kinder, die im Tempel Hofanna riefen! Hofanna dem Sohn Davids! — Es verftummten «die Unmündigen und Säuglinge — auf deren Lippen fich Jehovah ein Lob bereitet hatte" — — —

«Ach! Umfonft erhub fich mit wehmuthvollem Gelifpel
Eine Stimme der Stummgewefnen, der Lahmen, der Blinden,
Und der Todten, die Jefum, den Frommen! den Menfchenfreund nannten.
Ach das wüthende Murmeln der næhern Haufen verdrang fie —
So wird durch den Sturmwind im tiefen Walde das Rufen
Eines hülflofen Kindes zum leifen Laute. So fchwinden
Vor den raufchenden Thaten des Hohen, des Weifen befcheidne."

8.

Und ihr Engel Gottes fchwieget, die ihr in der leifeften, ftillften, feyerlichften aller Nächte, die je die Sterne emporführten, je der liebliche Mond erleuchtete — dem fanget, über den Juda mit Stimmen des Mordes heult. Euch hält die Allmacht die Hand vor den Mund — Ihr müßt den Odem an Euch halten —— damit Er leide, blute, fterbe — «Der es über fich nahm — Gott in den Hœhen zu ehren, Frieden auf Erden zu bringen, und das Menfchengefchlecht, das Ihn tœden konnte, Gottgefällig zu machen."

9.

Ihr fchweiget, da die Hölle ruft — und Euere Zunge erftarrt — da in der Stunde und unter der Gewalt der Finfternis Judæa fchreyt: — Sein Blut fey ob uns und ob unfern Kindern! Ihr fchweiget, daß die deutungsvolle Stimme durch alle Schöpfung erfchalle, daß es alle Sterne vernehmen, alle Augen der Hœhe niederfchauen auf den ftilleften Trager der brüllendften Weltfünde.

10.

Sein Blut fey ob uns und unfern Kindern! Stimme Ifraels, bift du's, die allfo ruft! — Du? vor deren einft ftürzten die Mauern der Heydenftadt — O du Stimme Ifraels — mächtig einft wie die Stimme des Herrn, «die über den Waffern geht! Die herrlich erfchallt auf groffen Waffern! Die Stimme des Herrn zerbricht die Zedern! Der Herr zerbricht die Zedern im Libanon;

Er machet fie hüpfen, wie leckende Kälber.
Er donnert, daß der Libanus,
Daß der hochgipflichte Sirion felber
Wie ein jung Einhorn hüpfen muß!"

So mächtig war deine Stimme, o Ifrael. «Durch den Ruf deines Glaubens ftürzten die Mauern zu Jericho." — Und diefe deine

Stimme ruft nun lauter als Abels Blut — Mächtiger, als die Stimme, vor deren die Mauern zu Jericho ſanken — Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern!

11.

Iſrael! Wie vergiſſeſt du deiner Würde — und die Ehre deines Namens, in welche Schmach verwandelſt du ſie — — Überwinderin Gottes — Du läſſeſt dich von der Hölle überwinden — Iſrael! Bebt dir bey dieſem Namen dein Herz nicht? — Als wenn eben die «Finger jener Menſchenhand hervorgiengen, die gegen den Leuchter auf die getünchte Wand ſchrieb — Mene! Mene! Thekel! Upharſin! Gezählt und vollendet! Gewogen und zu leicht erfunden! Zertheilt und zerſtreut — Und dein Weingarten andern Weingärtnern verliehen, die dem Herrn die Früchte zu rechter Zeit geben — Wirſt du nicht gewahr der Hand, die das ſchreibt? — Entfärbeſt du dich nicht? Erſchrecken dich deine Gedanken nicht, daß die Schloſſe an deinen Lenden aufgehen, und deine Kniee an einander ſtoſſen?» — Iſrael! — Du vergiſſeſt jene Angſtnacht deines Vaters und des Kampfes deſſen, der dich gezeuget hat, und des Wortes deines Genius, der Ihn nicht bezwingen mogte — «Du ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Iſrael heiſſen; Denn du haſt mit Gott und mit Menſchen gekämpft, und biſt obgelegen.» — Vergiſſeſt ſeines Seegens — an der Stätte Pniel — und ſeines Wortes — «Ich habe Gott von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, und meine Seele iſt geneſen» — Welch ein anderer Kampf, der Kampf deines Vaters, «der in ſeiner Stärke mit Gott gerungen — Er rang mit dem Engel und lag Ihm ob, daß Er weynete und Ihn ernſtlich bath» — als Dein Kampf — o Iſrael — Ach! wie anders rangeſt du in deiner Stärke — «der Stärke der Finſternis — mit Gott und mit Menſchen, und lageſt ob — Du ſaheſt Ihn von Angeſicht zu Angeſicht» — wie dein Vater! Aber fern von deinen Lippen war das Wort: «Ich laſſe Dich nicht, Du ſeegneſt mich dann!»

12.

Wenn der Heyde ruft — — «Und dein Gott zeigt doch nur Jakob ſein Wort, und Iſrael ſeine Sitten und Rechte — welches Er keinem Heyden that, und ſeine Rechte wußten ſie nicht» — — Wenn der Heyde ruft: «Ich bin unſchuldig an dem Blute dieſes Gerechten; Da ſehet Ihr zu!» — So rufſt du: — «Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern!» O Menſchheit vor Gabbatha! Je tiefer die Unſchuld des Beßten dir eingeprægt wird, deſto ſataniſcher wüteſt du gegen ſie!

13.

Laßt uns einen Blick auf Jeſus werfen! Kein Wort der Hölle durch Menſchenmund ausgeſprochen, kann Ihm je tiefer durch die Seele gegangen ſeyn — Kein Stockſtreich ihn ſo erzittern gemacht — Kein heulender Schwung, kein Fleiſchzerreiſſender, Gebeinzermalmender Schlag der ehernen Peitſche kann ſein Innerſtes ſo zerſchmettert haben, wie dieſer unſinnige Ruf ſeines Volkes — Alles, was Empfindung an Ihm war, verwundet, zerſchmettert haben muß.

14.

Alle Bosheit der bœſen Kainiten ſcheint ſich hier wider den ſanfteſten Abel vereinigt zu haben. Alle Undankbarkeit aller Undankbaren — Alle Leidenſchaftlichkeit der Tugendfeinde — Alle Gehöhrloſigkeit und Beredſamkeit des erhitzten Laſters — Aller Hartſinn und Unerbittlichkeit aller Tyrannen in Häuſern, in Lehrſäälen, auf Thronen — Alle Wuth der Vernunftloſigkeit — zerſtreut ſonſt unter millionen Menſchen ſcheint ſich vor Gabbatha in Eine Menge zuſammen zu faſſen, und aller Wahrheit, aller Unſchuld, aller Gerechtigkeit, aller Religion, allem Glauben an Gott

und vergeltende Zukunft hohnzuſprechen — Wie ganz unausſprechlich muß das den Reinſten und Beßten aller Menſchen leiden gemacht haben! Wie furchtbar ſchwer und unendlich muß Ihm die Arbeit — dieſe Larven der Hölle alle zu Gottes Ähnlichkeit herzuſtellen — in dieſem Momente vorgekommen ſeyn!

15.

Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern! Sie rufen Rach' über ſich und ihre Nachkommen — Die ſchrecklichſte Rache — Sie zwingen das Schickſal, oder wie ich lieber ſage, zwingen die heiligen Wächter Iſraels, und berechtigen die unſichtbaren Vollzieher ihrer Sprüche zu einem Gerichte über ſie, welches nur durch Jahrhunderte vollzogen werden kann.

16.

Sein Blut komm' über uns und über unſere Kinder! — Groß genug iſt der Einzig Groſſe, den fürchterlichſten Fluch, den je blinde Vermeſſenheit ausſprechen konnte, in einen Seegen von unendlicher und ewiger Wirkung zu verwandeln — Und nur durch den groſſen Gedanken an dieſe unendliche That — die Er allein thun kann, ſich unter der Laſt dieſes *mit* zehntauſend Laſten belaſteten Moments aufrecht zu halten.

17.

Ach! Dieſes Abels Blut hat auch eine zum Himmel dringende Sprache — einfacher und lauter noch, als die ihrige, ſo zehntauſendfach und einſtimmig ſie war — Er ruft um Gnade — um Gnade für die, die es vergieſſen. Mit dem höhrbaren Falle des erſten Tropfens, vor dem Himmel und Erde zittern — erſchallt die Stimme der Himmelhaltenden Erbarmung — Vater! Vergieb!

18.

Sie wußten nicht, was ſie thaten, und wußten nicht, was ſie riefen. Sie thaten das Schlimmſte mit Willen, und das Beßte wider ihren Willen. Sie riefen den furchtbarſten aller Flüche wider ſich — und den heilreichſten Seegen — das allentſündigende Blut Jeſu Chriſti über ſich.

19.

Entſündigt und geſetzlich äuſſerlich rein war, wer mit dem Blute des, ſtatt ſeiner, geſchlachteten Opferthiers beſprengt ward. Entſündigt und ewig innerlich rein iſt, wer beſprengt iſt mit dem Blute Jeſu Chriſti! Das allerheiligſte der Schöpfung macht die allerheiligſten der Schöpfung. Jedes Blut des Zeugers beſtimmt das Leben des Gezeugten — Sollte kein Lebens-Prinzipium von Dir ausgehen können auf deine Brüder und Kinder — Zweyter Adam!

20.

Ich erfinde nichts, und ſchwärme nicht, wenn ich ſage — «Das Blut Jeſu Chriſti des Sohnes Gottes reinigt von aller Sünde» — Es iſt das Antidotum des Todes und das Prinzipium des Ewigſten, Lebendigſten, Göttlichſten aller Leben — Ihr läſtert Chriſtum, wenn Ihr den läſtert, lacht Seiner, wen Ihr deſſen lacht, der behauptet: Wer Sein Blut trinkt, der hat das ewige Leben.

21.

Sein Blut ſey ob uns und ob unſern Kindern! — Ewige Weisheit, lehr uns verſtehen, was wir bitten, und glauben, was wir verſtehen, wenn wir bey der Taufe eines jeden Kindes ſagen — «Schenk Ihm — die Kraft des Blutes Jeſu zur Verzeihung der Sünden!»

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

VON DEUTSCHER BAUKUNST.

D. M.

ERVINI A STEINBACH.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte der mir deuten ſollte «*Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magiſter Ervinus, Gubernator Fabricæ Eccleſiæ Argentinenſis*», und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoßen hätte: da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thœriger und beßer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchœn, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Hœhen drauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen «Ich bleibe bei euch in den Wolken meines Geiſtes: vollendet das Begonnene in die Wolken!»

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pœbel heilige Namen ausſpricht, iſts Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wirds ewig ſchwindlen an deinem Coloſs, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinſt entgegen, ſiehe! hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid' ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich ſchlank aufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht ungleich jenem Tuche, das dem heil. Apoſtel aus den Wolken herabgelaßen ward, voll reiner und unreiner Thiere: ſo auch voll Blumen Blüten Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geſchoßne Schwämme; das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botaniſierend, eingeſammelt, dir nun zu Ehren der Verweſung weihe.

«Es iſt im kleinen Geſchmack» ſagt der Italiæner, und geht vorbei. «Kindereyen!» lallt der Franzoſe nach, und ſchnellt triumphierend auf ſeine Doſe *à la Greque*. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten den deinen gefeßelt, Welſcher? Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickteſt aus den heiligen Trümmern dir Luſthäuſer zuſammen, und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linien von

Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst! Hättest du mehr gefühlt als gemeßen, wære der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstauntest: du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sies thaten, und es schœn ist: nothwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und lebendige Schœnheit wære bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schœnheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich: du wolltest auch ihrer brauchen, und mauertest sie ein; wolltest auch Säulenreihen haben, und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehœrige und Unnœthige verachtet und haßt, deinen Pœbel trieb ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloaken zu prostituieren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen, der Reisebeschreiber gafft, und unsre schœne Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Mährchen Principien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und echte Menschen ermordet der bœse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schædlicher als Beispiele sind dem Genius Principien. Vor ihm mœgen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben: er ist der erste aus dessen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganze zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und *Principium* feßelt alle Kraft der Erkenntnifs und Thætigkeit. Was soll uns das, du neufranzœsischer philosophierender Kenner, daß der erste zum Bedürfnifs erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Äste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehœrige unsrer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwey an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten, und eine Stange quer über zum Forst, ist und bleibt, wie du alltæglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primærere Erfindung, von der du doch nicht einmal *Principium* für deine Schweinställe abstrahieren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüße sich zur Region der Wahrheit zu erheben: sie schweben alle in der Atmosphære deines Systems. Du willst uns lehren was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wærst du Prophet. Du sagst «Die Säule ist der erste wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schœnste. Welche erhabene Eleganz der Form! welche reine mannigfaltige Grœße, wenn sie in Reihen dastehn! Nur hütet euch sie ungehœrig zu brauchen: ihre Natur ist frey zu stehn. Wehe den Elenden die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben."

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel *Intercolumnia* mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wære dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir geprediget haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unsrer Wohnungen: sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken: sie entstehen aus vier Mauern auf

vier Seiten, die ftatt aller Säulen find, alle Säulen ausfchließen; und wo ihr fie anflickt, find fie belaftender Überfluß. Eben das gilt von unfern Paläften und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

«Eure Gebäude ftellen euch alfo Flächen dar, die, je weiter fie fich ausbreiten, je kühner fie gen Himmel fteigen, mit defto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müßen.» Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe kæme, der Erwinen von Steinbach eingab «Vermannigfaltige die ungeheure Mauer die du gen Himmel führen follft, daß fie auffteige gleich einem hoch erhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit taufend Äften, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, feines Meifters.»

* *

Als ich das erftemal nach dem Münfter gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnifs guten Gefchmacks. Auf Hœrenfagen ehrt' ich die Harmonie der Maffen, die Reinheit der Formen, war ein abgefagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gothifcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothifch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle fynonymifche Mifsverftändniffe, die mir von Unbeftimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zufammengeftoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gefcheider als ein Volk das die ganze fremde Welt barbarifch nennt, hieß alles gothifch was nicht in mein Syftem pafste, von dem gedrechfelten bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unfre bürgerliche Edelleute ihre Häufer fchmücken, bis zu den ernften Reften der älteren deutfchen Baukunft, über die ich auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gefang ftimmte: «Ganz von Zierrath erdrückt!» und fo graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mifsgeformten krausborftigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überrafchte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus taufend harmonierenden Einzelnheiten beftand, ich wohl fchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklæren konnte. Sie fagen daß es alfo mit den Freuden des Himmels fey; und wie oft bin ich zurückgekehrt diefe himmlifch-irdifche Freude zu genießen, den Riefengeift unfrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfaßen! Wie oft bin ich zurückgekehrt von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu fchauen feine Würde und Herrlichkeit! Schwer ifts dem Menfchengeift, wenn feines Bruders Werk fo hoch erhaben ift, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forfchendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch fie die unzähligen Theile zu ganzen Maffen fchmolzen, und nun diefe einfach und groß vor meiner Seele ftanden, und meine Kraft fich wonnevoll entfaltete zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte fich mir in leifen Ahndungen der Genius des großen Werkmeifters. «Was ftaunft du?» lifpelt' er mir entgegen. «Alle diefe Maffen waren nothwendig; und fiehft du fie nicht an allen ältern Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Grœßen hab' ich zum ftimmenden Verhältnifs erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu Seiten beherfcht, fich der weite Kreis des Fenfters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und fonft nur Tageloch war; wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenfter forderte: das all war nothwendig, und ich bildete es fchœn.

Aber ach! wenn ich durch die düſtern erhabnen Öffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehn ſcheinen! In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab' ich die geheimniſsvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach! nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem kœniglichen Bruder die Provinzen umher huldigten." Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vœgel des Morgens, die in ſeinen tauſend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten Wie friſch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen! wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt! wie in Werken der ewigen Natur bis aufs geringſte Zæſerchen Alles Geſtalt, und Alles zweckend zum Ganzen! wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles, und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ichs, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen und gottgleich ſprechen kann "Es iſt gut."

* * *

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte auf Hœrenſagen neidiſcher Nachbarn ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte Gothiſch verkleinert! da er Gott danken ſollte laut verkündigen zu können "Das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt"; da der Italiæner ſich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehn willſt, ſo erweiſ' uns daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben; wo ſich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthuſt, ein Homer ſey ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laßen wir dir gerne die Geſchichte kleiner gelungner und miſslungner Verſuche, und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente in Ein lebendiges Ganze zuſammen ſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schœnheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieße, und ſchaue! Hüte dich den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du ſchaueſt ſein treffliches Werk! Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris!

Aber zu dir, theurer Jüngling, geſell' ich mich, der du bewegt da ſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schœnheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Miſsverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schœnheiteley dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchœnen Künſte ſeyen entſtanden aus dem Hang den wir haben ſollen die Dinge rings um uns zu verſchœnern. Das iſt nicht wahr: denn in dem Sinne, darin es wahr ſeyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchœn iſt, und doch ſo wahre große Kunſt, ja, oft wahrer und grœßer, als die ſchœne ſelbſt.

Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thætig beweiſt wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerey aus den willkürlichſten Formen beſtehn: ſie wird ohne Geſtaltsverhältniſs zuſammen ſtimmen: denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum characteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe characteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwißend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da feht ihr bei Nationen und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Je mehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchœn und von Ewigkeit ſind, deren Hauptaccorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeligen Melodien herumwälzt; je mehr dieſe Schœnheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, daß ihm nichts genug thut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie: deſto glücklicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn Keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk: tretet hin, und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schœnheit der Verhältniſſe, würkend aus ſtarker rauher deutſcher Seele auf dem eingeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des *medii ævi!*

* * * *

Und unſer *ævum?* hat auf ſeinen Genius verziehen, hat ſeine Söhne umher geſchickt fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Witz ſeine Beute zu einem Ganzen zu fügen: er baut jetzt aus griechiſchen Säulen und deutſchen Gewölbern ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſrer Künſtler, als er erſucht ward zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich geſehen ein Modell fertigen ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſre geſchminkte Puppenmaler mir verhaßt ſind, mag ich nicht declamieren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, deine holzgeſchnitzteſte Geſtalt iſt mir willkommner.

Und ihr ſelbſt, treffliche Menſchen, denen die hœchſte Schœnheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herab tretet zu verkünden eure Seligkeit, ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wærens die Flügel der Morgenrœthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte ſinds, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Lœwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Pædagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt ſtæts im gegenwärtigen Maaß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe, der du mit einem ſcharfen Aug für Verhältniſſe geboren wirſt dich

mit Leichtigkeit an allen Geſtalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menſchengenuß nach Arbeit Furcht und Hoffnung fühlſt; das muthige Geſchrey des Winzers, wenn die Fülle des Herbſts ſeine Gefäße anſchwellt; den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinſel lebt, du geſtrebt und gelitten genug haſt, und genug genoßen, und ſatt biſt irdiſcher Schœnheit, und werth biſt auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Buſen zu fühlen was den vergötterten Hercules neu gebar: nimm ihn auf, himmliſche Schœnheit, du Mittlerinn zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leit' er die Seeligkeit der Götter auf die Erde!

GÖTZ VON BERLICHINGEN.

AUS DEM ERSTEN ACT.

HERBERGE IM WALD.

Götz (vor der Thüre unter der Linde.)

Götz. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen: ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte ſchon auf der Lauer! Es wird einem ſauer gemacht, das bißchen Leben und Freyheit! Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laßen. (ſchenkt ein.) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach' ich der Fürſten Herſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! Hœrt der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachſenen.)

Georg. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du? Haſt du geſchlaſen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her! du ſiehſt gut aus. Schæm dich nicht, Junge! Du biſt brav! Ja wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küraſs?

Georg. Er wollt' ein wenig ſchlafen, und ſchnallt' ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leiſe weg, und legt' ihn an, und holt meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe, und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schlæft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir daß ihr rieft. Ich wollt' ihn ausſchnallen: da hœrt' ich euch zwey-dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag' ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag' ihm, er ſoll munter ſeyn: es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurückkommen.

Georg. Ach, geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal! Das habt ihr schon oft gesagt! O dießmal, dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verschoßene Bolzen wieder holen.

Götz. Das næchste mal, Georg! Du sollst erst einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmet mich mit! Wær' ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weist du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub sie auf: weg war sie. Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl! Dafür pfeif' ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerley Weisen, und lerne sie allerley lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ichs zeigen kann!

Götz. Das næchste mal, auf mein Wort. Unbewaffnet wie du bist sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden; Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann den sie jetzt haßen. Geh, Georg, gieb Hansen seinen Kürafs wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt.)

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spæt? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschæmt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul seyn soll, Augustin mit meinem Klosternamen: doch hœr' ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig?

(Der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waßer! Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnædiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch daß ihrs nicht versteht! Eßen und trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeßen und getrunken habt, seyd ihr wie neugeboren, seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir—

Georg. (mit Waßer)

Götz. (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hœrst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeßen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir sollen. Unsere schlæfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden.

die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtœren. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (bringts ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (ſie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen daß alle Mönche müßig ſind: ſie thun was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflicher Salat! Kohl nach Herzensluſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen, und kommt wieder.)

Martin. Ich wünſchte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht: ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich; mein Kloſter iſt zu Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhn: da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt? und mir kommt nichts beſchwerlicher vor als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth Keuſchheit und Gehorſam! Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint: ſo unertræglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewißens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus miſsverſtandner Begierde Gott næher zu rücken verdammt!

Götz. Wære euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden einen Harniſch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zœgen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten ſich Kraft den Harniſch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferde zu ſtechen! Arme ſchwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäßer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche *Retour!*

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Kæfig iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauren, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher für feindlichen Überfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beßer ſchmeckt als mir der Trunk nach langem Durſt: da könnt ihr von Glück ſagen.

Götz. Davor kommts auch ſelten.

Martin. (feuriger) Und iſt, wenns kommt, ein Vorſchmack des Himmels. Wenn ihr zurück kehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert »Den ſtach ich vom Pferd eh er ſchießen konnte, und den rannt' ich ſammt dem Pferd nieder«; und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meinet ihr?

Martin. Und eure Weiber! (er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! des lebet er noch eins so lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz. (vor sich) Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg. (gesprungen) Herr! ich hœre Pferde im Galopp! Zwey! Es sind sie gewifs.

Götz. Führ mein Pferd heraus! Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit' euch! Seyt muthig und gedultig! Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl! (er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wært, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handschuh: ihr sehet, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen? Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen laßen, diesen Mann, den die Fürsten haßen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. (er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! laßt mich sie küßen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand durch die das heiligste Blut gefloßen ist! todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz. (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschoßen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel von einem gehœrt zu haben der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reutersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeßen.

Die zwey Knechte (kommen.)

Götz. (zu ihnen; sie reden heimlich.)

Martin. (fährt inzwischen fort.) Ich werde das nie vergeßen, wie er im edelsten einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach »Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten? so kann ich mit Einer« —

Götz. In den Haslacher Wald also. (kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin! (er küfst ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeße. (Götz ab.)

Martin. Wie mirs so eng ums Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wolluft, einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Hœrensagen: in unsrer Herberg ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg? da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er wære ein Reuter gewesen: das will ich auch seyn.

Martin. Warte! (er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heili-

gen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel: ſey brav, und fürchte Gott! (Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchœner Schimmel! Wenn ich einmal ſo einen hätte! Und die goldene Rüſtung! Das iſt ein garſtiger Drach! Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen: heiliger Georg, mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd: dann laß mir die Drachen kommen!

AUS DEM DRITTEN ACT.

BELAGERUNG.

Küche.

Elisabeth. Götz (zu ihr.)

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt' ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither geſpeiſet habt! Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen! Wir thun ihnen brav Abbruch Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl: er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum: wo ſich einer zu nahe wagt, blaff! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnædige Frau!

Götz. Was giebts?

Knecht. Die Kugeln ſind alle: wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſtehts mit dem Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüße wohl aus.

SAAL.

Lerse (mit einer Kugelform), Knecht (mit Kohlen.)

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (hebt ein Fenſter aus und ſchlægt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. So gehts in der Welt: weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer der die Scheiben faßte dachte gewiſs nicht daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freßen möchte.

Georg. (kommt mit einer Dachrinne.)

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte trifffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtæt anſagen kann «Herr, wir haben uns proſtituiert.»

Lerſe. (haut davon.) Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen: ich bin nicht bange davor: ein braver Reuter und ein rechter Regen mangeln nie eines Pfads.

Lerſe. (er gießt.) Halt den Löffel! (er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmusje mit der Büchſe herum: ſie denken, wir haben uns verſchoßen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm wie ſie aus der Pfanne kommt. (Er lædt.)

Georg. (lehnt den Löffel an.) Laß mich ſehn!

Lerſe. (ſchießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir (ſie gießen), wie ich zum Dachfenſter hinaus ſtieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß: ſie ſtürzt' in die Rinne, ich dankte ihm für den Braten, und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen unſer Mittageßen verdienen.

GÖTZ (kommt.)

Götz. Bleib, Lerſe! Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hœren was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn, ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniſs ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wærs, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Gold und Silber, wo ſies mit keinen Wünſchelruthen finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kæmen mit Manier davon.

Götz. Sie laßen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

SAAL.

GÖTZ. ELISABETH. GEORG. KNECHTE. (bei Tiſch.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßts euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau! (Eliſabeth zückt die Achſel.)

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. (leiſe.) Noch eine: ich hab ſie für dich bei Seit geſetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus! Sie brauchen Stärkung, nicht ich: es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie draußen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſts, als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. (er ſchenkt ein.) Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe!

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben. Ich lieb' ihn: denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſeyn. (ſchenkt ein.) Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt (er tröpfelt das Letzte in ſein Glas): was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich, wenn die Diener den Fürſten ſo edel und frey dienen, wie ihr mir, wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen wie ich ihm dienen möchte.

Georg. Da müßts viel anders werden!

Götz. So viel nicht, als es ſcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt? und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn? Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edlen freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufgieng, wenn ſie viel ihres Gleichen bei ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herren gekannt?

Götz. Wohl! Ich erinnere mich Zeitlebens wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürften und Herren die zugegen waren unter freyem Himmel fpeiften, und das Landvolk all herbei lief fie zu fehen. Das war keine Mafkerade, die er fich felbft zu Ehren angeftellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burfchen und Mædels, die rothen Backen alle, und die wohlhæbigen Männer und ftattlichen Greife, und alles frœhliche Gefichter, und wie fie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen fich ergötzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen daß mehr folcher Fürften auf einmal herfchen können, und Verehrung des Kaifers, Fried' und Freundfchaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb der koftbarfte Familienfchatz feyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in fich felbft vermehren, ftatt daß fie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn fie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gæbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutfchland: wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen fäubern, wollten unferm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm effen. Wær' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unfern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerten vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchfe, die Franzofen, lagern, und zugleich unfers theuern Kaifers ausgefetzte Länder und die Ruhe des Ganzen befchützen. Das wære ein Leben, Georg! wenn man feine Haut vor die allgemeine Glückfeligkeit fetzte. (Georg fpringt auf.)

Götz. Wo willft du hin?

Georg. Ach, ich vergaß daß wir eingefperrt find! Und der Kaifer hat uns eingefperrt! Und unfere Haut davon zu bringen fetzen wir unfere Haut dran!

Götz. Sey gutes Muths!

AUS DEM FÜNFTEN ACT.

BAUERNKRIEG. TUMULT IN EINEM DORFE UND PLÜNDERUNG.

WEIBER UND ALTE MIT KINDERN (und Gepäcke, Flucht.)

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ift! die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald! (ziehen vorbei.)

LINK (Anführer.)

Link. Was fich widerfetzt, niedergeftochen! Das Dorf ift unfer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt! Plündert rein aus und fchnell! Wir zünden gleich an.

METZLER (vom Hügel herunter gelaufen.)

Metzler. Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, fiehft du: du kommft zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinfperg. Da war ein Feft!

Link. Wie?

Metzler. Wir haben fie zufammen geftochen, daß eine Luft war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben aufm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! fchoß

ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenfter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hunde, foll ich euch Bein machen? wie fie hadeln und trenteln, die Efel!

Link. Brennt an! fie mœgen drinnen braten. Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenftein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zufammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilierens und ein Tumultuierens von Unfrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anfturten, und die Erd' und Himmel. Umringt waren fie, ehe fie fichs verfahen, und alle mit Spießen niedergeftochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag fo kein *Gaudium* gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ift leer.

Link. So brennt an allen Ecken!

Metzler. Es wird ein hübfch Feuerchen geben. Siehft du, wie die Kerls über einander purzelten und quikten wie die Fröfche, es lief mir fo warm übers Herz wie ein Glas Branntewein. Da war ein Rixinger; wenn der Kerl fonft auf die Jagd ritt mit dem Federbufch und weiten Naslöchern, und uns vor fich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde — Ich hatt' ihn die Zeit nicht gefehen; fein Fratzengeficht fiel mir recht auf. Hafch! den Spieß zwifchen die Rippen: da lag er, ftreckt' alle vier über feine Gefellen. Wie die Hafen beim Treibjagen, zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht fchon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laßt uns mit der Beute gelaßen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberieren einen zum Hauptmann vor dem das Volk all Refpect hätt. Denn wir find doch nur ihres gleichen: das fühlen fie, und werden fchwürig.

Link. Wen meinen fie?

Metzler. Max Stumpf, oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wær gut, gæb' auch der Sache einen Schein, wenns der Götz thæt: er ift immer für einen rechtfchaffenen Ritter paffiert. Auf! auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Rufts herum!

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haft du den großen Cometen gefehen?

Link. Ja. Das ift ein graufam erfchrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir'n recht fehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelftunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert fieht er aus, fo blut-gelb-roth.

Link. Haft du die drey Stern gefehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif mit taufend und taufend Striemen wie Spieß, und dazwifchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hats gegrauft. Wie das alles fo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwifchen die graufame Gefichter mit rauchen Häuptern und Bærten.

Metzler. Haft du die auch gefehen? Und das zwitfert alles fo durch einander, als lægs in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! auf!

(ab.)

NACHT, IM WILDEN WALD.

ZIGEUNERLAGER.

Zigeunermutter (am Feuer.)

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter! giebt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt.)

Knab. Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Ich will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich bißen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt: wird naß ſeyn durch und durch.

Andere Zigeunerinn

(ein Kind auf dem Rücken).

Erſte Zigeunerinn. Haſt du brav geheiſchen?

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh' ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen (kommen).

Hauptmann. Hœrt ihr den wilden Jæger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jæger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht; die Bauern rauben ſelbſt: iſt uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da! und einen Hahn. Ein Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdezaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab' ich, ein Paar Stiefeln, Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß: wollens trocknen. Gebt her!

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, ſeht was iſt!

Götz (zu Pferd.)

Götz. Gott ſey Dank! dort ſeh' ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir!

Hauptmann. Iſts Friede, daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helft ihm! Ein edler Mann an Geſtalt und Wort.

Wolf. (leiſe.) Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyt willkommen! Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank euch!

Hauptmann. Kommt in mein Zelt!

HAUPTMANNS ZELT.

Hauptmann. Ruft der Mutter! ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz. (legt den Harniſch ab).

Hauptmann. Hier iſt mein Feyertagswams.

Götz. Gott lohns!

Mutter (verbindet ihn.)

Hauptmann. Es iſt mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laßen wir für euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sinds Bündifche?

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie follen nit bis zu euch kommen. Auf, Schricks! biete den andern! Wir kennen die Schliche beßer als fie: wir fchießen fie nieder ehe fie uns gewahr werden. (ab.)

Götz (allein). O Kaifer! Kaifer! Räuber befchützen deine Kinder. (Man hœrt fcharf fchießen.) Die wilden Kerls, ftarr und treu.

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo ift mein Pferd?

Zigeunerinn. Hierbei.

Götz (gürtet fich, und fitzt auf ohne Harnifch). Zum letztenmal follen fie meinen Arm fühlen. Ich bin fo fchwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerinn. Er fprengt zu den Unfrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren! Unfer Hauptmann erfchoßen! Götz gefangen! (Geheul der Weiber und Flucht.)

HEILBRONN IM THURN.

Götz. Elisabeth.

Elifabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir! Dein Stillfchweigen ängftet mich. Du verglühft in dir felbft. Komm, laß uns nach deinen Wunden fehen! fie beßern fich um vieles. In der muthlofen Finfternifs erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteft du den Götz? Der ift lang hin. Sie haben mich nach und nach verftümmelt: meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ift an dem? — Was hœrt ihr von Georgen? Ift Lerfe nach Georgen?

Elifabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf: es kann fich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederfchlægt, der richtet fich felbft nicht auf. Ich weiß am beften was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ifts nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaifers und meine Wunden. Es ift alles zufammen. Meine Stunde ift kommen. Ich hoffte, fie follte feyn wie mein Leben. Sein Will gefchehe!

Elifabeth. Willt du nicht was eßen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen fcheint!

Elifabeth. Ein fchœner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteft mich in fein klein Gärtchen zu laßen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöße, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elifabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

GÄRTCHEN AM THURN.

Marie. Lerse.

Marie. Geh hinein, und fieh wies fteht.
(Lerfe ab.)

Elisabeth. Wächter.

Elifabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Marie, was bringft du?

Marie. Meines Bruders Sicherheit. Ach! aber mein Herz ift zerrißen. Weislingen ift todt, vergiftet von feinem Weibe. Mein Mann ift in Gefahr. Die Fürften werden ihm zu mächtig; man fagt, er fey eingefchloßen und belagert.

Elifabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht! Und laßt Götzen nichts merken.

Marie. Wie ftehts um ihn?

Elifabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des

Herrn liegt schwer auf ihm. Und Georg ist todt.

Marie. Georg! der goldne Junge!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte ihn sein Herr ihnen Einhalt zu thun; da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. Georg, hätten sie sich alle gehalten wie er! sie hätten all das gute Gewißen haben müßen. Viel wurden erstochen, und Georg mit: er starb einen Reuters-Tod.

Marie. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und schickt mich zehnmal des Tags zu forschen was Georg macht. Ich fürchte seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.

Marie. O Gott! was sind die Hoffnungen dieser Erden!

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohl ists einem unter deinem Himmel! wie frey! Die Bäume treiben Knospen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn! er ist heiliger als ich: er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahndete mirs nicht, daß ich so sterben würde. Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhœrt, und ich bin der letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen: jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal sæhe, mich an seinem Blick wärmte! Ihr seht zur Erden und weint? Er ist todt! Georg ist todt! Stirb, Götz! Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. Wie starb er? Ach! fiengen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Lœw um seine Freyheit.

Götz. Gott sey Dank! Er war der beste Junge unter der Sonne, und tapfer. — Lœse meine Seele nun! — Arme Frau! ich laße dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! — Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs: es ist ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Mœge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! — Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waßer! — Himmlische Luft! Freyheit! Freyheit! (er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängnifs.

Marie. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft die dich verkennt!

AUS DEN LEIDEN DES JUNGEN WERTHERS.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Ich habe auch hier wieder ein Plätzchen angetroffen das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, überſieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein Bier Caffee, und was über alles geht ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Äſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäuſern Scheuern und Hœfen eingeſchloßen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und leſe meinen Homer. Das erſte mal als ich durch Zufall an einem ſchœnen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein andres, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seßel diente, und ohngeachtet der Munterkeit womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick, und ich ſetzte mich auf einen Pflug der gegenüber ſtund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen; ich fügte den næchſten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochene Wagenræder bei, wie es all hinter einander ſtund, und fand nach Verlauf einer Stunde daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch der ſich nach ihnen bildet wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt nie ein unertræglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bœſewicht werden kann: dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtœren. Sagſt du «Das iſt hart: ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben» u. ſ. w. guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniſs geben: es iſt damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mædchen, bringt alle Stunden ſeines Tags bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermœgen um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da kæme ein Philiſter, ein Mann der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm «Feiner junger Herr, lieben iſt menſchlich: nur müßt ihr menſchlich lieben. Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Er-

holungsstunden widmet eurem Mædchen. Berechnet euer Vermœgen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage' u. s. w. Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen ihn in ein Collegium zu setzen: nur mit seiner Liebe ists am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluten hereinbraust, und eure staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wißen.

Am 31. Junii.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden was will, so darf ich nicht sagen daß ich die Freuden des Lebens nicht genoßen habe. Du kennst mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etabliert. Von dort hab' ich nur eine halbe Stunde zu Lotten: dort fühl' ich mich selbst und alles Glück das dem Menschen gegeben ist.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel læge? Wie oft hab' ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß gesehen.

Lieber Wilhelm! ich habe allerley nachgedacht über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder über den innern Trieb sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hieher kam und vom Hügel in das schœne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen: ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Bergs: ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thæler: o könnte ich mich in ihnen verlieren! Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele; unsere Empfindung verschwimmt sich darinne wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laßen. Und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattinn, in dem Kreise seiner Kinder und der Geschäfte zu ihrer Erhaltung all die Wonne, die er in der weiten œden Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze und sie abfædme, und dazwischen lese in meinem Homer; wenn ich denn in der kleinen Küche

mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, meine Schoten ans Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten zerlegen und braten. Es iſt nichts das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank! ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mirs, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchœnen Morgen da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, all in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo viel Wonne überſtrœmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unertræglichen Peiniger, zu einem quælenden Geiſte der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, all jene Thæler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich denn die Vœgel um mich den Wald beleben hœrte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Kæfer aus ſeinem Graſe befreyte, und das Gewebere um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie umfaßt' ich das all mit warmen Herzen, verlor mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich alllebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüße ſtrœmten unter mir und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! Vom unzugänglichen Gebürge über die Einœde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubs der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab' ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem

Ufer des ungemeßenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl; ſelbſt dieſe Anſtrengung jene unſæglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszuſprechen hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mir dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden der mich jetzt umgiebt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffnen Grabes. Kannſt du ſagen «Das iſt'? da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterſchnelle vorüberrollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerißen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird. Da iſt kein Augenblick der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick da du nicht ein Zerſtœrer biſt, ſeyn muſt. Der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend tauſend armen Würmchen das Leben; es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmæhliches Grab. Ha! nicht die große ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluten die eure Dörfer wegſpülen, dieſe Erdbeben die eure Städte verſchlingen, rühren mich. Mir untergræbt das Herz die verzehrende Kraft die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtœrte. Und ſo taumel' ich beängſtet, Himmel und Erde und alle die webenden Kräfte um mich her. Ich ſehe nichts als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimat mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S . . zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedeſſen als Knabe das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnt' ich mich in glücklicher Unwißenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, all den Genuß hoffte, deſſen Ermangeln ich ſo oft in meinem Buſen fühlte. Jetzt kam ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerſtœrten Planen! Ich ſah das Gebürge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen. Stunden lang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thælern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten; und wenn ich denn um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz. Ich kam der Stadt næher: alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt: die neuen waren mir zuwider; ſo auch alle Veränderungen die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins *Détail* gehen: ſo reizend als es mir war, ſo einförmig

würd' es in der Erzählung werden. Ich hatte beschloßen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unserm alten Hause. Im Hingehn bemerkt' ich daß die Schulstube, wo ein ehrlich altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thrænen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst die ich in dem Loche ausgestanden hatte. Ich that keinen Schritt der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viel Stæten religiœser Erinnerung, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. Noch eins für tausend. Ich gieng den Fluß hinab bis an einen gewissen Hof: das war sonst auch mein Weg, und die Plätzchen da wir Knaben uns übten die meisten Sprünge der flachen Steine im Waßer hervorzubringen. Ich erinnre mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Waßer nachsah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte wo es nun hinflöße, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. Siehe, mein Lieber, das ist doch eben das Gefühl der herrlichen Altvæter. Wenn Ulyſs von dem ungemeßenen Meere und von der unendlichen Erde spricht, ist das nicht wahrer, menschlicher, inniger, als wenn jezo jeder Schulknabe sich wunder weise dünkt, wenn er nachsagen kann daß sie rund sey?

Nun bin ich hier auf dem fürstlichen Jagdschloße. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben: er ist ganz wahr und einfach. Was mir noch manchmal leid thut ist daß er oft über Sachen redt die er nur gehœrt und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspuncte, wie sie ihm der andre darstellen mochte. Auch schätzt er meinen Verstand und Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elends. Ach! was ich weiß kann jeder wißen: mein Herz hab' ich allein.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Væter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hœren vom Gebürge her im Gebrülle des Waldstroms halbverwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mædchens um die vier moosbedeckten grasbewachsnen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußstapfen seiner Væter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes siegrückkehrendes Schiff beschien; wenn ich so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, so den letzten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue schmerzlichglühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen wehenden Grase niedersieht, und ausruft «Der Wanderer wird kommen, kommen der mich kannte in meiner Schœnheit, und

fragen «Wo ift der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?» Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde!» — o Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, und meinen Fürften von der zückenden Qual des langfam abfterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachfenden.

Am 3. November.

Weiß Gott, ich lege mich fo oft zu Bette mit dem Wunfch, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; und Morgens fchlag' ich die Augen auf, fehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launifch feyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgefchlagne Unternehmung fchieben! fo würde die unertrægliche Laft des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir! ich fühle zu wahr daß an mir allein alle Schuld liegt. Nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ift, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derfelbe, der ehmals in aller Fülle der Empfindung herumfchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte eine ganze Welt liebevoll zu umfaßen? Und das Herz ift jezo todt: aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen find trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thrænen gelabt werden, ziehen ängftlich meine Stirne zufammen. Ich leide viel: denn ich habe verloren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft mit der ich Welten um mich fchuf. Sie ift dahin! Wenn ich zu meinem Fenfter hinaus an den fernen Hügel fehe, wie die Morgenfonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ftillen Wiefengrund befcheint, und der fanfte Fluß zwifchen feinen entblätterten Weiden zu mir herfchlängelt: o wenn da diefe herrliche Natur fo ftarr vor mir fteht wie ein lackiert Bildchen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeficht fteht wie ein verfiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich fo oft auf den Boden geworfen und Gott um Thrænen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ift, und um ihn die Erde verdürftet.

Aber ach! ich fühls: Gott giebt Regen und Sonnenfchein nicht unferm ungeftümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quælt, warum waren fie fo felig? als weil ich mit Geduld feinen Geift erwartete, und die Wonne die er über mich ausgoß mit ganzem innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. December.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuftande in dem jene Unglücklichen müßen gewefen feyn, von denen man glaubte, fie würden von einem bœfen Geifte umhergetrieben. Manchmal ergreift michs: es ift nicht Angft, nicht Begier: es ift ein innres unbekanntes Toben, das meine Bruft zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zuprefst: wehe! wehe! und dann fchweif' ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen diefer menfchenfeindlichen Jahrszeit.

Geftern Nacht mußt' ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehœrt, der Fluß fey übergetreten und die Bäche all, und von Wahlheim herunter all mein liebes Thal überfchwemmt. Nachts nach Eilf rannt' ich hinaus. Ein fürchterliches Schaufpiel vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu fehn über Äcker und Wiefen

und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich herrlichen Widerſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen: ach! mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab hinab, und verlor mich in der Wonne all meine Qualen, all meine Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. O! und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht und alle Qualen zu enden! Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen: ich fühls. O Wilhelm, wie gern hätt' ich all mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluten zu faßen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil?

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht auf einem heißen Spaziergange: das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wieſen dacht' ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus; wie jetzt vom reißenden Strome verſtœrt unſere Lauben dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtral blickte herein, wie einem Gefangnen ein Traum von Heerden Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! Ich ſchelte mich nicht: denn ich habe Muth zu ſterben. Ich hätte — Nun ſitz' ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt und ihr Brot an den Thüren um ihr hinſterbendes freudloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern.

AUS DEM TAGEBUCH DER ITALIÆNISCHEN REISE.

Venedig den 8. October 1786.

In dem Hauſe Farſetti iſt eine koſtbare Sammlung von Abgüßen der beſten Antiken. Ich ſchweige von denen, die ich von Mannheim her und ſonſt ſchon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntſchaften. Eine Cleopatra in coloſſaler Ruhe, die Aſpis um den Arm geſchlungen, und in den Tod hinüber ſchlafend; ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt; ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.

Es ſind Werke an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.

Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin: doch es wird vorwärts gehen; wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunſt und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jacob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüßel durch Einſtralung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architecturgebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das iſt freylich etwas

anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen; etwas anderes als unſere Tabackspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken: dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank! auf ewig los.

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwey ungeheure Lœwen von weißem Marmor vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt: herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten Griechiſchen Zeit, und vom Piræeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſeyn.

Aus Athen mœgen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türken-Beſiegerinn, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe daß Tizian ſeine unendlich ſchœnen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freylich ſo ſchœn, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eignem Gefühl die nackte coloſſale Statue des Marcus Agrippa in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcus-Kirche beſah ich in der Næhe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchœnen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Næhe ſieht und erfährt man daß ſie ganz verguldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das war gut: ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! Ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hœren. Was mir ſonderbar ſcheint iſt daß ſie in der Næhe ſchwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Den 12. October.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotuliert, und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern das ich næher beſtimmen erweitern und verbeßern könnte: es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wære, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Ja wohl iſt dem Italiæner das Ultramontane eine dunkle Vorſtellung; auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor: doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Clima würde mich reizen dieſe Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feßeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte wo ich unbeſchäftigt wære: jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt wie ein alter Geiſt aus dem Grabe hervor; ſie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgeſtor-

benen Sprache ſtudieren, nicht um ſie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galliani angeſchafft: allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck wie das Studium desſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon næher gebracht und verdolmetſcht, beßer als die Italiæniſche Überſetzung thun kann. Vitruv lieſt ſich nicht ſo leicht: das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben, und fordert ein kritiſches Studium. Deſſen ungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beßer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſey Dank, wie mir alles wieder lieb wird was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich daß ich den alten Schriftſtellern wieder næher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne: denn er hatte bemerkt daß dieß das einzige Lateiniſche Buch war das ich las: er wußte aber nicht wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtruſen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandſche Überſetzung der Satiren hœchſt unglücklich gemacht: ich hatte kaum zwey geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wær' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reife war die Begierde dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniſs fördert mich nicht: die Dinge ſtanden nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erſtenmal ſæhe, ſondern als ob ich ſie wiederſæhe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet, und weiß daß ich, wenn auch einen unvollſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Bologna den 19. October.

Meinen Tag habe ich beſtmœglichſt angewendet um zu ſehen und wieder zu ſehen: aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann, und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpætern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen gehœrt Wißen und Urtheil, welches mir abgeht, und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniſs der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten: daraus entſtanden mancherley Ungeheuer. Indem

der himmlifche Sinn des Guido, fein Pinfel, der nur das Vollkommenfte was gefchaut werden kann hätte mahlen follen, dich anzieht, fo möchteft du gleich die Augen von den abfcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenftänden wegkehren; und fo geht es durchaus: man ift immer auf der Anatomie, dem Rabenfteine, dem Schindanger; immer Leiden des Helden, niemals Handlung; nie ein gegenwärtig Intereffe, immer etwas phantaftifch von außen Erwartetes. Entweder Miffethæter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Mahler um fich zu retten einen nackten Kerl, eine hübfche Zufchauerinn herbei fchleppt, allenfalls feine geiftlichen Helden als Gliedermänner tractiert, und ihnen recht fchœne Faltenmäntel überwirft. Da ift nichts was einen menfchlichen Begriff gæbe. Unter zehn Sujets nicht eins das man hätte mahlen follen, und das eine hat der Künftler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido in der Kirche der Mendicanti ift alles was man mahlen, aber auch alles was man Unfinniges beftellen und dem Künftler zumuthen kann. Es ift ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt, und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wæren eine Pfyche in ihrem Unglück zu trœften, müßen hier —

Der heilige Proclus eine fchœne Figur: aber dann die andern, Bifchœfe und Pfaffen! Unten find himmlifche Kinder, die mit Attributen fpielen. Der Mahler, dem das Meßer an der Kehle faß, fuchte fich zu helfen wie er konnte; er mühte fich ab, nur um zu zeigen daß nicht er der Barbar fey. Zwey nackte Figuren von Guido, ein Johannes in der Wüfte, ein Sebaftian, wie köftlich gemahlt! und was fagen fie? Der eine fperrt das Maul auf, und der andere krümmt fich.

Betrachte ich in diefem Unmuth die Gefchichte, fo möchte ich fagen: Der Glaube hat die Künfte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ift Herr über fie geworden, und hat fie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tifche etwas milder und weniger anmaßlich geftimmt als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel. Im Palaft Tanari ift ein berühmtes Bild von Guido. die fäugende Maria vorftellend, über Lebensgrœße; der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbefchreiblich ift der Ausdruck mit welchem fie auf den fäugenden Knaben herunterfieht. Mir fcheint es eine ftille tiefe Duldung, nicht als wenn fie ein Kind der Liebe und Freude, fondern ein untergefchobenes himmlifches Wechfelkind nur fo an fich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ift, und fie in tiefTter Demuth gar nicht begreift wie fie dazu kommt. Der übrige Raum ift durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner hœflich preifen: ich wußte nicht was ich daraus machen follte. Auch find die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellften.

Unerachtet der Verwirrung in der ich mich befinde, fühle ich doch fchon daß Uebung Bekanntfchaft und Neigung mir fchon in diefen Irrgärten zu Hülfe kommen. So fprach mich eine Befchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann fchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenftand, und freute mich an der Ausführung. Gemahlt was man fich denken kann; alles daran refpectabel und vollendet als wenns Emaille wær.

Und fo geht mirs denn wie Bileam, dem confufen Propheten, welcher fegnete da er zu fluchen gedachte; und dieß würde noch öfter der Fall feyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldinn nichts ſagen laßen was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden durch die ich mich durcharbeiten muß noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen: aber was geſchah? Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als mœglich ſey es hier verzeichnet.

Electra, in gewiſſer Hoffnung daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Electra kennt ſich ſelbſt nicht, und weiß nicht ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtiert gar merkwürdig mit Electrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterinn welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Dieſe iſt im Begriff mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Übel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Grœßeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geiſt willig wære!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Überfüllung des Guten und Wünſchenswerthen geängſtigt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr ſeyn, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir næmlich, ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war daß daſelbſt die ſchœnſten Faſanen zu haben ſeyen. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig getœdtet herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen: wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange farbig beaugte Schweife wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvœgeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Flut, und

ich nannte mir indessen schon die Freunde denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg um meinem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müßen.

VERDEUTSCHUNG VON JOHANNES VON MÜLLERS REDE ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN.

29. Januar 1807.

Intaminatis fulget honoribus.

Jener große Kœnig, Friedrich der Zweyte, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Academie um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Stralen des Genius wechselsweise von Sansfouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprægten: sie sind heute gekommen unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn, immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen trœstend abzuhalten, die im Begriff sind sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehœrt wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk (diese können veränderliche Schicksale haben), der ganzen Menschheit gehœrt er an, die so edler Vorbilder bedarf um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem ersten der Cæsaren streitig gemacht? wer den ungeheuren Umfaßungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe

dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Characters dem Trajan? Conſtantin und Juſtinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte daß der erſte nicht Stärke des Geiſtes genug beſeßen hatte um die Parteyen zu beherſchen, und daß er ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah daß an dem grœſten und ſchœnſten was zu Juſtinians Zeiten geſchehen war dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſœnlichen Antheil gehabt hatte: da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz den ihnen Schmeicheley und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen rœmiſchen Reichs, der andere Herr der ſchœnſten ſeiner Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegslorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben: doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläßige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Kœnigreiche und Länder bedürfte es um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchrægen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniſs zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipps; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern die aus ſeinem Schooße hervorgiengen: und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniſs werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten; wenn ſie als Hausvæter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelſte vergrœßerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dæmonen erſcheinen, die, ähnlich den hœchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeſs hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Rufs nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck: der Menſchen-Character eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſerer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz: der Geiſt Philipps trat hervor und das Geſtirn Alexanders. In der zweyten Geſchlechsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflœſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie nach ſo vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſere Zeit den Ruf die beſten Soldaten des Reiches zu ſeyn, dem ſie angehœren.

An jedem Volke das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde freut man ſich in der Geſichtsbildung, in dem Ausdruck des Characters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Rœmer in Rom? ja unter Lumpengewand *Romanos rerum dominos*? An allen Italiænern ſtudiert man die Züge dieſes wunderhaften Volks, das zweymal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherſchte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſätze, jene unerſchütterliche

Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt ſie auszuführen uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer germaniſchen Væter, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Erſten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtœren: immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher Einfalt, Winkelriediſcher Aufopferung hervorzuſuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das anſtatt ſich gefangen zu geben lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtœrliche hœchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr im Piræeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Pericles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherſchend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherſcherinn, zu kämpfen ſich vermaß: was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Männer (und an Sylla fand man Züge die den großen Mann bezeichnen), ſie haben nicht wie andere Menſchen in Leidenſchaften und Verhältniſſen etwas Beſonderes Einzelnes Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt anſtatt zu zerſtœren, bilden ſie alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbrias rohe Natur konnte Ilium zerſtœren: Alexander opferte daſelbſt. Jedes Volk das einem Heroen angehœrte hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beſchränkt ſich im Kreiſe des Augenblicks: der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den Beſten. Und daran erkennt man die Vorzüglichſten. Alexander rettete Pindars Haus: Pius der Fünfte zerſtreute Tacitus Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechſelungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, den Tugenden des großen Kœnigs weilt, ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht «Was haben wir denn gemein mit einem Kœnig, einem Krieger, einem unumſchränkten Fürſten? und nachzuahmen einem ſolchen, wær' es nicht Thorheit?» Dieſe fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbſchaft? war er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſchied? war ers durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Miſsbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt: möchten wir es fühlen!

Das erſte was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müße, weil er Kœnig ſey, der erſte unter den Kœnigen ſeyn durch die Art ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens lieber mœgen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt unter Studien Muſik und Freunde, und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes womit er ſich nicht während ſeiner

ſechsundvierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteſte, und doch wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anſtalten? wer war feſter entſchloßen eher zu ſterben als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttinn wurde ihm untreu, er fühlte es wohl: doch ließ er ſichs nicht merken, und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müße der erſte Mann ſeines Landes ſeyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Grœße des Auffaßens: ſondern er müße zugleich frey ſeyn von Parteygeiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſeyn, und fürchten ſollte man ihn doch auch, und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaßen. Auf rufe ich alle die ihm nahe waren zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feßeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtæt zu füllen wußte die rein perſœnlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben, wer wird es läugnen? ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn ſich zur erſten Stelle zu erheben kann jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Mœglichkeit allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden; ſo wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des grœſten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmæßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt alles zu thun was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Gränzen ſetzt, was wird er je ſeyn? Johann Chryſoſtomus in ſeiner ſchœnen und treffenden Schreibart pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trægheit (ῥαθυμία) zu begreifen: denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Großheit entſcheidet: die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrichen mit Cæſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen: aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in allem. Jegliches wußte der große Kœnig zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er über den grœſten Theil der Herſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltaires, und war gewiſs mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniſs ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht, und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede tæglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſcheidne Wohnung von Sansſouci hat einen beſondern Vorzug vor den prächtigen Reſidenzſchlößern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien: der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demſelben Tage erſchien zu verſchiedenen Stunden in demſelben Manne der Vater des

Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der andern geſchadet hätte. Frage man ob er ſein Leben beßer angewendet oder glücklicher genoßen habe. Denn wir leben nur inſofern wir uns unſer bewußt ſind. Man kannte das Leben anderer Kœnige, ihrer Staatsræthe und Canzeleyverwandten: da war es leicht den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freylich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geiſt um das grœſte Thunliche zu faßen: aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einſamkeit rufen die glücklichſten Augenblicke hervor; der Funke ſpringt, zündet: ein Gedanke tritt hervor der den Staat rettet, der ein Geſetz wird welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einſame von Sansſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er ſolche Augenblicke hervor, unvorhergeſehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten, vergegenwärtigt man ſich ſeine unendlichen Geiſtesſchöpfungen, ſo ſieht man, *er hat* keinen Tag verloren als den wo er ſtarb.

Die Ordnung die er beobachtete war bewunderungswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz; alles war abgemeßen, nichts unregelmæßig, nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine feurige Seele ſich hinreißen zu laßen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er eben ſo viel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hœrte nicht auf ſich an der Geſchichte zu bilden: hœchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegskunſt den Sinn aufſchließen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor: denn die mittæglichen Völker ſind reicher an Ideen, ausgeſprochener und glühender in der Art zu empfinden. Dieſe Menſchen waren einer friſchen kräftigen Natur viel næher. Ihre Werke ſollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodiſche Werke. Er wollte ſich in der Gewohnheit erhalten ſeine Gedanken in Ordnung zu ſtellen. Die rhetoriſchen Vorſchriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte daß der Geiſt ſich verwirre, trübe, ſchwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verſtand und Ordnung ſind, und las dazu leichte Schriften Voltaires, in welchen Lebhaftigkeit herſchend iſt. Auf alle Art und Weiſe wollte er ſich aufgeweckt erhalten, und ſo kämpfte er gegen das letzte Hinſchlummern.

Eroberungen können verloren gehen; Triumphe kann man ſtreitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinſtert, und auch der große Ludwig ſah den Glanz der ſeinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil den das Beiſpiel gewährt ſind unzerſtœrlich, unverlierbar. Der eine bleibt ſeinem Urheber eigenthümlich, der andere zugeſichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienſt beruht in den Entſchließungen die uns angehœren, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Gefchichtfchreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden foll die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt daß der befte der Kaifer keine Rechenfchaft fchuldig fey über das, was auf fein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wefen der Religion mifsverftand und den Sinn ihrer Quellen, fo wußte er doch die Vorfteher aller Gottesverehrungen in Gränzen zu halten, indem er fie befchützte und ihr Eigenthum fchonte. Spræche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundfätze des Völkerrechts: hier zeigt er fich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, und die einzige Gelegenheit feine Macht zu gründen benutzte. Machte er aufmerkfam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, fo lehrte er uns zugleich defto beßer kennen was einem Staate wahrhaft Gewähr leifte. Das Mifsverhältnifs feines Heeres zu den Hülfsquellen feines Landes erfcheint nicht fo ftark, wenn man bedenkt daß der grœfte Theil beinahe auf Weife der Nationalgarden nur zum durchaus nothwendigen Dienft berufen wurde. In einem Lande wo Hervorbringen Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingefchränkt wird, ift es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militærgeift herfchend werde. In einer Lage deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ift zeigt fich dadurch ein gemeinfamer wünfchenswerther Vortheil. Da, wo mittelmæßige und künftliche Reichthümer von taufend Zufällen abhängig find, welcher Zuftand des Lebens könnte beßer feyn als der, in dem wir uns gewöhnen alles miffen zu können? Wenn Friedrich zu feiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausfchloß, fo gefchah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte um dem Gewerbe bei fich aufzuhelfen; weil es zutræglich fchien, den Mittelftand nicht von den erft aufkeimenden Künften des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm fein unumfchränktes Herfchen zum Vorwurf machen? Der hœhere Menfch übt diefe Gewalt aus durch das Übergewicht feiner Natur, und die freyen Anfichten eines großen Mannes machen fich wohlthætig; und fo bildet fich nach und nach die Meinung, die fich endlich als Gefetz aufftellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menfchen macht den grœßern Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herfchende Genie, das fich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt feinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein um es zu unterftützen.

Anftatt auf die Befchuldigungen des Neides zu antworten begab fich der grœfte der Scipionen auf das Capitol um den Tag von Zama zu feyern. Sollen wir für Friedrich antworten wie er, ungeachtet feiner Kriege, und feine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung feines Landes verdoppelte, und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück feines Volkes vergrœßerte, ein vollkommen ausgerüftetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäufer und den Schatz gefüllt? wie er mit fcheidendem Lichtblick feines Ruhms den deutfchen Bund erleuchtete? Oder follen wir uns feine Heldenthaten zurückrufen, die erften Kriege, die feine Lehrjahre waren, wo er große Fehler begieng ohne fich jemals befiegen zu laßen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms feiner werdenden Reiterey? bei Striegau der fchrægen Schlachtordnung? bei Sorr wie er fich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn mahlen in dem einzigen Krieg? faft immer ohne Land, fein Heer oftmals zerftœrt und unvollkommen wieder hergeftellt,

die Wunderthaten des Heldenſinnes und der Kunſt umſonſt verſchwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit laſtenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa, und die lebendige Kraft ſeiner Seele gegen die Macht des Schickſals? Doch es ſey genug! ich halte mich zurück, ungern: o Erinnerungen! Es iſt genug. Wir hatten Friedrich, er war unſer.

Verſchiedene Völker, verſchiedene Landſtriche müßen allmählich hervorbringen was jedes ſeiner Natur nach Vollkommenſtes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perſer ſeinen Schutzgeiſt zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen vertræte. Eben ſo muß in der Weltgeſchichte jedes Volk ſeinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darſtellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt; andern werden ſie entſpringen; ſelten erzeugen ſie ſich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entſchuldigen ſey, giebt es auch davon Beiſpiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unſere Væter in dem Wiederherſteller eines faſt vernichteten Staates, in dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm einen Mann der allein zum Ruhme ſeines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Menſch, niemals ein Volk wähnen, das Ende ſey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feyern, ſo geſchieht es um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was zerknirſcht, was den Anfang lähmen kann. Güterverluſt läßt ſich erſetzen, über andern Verluſt trœſtet die Zeit: nur Ein Uebel iſt unheilbar: wenn der Menſch ſich ſelbſt aufgiebt.

Und Du, unſterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Guſtaven wandelſt, Dein Geiſt, nunmehr von vorübergehenden Verhältniſſen befreyt, ſich einen Augenblick herablaßen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen: ſo wirſt Du ſehen daß der Sieg, die Grœße, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichſten iſt. Du wirſt ſehen daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzoſen, die Du immer ſehr liebteſt, mit den Preußen, deren Ruhm Du biſt, in der Feyer ſo ausgezeichneter Tugenden, wie ſie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

AUS MEINEM LEBEN. DICHTUNG UND WAHRHEIT.

AUS DEM FÜNFTEN BUCHE.

Der Krœnungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günſtig, und alle Menſchen in Bewegung. Man hatte mir nebſt mehrern Verwandten und Freunden in dem Rœmer ſelbſt in einer der obern Etagen einen guten Platz angewieſen, wo wir das Ganze vollkommen überſehen konnten. Mit dem früheſten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beſchauten nunmehr von oben wie in der Vogelperſpective die Anſtalten, die wir Tags vorher in næhern Augenſchein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwey großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen

Wein drüben aus ſeinen zwey Schnæbeln ausgießen ſollte. Aufgeſchüttet zu einem Haufen lag dort der Haber; hier ſtand die große Bretterhütte in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Ochſen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und ſchmoren ſah. Alle Zugänge die vom Rœmer aus dahin und von andern Straßen nach dem Rœmer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer ſtärker und bewegter, weil die Menge wo mœglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien, und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller die von oben herab den Platz überſehen konnten erregte, war der Zug in welchem die Herren von Achen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputierten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drey Kurfürſten in den Dom. Nach Überreichung der Inſignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherley Ceremoniell beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Rœmer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd: ein ſehr ſchœner ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch grœßerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mœgen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung, nach dem Muſter der alten Carolingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien, und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der rœmiſche Kœnig im ſpaniſchen Habit beſteigen gleichfalls ihre Roſſe; und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behœrden, durch den ſtattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter, und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in ſpaniſcher Tracht langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feßeln: aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaßenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem

Markte her, nach der Rœmerthür eröffnet, und ein Breterweg aufgebrückt werden welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien welche die Salbung, die Krœnung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles dieſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten um in der Kirche gegenwärtig zu ſeyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem feſtlichen Tage den wir erlebten mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dieß alterthümliche Feſt alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rothgelb-und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meiſten: denn uns däuchte dieſe Weiſe ſich darzuſtellen ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Ältere Perſonen, welche der Krœnung Franz des Erſten beigewohnt, erzählten, Maria *Thereſia*, über die Maßen ſchœn, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem Rœmer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Karls des Großen dargeſtellt, habe er *wie zum* Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen Handſchuh hingewieſen, worüber ſie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur grœſten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniſs des allerhœchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiſerinn ihren Gemahl zu begrüßen das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſey der Enthuſiaſmus und der Jubel des Volks aufs hœchſte geſtiegen, ſo daß das Freudengeſchrey gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenſchall, und nun die Vorderſten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz ſachte einherſchritten, daß alles gethan ſey. Die Aufmerkſamkeit war grœßer denn je, der Zug deutlicher als vorher, beſonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zugieng. Wir ſahen ihn ſo wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu ſehr drängte ſich am Ende die Pracht: denn die Geſandten, die Erbämter, Kaiſer und Kœnig unter dem Baldachin, die drey geiſtlichen Kurfürſten die ſich anſchloßen, die ſchwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgeſtickte Himmel, alles ſchien nur Eine Maſſe zu ſeyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmoniſch, und ſo eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenſtrahlte.

Eine politiſch-religiœſe Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir ſehen die irdiſche Majeſtæt vor Augen, umgeben von allen Symbolen der Macht: aber indem ſie ſich vor der himmliſchen beugt, bringt ſie uns die Gemeinſchaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethætigen, daß er ſich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertœnende Jubel verbreitete ſich nun auch über den großen

Platz, und ein ungeftümes Vivat erfcholl aus taufend und aber taufend Kehlen, und gewifs auch aus den Herzen. Denn diefes große Feft follte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutfchland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und alfo nicht vom Volke wie fonft angetaftet werden folle. Es gefchah dieß um manches bei folchem Anftürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genuß des Pœbels zu opfern giengen eigens beftellte Perfonen hinter dem Zuge her, lœften das Tuch von der Brücke, wickelten es banenweife zufammen, und warfen es in die Luft. Hiedurch entftand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte fich in der Luft, und bedeckte, wie es niederfiel, eine grœßere oder geringere Anzahl Menfchen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und folche an fich zogen, rißen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängftigten fie fo lange, bis fie fich durchgerißen oder durchgefchnitten, und jeder nach feiner Weife einen Zipfel diefes durch die Fußtritte der Majeftæten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Diefer wilden Beluftigung fah ich nicht lange zu, fondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerley Treppchen und Gänge hinunter an die große Rœmerftiege, wo die aus der Ferne angeftaunte fo vornehme als herrliche Maffe heraufwallen follte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhaufes wohl befetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiferne Geländer. Nun ftiegen die Hauptperfonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte fie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Næhe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeftæten herauf. Vater und Sohn waren wie Menæchmen überein gekleidet. Des Kaifers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, fo wie die Krone Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums gefchmackvoll. So bewegte er fich auch in feinem Anzuge ganz bequem, und fein treuherzig würdiges Geficht gab zugleich den Kaifer und den Vater zu erkennen. Der junge Kœnig hingegen fchleppte fich in den ungeheuren Gewandftücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, fo daß er felbft, von Zeit zu Zeit feinen Vater anfehend, fich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man fehr hatte füttern müßen, ftand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, fo gut fie auch angepafst und eingenæht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ausfehen. Scepter und Reichsapfel fetzten in Verwunderung: aber man konnte fich nicht läugnen daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachfene Geftalt um der günftigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgefchmückt gefehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diefen Geftalten wieder gefchloßen, fo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit daß ich von meinem Fenfter wieder Befitz nahm: denn das Merkwürdigfte was öffentlich zu erblicken war follte eben vorgehen. Alles Volk hatte fich gegen den Rœmer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatfchreyen gab uns zu erken-

nen daß Kaiser und Kœnig an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schœne Erbmarschall auf sein Rofs: er hatte das Schwert abgelegt; in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemæß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab, und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüßel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor um seinen Weg nach dem Rœmer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schœnes Rofs, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein Paar prächtige mit dem Kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hiengen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff, und rechts und links Gold- und Silbermünzen freygebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Hœhe um die Gaben aufzufangen: kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden, und rang gewaltig um die Stücke welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun die Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schluße gieng es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen hœchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestæten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pœbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelaßen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herschte der Gebrauch den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen nachdem der Erbschenk, die Küche nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwey Innungen, die Metzger und Weinschrœter, hatten sich hergebrachter Maßen wieder so postiert, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das grœste Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschrœter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Næhe

ihres zunftmæßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil ſie das letzte Mal obgeſiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenſter ihres Zunft- und Verſammlungshauſes die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorſtarrend zu ſehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten ſehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieſer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem ſchließen ſoll, ſo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche ſelbſt Preis gemacht wurde. Das Dach derſelben wimmelte ſogleich von Menſchen, ohne daß man wußte wie ſie hinaufgekommen; die Breter wurden losgeriſſen und heruntergeſtürzt, ſo daß man, beſonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menſchen hiengen an Sparren und Balken um auch dieſe aus den Fugen zu reißen; ja manche ſchwebten noch oben herum, als ſchon unten die Pfoſten abgeſægt waren, das Gerippe hin- und wiederſchwankte und jæhen Einſturz drohte. Zarte Perſonen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ſich ein großes Unglück: allein man hœrte nicht einmal von irgend einer Beſchædigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltſam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun daß Kaiſer und Kœnig aus dem Cabinet, wohin ſie vom Balcon abgetreten, ſich wieder hervorbegeben und in dem großen Rœmerſaale ſpeiſen würden. Man hatte die Anſtalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein ſehnlichſter Wunſch war heute wo mœglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber ſteht. Hier ſtaunte ich nun die vornehmen Perſonen an, welche ſich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speiſen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, ſo daß der Contraſt ihres Anſtandes mit der Handlung für einen Knaben wohl ſinnverwirrend ſeyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht: indeſs giengen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälziſchen Hausofficianten, den ich anredete ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er beſann ſich nicht lange, gab mir eins der ſilbernen Gefäße die er eben trug; welches er um ſo eher konnte, als ich ſauber gekleidet war; und ſo gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälziſche Büffet ſtand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhœhung desſelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenſtern, ſaßen auf Thronſtufen erhœht unter Baldachinen Kaiſer und Kœnig in ihren Ornaten. Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kiſſen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geiſtlichen Kurfürſten hatten, ihre Büffete hinter ſich, auf einzelnen Eſtraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majeſtæten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten, und Kur-Köln zur Linken. Dieſer obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzuſehen, und erregte die Bemerkung daß die Geiſtlichkeit ſich ſo lange als mœglich mit dem Herſcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tiſche der ſämmtlichen weltlichen Kur-

fürſten an das Miſsverhältniſs denken welches zwiſchen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entſtanden war. Die Geſandten derſelben hatten ſich ſchon entfernt um in einem Seitenzimmer zu ſpeiſen; und wenn dadurch der grœſte Theil des Saales ein geſpenſterhaftes Anſehen bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prächtigſte bedient wurden, ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen: denn hier ſtanden auch ſo viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten ſich daran zu ſetzen, Anſtands halber, um an dem grœſten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles mœglichſt ins Auge zu faßen; und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten um ihren Hof zu machen wieder hereintraten, ſuchte ich das Freye, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

AUS DEM SIEBENTEN BUCHE.

Über den Zustand der Deutschen Litteratur jener Zeit iſt ſo vieles und ausreichendes geſchrieben worden, daß wohl jedermann der einigen Antheil hieran nimmt vollkommen unterrichtet ſeyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich überein ſtimmen dürfte; und was ich gegenwärtig ſtück- und ſprungweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mochte, als vielmehr wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publicum beſonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren ſelbſtgenügſamen lebendigen Dichtkunſt: von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben, und ſich nachher vergnügen: ſo mag auch der Schriftſteller gern etwas verfaßen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker geſtœrt, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die litterariſche Epoche in der ich geboren bin entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Deutſchland, ſo lange von auswärtigen Völkern überſchwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatiſchen Verhandlungen an fremde Sprachen gewieſen, konnte ſeine eigene unmœglich ausbilden. Es drangen ſich ihr zu ſo manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nœthiger und unnœthiger Weiſe mit auf, und auch für ſchon bekannte Gegenſtände ward man veranlaßt ſich ausländiſcher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutſche, ſeit beinahe zwey Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuariſchen Zuſtande verwildert, begab ſich bei den Franzoſen in die Schule um lebensartig zu werden, und bei den Rœmern um ſich würdig auszudrücken. Dieß ſollte aber auch in der Mutterſprache geſchehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutſchung ſowohl

den Welt- als Geſchäfts-Stil lächerlich machte. Überdieß faßte man die Gleichniſsreden der ſüdlichen Sprachen unmæßig auf, und bediente ſich derſelben hœchſt übertrieben. Eben ſo zog man den vornehmen Anſtand der fürſtengleichen rœmiſchen Bürger auf deutſche kleinſtädtiſche Gelehrten-Verhältniſſe herüber, und war eben nirgends, am wenigſten bei ſich zu Hauſe.

Wie aber ſchon in dieſer Epoche genialiſche Werke entſprangen, ſo regte ſich auch hier der deutſche Frey- und Frohſinn. Dieſer, begleitet von einem aufrichtigen Ernſte, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine verſtändliche Sinn gab geſchrieben würde. Durch dieſe lœblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländiſchen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchſtochen durch welchen das große Gewäßer zunæchſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantiſmus in allen vier Facultæten lange Stand, bis er ſich endlich viel ſpæter aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freyaufblickende Naturkinder hatten daher zwey Gegenſtände an denen ſie ſich üben, gegen die ſie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaßen konnten: dieſe waren eine durch fremde Worte Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und ſodann die Werthloſigkeit ſolcher Schriften, die ſich von jenem Fehler frey zu erhalten beſorgt waren; wobei niemanden einfiel daß, indem man ein Übel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liſcov, ein junger kühner Menſch, wagte zuerſt einen ſeichten albernen Schriftſteller perſœnlich anzufallen; deſſen ungeſchicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff ſodann weiter um ſich, und richtete ſeinen Spott immer gegen beſtimmte Perſonen und Gegenſtände, die er verachtete und verächtlich zu machen ſuchte, ja mit leidenſchaftlichem Haß verfolgte. Allein ſeine Laufbahn war kurz: er ſtarb gar bald, verſchollen als ein unruhiger unregelmæßiger Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleiſtet, mochte ſeinen Landsleuten das Talent, der Character ſchätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutſchen immer gegen frühabgeſchiedene, Gutes verſprechende Talente beſondere Frömmigkeit bewieſen haben: genug, uns ward Liſcov ſehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der ſogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, geprieſen und anempfohlen. Hierbei ſahen wir uns freylich nicht gefördert: denn wir konnten in ſeinen Schriften weiter nichts erkennen als daß er das Alberne albern gefunden habe; welches uns eine ganz natürliche Sache ſchien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachſen, von heiterer und keineswegs leidenſchaftlicher oder gehäßiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der ſogenannten Laſter und Thorheiten entſpringt aus reinen Anſichten des ruhigen Menſchenverſtandes und aus einem beſtimmten ſittlichen Begriff wie die Welt ſeyn ſollte. Die Rüge der Fehler und Mängel iſt harmlos und heiter; und damit ſelbſt die geringe Kühnheit ſeiner Schriften entſchuldigt werde, ſo wird vorausgeſetzt daß die Beßerung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloſes Unternehmen ſey.

Rabeners Perſœnlichkeit wird nicht leicht wieder erſcheinen. Als tüchtiger genauer Geſchäftsmann thut er ſeine Pflicht, und erwirbt ſich dadurch die gute Meinung ſeiner Mitbürger und das Vertrauen ſeiner Oberen; nebenher überläßt er ſich zur Erholung

einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunæchst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig æsthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er næmlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt; welches rednerische Mittel nur hœchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freylich der großen Mittelclasse, welche ohne besondern Geistesaufwand sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt zeugt von seiner Rechtlichkeit Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen: der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand war natürlich: daß Einzelne sich über ihn beschwerten folgte daraus: seine allzulangen Verteidigungen daß seine Satire keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perrücken verliert ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist hœchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenoßen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los; nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken daß er die hœheren auch wohl kenne, es aber nicht für ræthlich halte sie zu berühren. Man kann sagen daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam: von einem hœchsten Princip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottscheds Kritische Dichtkunst in die Hände: sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntnifs, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben: das poetische Genie ward vorausgesetzt. Übrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt seyn; er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst: wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottscheds Antagonisten: sie mußten doch also etwas

anderes thun, etwas beßeres leiſten wollen: ſo hœrten wir denn auch daß ſie wirklich vorzüglicher ſeyen. Breitingers Kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen grœßeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Überſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können: ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Mahlerey, eine Kunſt die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger: Engländer und Franzoſen hatten ſchon über die bildende Kunſt theoretiſiert, und man glaubte nun durch ein Gleichniſs von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie: die poetiſchen Bilder alſo waren das erſte was in Betrachtung gezogen wurde. Man fieng von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wære kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Mahler ahmte die Natur offenbar nach: warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur wie ſie vor uns liegt kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige: man muß alſo wählen. Was beſtimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen. Was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mœgen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſey immer das Neue; und nachdem ſie dieß eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſey immer neuer als alles andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen: allein es kam noch zu bedenken daß ein Wunderbares auch leer ſeyn könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müße aber moraliſch ſeyn, woraus denn offenbar die Beßerung des Menſchen folge; und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem anderen Geleiſteten noch nützlich werde. Nach dieſen ſämmtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar und zugleich auch von ſittlichem Zweck und Nutzen ſey, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler Überlegung ward endlich dieſer Vorrang mit hœchſter Überzeugung der Æſopiſchen Fabel zugeſchrieben.

So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen mag, ſo hatte ſie doch auf die beſten Köpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leßing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele andere ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen welches ſich dieſe Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen vorausſagen was ſie thun werden.

Doch wir dürfen unſere Schweizertheorie nicht verlaßen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, ſoviel er ſich auch bemüht, iſt theoretiſch und practiſch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger gelehrter einſichtsvoller Mann, dem, als er ſich recht

umſah, die ſämmtlichen Erforderniſſe einer Dichtung nicht entgiengen; ja es läßt ſich nachweiſen daß er die Mängel ſeiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig iſt z. B. ſeine Frage ob ein gewiſſes beſchreibendes Gedicht von Kœnig auf das Luſtlager Auguſts des Zweyten wirklich ein Gedicht ſey? ſo wie die Beantwortung derſelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen daß er, von einem falſchen Puncte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe doch noch auf die Hauptſache ſtœßt, und die Darſtellung der Sitten Charactere Leidenſchaften, kurz des inneren Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buchs gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genœthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele, und war auch da nicht gebeßert: die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualitæt hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller: an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniſs, Gabe des Faßens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im hœchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er beſaß alles was dazu gehœrt im Leben ein zweytes Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durchs Gefühl zu erhœhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Überlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehœrt ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Character oder, wenn man will, ſeiner Characterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſcherzt an dem Hofe Auguſts des Zweyten angeſtellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von Kœnig war geſitteter und glücklicher: er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beifall.

In allen ſouverænen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luſtlager bei Mühlberg der erſte würdige, wo nicht nationelle, doch provincielle Gegenſtand der vor einem Dichter auftrat. Zwey Kœnige die ſich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr ſämmtlicher Hof- und Kriegsſtaat um ſie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feſte aller Art: Beſchäftigung genug für den äußeren Sinn, und überfließender Stoff für ſchildernde und beſchreibende Poeſie.

Freylich hatte dieſer Gegenſtand einen inneren Mangel, eben daß es nur ein Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Erſten

machte ſich bemerkbar, und wenn es je geſchehen wære, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben um andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Perſonen lief daher ziemlich trocken ab; ja ſchon die Zeitgenoßen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde beßer geſchildert als die Menſchen. Sollte dieß aber nicht gerade zu ſeinem Lobe gereichen, daß er ſeine Kunſt gleich da bewies, wo ſich ein Gegenſtand für dieſelbe darbot? Auch ſcheint die Hauptſchwierigkeit ſich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat ſich nicht über den erſten Geſang hinaus erſtreckt.

.

Bei dieſem Umgange wurde ich durch Geſpræche, durch Beiſpiele und durch eigenes Nachdenken gewahr daß der erſte Schritt um aus der wäßerigen weitſchweiſigen nullen Epoche ſich herauszuretten nur durch Beſtimmtheit Præciſion und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Beßeren unterſcheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftſteller dieſem breiten Unheil zu entgehen geſucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Leßing und Wieland ſind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erſte wurde nach und nach epigrammatiſch in ſeinen Gedichten, knapp in der Minna, laconiſch in Emilia Galotti; ſpæter kehrte er erſt zu einer heiteren Naivetæt zurük, die ihn ſo wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den komiſchen Erzählungen mitunter prolix geweſen war, wird in Muſarion und Idris auf eine wunderſame Weiſe gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopſtock, in den erſten Geſängen der Meſſiade, iſt nicht ohne Weitſchweiſigkeit: in den Oden und anderen kleinen Gedichten erſcheint er gedrängt; ſo auch in ſeinen Tragœdien. Durch ſeinen Wettſtreit mit den Alten, beſonders dem Tacitus, ſieht er ſich immer mehr ins Enge genœthigt, wodurch er zuletzt unverſtändlich und ungenießbar wird. Gerſtenberg, ein ſchœnes, aber bizarres Talent, nimmt ſich auch zuſammen; ſein Verdienſt wird geſchätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitſchweiſig, behaglich von Natur, wird kaum einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler iſt eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutſche im Lyriſchen geleiſtet zu ſammeln. Nun findet er daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut: er muß auslaßen redigieren verändern, damit die Dinge nur einige Geſtalt bekommen. Hierdurch macht er ſich faſt ſo viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber giebt, da ſich jeder eigentlich nur an ſeinen Mängeln wieder erkennt, und das Publicum ſich eher für ein fehlerhaftes Individuelle intereſſiert als für das, was nach einer allgemeinen Geſchmacksregel hervorgebracht oder verbeßert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetiſche Proſa nahm überhand. Geßner und Klopſtock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß, und überſetzten dieſe Proſe in faßliche Rhythmen. Aber auch dieſe machten es niemand zu Dank: denn ſie mußten auslaßen und zuſetzen; und das proſaiſche Original galt immer für das Beßere. Jemehr aber bei allem dieſem das Gedrungene geſucht wird, deſto mehr wird Beurtheilung mœglich, weil das Bedeutende, enger zuſammengebracht,

endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande den man nachbilden wollte nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren laßen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit Bewußtseyn that, vermannigfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freylich auch fratzenhafte gab, und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schœnste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt: da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst im leichten Gefecht sein Talent am allerschœnsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner academischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Orts und der Stelle erinnern wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste; und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mædchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Übrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhœhte Gesinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerey verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals entgegen kam, läßt sich aus den ersten Bänden der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ersehen. Der komischen Erzählungen geschieht ehrenvolle Erwähnung: aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Character der Dichtart selbst. Der Recensent hatte seinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischen Werke den originalen edlen schœnen Gegenstand vor Augen haben müße um zu sehen ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder unter dem Schein einer solchen Nachahmung vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts: sondern die Gedichte werden stellenweis gelobt und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, so viel was ihm gefallen angestrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der hœchst verdienstlichen Übersetzung Shakespeares mit dem Ausruf entgegen «Von Rechts wegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben», so begreift sich ohne weiteres wie unendlich weit die Allgemeine Deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig

oder keine Nationalgegenſtände behandelt: Schlegels Hermann deutete nur darauf hin. Die idylliſche Tendenz verbreitete ſich unendlich. Das Characterloſe der Geßnerſchen bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit machte Jeden glauben daß er etwas ähnliches vermœge. Eben ſo bloß aus dem Allgemeinmenſchlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darſtellen ſollten, z. B. die jüdiſchen Schæfergedichte, überhaupt die patriarchaliſchen, und was ſich ſonſt auf das alte Teſtament bezog. Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den Deutſchen Parnaſs angeſchwollenen Waßerflut, die ſich nur langſam verlief. Das Anacreontiſche Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmæßige Köpfe im Breiten herumſchwanken. Die Præciſion des Horaz nœthigte die Deutſchen, doch nur langſam, ſich ihm gleichzuſtellen. Komiſche Heldengedichte, meiſt nach dem Vorbild von Popes Lockenraub, dienten auch nicht eine beßere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der ſo ernſthaft wirkte, als er lächerlich ſeyn muß, wenn man ihn næher beleuchtet. Die Deutſchen hatten nunmehr genugſam hiſtoriſche Kenntniſs von allen Dichtarten worinne ſich die verſchiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottſched war ſchon dieſes Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poeſie zu Grunde richtet, in ſeiner Kritiſchen Dichtkunſt ziemlich vollſtändig zuſammengezimmert, und zugleich nachgewieſen daß auch ſchon Deutſche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und ſo gieng es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anſehnlicher: aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local in dem ſie bisher geglänzt hatte. Wir beſaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone; wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theocriten war kein Mangel: und ſo wiegte man ſich mit Vergleichungen nach außen, indem die Maſſe poetiſcher Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen ſtattfinden konnte.

.

Der erſte wahre und hœhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie. Jede Nationaldichtung muß ſchal ſeyn oder ſchal werden die nicht auf dem Menſchlichſten ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann ſtehn. Kœnige ſind darzuſtellen in Krieg und Gefahr, wo ſie eben dadurch als die Erſten erſcheinen, weil ſie das Schickſal des Allerletzten beſtimmen und theilen, und dadurch viel intereſſanter werden als die Götter ſelbſt, die, wenn ſie die Schickſale beſtimmt haben, ſich der Theilnahme derſelben entziehen. In dieſem Sinne muß jede Nation, wenn ſie für irgend etwas gelten will, eine Epopœe beſitzen, wozu nicht gerade die Form des epiſchen Gedichts nœthig iſt.

Die Kriegslieder, von Gleim angeſtimmt, behaupten deswegen einen ſo hohen Rang unter den deutſchen Gedichten, weil ſie mit und in der That entſprungen ſind, und noch überdieß weil an ihnen die glückliche Form, als hätte ſie ein Mitſtreitender in den hœchſten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenſte Wirkſamkeit empfinden läßt.

Ramler ſingt auf eine andere, hœchſt würdige Weiſe die Thaten ſeines Kœnigs. Alle ſeine Gedichte ſind gehaltvoll, beſchäftigen uns mit großen herzerhebenden Gegenſtänden, und behaupten ſchon dadurch einen unzerſtœrlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht läugnen daß das Genie, das ausgebildete Kunſttalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerſpänſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau beſehen, entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück als ein Kunſtwerk; welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geſchick Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen alſo für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartey fehlte, und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An dem großen Begriff den die Preußiſchen Schriftſteller von ihrem Kœnig hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wißen wollte. Schon früher war durch die Franzœſiſche Colonie, nachher durch die Vorliebe des Kœnigs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe Franzœſiſcher Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen hœchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden: eben ſo war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutſche für die Bildung des Litterarweſens ein Glück. Man that alles um ſich von dem Kœnig bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden: aber man thats auf Deutſche Weiſe, nach innerer Überzeugung; man that was man für recht erkannte, und wünſchte und wollte daß der Kœnig dieſes Deutſche Rechte anerkennen und ſchätzen ſolle. Dieß geſchah nicht, und konnte nicht geſchehen: denn wie kann man von einem Kœnig der geiſtig leben und genießen will verlangen daß er ſeine Jahre verliere um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpæt entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren ſehr mæßige Surrogate aufnœthigen: aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es iſt die erſte aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von ſpecifiſch temporærem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Leßing, der im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim die perſœnliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Welt-Leben, da er gegen ſein mächtig arbeitendes Innere ſtæts ein gewaltiges Gegengewicht brauchte; und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine hœhere bedeutendere Welt aus der litterariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäßige Spannung in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desſelben nicht aufgehoben wer-

den. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemæß dargeſtellt.

Habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultoriſchen Bemerkungen über Deutſche Litteratur meine Leſer in einige Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben, in welchem ſich mein armes Gehirn befand, als im Conflict zweyer für das litterariſche Vaterland ſo bedeutender Epochen ſo viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, ſo viel Altes ſein Recht noch über mich gelten machte, da ich ſchon Urſache zu haben glaubte ihm völlig entſagen zu dürfen. Welchen Weg ich einſchlug mich aus dieſer Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig mœglichſt zu überliefern ſuchen.

Die weitſchweifige Periode in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig in Geſellſchaft ſo vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuſcript die ich meinem Vater zurückließ konnten zum genugſamen Zeugniſſe dienen; und welche Maſſe von Verſuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorſätzen war mehr aus Miſsmuth als aus Überzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch ſo manche widerſtreitende Meinung, beſonders aber durch meinen Tiſchgenoßen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Conciſe der Behandlung mehr und mehr ſchätzen ohne mir jedoch klar machen zu können wo jenes zu ſuchen und wie dieſes zu erreichen ſey. Denn bei der großen Beſchränktheit meines Zuſtandes, bei der Gleichgültigkeit der Geſellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgeſondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenſtänden war ich genœthigt alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen; forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflœßen geeignet war. In dieſem Sinne ſchrieb ich zuerſt gewiſſe kleine Gedichte in Liederform oder freyerem Sylbenmaß: ſie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meiſt eine epigrammatiſche Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, næmlich dasjenige, was mich erfreute oder quælte oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nœthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

AUS DEM ZEHNTEN BUCHE.

Die DEUTSCHEN DICHTER, da ſie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann ſtanden, genoßen in der bürgerlichen Welt nicht der mindeſten Vortheile. Sie hatten weder Halt Stand noch Anſehen, als inſofern ſonſt ein Verhältniſs ihnen günſtig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſeyn ſollte. Ein armer Erdenſohn, im Gefühl von Geiſt und Fæhigkeiten, mußte ſich kümmerlich ins Leben hineinſchleppen, und die Gabe die er allenfalls von den Muſen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniſs gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erſte und echteſte aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desſelben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einſchlug, erſchien in der Welt auf die traurigſte Weiſe ſubordiniert, als Spaßmacher und Schmarutzer, ſo daß er ſowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorſtellte der man nach Belieben mitſpielen konnte.

Geſellte ſich hingegen die Muſe zu Männern von Anſehen, ſo erhielten dieſe dadurch einen Glanz der auf die Geberinn zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hagedorn, ſtattliche Bürger wie Brockes, entſchiedene Gelehrte wie Haller erſchienen unter den Erſten der Nation, den Vornehmſten und Geſchätzteſten gleich. Beſonders wurden auch ſolche Perſonen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente ſich noch als emſige treue Geſchäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten ſich Uz Rabener Weiße einer Achtung ganz eigener Art, weil man die heterogenſten, ſelten mit einander verbundenen Eigenſchaften hier vereint zu ſchätzen hatte.

Nun ſollte aber die Zeit kommen wo das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe, und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Alles traf in Klopſtock zuſammen um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf ſich ſelbſt und auf alles was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern gegen den hœchſten denkbaren Gegenſtand. Der Meſſias, ein Name der unendliche Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlœſer ſollte der Held ſeyn den er durch irdiſche Gemeinheit und Leiden zu den hœchſten himmliſchen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches Engliſches Menſchliches in der jungen Seele lag ward hier in Anſpruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvætern Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen: doch alle ſind ſeit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, deſſen Erniedrigung ſie mit Staunen beſchauen, und an deſſen Verherrlichung ſie glorreich Theil nehmen ſollen. Denn endlich, nach trüben und ſchrecklichen Stunden, wird der ewige Richter ſein Antlitz entwölken, ſeinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieſer wird ihm dagegen die abgewendeten Menſchen, ja ſogar einen abgefallenen Geiſt wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tauſend Engelſtimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall,

das ſeinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferſtätte geſammelt hielt. Der himmliſche Friede welchen Klopſtock bei Conception und Ausführung dieſes Gedichtes empfunden, theilt ſich noch jetzt einem jeden mit der die erſten zehn Geſänge lieſt ohne die Forderungen bei ſich laut werden zu laßen auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenſtandes erhœhte dem Dichter das Gefühl eigner Perſœnlichkeit. Daß er ſelbſt dereinſt zu dieſen Chœren eintreten, daß der Gottmenſch ihn auszeichnen, ihm von Angeſicht zu Angeſicht den Dank für ſeine Bemühungen abtragen würde, den ihm ſchon hier jedes gefühlvolle fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren ſo unſchuldige kindliche Geſinnungen und Hoffnungen, als ſie nur ein wohlgeſchaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopſtock das völlige Recht ſich als eine geheiligte Perſon anzuſehen, und ſo befliß er ſich auch in ſeinem Thun der aufmerkſamſten Reinigkeit. Noch in ſpætem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er ſeine erſte Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte die ihn, da ſie einen andern heirathete, in Ungewiſsheit ließ ob ſie ihn wirklich geliebt habe, ob ſie ſeiner werth geweſen ſey. Die Geſinnungen die ihn mit Meta verbanden, dieſe innige ruhige Neigung, der kurze heilige Eheſtand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweyten Verbindung: alles iſt von der Art, um ſich desſelben einſt im Kreiſe der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieſes ehrenhafte Verfahren gegen ſich ſelbſt ward noch dadurch erhœht, daß er in dem wohlgeſinnten Dænemark in dem Hauſe eines großen und auch, menſchlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem hœheren Kreiſe, der zwar in ſich abgeſchloßen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerkſamkeit gegen die Welt gewidmet war, entſchied ſich ſeine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemeßene Rede, ein Laconiſmus, ſelbſt wenn er offen und entſcheidend ſprach, gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehen, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen im Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beide aus Einer Quelle entſprangen. Von allem dieſen geben ſeine erſten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und ſie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch perſœnlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, iſt kaum als eine ſeiner entſchiedenen Eigenſchaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein ſolches Förderniſs junger Leute im litterariſchen Thun und Treiben, eine Luſt hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünſtigte Menſchen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen Deutſchen Mann verherrlicht, der in Abſicht auf Würde die er ſich ſelbſt gab wohl als der zweyte, in Abſicht aber auf lebendige Wirkung als der erſte genannt werden darf. Niemanden wird entgehen daß hier Gleim gemeint ſey. Im Beſitz einer zwar dunkeln, aber eintræglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militæriſche bürgerliche litterariſche Betriebſamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgiengen, nicht ohne daß ein Theil derſelben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in ſich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte; deswegen er ſich einem andern vielleicht mächtigern

Triebe hingab, dem næmlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thætigkeiten flochten ſich während ſeines ganzen langen Lebens unablæſſig durch einander. Er hätte eben ſowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder ſpætere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich zu Ehren half, gewann er ſich ſo viele Freunde Schuldner und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung ſeiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den ſich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden ſich auch für etwas zu halten, hat im Öffentlichen und Geheimen ſehr große und ſchœne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieſes Bewußtſeyn, ſo ehrwürdig es iſt, führte für ſie ſelbſt, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eigenes Übel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geiſtigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, ſo blieben ſie gegen die Welt nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältniſſe nichtig. Der Tag iſt lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute Vornehmen und Reichen: ſie legten daher auf ihre beſondern engen Zuſtände einen zu hohen Werth, in ihr tægliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die ſie ſich nur unter einander zugeſtehen mochten; ſie freuten ſich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn ſie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfiengen von Andern Lob und Ehre wie ſie verdienten: ſie gaben ſolche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich; und eben weil ſie fühlten daß ihre Neigung viel werth ſey, ſo gefielen ſie ſich dieſelbe wiederholt auszudrücken, und ſchonten hierbei weder Papier noch Dinte. So entſtanden jene Briefwechſel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt ſich verwundert, der man nicht verargen kann wenn ſie kaum die Mœglichkeit einſieht wie vorzügliche Menſchen ſich an einer ſolchen Wechſelnichtigkeit ergötzen konnten, wenn ſie den Wunſch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben ſeyn. Allein man laße jene wenigen Bände doch immer neben ſo viel andern auf dem Bücherbrette ſtehen, wenn man ſich daran belehrt hat daß der vorzügliche Menſch auch nur vom Tage lebt, und nur kümmerlichen Unterhalt genießt wenn er ſich zu ſehr auf ſich ſelbſt zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen verſäumt, wo er allein Nahrung für ſein Wachsthum und zugleich einen Maßſtab desſelben finden kann.

ZU BRUEDERLICHEM ANDENKEN WIELANDS.

MDCCCXIII.

DURCHLAUCHTIGSTER PROTECTOR,
SEHR EHRWÜRDIGER MEISTER,
VEREHRUNGSWÜRDIGSTE ANWESENDE!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegen zu ſtellen, und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern: ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieſes Finſtere müßte ſich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor Ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehn; der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniſs dienen daß derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt, und dieſer Heiterkeit gemæß auch von uns geſchieden, unter die glücklichſten Menſchen zu zählen, und keinesweges mit Klage, ſondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu beſtatten ſey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darſtellen kann, ſey den innern dargebracht. Achtzig Jahre: wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und ſich zu vergegenwärtigen was ſo viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten daß er den Werth eines in jedem Betracht vollſtändigen Lebens ſogleich zu ermeßen und zu ſchätzen wiße?

Begleiten wir unſern Freund auf dem Stufengange ſeiner Tage, ſehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, ſo finden wir daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward die Blüte einer jeden dieſer Jahreszeiten zu pflücken: denn auch das hohe Alter hat ſeine Blüte, und auch dieſer auf das heiterſte ſich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate ſind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimniſsvolle Sphinx für ihn mit Roſen bekränzten um auszudrücken daß wenn Anacreon der Greis ſeine erhœhte Sinnlichkeit mit leichten Roſenzweigen zu ſchmücken unternahm, die ſittliche Sinnlichkeit, die gemæßigte geiſtreiche Lebensfreude unſeres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen ſind es, daß dieſer treffliche Freund noch unſern Zuſammenkünften nicht nur beiwohnte, ſondern auch in ihnen thætig wirkte. Er hat ſeinen Ausgang aus dem Irdiſchen durch unſern Kreis hindurch genommen: wir waren ihm auch noch zuletzt die Næchſten; und wenn das Vaterland ſo wie das Ausland ſein Andenken feyert, wo ſollte dieß früher und kräftiger geſchehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unſerer Meiſter habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und ſpreche in dieſer angeſehenen

Verſammlung zu ſeinem Andenken um ſo lieber einige Worte, als ſie flüchtige Vorläufer ſeyn können deſſen, was künftig die Welt, was unſere Verbrüderung für ihn thun wird. Dieſe Geſinnung ifts, dieſe Abſicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehœr erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer faſt vierzig Jahre geprüften Neigung als aus redneriſcher Überlegung, keineswegs in gehœriger Verbindung, ſondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja ſprungweiſe vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erſcheinen dürfte: ſo muß ich bemerken daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten ſeyen. Und ſo werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns ſo lieben, werthen, ja heiligen Gegenſtand geſchritten!

Wieland war in der Næhe von Biberach, einer kleinen Reichsſtadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangeliſcher Geiſtlicher, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, und legte bei ihm den erſten Grund der Schulkenntniſſe. Hierauf ward er nach Kloſter Bergen an der Elbe geſendet, wo eine Erziehungs- und Lehranſtalt, unter der Aufſicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ſtand. Von da begab er ſich auf die Univerſitæt zu Tübingen; ſodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutſchland, wie Gleimen nachher in Norddeutſchland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er ſich ganz der Luſt welche das Selbſthervorbringen der Jugend verſchafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung ſich ausbildet, ohne daß die hœheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältniſſen, kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward von nun an ſein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das raſtloſeſte ſeine litterariſch-poetiſche Neigung fortſetzte. Die mechaniſchen Amtsgeſchäfte eines Vorſtehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luſt und Muth, und damit ja ſein Geiſt in ſo engen Verhältniſſen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Næhe begüterten Grafen Stadion, kurfürſtlich Mainziſchem Miniſter, bekannt. In dieſem angeſehenen wohleingerichteten Hauſe wehte ihn zuerſt die Welt- und Hofluft an, innere und äußere Staatsverhältniſſe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürſten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joſeph die Academie zu Erfurt wieder belebt werden ſollte, ſo berief man unſern Freund dahin, und bethætigte dadurch die duldſamen Geſinnungen, welche ſich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken ohne der Herzoginn Regentinn von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute ſo thætige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürſtlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt hœchſt gebildeten Mutter, und ſo ward er herüber berufen, damit er ſeine litterariſchen Talente, ſeine ſittlichen Vorzüge zum Beſten des fürſtlichen Hauſes, zu unſerm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen

Umftände zu Theil ward, führte er feit beinahe vierzig Jahren ein feiner Natur und feinen Wünfchen völlig gemæßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat fein Zeitalter fich zugebildet, dem Gefchmack feiner Jahresgenoßen fo wie ihrem Urtheil eine entfchiedene Richtung gegeben, dergeftalt, daß feine Verdienfte fchon genug erkannt, gefchätzt, ja gefchildert find. In manchem Werke über deutfche Litteratur ift fo ehrenvoll als finnig über ihn gefprochen: ich gedenke nur deffen, was Küttner Efchenburg Manfo Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung welche er auf die Deutfchen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit feines Wefens. Menfch und Schriftfteller hatten fich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Verfen und Profa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe fey, und fo fchrieb er auch urtheilend und urtheilte fchreibend. Aus der Fruchtbarkeit feines Geiftes entquoll die Fruchtbarkeit feiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerifchen Phrafe: er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftfteller dadurch huldigte, daß fie fich eines Kiels womit er feine Werke gebildet zu bemächtigen fuchte, fo dürfte der Kiel, deffen fich Wieland bediente, gewifs vor vielen diefer Auszeichnung würdig feyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und fehr fchœn fchrieb, zugleich mit Freyheit und Befonnenheit; daß er das Gefchriebene immer vor Augen hatte, forgfältig prüfte, veränderte, beßerte, unverdroßen bildete und umbildete, ja nicht müde ward Werke von Umfang wiederholt abzufchreiben: diefes gab feinen Productionen das Zarte Zierliche Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, fondern durch heitere genialifche Aufmerkfamkeit auf ein fchon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diefe forgfältige Bearbeitung feiner Schriften entfprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende feines Schweizerifchen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten feyn, als die Ungeduld des Hervorbringens fich in etwas legte, und der Wunfch ein Vollendetes dem Gemeinwefen darzubringen entfchiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Perfon ausmachten, fo werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diefen zugleich fchildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterifcher und rednerifcher Talente, beherfchten ihn in einem hohen Grade: aber eine mehr angebildete als angeborne Mæßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unfer Freund war des Enthufiafmus im hœchften Grade fæhig, und in der Jugend gab er fich ihm ganz hin, und diefes um fo lebhafter und anhaltender, als jene fchœne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichften, es fey erreichbar oder unerreichbar, in fich fühlt, für ihn fich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiefe der Unfchuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geiftlicher als Vater waltete; das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Klofter Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalifch wirkte; das in feinen Grundformen noch klœfterliche Tübingen; jene einfachen Schweizerwohnungen, umraufcht von Bächen, befpült von

Seen, umſchloßen von Felſen: überall fand er ſein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein ſchon erwachſener gebildeter Jüngling noch immer ſchwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an die uns von der männlichen Unſchuld der Griechen hinterlaßen ſind. Cyrus, Araſpes und Panthea und gleich hohe Geſtalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platoniſchen Geiſt in ſich weben; er fühlte daß er deſſen bedurfte um jene Bilder für ſich und für andere wiederherzuſtellen, und dieſes um ſo eher, als er nicht ſowohl dichteriſche Schattenbilder hervorrufen, ſondern vielmehr wirklichen Weſen einen ſittlichen Einfluß zu verſchaffen hoffte.

Aber gerade daß er ſo lange in dieſen hœheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in ſich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenſte Wirklichkeit halten durfte: eben dieſes verbitterte ihm die Frucht die er von dem Baum des Erkenntniſſes zu pflücken endlich genœthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unſer Freund wird in dieſen Streit hineingezogen: ungern läßt er ſich durch Erfahrung und Leben widerſprechen; und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will jene herrlichen Geſtalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfniſſen des Tags zu vereinigen, entſchließt er ſich das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu laßen, und erklært das ihm bisher Wahrgeſchienene für Phantaſterey.

Aber auch hier zeigt ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluſt, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten fühlt er ſich von der Welt verletzt und um ſeine grœſten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nunmehr in der Erfahrung wiederfinden was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war: aber er verzehrt ſich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen, ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſierenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der Stoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiœſen Fanatiſmus und allem was dem Verſtande excentriſch erſcheint entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er mœge zu weit gehn, er mœge ſelbſt phantaſtiſch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles was wir unter dem Wort Philiſterey zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterey, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprœdigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſeyn mœgen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſeyn. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mæßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſeyn will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele,

hatten ihn ſchon längſt angezogen: nun findet er aber in dieſer Genoßenſchaft einen Mann deſſen Sinnesart ihm weit gemæßer iſt.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniſs zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit wo in der Religion ſeines Vaterlandes manche Bewegung vorgieng, wo die herſchende Kirche mit Gewalt die Andersgeſinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches was einen Verſtändigen Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen alles dieſes, glaubte er, ſey am beſten durch Frohſinn zu wirken: nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehn, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müße ein guter Mann ſeyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt Witz Humor ſeyen die echten Organe womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaße. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freyheit vertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen echten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch die Gegenſtände zu gewältigen konnte man nicht umhin ſich nach entſcheidenden Behœrden umzuſehn, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt, und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger dem er folgen, nicht einen Genoßen mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich ohne nach ihm gebildet zu ſeyn; wie man denn von Menæchmen nicht ſagen könnte, welcher das Original und welcher die Copie ſey.

Was jener, in einem hœheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen Ämter Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe, zu einer ernſteren Zeit, in dem meerumfloßenen England leiſtete: eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thætigkeit, durch ein ſtætiges Wirken in ſeinem überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande; und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein practiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge ſo wie über ihren æſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England vorbereitet, und auch in Deutſchland durch Umſtände gefordert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durchs Leben ſelbſt, von unſerm Freunde in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, inſofern von Anſicht Geſinnung Überſicht die Rede ſeyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, ſo war doch dieſer jenem an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verſtändig lehrt und wünſcht, das weiß der Deutſche in Verſen und Proſa, dichteriſch und redneriſch auszuführen.

Zu dieſer Ausführung aber mußte ihm die Franzœſiſche Behandlungsweiſe am meiſten zuſagen. Heiterkeit Witz Geiſt Eleganz iſt in Frankreich ſchon vorhanden; ſeine blühende Einbildungskraft, welche ſich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenſtänden beſchäftigen will, wendet ſich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die grœſte Freyheit gewähren: auch hier reicht ihm Frankreich in der Tauſend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek ſchon halb verar-

beitete zugerichtete Stoffe, indeſſen die alten Schätze dieſes Fachs welche Deutſchland beſitzt noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade dieſe Gedichte ſind es, welche Wielands Ruhm am meiſten verbreiteten und beſtætigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und ſelbſt die ernſteren Deutſchen ließen ſie ſich gefallen: denn alle dieſe Werke traten wirklich zur rechten und günſtigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geſchrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunſtſtück ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß er bald den Verſtand über die hœheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die ſittlichen triumphieren läßt, ſo muß man doch auch geſtehn daß am rechten Ort alles was ſchœne Seelen nur zieren mag die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meiſten dieſer Arbeiten, war die Überſetzung Shakeſpears. Wieland fürchtete nicht durch Studien ſeiner Originalitæt Eintrag zu thun; ja ſchon früh war er überzeugt daß, wie durch Bearbeitung ſchon bekannter Stoffe, ſo auch durch Überſetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geiſt die beſte Erquickung fände.

Shakeſpearn zu überſetzen war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil ſelbſt gebildete Litteratoren die Mœglichkeit läugneten daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Wieland überſetzte mit Freyheit, erhaſchte den Sinn ſeines Autors, ließ bei Seite was ihm nicht übertragbar ſchien, und ſo gab er ſeiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichſten Werken einer andern, ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Dieſe Überſetzung, ſo eine große Wirkung ſie in Deutſchland hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzuſehr in Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaßenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Franzœſiſche Sinnesart hervorblickt.

Anderſeits aber ſind ihm die Griechen in ihrer Mæßigung und Reinheit hœchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden; Religion Sitten Verfaßung, alles giebt ihm Anlaß ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker, ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute, ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige duldſame menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich problematiſche Charactere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit das Liebenswürdige einer Muſarion Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhœhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann den er als Repræſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchœnen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten wohldenkenden gebildeten frohen Menſchen in Verbindung; ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem

Überſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der Deutſche Lucian, der uns den Griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaßer und Überſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von je her das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen außerordentlichen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freylich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die hœhere bildende Kunſt nœthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbliebenen alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergeſtalt, daß man bewundern muß wie der vorzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja es würde ihm vollkommen gelungen ſeyn, hätte ihn nicht eben ſeine lobenswerthe Behutſamkeit abgehalten entſchiedene Schritte zu thun: denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiaſmus weder faßen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeiner allgemeinen Lebensregel machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war er es mit den Rœmern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republicaniſchen oder patriotiſchen Eifer hätte hinreißen laßen, ſondern er findet, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur andichtete, unter den Rœmern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm: ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann, iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Lebens und der Kunſt; Cicero Philoſoph, Redner, Staatsmann, thætiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoßen verſetzen um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menſchen verlangen mit denen er ſich beſchäftigt: aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partey nehmen mag.

Es giebt zwey Überſetzungsmaximen: die eine verlangt daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergeſtalt, daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben, und uns in ſeine Zuſtände, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenſchaften finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht: doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden welch verwickeltes Geſchäft eine Überſetzung

ſey, als er. Wie tief war er überzeugt daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerm Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtœßig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreyfache Bemühung, ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo giebt er ſich denn auch die redlichſte Mühe uns in den Fall zu ſetzen daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen daß aus den Fundgruben anderer alten Litteraturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern iſt, ſo wenig wird man uns widerſprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Rœmer habe uns bis auf den heutigen Tag köſtliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Beſten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen ſind.

Die Deutſche Reichsverfaßung, welche ſo viele kleine Staaten in ſich begriff, ähnlichte darin der Griechiſchen. Die geringſte, unſcheinbare, ja unſichtbare Stadt, weil ſie ein eignes Intereſſe hatte, mußte ſolches in ſich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältniſſe nachzudenken. Und ſo war auch Wieland, als Canzleyverweſer einer der kleinſten Reichsſtädte, in dem Fall Patriot und im beßern Sinne Demagog zu ſeyn; wie er denn einmal über einen ſolchen Gegenſtand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, ſeines Gönners, lieber auf ſich zu ziehen als unpatriotiſch nachzugeben die Entſchließung faßte.

Schon ſein Agathon belehrt uns daß er auch in dieſem Fache geregelten Geſinnungen den Vorzug gab: indeſs gewann er doch dieſen Gegenſtänden ſo viel Antheil ab, daß alle ſeine Beſchäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten über dieſelben zu denken. Beſonders fühlte er ſich aufs neue dazu aufgefordert, als er ſich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürſten verſprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieſer Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da ſie in einer Zeit geſchrieben ſind wo die Macht der Alleinherrſchaft noch nicht erſchüttert war, ſo iſt ſein Hauptgeſchäft den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzuſtellen, und ſie auf das Glück hinzuweiſen das ſie in dem Glück der Ihrigen finden ſollten.

Nun aber trat die Epoche ein in der eine aufgeregte Nation alles bisher Beſtandene niederriß und die Geiſter aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Geſetzgebung zu berufen ſchien. Auch hierüber erklært er ſich mit umſichtiger Beſcheidenheit, und ſucht durch verſtändige Vorſtellungen, die er unter mancherley Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freywillige Vereinigung der Maſſe undenkbar erſcheint, ſo iſt er der erſte der die Einherrſchaft wieder anræth, und den Mann bezeichnet der das Wunder der Wiederherſtellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genœthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu laßen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tages folgte, und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann der selbst dichtete auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller dem man so herrliche Werke verdankte selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die grœsten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Litteraturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend: denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine grœßere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust sich augenblicklich mitzutheilen bei einem jeden rege der irgend etwas zu geben hatte. Mehr, als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer: ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten, und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hœren will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalitæt. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geschaffen; wer die Mæßigung als Hauptmaxime anerkennt darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmierte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch misbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen grœßerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müßen: um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an litterarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sichs einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen der sich selbst ausbildet, den Menschen der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Character desselben, gar bald abnehmen könne.

Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und spæter den Character unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müße gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht daß der Character sich nur durchaus aufs Practische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Character, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde, und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer bürgerlicher freundlich-geselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden, und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet; äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern menschlichen weltbürgerlichen Gesinnungen gar schœn zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen: man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzes gab jedermann Vertrauen; das freye Naturleben zog jedermann an; und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er beßer bequemer froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die hœchste litterarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen, und als er gerade in der Næhe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mœgen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte; besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreyer Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeſs ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundinn und dann durch den Tod seiner werthen sorgsamen Lebensgefährtinn getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben und sich des einige Jahre froh genoßenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor um dort auch seine ruhige

Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch ſeinen ſchœnen und anmuthigen Willen erfüllt daß die Nachkommen ſeinen Grabhügel in einem lebendigen Haine beſuchen und heiter verehren ſollten.

Nicht ohne hœhere Veranlaßung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück: denn das Verhältniſs zu ſeiner großen Gönnerinn, der Herzoginn Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüſtert. Er fühlte nur zu ſehr was es ihm koſte, von ihr entfernt zu ſeyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desſelben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unſtatten genießen. Und ſo, nachdem er ſeine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verſammelt, bald zerſtreut geſehen, zieht die erhabene Fürſtinn ihn in ihren næchſten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürſtlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet ſich nun als Glied des Hauſes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die grœßere Geſellſchaft geboren; ja die grœſte würde ſein eigentliches Element geweſen ſeyn: denn weil er nirgends obenan ſtehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mæßigung ſich zu äußern geneigt war, ſo mußte er nothwendig als angenehmer Geſellſchafter erſcheinen; ja er wære es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernſt nehmenden Nation noch mehr geweſen.

Denn ſein dichteriſches ſo wie ſein litterariſches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen practiſchen Zweck ſuchte, ein practiſches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren ſeine Gedanken beſtändig klar, ſein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er bei ausgebreiteten Kenntniſſen ſtæts an dem Intereſſe des Tags feſthielt, demſelben folgte, ſich geiſtreich damit beſchäftigte, ſo war auch ſeine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieſer Art zu denken, ſich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Abſicht auf ſein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht daß er gegen die neuern philoſophiſchen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von ſeinen grœßern Anſichten præludierte, und in heitern Formen ſelbſt über die wichtigſten Gegenſtände ſich problematiſch zu äußern ſchien, da ſtand er unſerm Freunde noch nah genug: als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, ſo mußten alle die, welche ſich bisher in freyem Leben, dichtend ſo wie philoſophierend, ergangen hatten, ſie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeſte daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beſchränkt werden ſollten.

Aber nicht allein für den Philoſophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geiſtesrichtung, ſobald eine große Maſſe ſich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang ſcheinen wollte, als wære die Abſicht überhaupt nur auf Wißenſchaft, ſodann auf Sittenlehre und was hievon zunæchſt abhängig iſt, gerichtet, ſo war doch leicht einzuſehen daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des hœhern Wißens und des ſittlichen Handelns feſter, als bisher geſchehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein ſtrengeres, in ſich mehr zuſammenhängendes, aus den

Tiefen der Menſchheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, ſag' ich, den Geſchmack auch bald auf ſolche Grundſätze hinweiſen, und deſshalb ſuchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beſeitigen, und ein allgemeineres Geſetz zur Entſcheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutſchen Litteratur entſtandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Character, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſeyn müßte, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen, und um unparteyiſch zu wirken beiden Parteyen gewiſſermaßen angehœren.

Doch von jenen hieraus entſprungenen kleineren oder grœßeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaßen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäßerten Thælern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge, wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht: denn er ward erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloßenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der Franzœſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wißenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er ſich ſelbſt gleich, und er bethætigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bœſen Geſchick mæßig zu begegnen verſteht.

Am bewunderungswürdigſten jedoch erſchien er, körperlich und geiſtig betrachtet, nach dem harten Unfall der ihn in ſo hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter hœchlich verletzt ward. Die ſchmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Geneſung ertrug er mit dem grœſten Gleichmuth, und trœſtete mehr ſeine Freunde als ſich ſelbſt durch die Äußerung, es ſey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es mœge den Göttern wohl billig geſchienen haben, daß er auch auf dieſe Weiſe die Schuld der Menſchheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem ſich ſeine Natur wie die eines Jünglings ſchnell wieder herſtellte, und ward uns dadurch zum Zeugniſs, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe phyſiſche Kraft verliehen ſey.

Wie ſich nun ſeine Lebensphiloſophie auch bei dieſer Prüfung bewährte, ſo brachte ein

folcher Unfall keine Veränderung in der Gefinnung noch in feiner Lebensweife hervor. Nach feiner Genefung gefellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So fehr auch jederzeit fein Blick auf das Irdifche, auf die Erkenntnifs, die Benutzung desfelben gerichtet fchien: des Außerweltlichen, des Überfinnlichen konnte er doch als ein vorzüglich begabter Mann keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umftändlich zu fchildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor: denn indem er alles abzulehnen fchien was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniffe liegt, außer dem Kreife deffen, was fich durch Erfahrung bethætigen läßt, fo konnte er fich doch niemals enthalten gleichfam verfuchsweife über die fo fcharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszufchreiten, doch hinüber zu blicken, und fich eine außerweltliche Welt, einen Zuftand von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntnifs geben können, nach feiner Weife aufzuerbauen und darzuftellen.

Einzelne Züge feiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege: befonders aber darf ich mich auf feinen Agathodæmon, auf feine Euthanafie berufen, ja auf jene fchœnen, fo verftändigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden diefer Verfammlung mittheilen mœgen. Denn zu unferm Brüderverein hatte fich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Myfterien der Alten hiftorifch überliefert worden, floh er zwar nach feiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimniffe, aber verläugnete fich nicht daß gerade unter diefen vielleicht feltfamen Hüllen zuerft unter die rohen und finnlichen Menfchen hœhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünfchenswerther dargeftellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unfers Dafeyns fowohl von falfchen Schreckniffen eines trüben Aberglaubens als von den eben fo falfchen Forderungen einer lebensluftigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von fo vielen werthen Freunden und Zeitgenoßen auf der Erde zurückgelaßen, fich in manchem Sinne einfam fühlend, næherte er fich unferm theueren Bunde. Wie froh er in denfelben getreten, wie anhaltend er unfere Verfammlungen befucht, unfern Angelegenheiten feine Aufmerkfamkeit gegönnt, fich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unfern ehrbaren Gaftmahlen beigewohnt, und fich nicht enthalten über manche wichtige Angelegenheit feine Gedanken zu eröffnen: davon find wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn diefer altgegründete und nach manchem Zeitwechfel oft wieder hergeftellte Bund eines Zeugniffes bedürfte, fo würde hier das vollkommenfte bereit feyn, indem ein talentreicher Mann, verftändig vorfichtig umfichtig erfahren wohldenkend und mæßig, bei uns feines Gleichen zu finden glaubte, fich bei uns in einer Gefellfchaft fühlte, die er, der beften gewohnt, als Vollendung feiner menfchlichen und gefelligen Wünfche fo gern anerkannte.

Vor diefer fo merkwürdigen und hochgefchätzten Verfammlung, obgleich von unfern Meiftern aufgefordert, über den Abgefchiedenen wenige Worte zu fprechen würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte unzufammenhängende Blätter, fondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und

geordnete Bände nœthig find um fein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente das er fich felbft in feinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diefe fchœne Pflicht nur in der Betrachtung, es könne das von mir vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig bei wiederholter Feyer feines Andenkens von andern beßer zu leiften wære. Wird es unfern verehrten Meiftern gefallen, mit diefem Auffatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unfern Freund erfcheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unfere Brüder, auf die er am meiften und am eigenften gewirkt, welche eines ununterbrochenen næhern Umgangs mit ihm genoßen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, fo würde hiedurch ein Schatz von Thatfachen Nachrichten und Urtheilen gefammelt, welcher wohl einzig in feiner Art feyn dürfte, und woraus denn unfere Nachkommen fchöpfen könnten um mit ftandhafter Neigung ein fo würdiges Andenken immerfort zu befchützen, zu erhalten und zu verklæren.

SHAKSPEARE UND KEIN ENDE.

Es ift über Shakfpeare fchon fo viel gefagt, daß es fcheinen möchte als wære nichts mehr zu fagen übrig; und doch ift dieß die Eigenfchaft des Geiftes, daß er den Geift ewig anregt. Dießmal will ich Shakfpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erftens als Dichter überhaupt, fodann verglichen mit den Alten und den Neueften, und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln fuchen was die Nachahmung feiner Art auf uns gewirkt, und was fie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiftimmung zu dem, was fchon gefagt ift, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abftimmung aber kurz und pofitiv ausdrücken ohne mich in Streit und Widerfpruch zu verwickeln. Hier fey alfo von jenem erften Punct zuvörderft die Rede.

I. SHAKSPEARE ALS DICHTER ÜBERHAUPT.

Das Hœchfte wozu der Menfch gelangen kann ift das Bewußtfeyn eigner Gefinnungen und Gedanken, das Erkennen feiner felbft, welches ihm die Anleitung giebt auch fremde Gemüthsarten zu durchfchauen. Nun giebt es Menfchen die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren find und folche durch Erfahrung zu practifchen Zwecken ausbilden. Hieraus entfteht die Fæhigkeit der Welt und den Gefchäften im hœhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er fie nicht zu unmittelbaren irdifchen Zwecken, fondern zu einem hœhern geiftigen allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakfpeare einen der grœften Dichter, fo geftehen wir zugleich daß nicht leicht jemand die Welt fo gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand der

ſein inneres Anſchauen ausſprach den Leſer in hœherm Grade mit in das Bewußtſeyn der Welt verſetzt. Sie wird für uns völlig durchſichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Laſters, der Grœße, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieſes alles, ja noch mehr, durch die einfachſten Mittel. Fragen wir aber nach dieſen Mitteln, ſo ſcheint es als arbeite er für unſre Augen: aber wir ſind getäuſcht. Shakſpeares Werke ſind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklæren ſuchen.

Das Auge mag wohl der klarſte Sinn genannt werden, durch den die leichteſte Überlieferung mœglich iſt. Aber der innere Sinn iſt noch klærer, und zu ihm gelangt die hœchſte und ſchnellſte Überlieferung durchs Wort: denn dieſes iſt eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffaßen, an und für ſich fremd und keineswegs ſo tiefwirkend vor uns ſteht. Shakſpeare nun ſpricht durchaus an unſern innern Sinn: durch dieſen belebt ſich ſogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und ſo entſpringt eine vollſtändige Wirkung, von der wir uns keine Rechenſchaft zu geben wißen: denn hier liegt eben der Grund von jener Täuſchung, als begebe ſich alles vor unſern Augen. Betrachtet man aber die Shakſpeareſchen Stücke genau, ſo enthalten ſie viel weniger ſinnliche That als geiſtiges Wort. Er läßt geſchehen was ſich leicht imaginieren läßt, ja was beßer imaginiert als geſehen wird. Hamlets Geiſt, Macbeths Hexen, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwiſchenſcenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge gehen beim Leſen leicht und gehœrig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtœrend, ja widerlich erſcheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakſpeare, und dieß läßt ſich beim Vorleſen am beſten überliefern: der Hœrer wird nicht zerſtreut, weder durch ſchickliche noch unſchickliche Darſtellung. Es giebt keinen hœhern Genuß und keinen reinern als ſich mit geſchloßenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakſpeareſches Stück nicht declamieren, ſondern recitieren zu laßen. Man folgt dem ſchlichten Faden an dem er die Ereigniſſe abſpinnt. Nach der Bezeichnung der Charactere bilden wir uns zwar gewiſſe Geſtalten: aber eigentlich ſollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier ſcheinen alle Mitſpielenden ſich verabredet zu haben uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laßen. Dazu conſpirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Kœnige und Boten; ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thætiger als die Hauptgeſtalten. Alles was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte ſäuſelt, was in Momenten ungeheurer Ereigniſſe ſich in dem Herzen der Menſchen verbirgt wird ausgeſprochen; was ein Gemüth ängſtlich verſchließt und verſteckt wird hier frey und flüßig an den Tag gefördert: wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wißen nicht wie.

Shakſpeare geſellt ſich zum Weltgeiſt: er durchdringt die Welt wie jener; beiden iſt nichts verborgen: aber wenn des Weltgeiſts Geſchäft iſt Geheimniſſe vor, ja oft nach der That zu bewahren, ſo iſt es der Sinn des Dichters, das Geheimniſs zu verſchwätzen, und uns vor oder doch gewiſs in der That zu Vertrauten zu machen. Der laſterhafte Mächtige, der wohldenkende Beſchränkte, der leidenſchaftlich hingerißene, der ruhig betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrſcheinlichkeit; jedermann iſt redſam und redſelig.

Genug, das Geheimniſs muß heraus, und ſollten es die Steine verkünden. Selbſt das Unbelebte drängt ſich hinzu, alles Untergeordnete ſpricht mit, die Elemente, Himmel- Erd- und Meer-Phænomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft ſcheinbar als Gleichniſs, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civiliſierte Welt muß ihre Schätze hergeben: Künſte und Wißenſchaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht ſeine Gaben dar. Shakſpeares Dichtungen ſind ein großer belebter Jahrmarkt, und dieſen Reichthum hat er ſeinem Vaterlande zu danken.

Überall iſt England, das meerumfloßene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thætige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleich geſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtume mehr verachtet als er: er kennt recht gut das innere Menſchen-Coſtume, und hier gleichen ſich Alle. Man ſagt, er habe die Rœmer vortrefflich dargeſtellt: ich finde es nicht: es ſind lauter eingefleiſchte Engländer: aber freylich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus, und denen paſst wohl auch die rœmiſche Toga. Hat man ſich einmal hierauf eingerichtet, ſo findet man ſeine Anachroniſmen hœchſt lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Coſtume verſtœßt, das iſt es, was ſeine Werke ſo lebendig macht.

Und ſo ſey es genug an dieſen wenigen Worten, wodurch Shakſpeares Verdienſt keineswegs erſchöpft iſt. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzuſetzen haben. Doch ſtehe noch eine Bemerkung hier: ſchwerlich wird man einen Dichter finden deſſen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirkſam iſt, wie an den ſeinigen ſich nachweiſen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch daß die Volksmaſſe den Vorzug der Beßern nicht anerkennen will. Im Cæſar bezieht ſich alles auf den Begriff daß die Beßern den oberſten Platz nicht wollen eingenommen ſehen, weil ſie irrig wähnen in Geſammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra ſpricht mit tauſend Zungen daß Genuß und That unverträglich ſey. Und ſo würde man bei weiterer Unterſuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II. SHAKSPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUESTEN.

Das Intereſſe welches Shakſpeares großen Geiſt belebt liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrſagung und Wahnſinn, Träume Ahnungen Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Geſpenſter Unholde und Zauberer ein magiſches Element bilden, das zur rechten Zeit ſeine Dichtungen durchſchwebt, ſo ſind doch jene Truggeſtalten keineswegs Hauptingredientien ſeiner Werke, ſondern die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſe worauf ſie ruhen; deshalb uns alles was ſich von ihm herſchreibt ſo echt und kernhaft erſcheint. Man hat daher ſchon eingeſehen daß er nicht ſowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantiſche genannt hat, ſondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehœre, da ſein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zarteſten Seite, ja nur mit der äußerſten Spitze an die Sehnſucht gränzt.

Deſs ungeachtet aber iſt er, næher betrachtet, ein entſchieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beſeitigen iſt, ſondern dem innerſten tiefſten Sinne nach.

Zuvörderſt aber verwahre ich mich, und ſage daß keineswegs meine Abſicht ſey nachfolgende Terminologie als erſchöpfend und abſchließend zu gebrauchen: vielmehr ſoll es nur ein Verſuch ſeyn zu andern uns ſchon bekannten Gegenſätzen nicht ſowohl einen neuen hinzuzufügen, als daß er ſchon in jenen enthalten ſey anzudeuten. Dieſe Gegenſätze ſind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidniſch.	Chriſtlich.
Heldenhaft.	Romantiſch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freyheit.
Sollen.	Wollen.

Die grœſten Qualen ſo wie die meiſten welchen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, entſpringen aus den einem Jeden inwohnenden Miſsverhältniſſen zwiſchen Sollen und Wollen, ſodann aber zwiſchen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und dieſe ſind es, die ihn auf ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſetzen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelœſet werden kann, entſpringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die hœchſte Verlegenheit hingegen, unauflœslich oder unaufgelœſt, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniſs zwiſchen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf, und verſuche ob ſich etwas damit leiſten laße. Vorherſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe, bald jene Seite: weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müßen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menſchen auferlegt: das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermœgen des Vollbringens fürchterlich; ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermœgen des Vollbringens getrœſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele: auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fæhigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſtſpiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenſpielern mit den Karten die mir in die Hand kommen eine lange Reihe von Zufällen lenken ohne ihnen ausweichen zu können: beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaßen: ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laßen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den grœſten Vortheil ziehen; und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragœdie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geſchärft und beſchleunigt wird. Hier iſt der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erſcheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen iſt deſpotiſch, es gehœre der Vernunft an wie das Sitten- und Stadtgeſetz, oder der Natur wie die Geſetze des Werdens Wachſens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem dieſem ſchaudern wir ohne zu bedenken daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt ſey. Das Wollen hingegen iſt frey, ſcheint frey, und begünſtigt den Einzelnen. Daher iſt das Wollen ſchmeichleriſch, und mußte ſich der Menſchen bemächtigen, ſobald ſie es kennen lernten. Es iſt der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengeſetzten: und hier liegt der Grund warum unſre Kunſt ſo wie unſre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragœdie groß und ſtark, durch das Wollen ſchwach und klein. Auf dem letzten Wege iſt das ſogenannte Drama entſtanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflœſte: aber eben weil dieſes unſrer Schwachheit zu Hülfe kommt, ſo fühlen wir uns gerührt wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getrœſtet werden.

Wende ich mich nun nach dieſen Vorbetrachtungen zu Shakſpeare, ſo muß der Wunſch entſpringen daß meine Leſer ſelbſt Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakſpeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überſchwängliche Weiſe verbindet. Wollen und Sollen ſuchen ſich durchaus in ſeinen Stücken ins Gleichgewicht zu ſetzen; beide bekämpfen ſich mit Gewalt, doch immer ſo, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erſte große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Character dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite des Characters betrachtet, ſoll: ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber will ſie: ſie iſt unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Conflict, und dieſen läßt Shakſpeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaßungen zum unerläßlichen Sollen erhœht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen: ſie wiederholt ſich aber bei Shakſpeare: denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hecate, und die Überhexe ſein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar im Coriolan läßt ſich das Ähnliche finden: genug, ein Wollen das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht iſt modern. Daß es aber Shakſpeare nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaßung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und næhert ſich dem Antiken. Denn alle Helden des dichteriſchen Alterthums wollen nur das, was Menſchen mœglich iſt, und daher entſpringt das ſchœne Gleichgewicht zwiſchen Wollen Sollen und Vollbringen: doch ſteht ihr Sollen immer zu ſchroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit die mehr oder weniger oder völlig alle Freyheit ausſchließt vertrægt ſich nicht mehr mit unſern Geſinnungen: dieſen hat jedoch Shakſpeare auf ſeinem Wege ſich genæhert: denn indem er das Nothwendige

fittlich macht, fo verknüpft er die alte und neue Welt zu unferm freudigen Erftaunen. Ließe fich etwas von ihm lernen, fo wære hier der Punct den wir in feiner Schule ftudieren müßten. Anftatt unfere Romantik, die nicht zu fchelten noch zu verwerfen feyn mag, über die Gebühr ausfchließlich zu erheben und ihr einfeitig nachzuhängen, wodurch ihre ftarke derbe tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, follten wir fuchen jenen großen unvereinbar fcheinenden Gegenfatz um fo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meifter, den wir fo hœchlich fchätzen, und oft ohne zu wißen warum? über alles præconifieren, das Wunder wirklich fchon geleiftet hat. Freylich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erndtezeit kam, daß er in einem lebensreichen proteftantifchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang fchwieg, fo daß einem wahren Naturfrommen wie Shakfpeare die Freyheit blieb fein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beftimmte Religion religiœs zu entwickeln.

Vorftehendes ward im Sommer 1813 gefchrieben, und man will daran nicht markten noch mækeln, fondern nur an das oben gefagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Verfuch fey um zu zeigen wie die verfchiedenen poetifchen Geifter jenen ungeheuren und unter fo viel Geftalten hervortretenden Gegenfatz auf ihre Weife zu vereinigen und aufzulœfen gefucht. Mehreres zu fagen wære um fo überflüßiger, als man feit gedachter Zeit auf diefe Frage von allen Seiten aufmerkfam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklærungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners hœchft fchätzbarer Abhandlung über die Idee des Schickfals in den Tragœdien des Æfchylus und deren fürtreffliche Recenfion in den Ergänzungsblättern der Jenaifchen Litteraturzeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punct wende, welcher fich unmittelbar auf das deutfche Theater bezieht, und auf jenen Vorfatz, welchen Schiller gefaßt, dasfelbe auch für die Zukunft zu begründen.

III. SHAKSPEARE ALS THEATERDICHTER.

Wenn Kunftliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, fo ergötzen fie fich am Ganzen und durchdringen fich von der Einheit die ihm der Künftler geben können. Wer hingegen theoretifch über folche Arbeiten fprechen, etwas von ihnen behaupten und alfo lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diefe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakfpeare erft als Dichter überhaupt betrachteten, und fodann mit den Alten und den Neueften verglichen. Nun aber gedenken wir unfern Vorfatz dadurch abzufchließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakfpeares Name und Verdienft gehœren in die Gefchichte der Poefie: aber es ift eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und fpæterer Zeiten, fein ganzes Verdienft in der Gefchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von feinen Fæhigkeiten einen Gebrauch machen der problematifch ift. Nicht alles was der Vortreffliche thut gefchieht auf die vortrefflichfte Weife. So gehœrt Shakfpeare nothwendig in die Gefchichte der Poefie: in der Gefchichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, fo muß man hier die Bedingungen er-

wægen in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zuſammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterſtück laßen ſich ſondern. Epos fordert mündliche Überlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog Geſpræch in geſchloßener Geſellſchaft, wo die Menge allenfalls zuhœren mag; Drama Geſpræch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterſtück alles dreyes zuſammen, inſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt, und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und perſœnlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakſpeares Werke ſind in dieſem Sinne am meiſten dramatiſch: durch ſeine Behandlungsart das innerſte Leben hervorzukehren gewinnt er den Leſer: die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſichs bequem, und man läßt ſichs, geiſtig genommen, mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localitæt zu Localitæt; unſere Einbildungskraft erſetzt alle Zwiſchenhandlungen die er ausläßt; ja wir wißen ihm Dank daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation: denn mit den «Brettern die die Welt bedeuten» ſind wir bekannter als mit der Welt ſelbſt, und wir mœgen das Wunderlichſte leſen und hœren, ſo meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft miſslungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaßen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken ſchlummernden Kœnig der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt, und damit fortſtolziert. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſæete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches aus einander gehalten werden. Shakſpeares ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes: ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müßen wir auch hier Shakſpeares großes Verdienſt anerkennen; nur läugnen wir dabei, und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht wie andere Dichter wählt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen; an die er ſich oft ſogar wörtlich hält. Nicht ſo gewißenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Überlieferung getreuer: doch zerſtœrt er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwey komiſchen Figuren Mercutio und die Amme, wahrſcheinlich von zwey beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oeconomie des Stücks recht genau, ſo bemerkt man daß dieſe beiden Figuren und was an ſie gränzt nur als poßenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bei unſerer folgerechten, Übereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unertræglich ſeyn müßen.

Am merkwürdigſten erſcheint jedoch Shakſpeare, wenn er ſchon vorhandene Stücke redigiert und zuſammenſchneidet. Bei Kœnig Johann und Lear können wir dieſe Vergleichung anſtellen: denn die ältern Stücke ſind noch übrig. Aber auch in dieſen Fällen iſt er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Laßet uns denn aber zum Schluß zur Auflœſung des Ræthſels ſchreiten. Die Unvollkommenheit der engliſchen Bretterbühne iſt uns durch kenntniſsreiche Männer vor Augen geſtellt. Es iſt keine Spur von der Natürlichkeitsforderung in die wir nach und nach durch Verbeßerung der Maſchinerie, der perſpectiviſchen Kunſt und der Garderobe hineingewachſen ſind, und von wo man uns wohl ſchwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte, vor ein Gerüſte wo man wenig ſah, wo alles nur bedeutete, wo ſich das Publicum gefallen ließ hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Kœnigs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewiſſen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr iſt. Wer will ſich nun gegenwärtig ſo etwas zumuthen laßen? Unter ſolchen Umſtänden waren Shakſpeares Stücke hœchſt intereſſante Mährchen, nur von mehreren Perſonen erzählt, die ſich um etwas mehr Eindruck zu machen characteriſtiſch maſkiert hatten, ſich wie es Noth that hin und her bewegten, kamen und giengen, dem Zuſchauer jedoch überließen ſich auf der œden Bühne nach Belieben Paradies und Paläſte zu imaginieren.

Wodurch erwarb ſich denn Schrœder das große Verdienſt Shakſpeares Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schrœder hielt ſich ganz allein ans Wirkſame: alles Andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit zu ſtœren ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaßung der erſten Scenen des Kœnigs Lear den Character des Stücks aufgehoben: aber er hatte doch Recht: denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen: aber Mitleid hat man nicht mit ihm; und Mitleid wollte Schrœder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakeſpeare redigiert, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegerſohn aus romantiſcher Grille machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer, und treffen den Alten, der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpeares hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen daß man Shakſpeare auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müße, und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten. Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Überſetznng veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniſs ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schrœders Bearbeitung greifen: aber die Redensart daß auch bei der Vorſtellung von Shakſpeare kein Jota zurückbleiben dürfe, ſo ſinnlos ſie iſt, hœrt man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieſer Meinung die Oberhand, ſo wird Shakſpeare in wenigen Jahren ganz von der

deutſchen Bühne verdrängt ſeyn; welches denn auch kein Unglück wære: denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig geſprochen, einen Verſuch zu machen hat man Romeo und Julie für das Weimariſche Theater redigiert. Die Grundſätze wonach ſolches geſchehen wollen wir eheſtens entwickeln; woraus ſich denn vielleicht auch ergeben wird warum dieſe Redaction, deren Vorſtellung keineswegs ſchwierig iſt, jedoch kunſtmæßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutſchen Theater nicht gegriffen. Verſuche ähnlicher Art ſind im Werke, und vielleicht bereitet ſich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

NOVELLE.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleyer die ganze Jægerey zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der Næchſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontäſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeſs die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da gebærdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben, oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit ſich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlinn Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut, empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther: beide waren von thætiglebhaftem Character; eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunct erlebt und genutzt wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen jeder nach ſeiner Art erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlinn geſtern durch das Gewimmel der aufgehängten Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laßen wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zudringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanzminiſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjægermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmœglich war, der Verſuchung zu widerſtehen an dieſen günſtigen Herbſt-

tagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und ſeltnes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtinn blieb ungern zurück: man hatte ſich vorgenommen weit in das Gebirg hineinzudringen um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleite Friedrichs, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte; «auch laße ich» ſagte er «dir unſern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird»; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nœthigen Auftræge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtinn, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freye Ausſicht ließen, die um deſto ſchœner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Hœhe ſtand, und ſo vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſcop noch in der Stellung wo man es geſtern Abend gelaßen hatte, als man, über Buſch Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die grœſten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annæhernden Glæſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtœrt durch lange Jahre emporſtrebten. Die ſchœne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer œden ſteinigen Fläche über welche der Jagdzug weggehen mußte; ſie erharrte den Augenblick mit Geduld, und betrog ſich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrœßerungsfæhigkeit des Inſtrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürſten und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. «Liebe Couſine» ſagte der alte rüſtige Herr, «hier legen wir die Anſichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegen ſtemmte, und wie doch hie und da ſein Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußte. Nun haben wir manches gethan um dieſe Wildniſs zugänglicher zu machen: denn mehr bedarf es nicht um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken.»

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter «Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſteht gemauert ein Thurm: doch niemand wüßte zu ſagen wo die Natur aufhœrt, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloßen und Zwinger terraſſenmæßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht: denn es iſt eigentlich ein Wald der dieſen uralten Gipfel um-

giebt: seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen: wo ihr euch an den Mauern andrängt stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen: um diese müßen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur wie trefflich unser Meister dieß Characteristische auf dem Papier ausgedrückt hat; wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten, und die mächtigen Äste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildnifs wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken laßen.»

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort «Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt, und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens: hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet: aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen: nun erstrecken sie ihre Äste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Sæle; aus denen wir sie nicht vertreiben wollen: sie sind eben Herr geworden, und mœgens bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach diesem allem ist es immer noch bemerkenswerth, und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufführen ein Ahorn Wurzel geschlagen, und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Zinne der unbegränzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten: denn dieser Baum ist es der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so lœblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wæren: er hat die schœnsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet, und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schœne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein characteristisch umrißen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren; und niemand soll über unsere regelmæßigen Parterre Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen laßen, der nicht wünschte sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren Unnachgiebigen Unzerstœrlichen und des Frischen Schmiegsamen Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.»

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seyen vorgeführt: da sagte die Fürstinn, zum Oheim gewendet, «Reiten wir hinauf, und laßen Sie mich in der Wirklichkeit sehen was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich

hier bin hœr' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend mit Augen zu ſehen was mir in der Erzählung unmœglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt." «Noch nicht, meine Liebe" verſetzte der Fürſt: «was Sie hier ſahen iſt was es werden kann und wird: jetzt ſtockt noch manches im Beginnen: die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchæmen ſoll." «Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wær' es nur bis an den Fuß: ich habe große Luſt mich heute weit in der Welt umzuſehen." «Ganz nach Ihrem Willen" verſetzte der Fürſt. «Laßen Sie uns aber durch die Stadt reiten" fuhr die Dame fort, «über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als wæren die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunct verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf; man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſey kein Geld nœthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Überſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm, zu denken wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide ſo deutlich ausſprechen was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden, und den Zweck oft nicht erkennen mag."

«Ich weiß" verſetzte der Fürſt «daß mein Neffe hierauf die grœſte Aufmerkſamkeit wendet: denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe: dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte! ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten; und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum" —

«Laßen Sie uns die ſchœnen Stunden nicht verſäumen!" fiel ihm die Fürſtinn ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich næmlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, hœchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrey und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtinn eilte das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte ſtatt zum Hinterthore bergauf zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter: denn wer wære nicht gern an ihrer Seite geritten? wer wære ihr nicht gern gefolgt? Und ſo war auch Honorio von der ſonſt ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſeyn.

Wie voraus zu ſehen durften ſie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten: aber die ſchœne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. «Ich wiederhole" ſagte ſie «meine

geftrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unfere Geduld prüfen will.' Und wirklich drängte fich die ganze Menfchenmaffe dergeftalt an die Reitenden heran, daß fie ihren Weg nur langfam fortfetzen konnten. Das Volk fchaute mit Freuden die junge Dame, und auf fo viel lächelnden Gefichtern zeigte fich das entfchiedene Behagen zu fehen daß die erfte Frau im Lande auch die fchœnfte und anmuthigfte fey.

Unter einander gemifcht ftanden Bergbewohner, die zwifchen Felfen Fichten und Föhren ihre ftillen Wohnfitze hegten, Flachländer von Hügeln Auen und Wiefen her, Gewerbsleute der kleinen Städte, und was fich alles verfammelt hatte. Nach einem ruhigen Überblick bemerkte die Fürftinn ihrem Begleiter wie alle diefe, woher fie auch feyen, mehr Stoff als nœthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Befatz. «Ift es doch als ob die Weiber nicht braufchig und die Männer nicht paufchig genug fich gefallen könnten.'

«Wir wollen ihnen das ja laßen" verfetzte der Oheim: «wo auch der Menfch feinen Überfluß hinwendet, ihm ift wohl dabei; am wohlften wenn er fich damit fchmückt und anputzt.' Die fchœne Dame winkte ihm Beifall.

So waren fie nach und nach auf einen freyen Platz gelangt, der zur Vorftadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramftände ein grœßeres Bretergebäude in die Augen fiel, das fie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tœnte. Die Fütterungsftunde der dort zur Schau ftehenden wilden Thiere fchien herangekommen: der Lœwe ließ feine Wald- und Wüftenftimme aufs kräftigfte hœren: die Pferde fchauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen wie in dem friedlichen Wefen und Wirken der gebildeten Welt der Kœnig der Einœde fich fo furchtbar verkündige. Zur Bude næher gelangt, durften fie die bunten coloffalen Gemælde nicht überfehen die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darftellten, welche der friedliche Staatsbürger zu fchauen unüberwindliche Luft empfinden follte. Der grimmig ungeheure Tiger fprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Lœwe ftand ernfthaft majeftætifch, als wenn er keine Beute feiner würdig vor fich fehe; andere wunderliche bunte Gefchöpfe verdienten neben diefen mächtigen weniger Aufmerkfamkeit.

«Wir wollen' fagte die Fürftinn «bei unferer Rückkehr doch abfteigen und die feltenen Gäfte næher betrachten.' «Es ift wunderbar" verfetzte der Fürft, «daß der Menfch durch Schreckliches immer aufgeregt feyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in feinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu fehen; es ift an Mord und Todfchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang: die Bänkelfänger müßen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menfchen wollen eingefchüchtert feyn um hinterdrein erft recht zu fühlen wie fchœn und lœblich es fey, frey Athem zu holen."

Was denn aber auch Bängliches von folchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben feyn, alles und jedes war fogleich ausgelöfcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterfte Gegend trat. Der Weg führte zuerft am Fluße hinan, an einem zwar noch fchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waßer, das aber nach und nach als grœfter Strom feinen Namen behalten und ferne Länder beleben follte. Dann gieng es weiter durch wohlverforgte Frucht- und

Luftgärten ſachte hinaufwärts, und man ſah ſich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erſt ein Buſch, ſodann ein Wäldchen die Geſellſchaft aufnahm, und die anmuthigſten Örtlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wieſenthal, erſt vor kurzem zum zweytenmale gemæht, ſammetähnlich anzuſehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entſpringenden Quelle gewäßert, empfing ſie freundlich; und ſo zogen ſie einem hœheren freyeren Standpunct entgegen, den ſie, aus dem Walde ſich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor ſich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunct ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen ſahen. Rückwärts aber (denn niemals gelangte man hierher ohne ſich umzukehren) erblickten ſie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürſtliche Schloß links, von der Morgenſonne beleuchtet, den wohlgebauten hœhern Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und ſo fort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit ſeinen Wieſen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem ſie ſich an dem Anblick erſättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf ſo hoher Stelle zu geſchehen pflegt, erſt recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Ausſicht, ritten ſie eine ſteinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrœnter Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume tief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch, und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mächtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlgegründet voran, und ſo thürmte ſichs aufwärts; das dazwiſchen herabgeſtürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmæßig über einander, und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile Jæhe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtinn bezeugte Neigung zu einem Verſuch: Honorio war bei der Hand; der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſichs gefallen, und wollte ſich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde ſollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewiſſen Puncte gelangen, wo ein vorſtehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Ausſicht hatte, die zwar ſchon in den Blick des Vogels überging, aber ſich doch noch mahleriſch genug hinter einander ſchob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer hœchſten Stelle, verlieh die klarſte Beleuchtung: das fürſtliche Schloß mit ſeinen Theilen Hauptgebäuden Flügeln Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen: man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, diesſeits das bergartig terraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende flache und in mæßigen Hügeln abwechſelnde fruchtbare Land; Ortſchaften unzählige: denn es war längſt herkömmlich, über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Über die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſeyn pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an um ihn nicht aufzuwecken.

»Es iſt nicht das erſtemal« ſagte die Fürſtinn »daß ich auf ſo hoher weitumſchauender Stelle die Betrachtung mache wie doch die klare Natur ſo reinlich und friedlich ausſieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt ſeyn könne; und wenn man denn wieder in die Menſchenwohnung zurückkehrt, ſie ſey hoch oder niedrig, weit oder eng, ſo giebts immer etwas zu kämpfen, zu ſtreiten, zu ſchlichten und zurecht zu legen.«

Honorio, der indeſſen durch das Sehrohr nach der Stadt geſchaut hatte, rief »Seht hin! ſeht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen.« Sie ſahen hin, und bemerkten wenigen Rauch: die Flamme dämpfte der Tag. »Das Feuer greift weiter um ſich!« rief man, immer durch die Glæſer ſchauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürſtinn bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammenglut, der Dampf ſtieg empor, und Fürſt Oheim ſprach »Laßt uns zurückkehren! das iſt nicht gut; ich fürchtete immer das Unglück zum zweyten Male zu erleben.« Als ſie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, ſagte die Fürſtinn zu dem alten Herrn »Reiten Sie hinein, eilig! aber nicht ohne den Reitknecht: laßen Sie mir Honorio! wir folgen ſogleich.« Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieſer Worte, und ritt ſo eilig, als es der Boden erlaubte, den wüſten ſteinigen Hang hinunter.

Als die Fürſtinn aufſaß, ſagte Honorio »Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langſam! in der Stadt wie auf dem Schloß ſind die Feueranſtalten in beſter Ordnung: man wird ſich durch einen ſo unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laßen. Hier aber iſt ein bœſer Boden, kleine Steine und kurzes Gras: ſchnelles Reiten iſt unſicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer ſchon nieder ſeyn.« Die Fürſtinn glaubte nicht daran: ſie ſah den Rauch ſich verbreiten, ſie glaubte einen aufflammenden Blitz geſehen, einen Schlag gehœrt zu haben, und nun bewegten ſich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingeſenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraſchend und eindringlich genug um zeitlebens eine Ahnung und Vorſtellung wiederkehrenden Unglücks ängſtlich zurückzulaßen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an dieſen leichten Hütten ſchlafenden aus tiefen Träumen geſchüttelt wurden; der Fürſt ſelbſt als ein ermüdet angelangter, erſt eingeſchlafener Fremder ans Fenſter ſprang, Alles fürchterlich erleuchtet ſah, Flamme nach Flamme, rechts und links ſich überſpringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuſer des Marktes, vom Widerſchein gerœthet, ſchienen ſchon zu glühen, drohend ſich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuſchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltſam, die Breter praßelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düſtern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Hœhe ſich umher, als wenn die bœſen Geiſter in ihrem Elemente um und um geſtaltet ſich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreiſchendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag: Diener und Knechte mit den Herren bemühten ſich von Flammen ergriffene Ballen fortzuſchleppen, von dem brennenden Geſtell noch einiges wegzureißen um

es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laßen mußten. Wie mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraßelnden Feuer, nach der Mœglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend, und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen: an der einen Seite brannte, glühte ſchon was an der andern noch in finſterer Nacht ſtand. Hartnäckige Charactere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde, und retteten manches mit Verluſt ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchœnen Geiſte der Fürſtinn der wüſte Wirrwar; nun ſchien der heitere morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert; Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren bänglichen Anſchein.

In das friedliche Thal einreitend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürſtinn ganz unten im Gebüſche des Wieſenthals etwas Seltſames erblickte, das ſie alſobald für den Tiger erkannte: heranſpringend, wie ſie ihn vor kurzem gemahlt geſehen, kam er entgegen: und dieſes Bild zu den furchtbaren Bildern die ſie ſo eben beſchäftigten machte den wunderſamſten Eindruck. «Flieht, gnædige Frau!» rief Honorio «flieht!» Sie wandte das Pferd um, dem ſteilen Berg zu, wo ſie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Piſtole, und ſchoß, als er ſich nahe genug glaubte: leider jedoch war gefehlt: der Tiger ſprang ſeitwärts, das Pferd ſtutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte ſeinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürſtinn nach. Sie ſprengte was das Pferd vermochte die ſteile ſteinige Strecke hinan, kaum fürchtend daß ein zartes Geſchöpf, ſolcher Anſtrengung ungewohnt, ſie nicht aushalten werde. Es übernahm ſich, von der bedrängten Reiterinn angeregt, ſtieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und ſtürzte zuletzt nach heftigem Beſtreben kraftlos zu Boden. Die ſchœne Dame, entſchloßen und gewandt, verfehlte nicht ſich ſtrack auf ihre Füße zu ſtellen; auch das Pferd richtete ſich auf: aber der Tiger nahte ſchon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle: der ungleiche Boden, die ſcharfen Steine ſchienen ſeinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemæßigt heraufritt, ſchien ſeine Kraft aufs neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürſtinn am Pferde ſtand, der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweyten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte, und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde geſprungen, und knieete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen, und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchœn; er war herangeſprengt wie ihn die Fürſtinn oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſpringen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Sæbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich: hier kam beides zu Statten.

«Gebt ihm den Reſt!» ſagte die Fürſtinn: «ich fürchte, er beſchædigt Euch noch mit den Krallen.» «Verzeiht!» erwiederte der

Jüngling: «er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das næchſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll.» «Frevelt nicht!» ſagte die Fürſtinn: «alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt entfaltet ſich in ſolchem Augenblick.» «Auch ich» rief Honorio «war nie frömmer als jetzt eben: deshalb aber denke ich ans Freudigſte: ich blicke dieſes Fell nur an wie es Euch zur Luſt begleiten kann.» «Es würde mich immer an dieſen ſchrecklichen Augenblick erinnern» verſetzte ſie. «Iſt es doch» erwiederte der Jüngling mit glühender Wange «ein unſchuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erſchlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden.» «Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzuſetzen daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürſten lebenslänglich rechnen könnt. Aber ſteht auf! ſchon iſt kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere! Vor allen Dingen ſteht auf!» «Da ich nun einmal kniee» verſetzte der Jüngling, «da ich mich in einer Stellung befinde die mir auf jede andere Weiſe unterſagt wære, ſo laßt mich bitten von der Gunſt, von der Gnade die Ihr mir zuwendet in dieſem Augenblick verſichert zu werden. Ich habe ſchon ſo oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünſtigung einer weitern Reiſe. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtræmen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, einem wichtigen Puncte irgend eines Welttheils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage ob er daſelbſt geweſen ſey? Niemanden traut man Verſtand zu als wer das alles geſehen hat: es iſt als wenn man ſich nur für Andere zu unterrichten hätte.»

«Steht auf!» wiederholte die Fürſtinn. «Ich möchte nicht gern gegen die Überzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten: allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache warum er Euch bisher zurückhielt bald gehoben. Seine Abſicht war Euch zum ſelbſtſtändigen Edelmann herangereift zu ſehen, der ſich und ihm auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure That wære ein ſo empfehlender Reiſepaſs, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.»

Daß anſtatt einer jugendlichen Freude eine gewiſſe Trauer über ſein Geſicht zog, hatte die Fürſtinn nicht Zeit zu bemerken, noch er ſeiner Empfindung Raum zu geben: denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los die wir kennen; und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreyend über den Leichnam her warf, und an dieſer Handlung ſo wie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſey die Meiſterinn und Wärterinn dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes; wie denn der ſchwarzaugige ſchwarzlockige Knabe, der eine Flœte in der einen Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſie eindringlich und rührend; vergebens würde man ſie in unſere Mundarten überſetzen wollen: den ungefähren Inhalt dür-

ſen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warſt zahm, und hätteſt dich gern ruhig niedergelaßen und auf uns gewartet: denn deine Fußballen ſchmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte Dir ſie zu reifen. Du warſt der ſchœnſte deines Gleichen: wer hat je einen kœniglichen Tiger ſo herrlich ausgeſtreckt im Schlafe geſehen, wie du nun hier liegſt, todt um nicht wieder aufzuſtehen. Wenn du des Morgens aufwachteſt beim frühen Tagſchein, und den Rachen aufſperrteſt, ausſtreckend die rothe Zunge, ſo ſchienſt du uns zu lächeln, und wenn ſchon brüllend, nahmſt du doch ſpielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes. Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Geſellſchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speiſe von den Freßern, und ſüße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr ſeyn. Wehe wehe!"

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Hœhe des Bergs am Schloße herab Reiter heranſprengten, die alſobald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden; er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen, und durch Thæler und Schluchten wie auf gewaltſam hetzender Jagd den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Über die ſteinige Blœße einherſprengend ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen unerhœrten Ereigniſs, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unſchlüßig war man nicht was zu thun ſey: anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt; als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Überraſchung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte «Es iſt nicht Klagenszeit: ach, mein Herr und mächtiger Jæger, auch der Lœwe iſt los; auch hier nach dem Gebirg iſt er hin: aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dieß gute Thier!"

«Der Lœwe?" ſagte der Fürſt; «haſt du ſeine Spur?" «Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf: aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir: neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher." «Alſo" beorderte der Fürſt «muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht ſachte zu Werk: es iſt kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geſchöpf nicht ſchonen können: warum wart ihr unvorſichtig genug ſie entkommen zu laßen?" «Das Feuer brach aus" verſetzte Jener: «wir hielten uns ſtill und geſpannt; es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns; wir hatten Waßer genug zu unſerer Vertheidigung: aber ein Pulverſchlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg: wir übereilten uns, und ſind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt: aber einen Augenblick ſchien Alles zu ſtocken; als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranſpringend geſe-

ben ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Mahlers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend: doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der hœhern Ringmauer habe ſich der Lœwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche, und verhalte ſich ganz ruhig. Ärgerlich aber ſchloß der Mann «Warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen um ſie ausputzen zu laßen? Er wære nicht wieder aufgeſtanden; das Fell wære doch mein geweſen, und ich hätte mich deſſen wie billig zeitlebens gebrüſtet.»

Der Fürſt, dem ſeine militæriſchen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen gefunden hatte wo von mehreren Seiten unvermeidliches Übel herandrohte, ſagte hierauf «Welche Bürgſchaft gebt ihr mir daß wenn wir eures Lœwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?»

«Hier dieſe Frau und dieſes Kind» erwiederte der Vater haſtig «erbieten ſich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſchlagenen Kaſten heraufſchaffe; da wir ihn denn unſchædlich und unbeſchædigt wieder zurückbringen werden.»

Der Knabe ſchien ſeine Flœte verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte ſüße Flœte zu nennen pflegte; ſie war kurz geſchnæbelt wie die Pfeifen; wer es verſtand wußte die angenehmſten Tœne daraus hervorzulocken. Indeſs hatte der Fürſt den Wärtel gefragt wie der Lœwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte «Durch den Hohlweg, der, auf *beiden* Seiten vermauert, von je her der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll: zwey Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloße gelangen könne, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.»

Nach einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu præludieren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorio und ſagte «Du haſt heute viel geleiſtet: vollende das Tagwerk! Beſetze den ſchmalen Weg; haltet Eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher, als bis ihr das Geſchöpf nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau mœgen für das Übrige ſtehen.» Eilig ſchickte Honorio ſich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deswegen ſo herzergreifend: die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe; als der Vater mit anſtändigem Enthuſiaſmus zu reden anfing und fortfuhr:

«Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniſs daß alle Gotteswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Seht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume zieren ſein Haupt, und ſo gekrœnt ſchaut er weit umher: ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war: es fällt zertrümmert in viele Stücke, und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren: muthwillig ſpringen ſie tief hinab: der Bach nimmt ſie auf, zum Fluße trægt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen ſie ſchneller ihren Weg, und gelangen von Fluß zu Fluß, end-

lich zum Ocean, wo die Rieſen in Schaaren daher ziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſt den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene! noch ſpæt im Herbſt ſammelt ſie emſig, und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg, und verliert ihn nicht; ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen Erdbrœslein und Kiefernadeln; ſie baut es in die Hœhe, und wölbet es zu: aber ſie hat umſonſt gearbeitet: denn das Pferd ſtampft und ſcharrt alles aus einander: ſeht hin! es zertritt ihre Balken, und zerſtreut ihre Planken; ungeduldig ſchnaubt es, und kann nicht raſten: denn der Herr hat das Roſs zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Lœwe; ernſten Schrittes durchzog er die Wüſte: dort herſcht er über alles Gethier, und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zähmen, und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht ſind, die dem Herrn dienen und ſeinen Dienern. Denn in der Lœwengrube ſcheute ſich Daniel nicht: er blieb feſt und getroſt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht ſeinen frommen Geſang.»

Dieſe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthuſiaſmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tœnen: als aber der Vater geendet hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geſchickten Läufen zu intonieren an; worauf der Vater die Flœte ergriff, im Einklang ſich hœren ließ, das Kind aber ſang:

«Aus den Gruben, hier im Graben
Hœr' ich des Propheten Sang;
Engel ſchwebten ihn zu laben:
Wære da dem Guten bang?
Lœw' und Lœwinn hin und wieder
Schmiegen ſich um ihn heran:
Ja, die ſanften frommen Lieder
Habens ihnen angethan.»

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flœte zu begleiten; die Mutter trat hie und da als zweyte Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz beſonders war daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durch einander ſchob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch ſich ſelbſt aufregend erhœhte.

«Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tœnen zu erlaben:
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wære da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laßen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder,
Und ſo iſt es ſchon gethan.»

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drey:

«Denn der Ew'ge herſcht auf Erden,
Über Meere herſcht ſein Blick:
Lœwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthætig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.»

Alles war ſtill, hœrte, horchte, und nur erſt als die Tœne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt, Jeder

in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſæhe das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlinn, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherſchte die Menge; man ſchien die Gefahren vergeßen zu haben, unten den Brand, und von oben das Erſtehen eines bedenklich ruhenden Lœwen.

Durch einen Wink die Pferde næher herbei zu führen brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er ſich zu dem Weibe, und ſagte «Ihr glaubt *alſo* daß ihr den entſprungenen Lœwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Geſang, durch den Geſang dieſes Kindes, mit Hülfe dieſer Flœtentœne beſchwichtigen und ihn ſodann unſchædlich ſo wie unbeſchædigt in ſeinen Verſchluß wieder zurückbringen könntet?» Sie bejahten es, verſichernd und betheuernd; der Caſtellan wurde ihnen als Wegweiſer zugegeben. Nun entfernte der Fürſt mit Wenigen ſich eiligſt; die Fürſtinn folgte langſam mit dem übrigen Gefolge: Mutter aber und Sohn ſtiegen, von dem Wärtel, der ſich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, ſteiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden ſie die Jæger beſchäftigt dürres Reiſig zu häufen, damit ſie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. «Es iſt nicht Noth» ſagte die Frau: «es wird ohne das *alles* in Güte geſchehen.»

Weiter hin, auf einem Mauerſtücke ſitzend, erblickten ſie Honorio, ſeine Doppelbüchſe in den Schooß gelegt, auf einem Poſten als wie zu jedem Ereigniſs gefaßt. Aber die Herankommenden ſchien er kaum zu bemerken: er ſaß wie in tiefen Gedanken verſunken, er ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit Bitte das Feuer nicht anzünden zu laßen: er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie redete lebhaft fort, und rief «Schœner junger Mann, du haſt meinen Tiger erſchlagen: ich fluche dir nicht; ſchone meinen Lœwen, guter junger Mann: ich ſegne dich.»

Honorio ſchaute gerad vor ſich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann. «Du ſchauſt nach Abend» rief die Frau: «du thuſt wohl daran: dort giebts viel zu thun; eile nur, ſäume nicht! du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde dich ſelbſt!» Hierauf ſchien er zu lächeln; die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken: eine rœthliche Sonne überſchien ſein Geſicht: ſie glaubte nie einen ſchœnern Jüngling geſehen zu haben.

«Wenn euer Kind» ſagte nunmehr der Wärtel «flœtend und ſingend, wie ihr überzeugt ſeyd, den Lœwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns desſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Öffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihn gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen: aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.»

«Die Umſtände ſind alle nicht nœthig: Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müßen das Beſte thun.» «Es ſey!» verſetzte der Wärtel: «aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich Euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels, und das beſänftigte Thier dort hereinlocken.» Das geſchah: Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Öffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flœtenton hœren ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug: den alten mit Gefahr bekannten Jæger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich daß er lieber perſœnlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge: die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hœrte man die Flœte wieder: das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Lœwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen: doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinenlücke hereinſandte, wie verklært niederſetzte, und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

«Aus den Gruben, hier im Graben
Hœr' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben:
Wære da dem Guten bang?
Lœw' und Lœwinn hin und wieder
Schmiegen ſich um ihn heran:
Ja, die ſanften frommen Lieder
Habens ihnen angethan.»

Indeſſen hatte ſich der Lœwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe fortſingend anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein buntſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog, und vielleicht angewohnter Weiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wære ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wärtels erinnert worden daß die Gefahr nicht vorüber ſey.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tœnen vorgeſpielt hatte:

«Denn der Ew'ge herſcht auf Erden;
Über Meere herſcht ſein Blick:
Lœwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe:
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthætig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.»

Iſt es mœglich zu denken daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Deſpoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier; und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklærung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene: denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen; aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene.

Das Kind flœtete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend und neue hinzufügend:

«Und ſo geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath
Bœſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchœne That.
So beſchwœren feſt zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.»

AUS DEM WANDSBECKER BOTEN VON MATTHIAS CLAUDIUS.

I. ÜBER DAS GENIE.

Neſcio quid ſervile olet et non ſui juris.

Ich ſtelle mir oft bei müßigen Stunden eine Sprache als ein Bündel Stæbe vor, wo an jedweden Stab eine verwünſchte Prinzeſſinn angezaubert iſt, oder ein unglücklicher Prinz; und der Mann der die Sprache verſteht wære denn ein Sonntagskind, das Geiſter ſehen kann, unterdeſs der Andre den Stab ſieht und nichts weiter. Man ſagt daß in der eigentlichen Zauberey, wenn einer das Handwerk verſteht, eine Prinzeſſinn vom Zauber erlœſet, und ſtatt ihrer ein Alp und Kobold an den Stab feſtgezaubert werden kann: bei den Sprachen gehts gewiſs ſo her, und beides die Stæbe und die Geiſter ſind ſehr der Veränderung unterworfen. Die Geſchichte dieſer Veränderungen und *Succeſſions* iſt ein ſehr feines Studium. Sie erfodert ein philoſophiſches Fühlhorn, das nicht jedermanns Gabe iſt, und ohne ſie kann wenig geſcheudtes von dem Geſchmack eines Mannes und ſeiner Nachfolger geſagt werden, wie das die Abhandlungen *in Quarto* und *Octavo* beweiſen.

Socrates ſprach von einem *Genio* der ihm ins Ohr ſagte, und Tauſend ſprachen und ſprechen nach ihm von einem *Genio*. Vielleicht verhält ſich der *Genius*, von dem Socrates ſprach, zu den *Geniis*, von denen die Tauſend ſprechen, wie ein alter Barde und Prophet zu den Minſtrells und Balladſängern, denen die Kœniginn Eliſabeth in England eine Ehre auf dem Brett anthat: «Alle Zigeuner Landſtreicher und Minſtrells kommen in das Zuchthaus nach Neumünſter»; vielleicht auch anders: denn es iſt noch nicht recht ausgemacht worden, was Socrates gemeint habe, und was die Tauſend meinen.

Faſt alle die vom Socratiſchen *Genio* geſchrieben haben, ſind entweder in die Marſchländereyen mondſüchtiger Phantaſten gerathen, oder in die dürren Sandwüſten der Wolfiſchen Philoſophie und der mathematiſchen Lehrart. Es kann wohl ſeyn, daß niemand etwas davon ſagen kann, als wer einen ähnlichen *Genium* hat; und wer den hat iſt vielleicht zu hölzern, und ſo zurückhaltend als Socrates war. Auf die letzte Vermuthung bringt mich eine Erfahrung unter den Menſchenkindern, nach der ein

Säugling der *Venus Erycina* im erſten Platoniſchen *Paroxyſmo* der zarten Leidenſchaft ſtumm iſt, und in der Tiefe des einſamſten Waldes den Namen des *Idol ſuo* kaum ausſprechen darf. Bei ſo geſtalten Sachen nun wære vom Socratiſchen *Genio* nicht viel von andern Leuten zu erfahren, und es gienge damit wie mit dem leidigen Stein der Weiſen. Es ſey alſo in Anſehung ſeiner genug, in einer ſanften Mondnacht mit gewaſchenen Händen und einem Schauer von Ehrfurcht und Eiferſucht Blumen für den Mann hinzulegen, der ihn hatte, und für den, der ihn hat. — Und nun herunter 'zum modernen Genius oder zum Genie!

Mein Vetter hat S. 33 eine ſehr gelehrte Abhandlung übers Genie angefangen. Er fängt oft an, und kömmt ihm denn eine andre Grille, da läßt ers gut ſeyn, und denkt nicht weiter dran. Ich pfleg' ihm denn wohl jezuweilen unter vier Augen ſeine Narrheit zu verweiſen: aber er ſchæmt und græmt ſich nicht, und oft giebt er mir noch allerhand ſpitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verſtehen daß er was er angefangen hätte auch — «Wohl wahr, Vetter,» fiel er mir in die Rede: «doch ſetzt ihrs fort!» Ich gab natürlicher Weiſe zur Antwort daß ich nichts von der Materie verſtehe. «Deſto beßer werdet ihr davon ſchreiben, Vetter: es iſt vieles in der Natur verborgen.» Was ſoll ich thun? Will ichs fortgeſetzt haben, muß ich wohl dran, 's mag denn auch gehn wies geht.

Will nun zuvor den letzten Perioden nachleſen: «Und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie!» Herunter denn, und gleich im Fallen angefangen!

Empfange mich, du liebreicher Hain am Heliconberg! Ich komme gefallen zu hœren deinen Silberſturm und dein ſanfteres Geräuſche, und Ihr im leichten Roſengewand, mit dem blaßen Munde, der ſo holdſelig ſprechen kann, Geſellen des Hains, ſeyt mir gegrüßt! — Ha! der Schwindel iſt über, und ich habe wieder feſten Grund untern Füßen.

Wenn einer 'n Buch geſchrieben hat, und man lieſt in dem Buch, und 's würkt ſo ſonderbar, als ob man in Doctor Fauſts Mantel davon ſollte, daß man aufſteht und ſich reiſefertig macht, und wenn man wieder zu ſich ſelbſt kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt: dann, ſollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geſchrieben. Aber mein Vetter wird ſagen daß man nicht wißen will wer Genie habe, ſondern was das Genie ſey, das einer hat.

Das Genie alſo iſt — iſt — weiß nicht — iſt 'n Wallfiſch! So recht, das Genie iſt 'n Wallfiſch, der eine Idee drey Tage und drey Nächte in ſeinem Bauch halten kann, und ſie denn lebendig ans Land ſpeyt; iſt 'n Wallfiſch, der bald durch die Tiefe in ſtiller Grœße daher fährt, daß den Völkern der Waßerwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Hœhe und mit Dreymaſtern ſpielt, auch wohl mit Ungeſtüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erſcheinungen macht. Das Nicht-Genie aber iſt 'n Wallfiſchgerippe, ohne Fett und Bein, das auf'm Waßer vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die ſchwarzen und weißen Bæren (Journaliſten und Zeitungsſchreiber), die über die Eisſchollen herkommen und dran nagen. Ich wills nur bei Zeiten ſagen, daß ich über meines Vetters Papiere geweſen bin: der geneigte Leſer würds doch bald merken; habs gemacht wie die Andern: Fremd Kraut, und meine Brühe drüber.

Der menfchliche Körper voll Nerven und Adern, in deren *Centro* die menfchliche Seele fitzt wie eine Spinne im *Centro* ihres Gewebes, ift einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern die auf der Harfe fpielen. Alle Harfenfaiten beben und geben einen Ton, wenn fie berührt werden. Einige Harfen aber find von einem fo glücklichen Bau, daß fie gleich unterm Finger des Künftlers fprechen, und ihre Saiten find fo innig zum Beben aufgelegt, daß fich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ætherifches Wefen für fich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit füßer Schwermuth anfüllt. Und dieß leichte ætherifche Wefen, das fo frey für fich in der Luft umher wallt, wenn die Saite fchon aufgehœrt hat zu beben, und das die Herzen mit füßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es fich auf'n Kopf fetzt wie die Eule auf'n Helm der Minerva, ift ein Mann der Genie hat; und der geneigte Lefer wird nun hoffentlich beßer als ich wißen was Genie ift. Dieß Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis fo weit eine bloße Gabe der Natur ift, erhält nun eine verfchiedne Richtung, nachdem der ganze individuelle Zuftand, in dem der Menfch fich befindet und befunden hat, verfchieden ift. Da thun Wiege und Amme und Fibel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrfamkeit &c. das Ihrige es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz befonders Verdienft im Erdrücken hat die Philofophie wie fie auf den Schulen gang und gebe ift: *Vita Caroli mors Conradini*. Die Herren Philofophen, die von Allgemeinheiten gehœrt haben die tief in der Natur verborgen liegen follen, und durch Hebammenkünfte zur Welt gebracht werden müßen, abstrahieren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nackte Gefpenfter für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhœrer, die an diefe Gefpenfter gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe Eindrücke von einer Welt zu empfangen in der fie find. Alle Haken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken follen, wer den abgefchliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perfpectivifch und dioptrifch in Aug' und Herz, u. f. w.

. . .

Aber das koftet Kopfbrechen, von einer Sache zu fchreiben von der man nichts verfteht; und da pflegen wir Gelehrte denn wohl zur Abwechslung und Erholung eine Spielftunde zu machen. Der felige Ifaak Newton fchrieb in feinen Spielftunden eine Chronologie, und ich pflege wohl an meinen alten Freund und Schulcameraden Andres zu fchreiben.

Mein lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflafter erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie einem fo wohl ift, wenn man was fchreibt das gedruckt werden foll, und ich wollt' Ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflafter herausgeben, etwas vom Urfprung der Leichdörner herraifonnieren, und am Ende einige *Errata* hinzuthun. Sieht Er, 's kömmt bei einer Schrift auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß ift: Einige lobens doch, und am Ende läßt fich von Leichdörnern und Pflafter fchon was fchreiben. Ich befinne mich daß es Ihm in der Schule immer fo fchwer ward, die *Commata*

und *Puncta* recht zu ſetzen. Sieht Er, Andres, wo der Verſtand halb aus iſt, ſetzt Er ein *Comma*; wo er ganz aus, ein *Punctum*; und wo gar keiner iſt, kann Er ſetzen was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel geben will, das muß Er wißen: meins heißt *Secum portans*, und ich kann Ihm nichts weiter davon ſagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein

Diener

*

II. ODEN. HAMBURG BEI J. J. C. BODE.

Nein, Verſe ſind das nicht: Verſe müßen ſich reimen: das hat uns Herr Ahrens in der Schule geſagt. Er ſtellte mich vor ſich hin, als ers uns ſagte, und zupfte mich an'n Ohren, und ſprach «Hier 'n Ohr, und hier 'n Ohr: das reimt ſich; und Verſe müßen ſich auch reimen.» Ich kann auch wohl zwey hundert Verſ' in einer Stund leſen, und 's ficht mich ſehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Waßer wate; auch ſpielen ein'm die Reime wie Wellen an'n Hüften: hier aber kann ich nicht aus der Stell', und 's iſt mir als ob ſich immer Geſtalten vor mir in 'n Weg ſtellten, die ich ehedem im Traum geſehn habe. Zwar iſts gedruckt wie Verſe, und 's iſt viel Klang und Wohllaut drin: aber 's können doch keine Verſe ſeyn. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen. —

's ſind doch Verſe, ſagt mein Vetter, und faſt 'n jeder Vers iſt ein kühnes Roſs mit freyem Nacken, das den warmgründigen Leſer von fern reucht, und zur Begeiſterung wiehert. Ich hatte von Herr Ahrens gehœrt, Verſe wæren ſo 'n brauſendes Schaumweſen, das ſich reimen müßte: aber, Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weiß gemacht. Mein Vetter ſagt: 's muß gar nicht ſchäumen: 's muß klar ſeyn wie 'n Thautropfen, und durchdringend wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieſer Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienſt der heutigen Dichtkunſt beſtehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las S. 41 aus dem Stück «DER ERBARMER»:

— «O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehova:
 Kann die Mutter vergeßen ihres Säuglings,
Daß ſie ſich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergæße ſie ſein,
Ich will dein nicht vergeßen.
 Preis Anbetung und Freudenthrænen und ewiger Dank
Für die Unſterblickeit!
Heißer inniger herzlicher Dank
Für die Unſterblichkeit!
 Hallelujah in dem Heiligthume!
Und jenſeits des Vorhangs
In dem Allerheiligſten Hallelujah!
Denn ſo hat Jehovah geredet.»

«Schäumt das, Vetter? und wie wird euch dabei?» Wie mir wird? 's rührt ſich auch ein Hallelujah in mir: aber ich darfs nicht ausſprechen, weil ich nur ſo 'n gemeiner ſchlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen, und ſie zu 'n Füßen des Erbarmers hinſtreuen, und in die Erd ſinken. So wird mir! «Bravo, Vetter! Das ſind eben Verſe die euch ſo das Sternreißen eingeben. Leſt 's Buch ganz: 's wird euch ſchmecken; und übrigens ſchæmt euch des Hallelujah nicht das ſich in euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Anſehn der Perſon: du oder ein Kœnig, einer wie

der andre! Und, Vetter, der ſchœnſte Seraph in der feyerlichen ſchrecklichen Pracht ſeiner ſechs Flügel iſt nur ein gemeiner ſchlechter Kerl, wenn er vor Gott ſteht! Aber, wie geſagt, leſt 's Buch ganz."

Hab's gethan, und will erzählen wie 's mir gangen iſt. Wenn man 'n Stück zum erſtenmal lieſt, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereyen: anfangs kann man wenig oder nichts ſehen; wenn man aber drinn weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an ſichtbar zu werden, und afficieren einen recht, und denn macht man die Kammer zu und beſchließt ſich darinn, und geht auf und ab und erquickt ſich an den Schildereyen und den Roſenwolken und ſchœnen Regenbogen und leichten Grazien mit ſanfter Rührung *im* Geſicht u. ſ. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen geſtoßen bei denen 's mir ganz ſchwindlich worden iſt, und 's iſt mir geweſen als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun ſo hoch aufſteigt, daß man nur noch Bewegung ſieht, nicht aber ob der Adler ſie mach', oder obs nur 'n Spiel der Luft ſey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Oncle Toby 'n Pfiff zu thun.

Auch über die Wortfügung in dieſen Oden hab' ich oft meine eigne Gedanken, und übers Metrum, und ich wollte drauf wetten, daß beſondre Kniffe drinn ſtecken; wer ſie nur recht verſtünde. 's Metrum iſt nicht in allen Oden einerley; ja nicht: in einigen iſts wie 'n Sturm der durch 'n großen Wald brauſt, in andern ſanft wie der Mond wallt, und das ſcheint nicht von ohngefähr ſo gekommen zu ſeyn.

"DIE FRÜHEN GRÆBER.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schœner ſtiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht! bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt: das Gewölk wallte nur hin.

Des Mayes Erwachen iſt nur
Schœner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rœthlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach! es bewächſt
Eure Maale ſchon ernſtes Moos.
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich rœthen den Tag, ſchimmern die Nacht!"

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder auch bei den Andern unter ein'm Maal, mit ernſtem Moos bewachſen, ſchlafen, und da ſo 'n Seufzer eines guten Jungen hœren, den ich im Leben lieb hatt. Mein Bißchen Aſche würde ſich im Grab' umkehren, und mein Schatten durchs Moos zu dem guten Jungen heraufſteigen, ihm eine Patſchhand geben, und 'n Weilchen im Mondſchein an ſeinem Halſe zappeln.

Und die *Rubra* über die Stücke! Ja die ſind immer ſo kurz und wohl gegeben; und 'n gut *Rubrum* übern Stück iſt wie 'n Menſch, der 'n gut Geſicht hat. Auch die Dedication iſt brav: «An Bernſtorf» und nichts mehr. Wozu auch ſo 'n langes Geleyre von Mæcenas und Gnad' und gnædig? 's ſchmeckt dem großen Mann nicht, und dem kleinen verdirbts den Magen.

Überhaupt iſt mir aus dieſem Buch recht 'n Licht über Herr Ahrens und übers Verſemachen aufgangen. Ich ſtelle mir den Dichter vor als 'n ſchœnen weichherzigen Jüngling, der zu gewiſſen Stunden plethoriſch wird, ſo deſperat als wenn unſer einen der Nachtmoor reitet; und denn tritt 'n

Fieber ein, das den ſchœnen weichherzigen Jüngling heiß und krank macht, bis ſich die *Materia peccans* in eine Ode, Elegie oder des etwas ſecerniert; und wer ihm zu nah kömmt wird angeſteckt.

Braga ſteigt herab durchs Laub der Eiche zu ſchwängern die Seele des vaterländiſchen Dichters, daß ſie zu ſeiner Zeit ans Licht bringe eine reife kräftige Frucht: wer aber leichtfertig iſt, und mit 'n Ausländern buhlt, der legt Windeyer, und wird oft 'n Spiel der Franzoſen.

Der Verfaßer der Oden ſoll Klopſtock heißen; möcht 'n doch wohl 'nmal ſehen.

III. EINE CORRESPONDENZ ZWISCHEN MIR UND MEINEM VETTER, ANGEHEND DIE ORTHODOXIE UND RELIGIONSVERBESSERUNGEN.

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter!

Ich habe ſeit einiger Zeit ſo viel von bibliſcher und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philoſophiſchen Theologen &c. gehœrt, daß mir alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbeßern kömmt mir freylich eben ſo vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr ſtellen wollte: aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philoſophie 'n gut Ding, und vieles wahr was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Der Herr Vetter thut mir einen wahren Gefallen, wenn Er mir die Sach' aus einander ſetzt. Sonderlich ob die Philoſophie ein Beſen ſey den Unrath aus dem Tempel auszukehren, und ob ich meinen Hut tiefer vor einem orthodoxen oder philoſophiſchen Herrn Paſtor abnehmen muß. Der ich die Ehre habe mit beſonderm Eſtim zu verharren

Meines Hochgelahrten,

Hochzuehrenden Herrn Vetters

gehorſamer Diener und Vetter

Asmus.

* * *

ANTWORT.

Lieber Vetter,

Die Philoſophie iſt gut, und die Leute haben Unrecht die ihr ſo gar Hohn ſprechen: aber Offenbarung verhält ſich nicht zu Philoſophie wie Viel und Wenig, ſondern wie Himmel und Erde, Oben und Unten. Ich kanns Ihm nicht beßer begreiflich machen als mit der Seekarte die Er von dem Teich hinter ſeines ſel. Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teich zu ſchiffen, Vetter, und hatte ſich deswegen auf ſeine eigne Hand eine Karte von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach ſchiffte Er nun herum, und 's gieng recht gut. Wenn nun aber ein Wirbelwind, oder die Kœniginn von Otaheite, oder eine Waßerhoſe Ihn mit ſeinem Kahn und mit ſeiner Karte aufgenommen und mitten auf dem Ocean wieder niedergeſetzt hätte, Vetter, und er wollte hier nun auch nach ſeiner Karte ſchiffen: das gienge nicht. Der Fehler iſt nicht an der Karte: für den Teich war ſie gut; aber der Teich iſt nicht der Ocean, ſieht Er. Hier müßte Er ſich eine andre Karte machen, die aber freylich ziemlich *in Blanco* bleiben würde, weil die Sandbänke hier ſehr tief liegen. Und, Vetter, ſchifft hier nur immer grade zu: auf'n Meerwunder mœgt Ihr ſtoßen, auf den Grund ſtoßt Ihr nicht.

Hieraus mœgt Ihr nun ſelbſt urtheilen wie weit die Philoſophie ein Beſen ſey die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewiſſe Weiſe ein ſolcher Beſen ſeyn,

ja; mœgt ſie auch einen Haſenfuß nennen den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen ſelbſt bildhauen und ſchnitzen will, ſeht, der verlangt mehr von dem Haſenfuß als er kann, und das iſt hœchſt lächerlich und ärgerlich anzuſehen. Paulus, der vieles in der Welt verſucht hatte, der auch 'n Sadducæer und *Fort Eſprit* geweſen, und hernach eines andern war belehrt worden, bei allem ſeinen Enthuſiaſmus für das neue Syſtem doch aber in ſeinem Brief an die Rœmer die Dialectik noch ſo gut treibt und verſteht als einer: dieſer alte erfahrne Mann ſagt, und bringt darauf ſeine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt ſich fünfmal vierzig Streiche weniger eins darauf geben, «daß der Friede Gottes hœher ſey denn alle Vernunft!» Und ſo 'n Gelbſchnabel will raiſonnieren.

Daß das Chriſtenthum alle Hœhen erniedrigen, alle eigne Geſtalt und Schœne, nicht wie die Tugend mæßigen und ins Gleis bringen, ſondern wie die Verweſung gar dahinnehmen ſoll, auf daß ein Neues daraus werde: das will freylich der Vernunft nicht ein: das ſoll es aber auch nicht; wenns nur wahr iſt. Wenn dem Abraham befohlen ward aus ſeinem Vaterlande und von ſeiner Freundſchaft und aus ſeines Vaters Hauſe auszugehen in ein Land das ihm erſt gezeigt werden ſollte: meinſt Du nicht daß ſich ſein natürlich Gefühl dagegen geſträubt habe, und daß die Vernunft allerhand gegründete Bedenklichkeiten und ſtattliche Zweifel dagegen hätte vorzubringen gehabt? Abraham aber glaubte aufs Wort, und zog aus. Und es iſt und war kein anderer Weg: denn aus Haran konnte er das gelobte Land nicht ſehen, und *Nie*buhrs Reiſebeſchreibung war damahls noch nicht heraus. Hätte ſich Abraham mit ſeiner Vernunft in Wortwechſel abgegeben, ſo wære er ſicherlich in ſeinem Vaterlande und bei ſeiner Freundſchaft geblieben, und hätte ſichs wohl ſeyn laßen. Das gelobte Land hätte nichts dabei verloren, aber er wære nicht hineingekommen. Seht, Vetter, ſo iſts, und ſo ſtehts in der Bibel.

Da alſo die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergeſtellt werden können, ſo iſts patriotiſch (in einem hohen Sinn des Worts), die alte Form unverletzt zu erhalten, und ſich für ein Tüttel des Geſetzes todt ſchlagen zu laßen. Und wenn das ein orthodoxer Herr Paſtor heißt, ſo könnt Ihr für ſo einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch ſonſt was orthodox.

Nun lebt wohl, lieber Vetter, und wünſcht Frieden! laßt euch übrigens aber den Streit und das Feldgeſchrey kein Haar nicht krümmen, und braucht die Religion klüger als ſie. — Da ſteht mir Potiphars Weib vor Augen. Du kennſt doch die Potiphar? Dieſe ſanguiniſche und rheumatiſche Perſon packte den Mantel, und Joſeph flohe davon. Über das *Point ſaillant*, über den Geiſt der Religion kann nicht geſtritten werden, weil den nach der Schrift Niemand kennt als der ihn empfæhet, und denn nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu ſtreiten iſt.

In Summa, Vetter, die Wahrheit iſt ein Rieſe der am Wege liegt und ſchlæft; die vorüber gehen ſehn ſeine Rieſengeſtalt wohl, aber ihn können ſie nicht ſehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Naſe ihrer Vernunft. Wenn er den Schleyer wegthut, wirſt Du ſein Antlitz ſehen. Bis dahin muß unſer Troſt ſeyn daß er unter dem Schleyer iſt. und gehe Du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und klügle nicht, lieber Vetter &c.

THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL.

AUS DEM BESCHLUSS DER LEBENSLÄUFE NACH AUFSTEIGENDER LINIE.

Aus! Alles aus! Amen! Amen! Auf ewig lebt wohl, lieben Leſer! Mein Leopold iſt hin! Sanft und ſelig ehegeſtern, den ſechs und zwanzigſten Merz, des Abends um ſieben Uhr. Bis heute konnt' ich kein Wort; und heute, was werd' ich können? Wenig oder gar nichts. Wie ruhig Polt ſtarb! Es war ein lieber lieber Junge, einen Himmelszug um die Augen, welcher laut lehrte, Polt ſey nicht von dieſer Welt, ſondern von jener. Faß dich, armes liebes Weib! Wir werden alle ſterben; Gott gebe, ſanft und ſelig, wie Polt uns vorſtarb. Kinder die den Eltern gar nicht ähnlich ſind ſind Gottes Bild, gehœren ihm. Polt glich weder meinem Weibe noch mir. Er ruhe wohl! wohl!

Geſchrieben den neun und zwanzigſten, eben da es ſieben ſchlægt. Polts Sterbſtunde!

Mein Polt iſt beerdiget, und ich bin gefaßter als den neun und zwanzigſten um ſieben Uhr Abends. Ich hoffe daß ich Kraft haben werde etwas von ihm zu ſchreiben: nur eine Hand voll! Ich hab' ihn in dieſes Hiſtorienbuch einſchreiben laßen: laßt mich, lieben Leſer, laßt mich ihn ausſtreichen! Mit ihm iſt mein Stamm hin. Er war uns ein ſehr theurer Sohn; ihr wißt wie. Daß er wie Clodius Albinus zur Welt gekommen, hab' ich gleich zu Anfange dieſes Werks geſagt. Seine Geburt machte ihn aber zum Einzigen, zum einzig mœglichen. Das arme Weib! Ich wählte die Mutter: Gott ließ mir den Iſaak und ſie zugleich. Gott! er ließ mir den Iſaak! Vollbracht! Herr, wie du willſt! dein Wille geſchehe!

Ihr gutherzig rachſüchtige! ihr Edelgeſtrenge, die ihr im Herzen darüber aufwallet, daß ich, nach Minen der erſten, Minen die zweyte lieben konnte! habt ihr denn Minens Teſtament vergeßen? den Beſchwur vor und nach Gott, und das «ſo wahr dir mein Andenken lieb iſt»? Eben geht mir eine Stelle auf in Minens Teſtament. Da iſt ſie:

«Wenn dir ein Sohn ſtirbt, ſchreckliche Ahndung! ſey er mein in der andern Welt! Ich will mich mit ihm verbinden und deine himmliſche Schwiegertochter werden: da kommen dir dann und deinem künftigen Weibe entgegen ich, meine Mutter, dein Sohn, und lehren dich in der Stadt Gottes die Häuſer kennen. Hallelujah! Hallelujah! Amen!»

Erfüllt! Aber, Mine, ich habe nur den Einzigen! kann nur einen Einzigen haben! Nimm ihn hin! Gott, dein Wille iſt geſchehen.

Ich habe geendiget. Mein ſchriftlicher Lebenslauf iſt zum Ende: auch ich bin es. Ich bin auch zu Ende! mein Weib zu Ende! Alles! Amen! Amen!

Ich kann nicht weiter! ſo gern ich meinem Leopold parentierte. Es iſt ſpæt. Spæt

oder früh! ich ſchlafe keine Minute dieſe Nacht.

Des Abends um eilf.

Da ich heute den Tag des Morgens um ſechs Uhr leſe was ich ehegeſtern des Abends um eilf geſchrieben, find' ich ſchon der Parentation Anfang. Der liebe Junge! ſo gern wollt' er ins Buch! Komm herein, du Geſegneter des Herrn! warum ſteheſt du draußen? Deine Wünſche ſollen erfüllt werden: die meinen bleiben unerfüllt. Ich wollte daß du meinen Lebenslauf ergänzen, und wenn zwiſchen jetzt und meiner Sterbſtunde ſich noch ein Fall ereignete der werth wære in einem Poſtſcript aufbewahrt zu werden, daß du ihn verzeichnen möchteſt. Ich trug dir eine Durchſicht auf, ſo wie du ſie vor deinem Gewißen zu verantworten gedächteſt. Du biſt vollendet! du biſt bei Minen! Da ruft deine Mutter, deren Schmerz lange ſtumm war, ſo daß dieß Anſichhalten meine Seele betrübte: «Süßer Mondſtral! kommſt du von Minen? kommſt du von Polt? O bringe mich, bringe mich zu meinen Lieben! Hinauf, hinauf leuchte mich, wenn dieſe Augen brechen! Dort oben, wo Ruhe iſt!»

Wie bald iſts mit unſern Vergnügungen geſchehen! Schnell wie der Schnee auf der Straße ſchmelzen ſie weg, und ihre Stæte iſt nicht mehr. Dieſe Welt iſt erſter Wurf. Man ſieht den Meiſter: allein es bedarf Ausarbeitung. Dieß ſind allgemein verlautbarte Klagen, die, nachdem das Blut aufſchlægt oder wieder fällt, angeſtellt werden. Es giebt ein beſonderes Licht, wenn die Nacht ſich mit dem fernen Sternenlicht kreuzt. Das iſt das treue Bild unſeres Wißens, unſeres Weißagens und unſerer Hoffnung, welches die göttlichen Cabinetsbriefe, geſchrieben auf Gottes allergnædigſten Specialbefehl durch Männer, getrieben vom heiligen Geiſt, uns ertheilen. Dieß iſt das Sehen durch einen Spiegel in einen dunklen Ort. Das Regale der Vernunft iſt zu zweifeln; der geoffenbarten Kinderlehre zu glauben. Gott helfe meiner Schwachheit! Amen!

Polt war nicht kindiſch, ſondern kindlich. Ein Paar Worte bei denen meine Mutter einen himmelweiten Unterſchied fand.

Es war ein lieber, ſehr lieber Junge. Weiß und roth, Lilien und Roſen! Oft in Gedanken. «Was haſt du kleiner Menſch zu denken?» Statt einer Antwort lächelt' er.

Homer und Milton und all ihr Menſchenleſer! ihr ſeyd all zu früh geſtorben: denn ihr habt keine Fibel geſchrieben. Wie ſehr ich dieß Werk bei meinem Polt vermiſst, iſt unausſprechlich. Welch ein großer Geiſt wird einſt die Kindlein zu ſich kommen laßen und ſie nicht zu klein finden! denn ihrer iſt das Reich Gottes. In ſolche Schulen zu gehen würde ſo viel heißen als eine Promenade ins Paradies machen. Jetzt haben ſich auch hier Staatsgrundſätze eingeſchlichen, und jedes Kind wird jetzt ſchon an eine Kette gelegt als ein beißiger Hund.

Menſch, iſt denn dieß das Reich Gottes? Wahrlich! ich ſage euch: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.

Etwas von Ähnlichkeit haben die Kinder auch von unmittelbaren Eltern. Dieſer Ähnlichkeitsflecken iſt oft ſehr verſteckt. Mein Vater fand ihn ſehr öfters in den Nægeln an den Fingern. Die Probe dürfte meiſtentheils richtig ſeyn.

Gottlob daß ich Polten nicht ins Treibhaus gebracht! Was hätt' es ihm geholfen, wenn er zu declinieren und zu conjugieren gewußt? «Er iſt zeitig reif worden» ſagt meine Mine. Er wird es werden, meine Liebe!

Gedankenwerk iſt Fachwerk: Bildung der Vernunft iſt eigentliche Erziehung und Seelenbeſchäftigung. Mein Vater hatte die Gewohnheit über den «Kyrie eleiſon!» auszurufen, der nicht Griechiſch verſtand. Warum, lieber Vater? Er gab, ſo klein ich war, alle Tage ein griechiſches Wort zur Parole aus.

Warum, lieber Vater? Wenn Plato nichts anders als Griechiſch weiß, kann mein Polt kein Wort mit ihm wechſeln. Gewiſs wird er nicht beim Griechiſchen geblieben ſeyn. Mein Vater ſagte, die hebræiſche Sprache ſey die metaphyſiſche, die deutſche die philoſophiſche im allgemeinen Sinn, die franzœſiſche die witzige, die engliſche die dichteriſche; die engliſche die Genie-, die franzœſiſche die Geſchmacksſprache.

Ich überließ Polten wo ich nur wußt' und konnte der Natur, und entfernte ihn ſo wenig von den Kindern gemeiner Leute, daß ich ihn vielmehr in ihre Art kleidete. Sein Anzug war nur durch innern Werth, auf den kein Kind ſieht, unterſchieden. Warum wie ein Holländer, wie ein Engländer, wenn man in Liefland wohnt?

«Heraus!» ſchrie Polt einmal, da mein Schwiegervater kam, und alle Jungens traten ins Gewehr. Wie hoch dieß Herr von W— aufnahm, kann ich nicht ausſprechen.

Seine Mutter hatte ihm unfehlbar gelehrt den Bohnen nachzuhelfen und ſie von den allererſten Blättern, die ſo bald gelb werden, zu befreyen; das war ſein Leben. Meine Frau nannte dieß den Bohnen die Kinderſchuhe ausziehen. Meine beide Minen mochten ſo gern der Natur einen Liebesdienſt erweiſen und ihr hülfliche Hand leiſten; ſie konnten nicht einſt eine Pflanze leiden ſehen.

Beſonders! Polt ſelbſt pflanzte nicht, durchaus nicht. «Warum das, Polt?» «Es könnte ja ausgehen!» Guter Junge! du biſt nicht ausgegangen.

Ein Kind muß in ſeinem irdiſchen Vater den himmliſchen Vater kennen lernen, in ſeiner Mutter ſeine künftige Geliebte, in andern Menſchen ſich ſelbſt. Die Mutter hatte unſerm Polt kein «Das walt», kein «Aller Augen» gelehrt: ſo wie er mit mir ſprach, betete er auch.

Er war ſehr geneigt für ſich zu ſeyn. Oft hab' ich ihn laut redend mit ſich ſelbſt gefunden. Alle fleißige Beter ſind Selbſtſprecher. «Hat dir der liebe Gott ſchon einen guten Morgen gewünſcht?» hieß an einem ſchœnen Frühlingsmorgen «Haſt du ſchon die Sonne ſcheinen geſehen?» Der liebe Kleine ſprach des Morgens und des Abends vor Tiſch und nach Tiſch ſo einfältig rührend mit dem lieben Gott als ein liebes Kind mit dem lieben Vater.

Einen guten Mittag, da er noch jünger war, trat er hin nach Tiſch und ſprach «Ich danke dir, lieber Gott, für die ſchœne Kräuterſuppe und den Braten und den Kuchen. Kuchen nicht! Geſtern hatten wir Kuchen, und geſtern hab' ich auch dafür gedankt.»

Die Mutter wollte haben daß er die Hände unter die Decke beim Schlafen legen ſollte: allein er ſchlief nie anders als die Hände frey und über der Decke.

Ans Händefalten war er ſchwer zu bringen: er hatte einen Gefangenen an Händen geſchloßen geſehen. «Sind wir denn des lieben Gottes Gefangene» ſagt' er, «daß ich die Hände ſchließen ſoll?» «Wir ſollen beten und arbeiten» ſagt' ihm die Mutter: «drum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.» Das gute Weib hatte dieſe Erklærung freylich nicht ſelbſt erfunden. Sie war für Polten beruhigend: er faltete die Hände. «Im Schweiß deines Angeſichts ſollt du dein Brot eßen» iſt das beſte Recept für alle Krankheiten.

«Wie ich noch ein kleines Mædchen war» ſagte der Kleine bei einer Erzählung, und

meinte die Zeit da er noch im langen Rocke gegangen.

Die Mutter ließ ihn nur acht Stunden ſchlafen. «So lange ſoll er ſchlafen bis er acht Jahr iſt, und nach der Zeit ſieben Stunden.» Sie hat Recht, daß man eben ſo wohl zu viel eßen als zu viel ſchlafen kann.

Einen Tag kam ich vom Felde, und Polt hatte das Bild der ſeligen Mine mit den erſten Blumen ſo bekränzet «wie eine Braut» ſagte der Kleine, und ſprang herum.

Die Geſelligkeit iſt nicht die Folge einer aufgeklærten Vernunft. Je klüger der Menſch, je weniger theilnehmend, je weniger geſellig iſt er. Je mehr Cultur, je kleiner der Wirkungskreis. Es ſcheint, ein vernünftiger Menſch bilde ſich ein, er ſey ſo ſtark an Leibeskräften als an Verſtandsvermœgen, und brauche keiner Geſellen.

Das Schwerſte iſt den Kindern einen Eindruck von Gott machen ohne ihnen Gott zeigen zu können. Mit Gott in Gemeinſchaft treten ohne ihn zu ſehen iſt ſchwer, und doch ſtehen wir uns ſelbſt im Licht, wenn wir gewiſſe Begriffe nicht in der Jugend gründen, und allmählig einen Damm von dieſer zur künftigen Welt ſchütten, die unſichtbar iſt wie Gott der Herr.

Meine ſelige Mutter hielt viel auf eine Lade. Jedes im Hauſe hatte ſeine Lade. Ich auch die meinige. Mein Vater lachte drüber. Sie hatte dabei die Bundeslade in Gedanken. Schon das Wort war ihr heilig. Polt mußte nichts verſchließen. Was hat denn Gott der Herr verſchloßen das wir brauchen?

Mein Vater pflegte zu ſagen, es wæren fünf Wünſch-Perioden beim Menſchen: erſtlich Beinkleider, zweytens Taſchenuhr, drittens Mædchen, viertens Vermœgen, fünftens Landgut. «Die fünfte Zahl» ſetzt' er hinzu «iſt bei dem Menſchen nicht zu verachten: es iſt die Körperzahl.»

Meine liebe Mine, der das Meiſte auf dieſem Blade zugehœrt, will noch etwas mehr angefügt haben. Gern, liebes Weib!

«Wie er klein war» ſagte ſie, «ließ ich ihn ſo lange ſchreyen, bis er aufhœrte, ohn' ihn zu herzen und zu küſſen. Nie hat er in einer Wiege gelegen.

Da gieng ich mit ihm ſpazieren nach dem Berge, wo die Bäume ſo ſtehen, als ſtiegen ſie den Berg hinauf. Es war ein ſchœner Abend. Polt ſagte «wie die Engel auf Jacobs Leiter.»

Polt aß nicht ſüße Früchte: ſaure waren für ihn.

Da ſah er einen Aſt an dem Birnbaum geknickt, und nahm ſeinen Strumpfband, und band ihn an.»

«Liebes Weib! wem kann das alles behagen?»

«Nur noch, wie er ſtarb!»

«Meinethalben! herzlich gern!»

«Ich (mein liebes Weib næmlich) erzählte ihm viel von der ſeligen Mine, an die ich ihm wie an eine Verwandtinn unſeres Hauſes eine Empfehlung gab.

«Du wirſt ſie dort finden: ſie wird dich aufſuchen.» Auch ſagt' ich ihm daß er keinen Bruder, keine Schweſter mehr haben würde. «Warum, liebe Mutter? Unſer Nachbar und ſeine Frau haben ſieben Söhne.» «Wir keinen, mein Kind! wenn du todt biſt, keinen! Sag' es Minen in meinem Namen, keinen!» «Auch in Vaters Namen?» fragte Polt. Ich ſtand an über dieſe Frage. «Ja» erwiedert' ich, «auch in Vaters Namen.» «Hab' ich zu viel geſagt?» «Nein, liebes Weib! auch in meinem Namen. Meine Mutter hatte nur mich.» «Gottlob daß ſie dich behielt!» ſagt und ſchreibt Mine.

Mine wollte daß ich Polten nach preußischer Manier begraben laßen follte: allein ich thats nicht, fondern ließ ihn einen Morgen bei Sonnenaufgang begraben. Ich begleitete ihn mit einem meiner Freunde, den ich an diefen Ort beftimmt hatte. Sie weiß wo er ruht, und noch heute hat fie Mutterthrænen auf fein Grab geweint. Weine nicht, Mine! Weine nicht!

Gott, was ift das Leben?

HELFRICH PETER STURZ.

I. FÜNFTER BRIEF.

London den 25. Sept. 1768.

Alle Reifebeobachter find gewohnt allgemeine Schlüße auf einzelne Thatfachen zu gründen: daher rührt das fchiefe Urtheil welches man mit kühnem Leichtfinn über Menfchen und Staaten ausfpricht. Wer die hiefige Verfaßung nicht kennt, und den Kœnig an einem feyerlichen Tage unter feinen Hofämtern erblickt, wie er im glänzenden Haufen, wo er fein Auge hinlenkt, alle Großen niederbeugt, die ihn mit den Zeichen ihrer Würde, mit dem weißen und fchwarzen Stab, in dem Kanzler- und Bifchofsornat, in fchweigender Ehrfurcht umgeben: der glaubt nicht im Laude der Freyheit, fondern an dem Hofe eines morgenländifchen Sultans zu feyn.

Wenig Schritte von diefem Schaufpiel, in dem Caffe zu St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt welches über die Regierung mit aufrührerifchem Frevel läftert. Lange kann er nicht entfcheiden welche von beiden Erfcheinungen ein Traum war; er weiß den Widerfpruch nicht zu erklæren: endlich glaubt er mit dem großen Haufen daß das Hofgepräng nur eine leere Theaterpracht, und die Zeitung der Geift und die Stimme eines zügellofen Volks ift. »Welche Bosheit« ruft er aus »bringt die gepriefene Freyheit hervor! Wie eingefchränkt ift die Gewalt des Monarchen der diefen Trotz nicht bändigen kann!« Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Schultern, und preift aufrichtig fein Schickfal, daß er nicht Kœnig von England ift.

Dennoch ift ein englifcher Kœnig, fo bald er nicht eigenwillig, fondern nach den Gefetzen regiert, ein mächtiger und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, auch ein glücklicher Herr. Die Verfaßung hat feine Würde zuverlæßiger gegen alle Gefahren verfchanzt, fcharffinniger von den traurigften Pflichten, von dem Leiden der Herrfchaft befreyt, als es irgend ein Staatsklügler ausdenken mag. Er kann nur wohlthun, ehren, belohnen, nur vergeben und nicht ftrafen; felbft das Richteramt, welches immer den einen Theil beleidigt, ift von dem Thron unabhängig: denn auch im Proceffe gegen die Pairs wird der Kœnig durch den *High Steward* allein fymbolifch vorgeftellt. Er darf feinen Unterhalt nicht durch Kammerkünfte aus dem Lande peinigen: was er einnimmt ift ein freyes Gefchenk; und wenn fein Volk unter Auflagen feufzet, fo haben es feine gewählten Vertreter, nicht der Kœnig, dazu verurtheilt.

Auch ſeine Miniſter ſind ſicher unter allem Geheule der Parteyen, wenn ſies nur verſtehn, im Parlamente der grœßern Anzahl zu gefallen. Cheſterfield und Pulteney haben Robert Walpolen viele Jahre lang Schritt vor Schritt durch Philippiquen im *Craftsman* verfolgt ohne daß es ihnen gelang, dieſen ſtromkundigen Steuermann des Parlaments zu ſtürzen.

Itzt ſind unter den namenloſen brittiſchen Aretinen und Volkstribunen dergleichen wichtige Männer nicht mehr: ein Paragraphenſchreiber (ſo nennt man hier einen Zeitungspolitiker) und ein elender Kerl ſind meiſt gleichbedeutende Wörter. Die verwegenſte Schrift beweiſt ſelten etwas mehr, als daß es einen tollkühnen Dürftigen giebt, der mit Gefahr am Pranger zu ſtehen ſein Mittageßen erſchimpft.

Der Catilina*) dieſes Landes, der nur an Bosheit, nicht an Einfluß, ſeinem Vorbilde gleicht, büßt itzt ſeine Ritterzüge durch ein langes Gefängniſs. Sein Leben war eine Reihe von Glücksritterſtreichen. Wenn ihm die Sänftentræger Beifall zujauchzen, ſo verachtet ihn der beßere Theil der Nation; und dennoch, als ihn das Geſetz niederwarf, wagte ſelbſt der Pœbel nicht einen Laut: der neue Brutus ward ohne Lärmen wie ein gemeiner Taſchendieb eingeſteckt.

Freylich beßert ihn wohl dieſe Züchtigung nicht: ihm bleibt allein die verdrüßliche Wahl entweder fortzuempœren oder im Gedränge zu verſchwinden. Durch redliche Thaten wird er nicht glänzen; ſelbſt als Schriftſteller iſt er nur mittelmæßig: wær' er nicht Staatsverbeßerer, Thronerſchütterer, ſo würde er hœchſtens zum politiſchen Romanenſchreiber oder zum Kunſtrichter taugen. **)

Indeſſen kränkt der Frevel, welchen die Preſsfreyheit ſchützt, alle Freunde der Ordnung und der bürgerlichen Ruhe, und ſelbſt eifrige Whigs haben ſtrengere Mittel gegen ihren Miſsbrauch gewünſcht: aber man fürchtet die Hand der Regierung zu waffnen, und ſo ertrægt man das Übel, weil es aus der Freyheit, dem grœſten Vorrecht der Menſchheit, entſpringt, wie hier und da eine ſchædliche Pflanze aus einem wohlthætigen Boden ſproßt. Weder Locke noch Rouſſeau noch Hume haben je eine Regimentsverfaßung erkünſtelt welche frey von Gebrechen und Widerſprüchen wære: alle wiegen ſich in verſchiedenen Zeiten nach Anarchie oder Knechtſchaft hin; oft ſind die Mittel giftiger als die Krankheit; wenn man es zugeben muß, daß Freyheitsliebe bei dieſem Volke zur unanſtändigen Schimpfſucht artet, ſo dulden die Britten auch wieder daß man ſie in dringenden Staatsgefahren wie Negerſclaven zum Dienſte preſst.

In den bitterſten Schriften dieſer Zeit wird jedoch der perſœnliche Character des Kœnigs geſchont. Wahre Tugend erzwingt unwillkürliche Ehrfurcht, und ſchreckt auch die verwegenſte Bosheit zurück. Alle Unzufriedene geſtehen daß er ſeine hohe Pflichten mit warmer eifriger Treue erfüllt. Er hat ſeinen Tag nach einer ſtrengen Ordnung vertheilt, und verſchwendet für ſich nicht eine Stunde welche ſeinem Volke gehœrt. Kein Staatskundiger in dieſem Lande iſt gründlicher als er von dem Zuſtand der Finanzen, der Flotte, der Kriegsmacht unterrichtet. Wer den tæglichen Wandel dieſer Gegenſtände und ihren

*) Wilkes.

**) Er verſuchte eine Geſchichte von England zu ſchreiben: aber die erſten Hefte waren ſo elend, wurden mit einem ſolchen Hohngelächter aufgenommen, daß er den Einfall klüglich aufgab. Mit einem Fluß von Worten und vieler Inſolenz wird man im Parteyenzanke berühmt: aber über Schriften wo dieß Intereſſe fehlt urtheilt das kalte Publicum ſtrenger.

weiten Umfang kennt begreift es kaum, daß er auch ſeine deutſche Staaten mit einer gleich eingreifenden, durchſchauenden, alles umfaßenden Sorgfalt regiert; und dennoch iſt er nur bei ſeinen Miniſtern, im Rath und in St. James Kœnig: er erübrigt ſich Zeit für den Genuß des häuslichen Glücks. In der Kœniginn Palaſt iſt er Freund und Beſchützer der Wißenſchaften und Künſte, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Wahre Freuden der Ehe gedeihen ſelten am Thron: aber ſelbſt in der Hütte würde ſo ein Paar die Ehrfurcht des Weiſen verdienen. Charlotte verherrlicht die Wahl des Monarchen durch ihre ſanfte, Herzen gewinnende Gaben. Sie wandelt in einer verdorbenen Zeit, im Gewühle der Hofintriguen und Künſte mit einer Grazie welche den Weltmann entzückt, und einer Tugend die den Himmel befriedigt.

Ich habe vor wenig Tagen ihren Palaſt mit einem lebhaften Vergnügen beſehen. Unten wohnt der Kœnig, im zweyten Stock die Kœniginn; die obern Zimmer ſind einer Bücherſammlung gewidmet, welche merkwürdiger durch ihre Wahl als durch ihre Menge iſt. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher ſonſt in den Schlößern der Kœnige wimmelt: außer der kœniglichen Familie iſt nur für unentbehrliche Bediente Platz. Sie glauben in dem reinlichen Hauſe eines weiſen begüterten Privatmannes zu ſeyn: was vielleicht allein den Beſitzer verræth ſind die herrlichſten Werke der Kunſt, welche man aus allen Schlößern hier verſammelt und zum tæglichen Genuß aufgeſtellt hat.

In den Kœnigspaläſten hat mich immer der Miſsklang zwiſchen Pracht und Mangel, die wenige Achtung für Einheit im Ganzen beleidigt; vergoldete Gemächer und ſchlechtes Geræth, überladene Kabinetter und œde Sæle, neuer und veralteter Zierrath, Verſchwendung ohne Bequemlichkeit, alles trægt das Gepræg mannigfaltiger Launen, je nachdem Marſchälle Günſtlinge Hofintendanten ihr kurzes Daſeyn verewigen wollten: hier aber athmet durch alles der Geiſt des Monarchen, vernünftige Wahl und gefällige Ordnung, ein ſanfter geläuterter Geſchmack.

Ein rechtſchaffener Mann, und noch viel mehr ein tugendhafter rechtſchaffener Kœnig iſt Gottes erhabenſtes Werk. Ich werde nie an Georg den Dritten als mit der reinſten Verehrung denken: dem ungeachtet iſt es mœglich, daß ſeine menſchenfreundliche Regierung für England nicht die glücklichſte ſeyn kann. Großbritannien næhert ſich der Epoche, in der ſich Rom befand als Aſien geplündert war. Seine Triumphe im letztern Kriege, die Eroberungen in Indien haben Reichthum und verdorbene Sitten verbreitet.

Heldenkraft eines Volks wird durch Widerſtand genährt, und ermattet jenſeit des Zieles. Dieſer Staat iſt auf dem Punct der Reife, welcher an das Verwelken gränzt. Eigener Trotz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren nehmen in bedenklichen Verhältniſſen zu.

Dieſe periodiſche Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Kœnigs Weisheit auf, weil die Vorſehung keiner Tugend einen Freybrief gegen ihre Rathſchlüße verleiht. Aber auch unter widrigen Schickſalen ſtralt dieſe Tugend auf die Folgezeit, und die Geſchichte ſondert das Verdienſt des Monarchen von ſeinem Glück.

II. PITT.

Pitt ſtand allein auf ſeiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbniſs ſtrœmte tief unter ihm hin. Er hatte ſich ſelbſt gebildet, und ſank nie zur Nachahmung, auch der

grœften Männer, herab. In feiner Geftalt ift ftrenger Ernft, wie in den Formen der älteften Kunft, und auch die Härte derfelben. Ihm ift kein Staatsmann aus der Gefchichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er geftrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herfchte, überwältigte; Englands Grœße war fein Ziel, und fein Ehrgeiz Unfterblichkeit. Nie erhub fich in feinem Lande ein großer Mann ohne Partey: er allein vernichtete alle Parteyen. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich fank unter der Kraft feines Arms, der die bourbonifche Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Democratie nach allen Richtungen feines Willens trieb. Er fah ins Gränzenlofe, und maß das Schickfal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anfchlæge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die fich den Umftänden anfchmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo fie gelingen mußten. Hinderniffe und Kräfte waren feinem Geifte auf einmal gegenwärtig, den gleichfam eine Gabe der Weißagung ftärkte.

Diefer Mann pafste nicht in feine Zeit, nicht unter die Pygmæen feines Jahrhunderts. Furchtfam blickten fie an ihm hinauf; alle Claffen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freylich befitzt er die Verdienfte eines guten freundlichen Mannes nicht: diefe find nur für Menfchen von minderer Grœße. Unempfindlich gegen die fanfteren Freuden des häuslichen Glücks, fah er unverwandt auf Britanniens Schickfal, trat unter feine Helden und Gefetzgeber hin, und *entfchieds*.

Seine Beredfamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabenften Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demofthenes noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, fondern fie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Mufik der Sphæren. Er verleitete, feßelte den Verftand nicht durch mühfam verkettete Schlüße, wie Mansfield; er war nie wie Townshend auf der Folter um Witz und Talente zu zeigen: fondern er umftralte den Gegenftand und traf ficher den Punct durch den Blitz feines Geiftes, den man wie den Blitz feiner Augen nur empfindet, nicht befchreibt. Er konnte nach Willkür umbilden erfchaffen zerftœren. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gefetze vereinigt. Er verftands, ein freyes Volk wie Sclaven zu beherfchen, ein Reich zu gründen oder zu vernichten, und einen Streich zu fchlagen der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerftehn, als er in der Toga ftand, und für die Colonien gegen die Stempelacte fprach? «Eure Herrfchaft über America ift unumfchränkt, wenn es auf Regierung, auf Gefetzgebung ankömmt: aber ihr feyd nicht befugt Steuern von den Coloniften zu fodern. Sie haben mit uns gleichen Anfpruch auf die Rechte der Menfchheit, auf die Rechte von England: fie find keine Hurenkinder, fondern eure Söhne. In unferm Vaterland ift das Recht Steuern aufzulegen weder ein Theil der regierenden noch der gefetzgebenden Macht: Steuern find ein freyes Gefchenk der Gemeinen. Diefes Haus ftellt die Gemeinen vor: darum geben und bewilligen wir was wir geben können, unfer Eigenthum. Aber wenn wir dem Kœnig Steuern von America bewilligen, fo bewilligen Sr. Majeftæt Gemeinen von Großbritannien -- unfer Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majeftæt Gemeinen in America. Einige fagen, die Coloniften werden *virtualiter* durch diefes

Haus repræſentiert. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Diſtricts, irgend einer Stadt? Wo ſind ſie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Taſche eurer Brüder plündern? Steuern ſie nicht mittelbar beſchwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müßen ſie nicht alles von euch ſo theuer, als ihr wünſchet, kaufen? alles an euch ſo wohlfeil, als ihrs wollt, verkaufen? Dürfen ſie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf dieſem Markte neben euch zu ſtehn. Man erzählt uns daß America hartnäckig iſt, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, ich freue mich daß es widerſteht. Drey Millionen Menſchen die ſich freywillig unter die Knechtſchaft beugten würden künftig taugliche Werkzeuge ſeyn auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit Kœnig William hat kein Miniſter den fürchterlichen Plan gewagt: er war unſern Zeiten vorbehalten.

Wenn America fällt, ſo wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinſtürzen auf die Trümmer unſerer Verfaßung. Iſt dieß euer gerühmter Frieden? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, ſondern in die Eingeweide eurer Brüder ſtecken."

Die Verehrer Pitts wünſchen Einen Tag aus ſeinem Leben zu vertilgen, deſſen Geſchichte Lord Cheſterfield in folgenden Worten erzählt: «Pitt hatte freye Hand alle Miniſter zu nennen; und errathen Sie wozu er ſich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und, werden Sies glauben? zum Lord Chatham. Hier iſt der allgemeine Scherz daß er die Treppe hinaufgefallen iſt, und zwar ſo unglücklich, daß er in ſeinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun iſt er nichts mehr als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel. So in der Fülle ſeiner Macht wegzuſinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlaßen, das ihm allein die Macht gab, ihm allein Macht verſichern konnte, ins Hoſpital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es iſt ein unglaublicher Schritt."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphierte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhœhn, ſondern er entwich allein dadurch dem Geräuſch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünſchte nach unſterblichen Thaten; und verdient ſie vielleicht der Retter ſeines Volks nicht?

Aber als er neulich ſich wieder auf ſeinen Krücken emporhub, und im Parlament mit ſterbender Stimme rief «Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrſchaft? nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn ſpricht? Ich zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf! laßt uns kämpfen, fallen, wenn es ſeyn muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitts, die neuverklært über ihrem Leichnam ſchwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatham jener Zeit. Pyrrhus als Bundsgenoß der Tarentiner hatte den Conſul Levinus überwunden, und ſtand mit ſeinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom: aber weil er Rœmermuth zu würdigen verſtand, ſo trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freywillig einen Vertrag durch den Philoſophen Cineas an, der durch Geſchenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunſt das Erbieten zu empfehlen

wußte. Schon wankte der Rath, und Einige ſtellten vor daß eine große Schlacht verloren ſey, daß eine zweyte gefährlicher, entſcheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens ſich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff einen ſchimpflichen Frieden als eine Wohlthat anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der im hohen Alter und des Geſichtes beraubt, fern von Geſchäften unter ſeinen Lorbeern ruhte.*) Er hœrte nicht ſo bald die friedliche Neigung des Senats, als er ſich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ An der Thüre erwarteten ihn ſeine Schwiegerſöhne und Kinder; auf deren Arme geſtützt er in die Verſammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in ſtiller Ehrfurcht ſchwieg.

«Rœmer» ſprach er mit zitternder Stimme, «ich *bin* ſchon lange blind, und ertrage mein Schickſal ungeduldig: aber heut wünſchte ich auch taub zu werden um eure Schlüße nicht zu hœren. Wo iſt euer Trotz? wo ſind die hohen Reden, die durch die Welt erſchallten? Eure Væter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet. Habt ihr nicht oft wiederholt daß Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch ſeine Flucht oder durch ſeinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war alſo eitle Pralerey? Die Macedonier fürchtet ihr nicht: aber die Moloſſer und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht: aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei ſeinen Knechten diente? Ihr träumt Frieden zu kaufen: Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen. Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erſt verachtet, ſo werden andere Feinde ſich waffnen, und über das erniedrigte muthloſe Volk herfallen. Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlands, welcher Tag! Pyrrhus ſiegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis.»

Rom verwarf den Frieden, und ſiegte.

III. KLOPSTOCK.

Ich habe Tellows Briefe an Eliſa mit innigem Vergnügen geleſen. Mœgen ſie doch für den grœſten Haufen manch Unwichtiges enthalten: mich intereſſiert jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; Alles erneuert mir den Genuß beßerer vergangener Zeiten.

Als ich im Hauſe des unſterblichen Bernſtorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünſche glücklich war unter den beſten edelſten Menſchen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! Meine Bekanntſchaft mit Klopſtock bildete ſich ſchnell, und in ſieben unvergeßlichen Jahren ſind außer einer achtmonatlichen Reiſe wenige Tage verfloßen worin wir uns nicht ſahen. Nie hat in dieſer Zeit ein Wölkchen Laune unſere Freundſchaft umdämmert: denn auch als Freund iſt Klopſtock

«Eiche, die dem Orcane ſteht.»

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuſchenden Schatten, er verkennet ſeine Freunde

*) Es verlohnt ſich der Mühe, anzuführen was Cicero von dieſem Manne ſagt. «Appius Claudius war nicht allein alt, ſondern auch blind: dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, ſprach er dawider, wie Ennius ſolches in folgenden Verſen ausdrückt: «Wie iſt euer ſtandhafter Muth auf einmal ſo thœrig und tief herabgeſunken, ihr Rœmer!»» Und an einer andern Stelle: «Appius ſtand ſeiner Familie vor, und war alt und blind: ſein Geiſt war geſpannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Anſehen unter den Seinigen, ſondern er beherſchte ſie auch. Er war gefürchtet von ſeinen Knechten, von ſeinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In ſeinem Hauſe blühten alte væterliche Sitten und Zucht.» *Cato major vel de Senect. Cap V.* und *XI.*

nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, ſo währts ewig, laß auf ſein Urtheil Wahrſcheinlichkeiten und künſtlich erlogene Thatſachen ſtürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniſs einzele Züge für die Wenigen ſammeln denen das Bild eines würdigen Mannes Geiſteswolluſt gewährt. Alles iſt mir ganz gegenwärtig: denn ich empfinde lebe genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopſtock iſt heiter in jeder Geſellſchaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum ſeiner Dichtergaben aus, ſpottet nie bitter, ſtreitet beſcheiden, und verträgt auch Wi derſpruch gern: aber ein Hofmann, lieber Tellow, iſt er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verſtehe, der ſich geſchwind bei Hœhern einſchmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntſchaft mit Vornehmern zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht ſchätzte: aber er ſchätzt den Menſchen noch mehr. Er forſcht tiefer nach innerem Gehalt, ſo bald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet als eine Beſchimpfung die kalte beſchützende Herablaßung der Großen. Darum muß nach dem Verhältniſſe des Rangs immer ein Vornehmerer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopſtocks Achtung zu thun iſt. Selten findet ihr ihn in der ſogenannten guten Geſellſchaft, im Zirkel abgeſchliffener Leute, bei welchen wie auf Kœnig Williams Schillingen kaum ein Gepræg mehr kenntlich iſt, die ſich tæglich ohne Liebe ſuchen, ohne Kummer verlaßen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmauſen wie eine Bürde fortſchleppen: ſie ſind auf der Leiter der Weſen nur einen Sproß hœher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befeſtigt, ſich ewig in der næmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopſtock lieber mit ganzen Familien ſeiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, Alle folgten, und freuten ſich mit. Wir ſuchten dann unwegſame Örter, finſtre ſchauervolle Gebüſche, einſame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, ſpæheten jedes Naturgeſicht aus, lagerten uns endlich unter einer ſchattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht ſelten miſchten wir uns drein. Oft zeigte Klopſtock einen fernen Baum. «Dorthin!» rief er, «aber geradezu!» «Wir werden auf Moraſt und Græben treffen.» «Ei Bedächtlicher! ſo bauen wir Brücken.» Und ſo wurden Äſte gehauen; wir rückten, mit Faſchinen beladen, als Belagerer fort, ſicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopſtock iſt immer mit Jugend umringt. Wenn er ſo mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dieß iſt Gefallen an der unverdorbenen Natur. Teutſchland verdankt ſeiner Jugendliebe einige ſeiner beßern Menſchen: unſre Stolberge und Karl Cramern hat ſeine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopſtocks Leben iſt ein beſtändiger Genuß. Er überläßt ſich allen Gefühlen, und ſchwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn ſie aus dem Kunſtwerk athmet, iſt die Kunſt ſeiner Huldigung werth: aber ſie muß wählen was Herzen erſchüttert, oder Herzen ſanft bewegt. Gemælde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und ſprechenden Ausdruck, eure Mieris, Netſcher und Slingelande, feßeln ſeine Beobachtung nicht: aber zeigt ihm Bouchardons Tireſias wie er die Schatten beſchwœrt, Rembrands Lazarus wie er zum Leben erwacht, Rubens ſterbenden Chriſtus, dann hängt er trunken am Bilde. So auch Muſik. Sie durchſtrœmt ihn, wenn ſie klagt wie die leidende Liebe, Wonne

feufzet wie ihre Hoffnung, ftolz daher tœnt wie das Jauchzen der Freyheit, feyerlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß fie der Dichtkunft nur dienen, Windemens Stimme folgfam begleiten, nie das Lied verhüllen, fondern leicht umfchweben wie der Schleyer eine griechifche Tänzerinn. O wie oft laufchten wir an unfers Gerftenbergs Klavier, wenn er den holden Wechfelgefang mit feiner zärtlichen Gattinn anftimmte!

Gerftenberg lebte damals in Lyngbye, nahe bei Bernftorf, und hatte durch eine Reduction den grœften Theil feiner Einkünfte verloren: aber in feiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

Licet fub paupere tecto
Reges et regum vita præcurrere amicos.

Hier fang er feinen unfterblichen Skalden, manches holde catullifche Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiaffe lernen daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß fie auch für die Sterne und die Gerftenberge auf einer Sandwüfte keimt. Wir eilten zum einfamen Haus, und verließen Paläfte, wie man durch Le Notres Gärten nach dem kunftlofen Hain eilt.

Die freudigfte Zeit des Jahrs für Klopftock war,

«Wenn der Nachthauch glänzt auf dem
ftehenden Strom.»

Gleich nach Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunft Tialfs ihre Stelle.

«Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerft am Mafte Segel erhub?
Ach! vergieng felber der Ruhm deffen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?»

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken: denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif fichtbar wird, fo ift es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzufpüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Waßerfammlungen bekannt, und er liebte fie nach der Ordnung wie fie fpæter oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn fieht er mit hohem Stolze herab:

«Säumft du noch immer an der Waldung
auf dem Heerd', und fchlæfft
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der
filberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling, nicht auf?»

Eine Mondnacht auf dem Eife ift ihm eine Feftnacht der Götter:

«Nur Ein Gefetz: wir verlaßen nicht eh
den Strom,
Bis der Mond am Himmel finkt!»

Wenn ich das Gefetz durch Gloffen verdrehte, oder es brach, fo ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte fein Scharffinn alle Geheimniffe der Schœnheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths, Schwebungen wie des pythifchen Apolls; fchœner als der Liebesgöttinn Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer fchätzt er gleich nach den Teutfchen, weil fie ihre Tyrannen verjagten, und die beften Eisläufer find. Einft traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachfinnen an, er zog Linien, maß und theilte. «Wird es wohl gar ein Partagetractat? oder ein Syftem eines beßern Staatsgleichgewichts?» «Sehen Sie!» rief er; «man vereinigt Meere: wenn man diefe Flüße verbände, hier einen Canal zœge, dort noch einen, das wære doch unfrer Fürften noch würdig: denn fo hätte man Teutfchland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.» Er hat Gefetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonifchen Ernft. Über Alles, auch über feinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwey Briefe von

ihm, für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausfoderte, auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend, wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben sophistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wære nur ein anderes Mittel bekannt seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen laßen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Überraschung gestœrt. Ich hab' ihn, als er Hermanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich verteidigt. Grabt in der Mine, so findet ihr Gold; oder wenn euch das zu mühsam wird, so lest Übersetzungen von Junker, oder Colliers Cubachiade. Freylich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Überfluß weg, wægt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut Zeitmaaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nüancen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut seyn, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält der ihn durch seine Schöpfungen führt; und darum ist es nützlich und gut, daß itzt schon Tellow seine Oden commentiert.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem *Gouffre*, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — *disjecta membra poetæ* — ließe sich noch manches erzählen: aber Ehre dem Ehre gebührt! ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlægen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

Eins ist mir leid: daß Tellow der unreinlichen Kaste gewisser Recensenten erwähnt. Ich finde nirgends daß man den Virgil gegen namenlose Schwätzer verteidigt hat. Wenn irgend ein Bube Montesquieus Namen an den Pranger gekreidet hätte, würde darum der Mann und sein Werk weniger ehrwürdig bleiben? Es ist freylich lächerlich, wenn die Nation einen Schriftsteller gerichtet hat, daß sich ein *Quidam* hinsetzt und erzählt wie es der befagte Autor hätte einrichten müßen um ihm, dem Kostgänger eines Buchladens, zu gefallen: aber doch ist es ein bitteres Brot. «Ich muß dergleichen thun» sagte Freron: «denn ich muß leben.» «*Je n'en vois pas la nécessité*» antwortete der *Lieutenant de Police*. So oft man Zachariæ ein Stammbuch überreichte, beugte er sich tief vor dem Besitzer: «denn es kann sich treffen» sagte er, «daß ich vor meinem Richter stehe.» Ich rede nicht von der Berliner Bibliothek: dieses Werk enthält Männerarbeit, wenn sich auch gleich ein seichtes Blättchen über Klopstock und Andere mit einschlich. Recension ist dort oft nur der Faden, worauf echte Perlen gereiht sind. Künftig etwas über Klopstocks Lieblingsideen, Brutus, Freyheit, Vaterlandsstolz, unsre Sprache. Ich denke darüber nicht mit ihm einig. Gleichheit der

Grundſätze verbindet Freunde, aber Gleichheit der Meinungen nicht. Mannigfaltigkeit iſt das Geſetz der Natur. Ich wiederhole was ich irgendwo geſagt habe: es läßt ſich ſtreiten ob wir in einer Welt ohne Zweifel und Irrthum glücklicher wæren.

AUS HENRICH STILLINGS JUGEND.

Der alte Stilling fieng nunmehro an ſeinenAterernſt abzulegen und gegen ſeine wenige Hausgenoßen zärtlicher zu werden; beſonders hielt er Henrichen, der nunmehr eilf Jahr alt war, viel von der Schul zurück, und nahm ihn mit ſich wo er ſeiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtſchaffenheit eines Menſchen in der Welt, beſonders von ſeinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, ſonderlich die Bibel zu leſen, hernach auch was Doctor Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geſchrieben haben. Einsmalen giengen Vater Stilling, Mariechen und Henrich des Morgens früh in den Wald um Brennholz zuzubereiten. Margrethe hatte ihnen einen guten Milchbrey mit Brot und Butter in einen Korb zuſammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; ſie gieng den Wald hinauf voran, Henrich folgte und erzählte mit aller Freude die Hiſtorie von den vier Haimons-Kindern, und Vater Stilling ſchritt, auf ſeine Holzaxt ſich ſtützend ſeiner Gewohnheit nach, mühſam hinten drein und hœrte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo ſich eine grüne Ebne befand, die am einen Ende einen ſchœnen Brunnen hatte. «Hier laßt uns bleiben» ſagte Vater Stilling, und ſetzte ſich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, ſtellte ihn hin, und ſetzte ſich auch. Henrich aber ſah in ſeiner Seele wieder die Ægyptiſche Wüſte vor ſich, worinnen er gern Antonius geworden wære; bald darauf ſah er den Brunnen der Meluſina vor ſich, und wünſchte, daß er Raimund wære; dann vereinigten ſich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantiſche Empfindung draus, die ihn alles Schœne und Gute dieſer einſamen Gegend mit hœchſter Wolluſt ſchmecken ließ. Vater Stilling ſtand endlich auf und ſagte «Kinder, bleibt ihr hier: ich will ein wenig herum gehen und abſtändig Holz ſuchen; ich will zuweilen rufen: ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.» Er gieng.

Indeſſen ſaßen Mariechen und Henrich beiſammen und waren vertraulich. «Erzähle mir doch, Baſe,» ſagte Henrich, «die Hiſtorie von Joringel und Jorinde noch einmal.» Mariechen erzählte:

«Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald; darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein: das war eine Erzzauberinn. Am Tage machte ſie ſich bald zur Katze, oder zum Haſen, oder zur Nachteule; des Abends aber wurde ſie ordentlich wieder wie ein Menſch geſtaltet. Sie konnte das Wild und die Vœgel herbeilocken, und dann ſchlachtete ſie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte nah bei's Schloß kam, ſo mußte er ſtille ſtehen, und konnte ſich nicht von der Stelle bewegen, bis ſie ihn los ſprach; wenn

aber eine reine keuſche Jungfer in dieſen Kreis kam, ſo verwandelte ſie dieſelbe in einen Vogel, und ſperrte ſie denn in einen Korb ein, in die Kammern des Schloßes. Sie hatte wohl ſieben tauſend ſolcher Körbe mit ſo raren Vœgeln im Schloße.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; ſie war ſchœner als alle andere Mædchens: die und dann ein gar ſchœner Jüngling Namens Joringel hatten ſich zuſammen verſprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr grœſtes Vergnügen eins am andern. Damit ſie nun einsmalen vertraut zuſammen reden könnten, giengen ſie in den Wald ſpazieren. «Hüte dich» ſagte Joringel «daß du nicht zu nah an das Schloß kommſt!» Es war ein ſchœner Abend; die Sonne ſchien zwiſchen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Walds, und die Turteltaube ſang klæglich auf den alten Maybuchen. Jorinde weinte zuweilen, ſetzte ſich hin in Sonnenſchein und klagte. Joringel klagte auch. Sie waren ſo beſtürzt, als wenn ſie hätten ſterben ſollen; ſie ſahen ſich um, waren irre, und wußten nicht wohin ſie nach Hauſe gehen ſollten. Noch halb ſtand die Sonne über dem Berg, und halb war ſie unter. Joringel ſah durchs Gebüſch, und ſah die alte Mauer des Schloßes nah bei ſich: er erſchrak und wurde todbang. Jorinde ſang:

«Mein Vœgelein mit dem Ringelein roth
Singt Leide Leide Leide!
Es ſingt dem Täubelein ſeinen Tod,
Singt Leide Lei—Ziküth ziküth ziküth!»

Joringel. ſah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt: die ſang Ziküth ziküth! Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreymal um ſie herum und ſchrie dreymal Schu — hu — hu — hu —! Joringel konnte ſich nicht regen; er ſtand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter: die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus dieſem Strauch hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Naſe, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte und fieng die Nachtigall, trug ſie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts ſagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder, und ſagte mit dumpfer Stimme «Grüß dich, Zachiel! Wenn's Mœndel ins Körbel ſcheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund!» Da wurd Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie, und bat, ſie möchte ihm ſeine Jorinde wieder geben: aber ſie ſagte, er ſollte ſie nie wieder haben, und gieng fort. Er rief, er weinte, er jammerte: aber alles umſonſt. Nu, was ſoll mir geſchehn? Joringel gieng fort, und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet' er die Schafe lange Zeit. Oft gieng er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fänd' eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine ſchœne große Perle war; die Blume bræch' er ab, gieng damit zum Schloße: alles was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberey frey; auch träumte er, er hätte ſeine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fieng er an durch Berg und Thal zu ſuchen, ob er eine ſolche Blume fände; er ſuchte bis an den neunten Tag: da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, ſo groß wie die ſchœnſte Perle. Dieſe Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Nu, es war mir gut. Wie er auf hundert Schritt nahe bei's Schloß kam, da wurd er nicht feſt, ſondern gieng fort bis ans Thor. Joringel freute ſich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und ſie ſprang auf: er gieng hinein, durch

den Hof, horchte wo er die vielen Vœgel vernähm. Endlich hœrt' ers: er gieng und fand den Saal: darauf war die Zauberinn, fütterte die Vœgel in den ſieben tauſend Körben. Wie ſie den Joringel ſah, ward ſie bœs, ſehr bœs, ſchalt, ſpie Gift und Galle gegen ihn aus: aber ſie konnt' auf zwey Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte ſich nicht an ſie, und gieng, beſah die Körbe mit den Vœgeln: da waren aber viel hundert Nachtigallen: wie ſollte er nun ſeine Jorinde wieder finden? Indem er ſo zuſah, merkt er daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs ſprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib: nun konnte ſie nichts mehr zaubern; und Jorinde ſtand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, ſo ſchœn als ſie ehemals war. Da macht' er auch all die andern Vœgel wieder zu Jungfern, und da gieng er mit ſeiner Jorinde nach Hauſe, und lebten lange vergnügt zuſammen.»

Henrich ſaß wie verſteinert, ſeine Augen ſtarrten grad aus, und der Mund war halb offen. «Baſe» ſagte er endlich, «das könnt' einem des Nachts bang machen.» «Ja» ſagte ſie, «ich erzähls auch des Nachts nicht: ſonſt werd' ich ſelber bang.» Indem ſie ſo ſaßen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Henrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er: er ſah munter und frœhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, ſtand, ſchüttelte den Kopf, ſah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Henrich ſahen ihn mit Verwunderung an: doch durften ſie ihn nicht fragen: denn er thæts wohl oft ſo, daß er vor ſich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll: er ſetzte ſich zu ihnen nieder, und erzählte; wie er anfieng, ſo ſtunden ihm die Augen voll Waßer. Mariechen und Henrich ſahen es, und ſchon liefen ihnen auch die Augen über.

«Wie ich von euch in Wald hinein gieng, ſah ich weit vor mir ein Licht, eben ſo als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich ſehr. «Ei!» dacht' ich, «dort ſteht ja die Sonne am Himmel: iſt das denn eine neue Sonne? Das muß ja was wunderliches ſeyn: das muß ich ſehen.» Ich gieng drauf an: wie ich vorn hin kam, ſiehe, da war vor mir eine Ebne, die ich mit meinen Augen nicht überſehen konnte. Ich hab mein Lebtag ſo herrlichs nicht geſehen; ſo ein ſchœner Geruch, ſo eine kühle Luft kam da 'rüber her: ich kanns euch nicht ſagen. Es war ſo weiß Licht durch die ganze Gegend: der Tag mit der Sonne iſt Nacht dagegen. Da ſtanden viel tauſend prächtige Schlößer, eins nah beim andern. Schlößer—ich kanns euch nicht beſchreiben; als wenn ſie von lauter Silber wæren. Da waren Gärten Büſche Bäche. O Gott, wie ſchœn! Nicht weit von mir ſtand ein großes herrliches Schloß. (Hier lieſen dem guten Stilling die Thrænen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Henrichen auch.) Aus der Thür dieſes Schloßes kam jemand heraus, auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach, ein herrlicher Engel! Wie ſie nah bei mir war, ach Gott! da war es unſer liebes ſeliges Dortchen. (Nun ſchluchzten ſie alle drey; keins konnte etwas reden: nur Henrich rief und heulte «O meine Mutter! meine liebe Mutter!») Sie ſagte gegen mich ſo freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemal ſo oft das Herz ſtahl: «Vater, dort iſt unſere ewige Wohnung; ihr kommt bald zu uns.» Ich ſah, und ſiehe! Alles war Wald vor mir: das herrliche Geſicht war weg. Kin-

der, ich ſterbe bald: wie freu' ich mich drauf!"

Henrich konnte nicht aufhœren zu fragen wie ſeine Mutter ausgeſehen, was ſie angehabt, und ſo weiter. Alle drey verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und ſprachen beſtändig von dieſer Geſchichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer der in der Fremde und nicht zu Hauſe iſt.

Ein altes Herkommen, deſſen ich wie vieler andern noch nicht erwähnt, war daß Vater Stilling alle Jahr ſelbſten ein Stück ſeines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun ſchon acht und vierzig Jahr gethan, und dieſen Sommer ſollt' es wieder geſchehen. Er richtete es ſo ein, daß er alle Jahr ſo viel davon neu deckte, ſo weit das Roggenſtroh reichte das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, ſo daß Vater Stilling anfieng darauf zu Werk zu legen. Henrich war dazu beſtimmt, ihm zur Hand zu langen, und alſo wurde die lateiniſche Schule auf acht Tage ausgeſetzt. Margrethe und Mariechen hielten tæglich in der Küche geheimen Rath über die bequemſten Mittel wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beſchloßen endlich beide ihm ernſtliche Vorſtellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; ſie hatten die Zeit während dem Mittageßen dazu beſtimmt.

Margrethe brachte alſo eine Schüßel Mus, und auf derſelben vier Stücke Fleiſches, die ſo gelegt waren, daß ein jedes juſt vor den zu ſtehen kam, für den es beſtimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide ſetzten ihre Schüßeln auf den Tiſch, an welchem Vater Stilling und Henrich ſchon an ihrem Ort ſaßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerey redeten. Denn, im Vertrauen geſagt, wie ſehr auch Henrich auf Studieren Wißenſchaften und Bücher verpicht ſeyn mochte, ſo wars ihm doch eine weit grœßere Freude, in Geſellſchaft ſeines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern: denn dieſes war nun ſchon das dritte Jahr, daß er ſeinem Großvater als Diaconus bei dieſer jährlichen Solennitæt beigeſtanden. Es iſt alſo leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrüßlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Abſichten zu begreifen anfieng.

«Ich weiß nicht, Ebert" ſagte Margrethe, indem ſie ihre linke Hand auf ſeine Schultern legte: «du fängſt mir ſo an zu verfallen. Spürſt du nichts in deiner Natur?"

«Man wird als alle Tage älter, Margrethe."

«O Herr ja! ja freylich, alt und ſteif!"

«Ja wohl" verſetzte Mariechen, und ſeufzte.

«Mein Großvater iſt noch recht ſtark vor ſein Alter" ſagte Henrich.

«Ja wohl, Junge!" antwortete der Alte. «Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen."

Henrich lachte fort. Margrethe ſah wohl daß ſie auf dieſer Seite die Feſtung nicht überrumpeln würde: daher ſuchte ſie einen andern Weg.

«Ach ja" ſagte ſie, «es iſt eine beſondere Gnade, ſo geſund in ſeinem Alter zu ſeyn; du biſt, glaub' ich, nie in deinem Leben krank geweſen, Ebert?"

«In meinem Leben nicht: ich weiß nicht was Krankheit iſt: denn an den Pocken und Rœtheln bin ich herumgegangen."

«Ich glaub doch, Vater" verſetzte Mariechen: «ihr ſeyd wohl verſchiedene Malen vom Fallen krank geweſen: denn ihr habt

uns wohl erzählet daß ihr oft gefährlich gefallen ſeyd.»

«Ja, ich bin dreymal tœdlich gefallen.»

«Und das viertemal» fuhr Margrethe fort «wirſt du dich todt fallen: mir ahnt es. Du haſt letzthin im Wald das Geſicht geſehen, und eine Nachbarinn hat mich kürzlich gewarnt und gebeten dich nicht aufs Dach zu laßen: denn ſie ſagte, ſie hätte des Abends, wie ſie die Küh gemolken, ein Poltern und klægliches Jammern neben unſerm Hauſe im Wege gehœrt. Ich bitte dich, Ebert, thu mir den Gefallen und laß jemand anders das Haus decken: du haſts ja nicht nœthig.»

«Margrethe, kann ich, oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Geſicht geſehen: ja, das iſt wahr; unſere Nachbarinn kann auch dieſe Vorgeſchicht gehœrt haben. Iſt dieſes gewiſs, wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beſchloßen hat? Hat er beſchloßen daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen ſoll, werd' ich armer Dummkopf von Menſchen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen ſoll, wie werd' ich mich hüten können? Geſetzt, ich blieb vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straßen einen Karren Holz losbinden wollen, darauf ſteigen, ſtraucheln, und den Hals abſtürzen? Margrethe, laß mich in Ruh! Ich werde ſo ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin: wo mich dann mein Stündchen überraſcht, da werd' ichs willkommen heißen.»

Margrethe und Mariechen ſagten noch ein und das andere: aber er achtete nicht drauf, ſondern redete mit Henrichen von allerhand *die* Dachdeckerey betreffenden Sachen; daher ſie ſich zufrieden gaben und ſich das Ding aus dem Sinne ſchlugen.

Des andern Morgens ſtanden ſie frühe auf, und der alte Stilling fieng an, während daß er ein Morgenlied ſang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen; womit er denn dieſen Tag auch hübſch fertig wurde, ſo daß ſie des folgenden Tages ſchon anfiengen das Dach mit neuem Stroh zu belegen. Mit einem Wort, das Dach ward fertig ohne die mindeſte Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben, außer daß es noch einmal beſtiegen werden mußte um ſtarke und friſche Raſen oben über den Firſt zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling ſo ſehr nicht: es giengen wohl noch acht Tage über, eh es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs Morgens ſtand Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hauſe umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was ſuchte. Seine Leute verwunderten ſich, fragten ihn was er ſuche? «Nichts» ſagte er. «Ich weiß nicht, ich bin ſo wohl: doch hab' ich keine Ruhe; ich kann nirgend ſtill ſeyn, als wenn etwas in mir wære das mich triebe; auch ſpür' ich ſo eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.» Margrethe rieth ihm, er ſollte ſich anziehen und mit Henrichen nacher Lichthauſen gehen ſeinen Sohn Johann zu beſuchen. Er war damit zufrieden: doch wollte er zuerſt die Raſen oben auf den Hausfirſt legen, und dann des andern Tages ſeinen Sohn beſuchen. Dieſer Gedanke war ſeiner Frauen und Tochter ſehr zuwider. Des Mittags über Tiſch ermahnten ſie ihn wieder ernſtlich vom Dach zu bleiben; ſelbſt Henrich bat ihn jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerey ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumſchränkten Gewalt um ſich her: ein Lächeln das ſo manchem Menſchen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprægt

hatte. Dabei ſagte er aber kein Wort. Ein Mann der mit einem beſtändig guten Gewißen alt geworden, ſich vieler guten Handlungen bewußt iſt, und von Jugend auf ſich an einen freyen Umgang mit Gott und ſeinem Erlœſer gewöhnt hat, gelangt zu einer Grœße und Freyheit die nie der grœſte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf dieſe gewiſs treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen beſtand darinn: er wollte da auf den Kirſchbaum ſteigen, und ſich noch einmal recht ſatt Kirſchen eßen. Es war næmlich ein Baum, der hinten im Hof ſtand, und ſehr ſpæt, aber deſto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten ſich über dieſen Einfall: denn er war wohl in zehen Jahren auf keinem Baum geweſen. «Nun dann!» ſagte Margrethe: «du muſt nun vor dieſe Zeit in die Hœh, es mag koſten was es wolle.» Eberhard lachte, und antwortete «Je hœher, je næher zum Himmel.» Damit gieng er zur Thür hinaus, und Henrich hinter ihm her auf den Kirſchbaum zu. Er faßte den Baum in ſeine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, ſetzte ſich in eine Furke des Baums, fieng an, aß Kirſchen, und warf Henrichen zuweilen ein Äſtchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. «Halt!» ſagte die ehrliche Frau; «heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterſte Äſte faßen kann! Ich muß da probieren ob ich auch noch hinauf kann.» Es gerieth: ſie kam hinauf. Stilling ſah herab, und lachte herzlich, und ſagte «Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.» Da faßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Äſten des Kirſchbaumes und genoßen noch einmal zuſammen die ſüßen Früchte ihrer Jugend; beſonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe ſtieg wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach ſtieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Haken um Raſen damit abzuſchælen. Er gieng des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Henrich blieb gegen dem Hauſe über unter dem Kirſchbaum ſitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Raſen um den Kopf hangen, bückte ſich zu Henrichen, ſah ganz ernſthaft aus, und ſagte «Sieh welch eine Schlafkappe!» Henrich fuhr in einander, und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl geſtanden daß dieſes einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indeſſen ſtieg Vater Stilling mit dem Raſen das Dach hinauf. Henrich ſchnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf ſah, hœrte er ein Gepolter; er ſah hin: vor ſeinen Augen wars ſchwarz wie die Nacht. Lang hingeſtreckt lag da der theure liebe Mann unter der Laſt von Leitern, ſeine Hände vor der Bruſt gefalten; die Augen ſtarrten, die Zähne klapperten, und alle Glieder bebten, wie ein Menſch im ſtarken Froſt. Henrich warf eiligſt die Leitern von ihm, ſtreckte die Arme aus, und lief wie ein Raſender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hœrten im Garten kaum halb die ſeelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben: Mariechen that einen hellen Schrey, rung die Hände über dem Kopf, und flog das Dorf hinauf. Margrethe ſtrebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgeſtreckt, die Augen ſtarrten umher; dann und wann machte ein heiſerer Schrey der beklemmten Bruſt ein wenig Luft. Mariechen und Henrich waren zuerſt bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgeſtreckt; die Augen und der Mund

waren geſchloßen, die Hände noch vor der Bruſt gefalten, und ſein Odem gieng langſam und ſtark, wie bei einem geſunden Menſchen der ordentlich ſchlæft; auch bemerkte man nirgend daß er blutrünſtig war. Mariechen weinte häufige Thrænen auf ſein Angeſicht und jammerte beſtändig «Ach mein Vater! mein Vater!» Henrich ſaß zu ſeinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indeſſen kam Margrethe auch hinzu; ſie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr: aber er gab kein Zeichen von ſich. Die heldenmüthige Frau ſtand auf, faßte Muth; auch war keine Thræne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indeſſen hinzugekommen, vergoßen alle Thrænen: denn er war allgemein geliebt geweſen. Margrethe machte geſchwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht: ſie hatte ihre beſte Betttücher, die ſie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergeſpreitet. Nun kam ſie ganz gelaßen heraus und rief: «Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!» Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Henrich hatte beide Füße in ſeinen Armen; ſie legten ihn aufs Bett, und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein geſunder Menſch der ſchlæft. Nun wurde Henrich beordert nach Florenburg zu laufen um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denſelben Abend, unterſuchte ihn, ließ ihm zur Ader, und erklærte ſich daß zwar nichts zerbrochen ſey, aber doch ſein Tod binnen dreyen Tagen gewiſs ſeyn würde, indem ſein Gehirn ganz zerrüttet wære.

Nun wurden Stillings Kinder alle ſechs zuſammen berufen; die ſich auch des andern Morgens Donnerſtags zeitig einfanden. Sie ſetzten ſich alle rings ums Bette, waren ſtille, klagten und weinten. Die Fenſter wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelaßen ihrer Hausgeſchäfte. Freytags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu beben; die oberſte Lippe erhob ſich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten næher ums Bette zuſammen. Margrethe ſah es auch: ſie nahm einen Stuhl, und ſetzte ſich zurück an die Wand ins Dunkele. Alle ſahen vor ſich nieder und ſchwiegen. Henrich ſaß zu den Füßen ſeines Großvaters, ſah ihn zuweilen mit naßen Augen an, und war auch ſtille. So ſaßen ſie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerſt daß ihres Vaters Odem ſtill ſtand. Sie rief ängſtlich «Mein Vater ſtirbt!» Alle fielen mit ihrem Angeſicht auf das Bette, ſchluchzten und weinten. Henrich ſtand da, ergriff ſeinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem wie einer der tief ſeufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz ſtille; an ſeinem ganzen Leibe regte und bewegte ſich nichts als der Unterkiefer, der ſich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts ſchob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint: ſo bald ſie aber Catharinen rufen hœrte, ſtand ſie auf, gieng ans Bett, und ſah ihrem ſterbenden Manne ins Geſicht: nun fielen einige Thrænen die Wangen herunter; ſie dehnte ſich aus (denn ſie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf, und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigſten Herzen: ſie holte jedesmal aus tiefſter Bruſt Odem, und den verzehrte ſie in einem brünſtigen Seufzer. Sie ſprach die Worte plattdeutſch nach ihrer Gewohnheit aus: aber ſie waren

alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war daß ihr Gott und Erlœser ihres lieben Mannes Seele gnædig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen mœge. Wie sie anfieng zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sunken am Bett auf die Knie, und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß: der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrey aus: nun war er verschieden. Margrethe hœrte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie, und sagte «Leb wohl, Eberhard! In dem schœnen Himmel, bald sehen wir uns wieder.» So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thrænen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre: da führte man ihn nach Florenburg um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt: allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thrænen, und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte «Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wære für dich gestorben!» und der Text zur Leichenrede war «Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen: ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!»

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am hœchsten ist, da schlæft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichstein: aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

FRIEDRICH MÜLLER.

BACCHIDON UND MILON.

An einer epheuumwachsenen Grotte saß der Knabe Milon entzückt. Ihm war erst ein treffliches Lied auf den Weingott Bacchus gelungen: das gefiel ihm selbst so wohl, daß ers, weil niemand anders zugegen war der horchen wollte, dreymal seinen Ziegen vorsang. Eben kam der immer durstige Satyr Bacchidon seiner Höhle zu. Frœhlich nœthigt' ihn der Hirt also herbei:

Milon. Wie recht gehst du hier über, Freund Bacchidon! Herein in meine Grotte! will dir einen Gesang vorspielen, einen trefflichen Gesang aufn Weingott Bacchus. Eben ward er fertig. Soll dir gefallen, gewiss gefallen: ohn mich zu rühmen ists mein best Gedicht; herrlich, wirst selbst hœren.

Bacchidon. Mit deinem Gedicht! Lärmst du doch als wollst einen zum Schmaus

laden. Bin ohnehin ſchwer und unbeholfen, und du Narr machſt mich noch durch die Hitze laufen, daß ich den Athem verliere. Weg!

Milon. Wirſt doch nicht ſo ſeyn, lieber Bacchidon? wieder fortgehen ohne mein Hymnus zu hœren? Bleib doch! wird dich nicht reuen. Ich hab mir alle Mühe gegeben was extras zu machen; auch läßts ſo ſchœn, wenn ich ihn ſpiele.

Bacchidon. Still! ſtill! uh! du flammender Hundsſtern!

Milon. Darnach hätten wir uns frœhliche Stunden gemacht, wacker gezecht: habe meinen Schlauch weidlich mit friſchem Moſt gefüllt.

Bacchidon. Ah ſo!

Nun heiterte ſich des alten Satyrs Stirne auf, als er vom Moſt hœrte. Weiter ſprach der Knabe zu ihm: Willtu horchen?

Bacchidon. Freylich! laß doch einmal hœren was du guts gemacht!

Nun ſaßen beide aufs Moos nieder. Bacchidon lehnte ſeinen zottichten Bocksfuß auf ein zerbrochen Stück Urne, das eben da lag; ſein Haupt und Rücken aber laſtet' er an eine grüne Pappelwand. Dann ſprach er dem Knaben gegenüber alſo: Was das eine Hitze iſt! Was ich dir Durſt habe! Sirius tobt abſcheulich: iſt ein Narr, der Kerl! möcht' uns alle gern raſend haben. Wohl, mein Sohn, daß du deinen Schlauch wacker geflickt! aber dreymal wohl, daß du mich zu deinem Schmaus ladeſt!

Milon. Sage mir doch: ſoll ich alleine nur ſingen, oder ſoll ich auch mit der Leyer dazu ſpielen?

Bacchidon. Närrchen, machs wie du willt! Vor allem gieb was zu trinken! ich meine, Lung' und Leber brennen mir ab. Was das heiß macht! Phu! iſt mir als trüg' ich den Ætna im Leibe. So, ſo! ſchon gut! auf dein Wohlſeyn, pappelbekränzter Freund Milon!

Milon. Wenn dirs einerley iſt, will ich dazu ſpielen: läßt doch immer hübſcher.

Bacchidon. Vortrefflicher Wein! extra gut! extra fein! Mein lieber Freund Milon, laß dir einen Schmatz geben! Her! ſag' ich. Stärkſt meine alte Knochen mit ſo köſtlichem Balſam! Delicates Glæschen Wein! Verjüngſt mich als ein Adler.

Milon. Schmeckt er? Je, Bacchidon liebt immer was feines: ſollſts auch gleich hœren.

Bacchidon. Ums Pans willen, wo haſt du den Wein her? Geruch, Farbe aus Cypern! Junge, wer gab dir ihn? Will ein Schelm ſeyn, wo du ihn nicht dem kahlköpfigen Silen weggemauſt, als er voll unter ſeinem Eſel lag. Iſts ſo? he? Himmliſcher Wein! der ſchleicht die Gurgel nunter! Mein Glæschen iſt wieder leer.

Milon. Traun, er mag gut ſeyn: hat mich auch mein ſchœnſt Stück Bock gekoſtet. Aber wenn du ein ſo großer Becherheld biſt, als rühmſt, kannſt du mir ſagen was für Landsmann?

Bacchidon. Beim Jupiter, ja! Gleich ſollſts hœren, gleich: laß mich nur erſt ausreden! das Herz iſt mir zu voll. Was iſts doch eine edle Sach' um gut Tröpfchen! Freund, daß uns doch Zevs einmal zu Genüge gæbe, und wir wie Gänſe in ſolchem Trank ſchwämmen! Wahrlich, frommer Wunſch! Aber er machts wie er will – *Proſit!* – iſt Waßers Patron.

Milon. Wie iſts? kennſt du ihn nun?

Bacchidon. Was denn? wie denn? O mein Seel, ich habs vergeßen. Daß dich der Guckguck! Der Schurk iſt auch ſo glatt — ſchenk noch einmal ein! — gar zu glatt, Milon! glätter als ein Aal. Kaum wollt' ich den Schelm am Kopf erwiſchen, und ihm ins Geſicht ſehen: da war mir

ſchon der Schwanz zwiſchen dem Daumen. Kanns nicht begreifen.

Nun guckte er ins leere Glas, und ſprach: Freund Milon, ich dacht' auch würklich, dein Pocal wær tiefer.

Milon. Was tiefer! der Henker reich tief genug! Wenns auch ein Ziehbrunnen wære, du ſüffeſt ihn aus. Mein Schlauch reicht nicht zu, wenns ſo währt. Bleib ruhig ſitzen, hœr hübſch meinem Hymnus zu! Hernach, wenn ich fertig bin, und dirs gefallen hat, will ich ſchon wieder füllen.

Bacchidon. Was haſt du vor, Junge? was ſoll das bedeuten? Iſt das dein Ernſt? wie? Ei, du lieblicher Gaudieb willt mich nur vexieren. Vexieren? ha! Geh, ſchenk' ein! Wer will warten, wenn der Schlauch noch voll iſt? Schenk' ein! ſag' ich. Warten? Daß dich die Peſt! Ein ſchœn Warten! Kind Milon, nur ein einziges Wort! iſt dein Geſang nicht auf Bacchus?

Milon ſprach: Das hab' ich dir ſchon zwanzigmal geſagt. Wærſt du ruhig, und ließeſt mich auch zum Wort kommen, ſo könnteſt du hœren.

Bacchidon. Was? Weiſt du auch, Junge, was das heißt: ein Gedicht auf Bacchus? was das auf ſich hat, was das ſagen will, *Baccho* ein Hymnus dichten? Weiſt du wer Bacchus iſt? Frag nicht umſonſt wer er iſt. Ein muntrer durſtiger Mann, freundlich und leer, der alle Dinge im Rauſch anfängt, dabei ein merklicher Feind von leeren Glæſern iſt: merkſt du?

Milon. Oho, ſehr leicht! dein Glas —

Bacchidon. Was gehts dich an, wenns leer iſt, unds dir nicht gefällt? Ei du Närrchen! füll wieder! was hinderts? Weiter iſt Bacchus der Weinerfinder, der Weinerfinder, mein Sohn! Wenn man ihn mahlt, trægt er immer in der Rechten einen vollen Becher, in der Linken einen Traubenklotz. In Wahrheit, hab' ihn ſelbſt einmal ſo mit Kohlen an ein Faß gerißen, wie er zwey Staaren von einer Traube ſcheucht —

Milon. Was gehts mich an?

Bacchidon. Traube ſcheucht — zwey Staaren —

Milon. Meinetwegen zwey Raben!

Bacchidon. Staaren! bei meinem Horn! hätteſt alle Nægel an ihren Füßen zählen mœgen, und alle Federn an ihren Schwänzen: bei meiner Treu! Die Faunen lachten dir oft drüber. Sieh, ſo ließ ich dem Bacchus den linken Arm übers Knie bambeln. Sieh doch! Den rechten hub er ſo in die Hœh, ſchlug mit einem Stecken dem einen Staarmatz aufn Kopf, daß ihm die geſtohlne Beer ausm Schnabel fiel. Darnach ſtellt' ich grad ſeinen Augen gegenüber in freyer Luft einen mächtig großen Becher voll dicker Tropfen neben um. Ein Korb voll Trauben hieng ich an ſeine Hörner, und ſetzte ihm Trunks anzudeuten aus freyer Hand mitten auf die Naſe zwey rothe Pocken, Haſelnuß dick, daß ſie jeder von ferne ſchauen mochte. Gelt, das war dir was nobels? Noch manchen Gott würd' ich ſo an die Wand hinarbeiten: aber ich kann vor meinem Bauch nimmer zu. Im übrigen all eins! Wieder aufs Wort zu kommen, du weiſt alſo wer Bacchus iſt. Haſt du denn Verwegenheit genug einem alten frommen Mann als mir zuzumuthen daß er einen Lobgeſang auf Bacchus anhœre ohne vor durch tüchtigen Rauſch ſich in heilige Begeiſterung zu ſetzen? Ah! das mag ein Anderer. Nein, Verwegenheit, grauſame Sünde ſo was! Nein, da behüte! Getrunken muß man haben, ſiehſt du, und ich habe heut noch kein Tröpfchen über mein Herz gebracht, mein Seel!

Milon. Schwœr, daß du erworgen möchſt! Ei du fetter ſchmeerbauchichter Lümmel!

nicht getrunken? Mein Schlauch iſt halb leer: nicht getrunken? nein? nicht getrunken? So zu ſchwœren!

Bacchidon. Schrey nur nicht ſo! iſt ja nur Spaß.

Milon. Schlechter Spaß! Iſt dir nur ums Saufen zu thun: einen Gefallen erweiſen, zuhœren kannſt du nicht. Möchts Teufels werden! Säufſt einem den Wein, und thuſt einen noch dazu quælen.

Bacchidon. Ha ha ha! was das geſprochen iſt! Verzeih dirs Jupiter, gottloſer lieblicher Schelm! Dich quælen? einen alten Mann ſo verläumden! Dich quælen, ha ha ha! Ei ja doch! den Schlauch wollen wir quælen, ihm den letzten Tropfen vom Herz drücken. Dich quælen? unvergleichlicher Dieb! Dich quælen? Sag, wie kommſt du nur dazu?

Milon. Laß mich nur einmal zum Wort! hœr' auf zu plappern! hätteſt nur deinen Wanſt voll Steine, und ließeſt auch einmal mein Maul frey! Aber —

Bacchidon. Hœrſt dus, Junge? wer hält dirs? Sprich ſo viel dir lüſtet! wir habens Maul nicht umſonſt. Ah! da fällt mir ein artig Stückchen ein. Weiſt du zum Exempel warum das Maul einem grad' unter der Naſe ſitzt? he? Die Naſ' hat ſonſt auf dem Wirbel geſtanden: gelt, das haſt du vor nie gewußt? Ein herrlich Hiſtœrchen! hœr nur! ein gerechtes Stück, ein klarer Beweis von Jupiters Weisheit! Mir hats jüngſt ein graubärtiger Ægypter, der in meiner Grotte übernachtet, ein gelehrter Hexenmeiſter, der dir alles weiß was Sonn' und Mond ſpricht und Jupiter träumt, erzählt. Zu Anfang der Welt, ſagt' er mir, als Zevs den Menſchen gemacht, ſchuf er die Naſ' aufn Wirbel, ſprach — Aber wart! will zuvor ein Schluck thun, daß mir der Hals ein bißchen glätter wird, hernach weiter erzählen.

Nun trank der alte Satyr. Aber Milon ſprach heimlich ſo: Wollt', er læg mit ſeinem Mährchen im Rhein! heut komm' ich nicht an mein Lied zu ſpielen; und ich wollt', ich læg' oben drein, daß ich ſo einfältig war, und den Nimmerſatt in meine Höhle gezogen. Wenns noch lange währt, drückts mir das Herz ab.

Bacchidon. Was geſchah? Da nun jeder ſeine Naſe unter der Kappe trug — denn Jupiter ſprach weislich »Laßt ſie nicht eher aus, als wenns euch beliebt: ſo ſeyd ihr nicht gezwungen zu riechen was euch nicht beliebt«; und kurz, meine Meinung zu ſagen, mir gefiels ſehr unvergleichlich. Aber wie gefiel mirs? Zum Exempel wenn man, wie Jupiter meinet, durch des Nachbars Kühſtall in ſeinen Weinkeller geht, oder ſonſten wo, da man gezwungen iſt einzuſchnaufen was uns muthwillige Lüfte unter die Naſe treiben: da ließ' ich nun hübſch meine Kappe ſitzen, gieng grade durch. Aber zum Exempel wenn man bei Gelagen ſitzt, guten Wein trinkt, da lob' ich mir doch dieß Plätzchen, wo wirklich Naſe ſtehet: denn da kann man immer trinken, auch zugleich riechen, und ſo doppelt genießen. Schœnheit halben möchte ſie immer ganz wegbleiben: denn die ſchœnſte Naſe, Wahrheit zu ſagen, ſteht einem nicht beßer zum Geſicht als das Bierſchild zu einer Klippſchenke. Aber wieder auf meine Erzählung zu kommen, das gieng nun alles gut mit unſrer Naſe: geruhig ſaß ſie unter ihrer Kappe, dacht' an nichts; bis Bacchus geboren ward, mit ihm die Rebe hervorwuchs. Da war ein Jubilierens ohn' Ende; alles freute ſich: denn die Rebe wuchs kräftig voll Moſt und Trauben. Da waren die Augen ſie zu ſehen, die Zung' und Maul Trauben zu koſten, Ohren lieblich den Moſt im Becher ſprudeln zu hœren, Alles voll Luſt nur der armen

Nafe, unter der Kappe als ein Ey unter der Henne verfteckt, ward nicht gedacht, konnt nicht mit genießen allerley Freuden. Denn das muß dir bei Seit fagen, Freund Milon: damals wars noch nicht Mode, beim Gefundheittrinken die Kapp' abzuziehen: hœrft dus?

Milon fprach heimlich: Ich wollt, hätt keine Ohren. Gewifs, ich verbrenne langfam im Styx, fo das Ding noch lange währet.

Bacchidon. Will lauter reden, daß du mich beßer verftehen kannft. Endlich erfuhrs meine gute Nafe. «Ei!» fchrie fie zu Jupiter auf, «betriegt man mich fo? Was hab' ich denn gethan, daß ich fchlechter geachtet werde denn ein Anderer?» Abfonderlich thats ihr wegen des Mauls weh: das trank nun nichts ohn zuvor der armen Nafe unter der Kappe zu höhnen, fchrie «Komm herunter, Næschen! herunter, wenn du kannft! fchnüffel ein bißchen!» Jupiter fchlug aufn Bauch: Jupiter ift ein feiner Mann, fah wohl daß der Nafe Gewalt gefchah; was thut er? Er nimmt fein hübfch die Nafe vom Wirbel runter, fetzt fie recht übers Maul hin, fagende «Weil du, Maul, gehöhnt, foll künftig Nafe recht über dir ftehn, follft immer in ihrem Schatten fitzen zur Straf; auch follt du, Maul, künftig nichts genießen, worin nicht zuvor Nafe ihre Nafe ftecke.» So kam fie herunter. Ha ha ha! Nun, wie gefällt dir mein Spaß?

Milon. Das will ich dir gleich fagen. So lang' ich hier in diefer Grotte wohne, und fo lange fie meine Vorfahren bewohnet, die felbften Pan hierin erzogen, hat nie ein unertræglicherer Schwätzer mit feinem Rücken an diefer Wand gelegen als du. O du unertræglicher Saufaus, und noch gräulicherer Plapprer! wie ermüdeft du meine Geduld! Ich wollt', ich wære zehn Meilen von hier.

Bacchidon. Was fchnarrft du? Was gehen mich deine Fratzen an! Wenn dir mein Stückchen nicht gefällt, was tobft du Efel dann?

Milon. Platz' aus einander! Ich fchwœr beim Cerberus – denn nun bin ich fuchswild – follt kein Maul voll mehr zu trinken bekommen, bis du mein Hymnus angehœrt, follteft auch drüber verzwatzlen.

Bacchidon. Liegt da der Has? Ich Ochfenkopf! Hum! Miloncben, mein Närrchen, mein Hühnchen! wirft doch nicht bœs feyn? nicht gleich bœs feyn? Will Silens Reutpferd feyn, Diftel freßen, mir die Ohren abfchneiden laßen, wo ichs im Herzen mit dir arg meine. Wie fingft du denn heut nicht? Wie, mein artiger Venuskeil? Laß mich doch nicht fo lange warten! Geh doch, geh! Mache einem alten Mann auch einmal ein Späßchen! laß mich dein Hymnus hœren! Mein Seel, fitze fchon über eine Stunde hier, eine volle Stunde, laße meine Ohren weit offen hängen als ein hungriges Füllen, lauftre dir mit Fleiß auf: fey doch fo geizig nicht! fing doch! fing, fing, fing! Komm, will mit fingen, Tact fchlagen, Baß brummen, Chor fchreyen, heulen, bewundern, wies gilt. Ah! eh du anfängft, füll mir noch einmal dieß Glas! noch ein einzigmal, und um die Welt kein Tropfen mehr! Genug! Will dieß mit Verftand trinken, fpitzen, fucklen, Tröpfchen vor Tröpfchen, bis du fertig bift. Fang an! Schluck — drunten ift alles! Daß dich der Geyer! wie gieng das zu? Ei, du Gaudieb haft mich am Ermel geftoßen, mirs Glas in den Hals geftoßen! Kanns nicht begreifen! Wunderfame Sympathie! magnetifche Kraft!

Milon fprach nun hitzig: Horch, Bacchidon! das letzte Wort! Laß mich jetzt gleich mein Lied vorfingen, oder ich glaub, du ftoffelft mich: will dirs dann gefegnen.

ſoll dir nicht ſchmecken wie mein Wein. Als dieß der Knabe ſagte, hob er erzürnt den Stock in die Hœh: ängſtlich rollte der Satyr die feurigen Augen: denn ihm war vor Prügel Angſt: drum ſprach er ganz leiſe: Ja ja, ich will ſchweigen und horchen: fang nur einmal an! Frœhlich wards dem jungen Hirten nun zu Muthe; entzückt nahm er die Leyer, fieng mit beweglichen Gebærden und herzbrechender Stimme alſo an:

«Bacchus! Bacchus! wie ſoll ich dich ſingen, umſtirnter Evan! wie, o du unvergleichlicher Thyrſuſtræger du! Soll ich dich mächtig ſingen, wie du, mächtig hinter einer Rebe laurend, der nächtlichen Luna kämpfende Drachen erhaſchſt? Erhaſchſt, ſing' ich: denn damit die göttliche Schweſter länger bei deinem Becher verweile, knüpfteſt du ihres Geſpanns feuerſchuppichte Schwänze in einander, zogſt ſie dann hoch auf, daß ſie herabkreiſten von deinem Weingeländer, ähnlich Jovis flammichten Blitzen. Ja das war ein Spiel! Oder ſoll ich dich ſingen, wie du epheugekrœnt und thyrſusſchwingend durchs heilige Cypern flohſt? Um dich jauchzten taumlende Faunen, den Göttern entſprungen, und der Wälder und Quellen Nymphen goßen die Urnen vor dir, pflaſterten deine Straße mit Blüthen. O o o! da giengſt du ſtolz und kœniglich einher. Deine wehende Locken ſchlugen harmoniſch herab auf den goldnen Riemen, der anzog deiner ſchwellenden Schulter den Purpurmantel, daß ihn nicht dir nachgauklende Zephyren mit leichten Fingern entwenden. O! wie ganz heilig warſt du! Wilde Pardel führten ihre Jungen auf deinem Pfad die trunkne Spur aufzulecken, wo dein heiliger Fuß ſtand. Crocodill und der grimmig jauchzende Lœw liefen wie weinende Kinder nebenher, bettelten Moſt und Trauben aus deiner vollen Schale. Ach! da gabſt du ihnen, und ſie nahmen und aßen frœhlich. War das nicht himmliſch anzuſehn?»

Bacchidon. Halt ein, Milon! keine Sylbe weiter! hierauf muß erſt getrunken ſeyn. Hierauf muß erſt getrunken ſeyn. Was das geſungen! «Und ſie nahmen und aßen» — wie weiter?

Milon. Und aßen frœhlich. War das nicht himmliſch anzuſehen?

Bacchidon. Göttlich Lied! Schenk' ein! Was das gedicht iſt! Schenk voll! Ei, du Spitzbub läßeſt das ganze Glas leer. Keine Ehrlichkeit mehr! Muß geſtehen —

Milon. Hœr doch nur weiter, lieber Bacchidon! jetzt kömmt erſt das Schœnſte.

Der Satyr trank, und ſprach: Wohl! wohl! Aber der Knabe ſang alſo weiter:

«Auch muthig biſt du im Gedräng der Schlacht, wo Hörner brüllen den Hügel herunter; auch beim Weinmahl. Ergriffſt du nicht einſt voll Kraft jenen rußichten Bock, den ausgeſandt der ergrimmte Erebus deinen heiligen Weinberg zu verheeren? An ſeiner buſchichten Stirne faßteſt du ihn, ſchleuderteſt hoch, daß er hinfuhr über Ocean in Neptuns wellenreiches Spiel, dem brauſenden Wallroſs zur Beute. Ja ja! Aber das iſt zu traurig vor meine Schalmey: lieber will ich ſingen wie du im Grünen ſcherzeſt, da wo hüpfende Quellen herunterfallen von Klippen und unter biegenden Lauben plätſchern. Wie munter biſt du dann und vertraulich! wie ſpaßeſt du dann glimpflich mit deinen Freunden! War es nicht ein ergötzlich Späßchen, als du einsmals deinem göttlichen Vetter, dem wacklenden Silen, ein dicken Kürbs aufn Rücken warfſt, daß er wie von Jupiters Blitz gerührt, mit ſeiner krummbehörnten Glatze in den Weinſchlauch ſchlug: befeſtiget am Horn blieb nun der Schlauch hangen, begoß ihn ſo ſtark, daß er faſt im herausſtürzenden Moſt erſoff. Geblendet lief

er umher, zappelt', und ſpie den lieben Wein, den andere ſo gerne genößen, mit ſo lächerlichen Gebærden auf die Goldmäntel der Nymphen aus, daß lachend Einer des Andern Bauch halten mußte. O du majeſtætiſche Jovis-Brut, ſo freundlich biſt du und treu!"

Bacchidon. O! o! «Jovis-Brut!" Keine Sylbe weiter! Eingeſchenkt! Ach! ach! was das ein wohlgeſchliffenes Glas iſt!

Milon. Es iſt noch lang nicht aus. O mein Herzens-Bacchidon, jetzt kommts erſt, jetzt, jetzt!

Bacchidon. Proficiat! Was das ein Jung iſt! Was mir das ein Jung giebt! Auf dein dichteriſches Wohlſeyn! Hem! hem! o! ach!

Milon. O du herzliebſter Bacchidon! gefällt dirs ſo gar wohl? dir ſtehen ja Thrænen in den Augen.

Bacchidon. O! o! hem! o Cerberus! faſt erſtickt — zu ſchnell getrunken — ſtecken geblieben! Daß dich der Hagel! Schenk' ein, daß ichs geſchwind aus dem Hals ſpüle! Wohl! Sag, du hartherziger Knabe Milon: was machſt du mit mir alten Manne! Machſt mich vor Freuden weinen als ein Kind. Kann nicht weiter: iſt zu viel.

Milon. So hœr nur zu Ende! Und der Knabe füllte von neuem des Alten Becher, ſang alſo weiter:

«Auch ſchröcklich biſt du, Evan! Baſſareus! Jacche! Freudenmehrer! Drum weihen wir dir Kränze, durchflochten mit Trauben und Obſt, hängen ſie an dir geheiligte Äſt' auf. Ach du grauſamer, ſieh uns nicht an, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unſern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preiſen deine Wunder. Wer will dir beſtehen, wenn du rüſtig deinen Nacken ſchüttelſt, zurückgefallene Tiger erſchrocken winſeln, die Augen von deinen ſtürmichten Locken drehen! Ach! ach!

. Drum wende von uns dein Antlitz, wenn die Flamme deines Zorns weht! wir liegen auf unſern Bäuchen als gezähmte Schlangen, preiſen deine Wunder. Amen!"

Bacchidon. Biſt du fertig? Haben wir nicht morgen Roſenfeſt, oder übermorgen?

Milon. Sag, wie hat dir mein Geſang gefallen?

Bacchidon. Wenns Regen gæbe, könnten wir nicht tanzen. Iſt der Himmel hell?

Milon. Mein Hymnus, Bacchidon! wie —

Bacchidon. Schweig doch, Junge! Iſt eine gewaltige Sache um Muſik, erſchröcklich und ſchwül, graus und erhaben: es wære lang davon zu ſprechen: meinſt du nicht auch?

Milon. Was? was?

Bacchidon. Ah, dein Lied? Fragſt du nach deinem Lied? Unvergleichlich, göttlich, meiſterhaft! Wie, mein rüſtiger Apollo, kannſt du ſo was fragen, wies einem gefallen hat? ſo einen verſuchen? Ach! mir fallt ein gutes Exempel ein; mein Seel, ein gutes Exempel! Weiſt du wie mirs gefallen hat? weiſt du wie? Schenk' ein! Dein Lied iſt wie dein Wein, wie dein Wein. Schenk' ein! Dein Lied iſt wie dein Wein.

Milon. Ha ha ha! machſt gar Verſe. Aber, lieber Bacchidon, hilft hier Wollen wenig: haſt ſo tapferlich meinem Schlauch zugeſprochen, daß er nun aufs letzte Glas leer iſt: ſieh!

Bacchidon. Hab' ich ſo viel getrunken? Wie gieng das zu? Das iſt im Entzücken geſchehen; daran iſt dein warmes Lied ſchuld. O der Guckguck! Hätteſt mirs ſagen ſollen: hätte keinem Andern um zehn Böcke ſo viel gethan. Nein! Mag dirs Jupiter vergeben, Junge, daß ich mich deinetwegen ſo verderbe.

Milon. Schœn! willſt gar noch prahlen. Gut, gut! will dieſen übrigen Pocal auf Seite ſtellen.

Bacchidon. Auf Seite ftellen? Ift dann noch da? Nun guckte der Alte, und fprach wieder: Mach keine Narrenftreiche! gieb doch her, wenn noch da ift! Für was auf Seit ftellen? Was? kann mir einer fagen daß ich folch ein Wort gefprochen? Ein fchœn Wegftellens, fchœne Manier einem das Wort im Maul verdrehn und zum Übel legen! Den Becher her, oder du bift ein Erzhalunk, ein verpefter Dieb der kein ehrlichen Blutstropfen im Leibe hat, mich verläftern will, fagen will, könne nicht aushalten, ich! Hüt dich vor dergleichen Lafter! fo einem gehts hie und dort nicht zum Beften.

Nun gabs ihm der Knabe Milon: Bacchidon tranks aus, guckte in den leeren Grund, fprach fo gelaßen: So gehts! Alles dauert nur ein Weilchen. Drum, Kind, laß gehen, ftehen wies will! Wers längfte lebt erbt die ganze Heerde. Aber wo wollen wir morgen fchmaufen?

Milon. Wenn du heut hübfch ordentlich bift, kanns morgen noch einmal bei mir feyn.

Bacchidon. Wie, mein Herz? was verlangft du denn? Sags doch gefchwind, mein lächelnder Corydon, meine Waldlerche, mein Phœnix!

Milon. Sing mir jetzt ein Lied! Komm! fchadlos muft du mich doch mit etwas halten: habe nichts trunken; fing mir! ich weiß, du haft eine treffliche Stimme.

Bacchidon. Die Wahrheit zu fagen, nein. Meine Stimme ift nicht fein, ift fo fchnarrend, wie foll ich doch fagen? borftig, ftrebend, zu vergleichen als ein Igel.

Milon. Sing, fing!

Bacchidon. Je, Närrchen! quæl mich doch nicht fo! kann dir nicht fingen. Schweig davon! fieh, Daumens dick läuft mir der Schweiß, da ich nur davon hœre.

Milon. Mein Lebtag kein Schmaus mehr.

Bacchidon. Kannft du fo gottlos feyn, daß dirs nicht ans Herz geht? Einem armen alten Manne als ich fo Schweiß abzujagen! Wie? foll ich verbrennen? willt du mir tropfenweis wieder den Wein abzapfen? willt mit meiner Gefundheit dein Ohr füttern, dich an meiner Angft laben? foll ich diefe maullofe Felfen mit Herzwaßer tränken, he? Bœfes will ich dir nicht wünfchen: aber bedenk daß du über den Phlegethon willt: mœgen dirs die drey Biedermänner dort verzeihen, wenn du fo denkft! Gewifs, mein Sohn, ich laße jedem gern das Seine, mag nicht mehr können als ich kann: wenn du neben der Leyer dein Plätzchen hälft, fo hab' ich das meine neben dem Becher, neide niemand: Einer kann nicht Alles haben. Junge, geh fort! hier läßt fichs trefflich fchlummern.

Milon. Nichts fchlummern! Beim Styx, muft fingen, oder ich binde dich, und will dich zum Gefpötte —

Bacchidon. Fluch nur nicht! Wanns feyn muß, will ich auch: fonft um die Welt nicht. Hilf mir nur ein wenig auf! Es fchallt nicht wenn man fitzt, bleibt alles im Bauch. He, du Schlingel! läßt mich aufn Bauch fallen, zerplatzen.

Nun hielt der Knabe Milon den alten Satyr an die Wand gelehnt empor; mit der Linken fingerte er auf feinem Haberrohr, mit der Rechten hielt er den Fleifchhügel von hinten umfchlungen. Der Satyr fprach: Spiel! hilf mir ein wenig in Schuß! Langfam! Langfamer! nicht fo fpringend! tactmæßig und klar! Singen foll ich, fingen, und doch ift der Schlauch leer: fo will ich denn hier ftehen über ihm, mit Fingern herabweifen und fchreyen «Leer! leer!» Kann man was fagen, herzrührender, tragifcher? Bedenkts felbft, und finnet ihm nach!

Ja, du fehr leerer Schlauch, wærft du nicht leer, fo wærft du voll! Wie wohl wær dir! wie wohl wær mir! Nicht traurig

müßt' ich dann über dir ſtehen, Thrænen mit Schweiß vermiſcht auf dein Grabmahl herab gießen: nein, luſtig fæß' ich neben dir hin, wollte dich mit Roſen bekränzen, als ein Bräutigam ſeiner Braut thut; wollte dir ſüße Worte geben, als ein Bräutigam ſeiner Braut giebt. Aber ach! dieß iſt vergebens. Todt, runzlicht, entſtellt liegſt du, vor ſo angeſpannter Schlauch, ähnlich einer Barke deren volle Segel ein Sturm zerrißen, ſtill als ein aufgeſprungner Dudelſack, unbrauchbar als ein Bogen ohne Pfeil. Gerne, herzliebſter Schlauch, wollt' ich länger bei deiner Leiche weinen, ſtünde nur, wie ſichs gebührt, neben deiner Bahre ein wohlgezogenes junges vollbäckichtes Schläuchlein, dein Sohn oder Enkel, der mir hernach auch wieder mit Mildigkeit meine Bekümmerniſſe hälfe abwälzen vom Herzen, mit ſeinem Balſam wieder abwüſche meiner Thrænen Salz. Aber wehe mir Trauermann! Erblichner war ein Waiſe. Mags ein Anderer, der ein härteres Herz hat, ausſingen: mir blutet die Seele zu viel; weiter kann ich nichts als ſeufzen: Leer! zu früh leer! Ach, armer Weinſchlauch!

So ſang Bacchidon, und nun ließ ihn der lachende Knabe los. Am Ufer taumelt der trunkne Satyr fort, ſeiner Höhle zu; viel heult er noch unterwegs vom leeren Weinſchlauch, und der doppelzüngichte Wiederhall ſtreckt ſein Haupt aus dem hohlen Ufer jenſeits, und heults ihm nach.

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI

VON DEN GÖTTLICHEN DINGEN UND IHRER OFFENBARUNG.

.

Wie iſt aber, dürfte man fragen, feſte Zuverſicht mit jener billigen Denkungsart zu vereinigen, die ſich auf die Überzeugung gründen ſoll daß es keine in der Anwendung unfehlbare Regel der Erkenntniſs des Wahren gebe? feſte Zuverſicht mit der Überzeugung, der irrigſte Satz könne uns eben ſo gewiſs ſcheinen als der wahreſte? mit der deutlichen Einſicht daß, wenn in unſerem Verſtande zwiſchen einem ungereimten Satze und einem den wir mit Gewiſsheit erkennen nur eine uns unauflœsliche Verknüpfung entſtehe, wir alsdann durch die Vernunft ſelbſt gezwungen werden entweder den gewiſſen Satz als unwahr aufzugeben, oder um ſeinetwillen den ungereimten Satz nicht mehr für ungereimt zu halten, das Unmœgliche denkbar zu finden. Eine Einſicht welche nur zu gut entſchuldigt, und zu leicht begreiflich macht, was ſchon zu Marcus Tullius Zeiten Erfahrung war: es ſey nichts ſo Ungereimtes zu erſinnen was nicht die aufrichtige Lehre eines Philoſophen werden könne.

Allerdings würde dieſe Vereinigung unmœglich ſeyn, wenn es keine urſprüngliche, einfache, unmittelbar gewiſſe, durchaus poſitive Wahrheiten gæbe, die ſich ohne aus anderen Erkenntniſſen hergenommene Beweiſe, ohne Zeugniſſe irgend einer Art im Gemüthe als die hœchſten geltend machten. Auf dieſe allein gründet ſich jene Herz und Geiſt

veredelnde Zuverſicht, die was ſie iſt nicht ſeyn könnte, wenn ihr Licht nur Widerſchein, ihre Kraft nur geborgt wære.

Eine ſolche unmittelbare, poſitive Wahrheit entdeckt ſich uns in und mit dem Gefühl eines über alles ſinnliche wandelbare zufällige Intereſſe ſich erhebenden Triebes, welcher ſich als der Grundtrieb der menſchlichen Natur unwiderſtehlich ankündigt.

Was dieſer Trieb als Gegenſtände des Erkenntniſſes oder des Wollens anſtrebt, haben die Menſchen von jeher überhaupt «göttliche Dinge» und ſeine erſten ſich darſtellenden Wirkungen «tugendhafte Empfindungen Neigungen Geſinnungen und Handlungen» genannt. Darum heißt jenes Gefühl auch bald ſittliches, bald Wahrheitsgefühl. In ihm offenbaren ſich ohne Anſchauung, ohne Begriff, unergründlich und unausſprechlich das in ſich Wahre Gute und Schœne.

Wie das Schœne in dem reinen Gefühl der von ihm eingeflœßten Bewunderung und Liebe ohne Merkmale erkannt wird, das Schœne unmittelbar nur an ſeiner Schœnheit, ſo in dem reinen Gefühl der Achtung, der Hochachtung und Ehrfurcht das Gute unmittelbar nur am Guten. Beide aber, das Gute und Schœne, ſetzen zum Voraus das Wahre, auf welches alle Vernunft gegründet iſt. Das Vermœgen der Vorausſetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schœnen, heißet Vernunft.

So iſt für den Menſchen die Wahrheit über alle Wahrheit ein Wißen in ſeinem innerſten Bewußtſeyn daß er über das ſeinem Weſen beigemiſchte Thieriſche ſich mit dem Geiſte zu erheben die Beſtimmung und die Kraft hat.

Er erhebt ſich über das Thieriſche durch Weisheit Güte Willenskraft. Aus dieſen Haupt- und Grundtugenden gehen die andern insgeſammt, Gerechtigkeit Mæßigkeit Standhaftigkeit Selbſtbeherſchung Treue Wahrhaftigkeit Wohlthætigkeit Großmuth, jede edle und liebreiche Geſinnung, gleich Zweigen aus den Hauptäſten, hervor.

Dieſe Eigenſchaften, deren Vereinigung den tugendhaften Character ausmacht, ſind um ihrer ſelbſt willen, nicht als Mittel zu anderen Zwecken, aus welchen ihre Vorſchrift erſt genommen, ihr Bedürfniſs hergeleitet werden müßte, wünſchenswürdig. Sie gehen überhaupt aus keinem Bedürfniſſe, ſondern aus einem Urſprunge hervor, eben ſo unabhängig von dem Begriffe der Pflicht als von der Begierde nach Glückſeligkeit.

Unabhängig von dem Begriffe der Pflicht, weil dieſer entweder das Gefühl des unbedingt Achtungswürdigen zum Grunde legt, oder gar nicht ins Gebiet des eigentlich Sittlichen gehœrt.

Unabhängig von der Begierde nach Glückſeligkeit, weil, wie zuerſt Platon bemerkt und nach ihm Cicero wiederholt hat, die Götter nicht darum gut genannt werden, weil ſie ſelig ſind, ſondern ſelig darum, weil ſie gut ſind. Es iſt noch viel ungereimter die Tugend als die Glückſeligkeit bloß als nützlich ſchätzen zu wollen. Sie kann ihren Werth von keinem andern Gut, auf welches ſie als Mittel zu einem Zweck ſich bezœge, von keiner Abſicht außer ihr, von keinem, ſelbſt göttlichen Lohne hernehmen. Denn warum ſollte Gott die Tugend belohnen, wenn ſie nicht an ſich gut und wünſchenswürdig, an ſich wohlgefällig wære? So müßte er ſelbſt auch nur darum Wohlgefallen an ihr haben, weil er ſie belohnte; wir hinwieder ihn nur darum anbetungswürdig finden, weil er mit willkürlichen Geboten Lohn und Strafe verbinden, und auf dieſe Weiſe Gutes und Bœſes einſetzen, aus Nichts erſchaffen könnte.

Epictet meinte anders. Die wohlthætigſte Wirkung der Tugend, ſagt er, iſt die Mit-

theilung ihrer felbft: du kannft dich um deinen Nebenmenfchen durch keine Wohlthat fo verdient machen, als wenn du feine Seele zur Mæßigkeit Gerechtigkeit Standhaftigkeit und Güte erhebft.

Man follte aber, wenn man von der Tugend fpricht, aus diefem Grunde nicht fich des Ausdruckes bedienen daß fie das hœchfte Gut fey: denn diefer Ausdruck fcheint eine vorhergegangene Vergleichung, die hier nicht Statt findet, anzudeuten. Eine Vergleichung ift nur zwifchen verfchiedenen Dingen, und dann nur vermœge eines Dritten worin fie gleich find, mœglich. Nun find entweder Tugend und jener Inbegriff der Güter, den wir mit dem Worte Glückfeligkeit zu bezeichnen gewohnt find, einerley; welches der Fall ift, wenn fich jene zu diefer wie Grund und Folge in einem Begriffe verhält; oder fie find einander entgegengefetzt. Entgegengefetzt find fie offenbar, wenn unter Glückfeligkeit jenes Ideal der Einbildungskraft verftanden werden foll, welches die Befriedigung aller Neigungen und die Erreichung aller Zwecke welche die Sinnlichkeit aufgiebt in fich faßt: denn die Beftimmung der Tugend ift nicht den Neigungen Begierden und Leidenfchaften, überhaupt der Sinnlichkeit, zu dienen, fondern fie zu beherfchen und fich dienftbar zu machen. Wære die Beftimmung der Tugend bloß dem Menfchen, indem fie feine Begierden mæßigte und ihn auf alle Weife zur harmonifchen Erweckung und Stillung derfelben gefchickt machte, den hœchften Grad des Wohllebens und der Behaglichkeit im Genuße zu verfchaffen: fey es für alle Ewigkeiten, fo könnten wir fie doch unmœglich darum heilig und erhaben nennen.

Die Glückfeligkeit, wie fie hier von uns beftimmt worden, hat demnach mit dem tugendhaften Character nur dieß Einzige gemein, daß beide der Inbegriff oder die Vollkommenheit von etwas an fich Wünfchenswürdigem find, und alfo beide um ihrer felbft willen begehrt werden: eine Eigenfchaft die, wie das bloße Dafeyn, kein Minder oder Mehr, folglich keine Beftimmung des Unterfchiedes zuläßt.

An diefer Eigenfchaft oder diefem Merkmal alfo, an und für fich felbft wünfchenswürdig zu feyn, kann die Tugend eben fo wenig erkannt als verglichen werden. Ein anderes Drittes aber, worin fie und die ihr entgegengefetzte Glückfeligkeit einander gleich wæren, fo daß man fich deffen um ihren verhältnifsmæßigen Werth zu beftimmen, fie gegen einander zu meßen oder abzuwægen bedienen könnte, giebt es nicht. Der hœchfte unvergleichbare Werth der Tugend kann alfo nur freywillig anerkannt werden; das heißt: ich finde in meinem Bewußtfeyn daß ich entweder vor Allem Tugend, oder vor Allem Glückfeligkeit, bloß das angenehme Dafeyn, will.

Will ich vor Allem Glückfeligkeit, fo beftimmt mein Begriff von ihr was gut und achtungswürdig ift, und das ärgfte Verbrechen kann mir zur Pflicht werden: denn Tugend ift dann allein was mich zu einem dauerhaften, wo mœglich ununterbrochenen Wohlleben tüchtig gefchickt und kräftig macht: es giebt keine andere.

Will ich hingegen nicht unbedingt Glückfeligkeit; erkenne ich ihr den hœchften Werth nicht zu; will ich vor Allem, das heißt unbedingt, Tugend: fo bin ich mir mit diefem Willen auch eines hœheren Triebes als feiner Quelle, durch diefen Trieb eines hœheren Gegenftandes bewußt, vor welchem jenes andere, Glückfeligkeit genannte Ideal der Einbildungskraft wie ein Schattenbild verfchwindet. Ich fühle diefen Trieb als meine wefentliche wahrhafte und hœchfte Kraft, und fchreibe mir in diefem Gefühle nothwendig

das Vermœgen zu alle meine finnlichen Begierden Neigungen und Leidenfchaften den Foderungen der Tugend gemæß zu beftimmen. Diefes Vermœgen ift von jeher die moralifche Freyheit genannt worden, und befteht fo wenig in einer unfeligen Fæhigkeit widerfprechende Dinge, das Bœfe wie das Gute, zu wollen, daß wir bloß infofern diefe unfelige Fæhigkeit uns beiwohnt, nicht frey find. Freyheit können wir uns nur in fofern zufchreiben, als wir uns einer jedem Widerftande gewachfenen Kraft in uns zum Guten bewußt find. Warum diefe Kraft, die der Geift felbft des Menfchen, das Vermœgen in ihm ift wodurch er fein Leben in fich felbft hat, dennoch nicht jeden Widerftand überwindet, alfo uns nicht wirklich frey feyn, fondern nur nach Freyheit annæhernd ftreben läßt, ift ein undurchdringliches Geheimnifs. Es ift das Geheimnifs der Schöpfung, der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen, des Dafeyns einzelner perfœnlicher Wefen. Darum herfcht es auch durch die ganze Natur, die überall, wie in unferer Bruft, einen Gott zugleich ankündigt und verbirgt; ihn dergeftalt verbirgt, daß man nach dem Ausdruck eines begeifterten Schriftftellers «ein Thier werden, und den in der Sichtbarkeit dem Nichts gleich gewordenen Gott aus Gewißen läugnen möchte; die ihn aber auch wieder, Alles in Allem erfüllend, fo durchdringend ankündigt, daß man fich vor feiner innigften Zuthætigkeit nicht zu retten weiß.»*)

Nur das hœchfte Wefen im Menfchen zeugt von einem allerhœchften außer ihm, der Geift in ihm allein von einem Gott. Darum finkt oder erhebt fein Glaube fich, wie fein Geift finkt oder fich erhebt. Nothwendig wie wir im innerften Bewußtfeyn uns felbft finden und fühlen, fo bedingen wir unferen Urfprung, fo ftellen wir ihn uns felbft und Anderen dar; erkennen uns als ausgegangen aus dem Geifte, oder wähnen uns ein Lebendiges des Unlebendigen, ein Licht angezündet von der Finfternifs, ein Unding ausgekrochen aus der dummen Nacht der Nothwendigkeit, des Ungefährs; wähnen, unferen Witz wahnwitzig anftrengend, das Leben fey vom Tode hergekommen, dieser habe auf jenes nur allmählig fich befonnen: fo die Unvernunft allmählig auf Vernunft, der Unfinn auf Abficht, das Unwefen auf eine Welt. Um den Kern des Alls, des vollkommenen Undings, haben fich nur wie Häute und Schale, wohl nur wie Schimmel oder Blatter an der Schale, gebildet was wir Thoren Ordnung Schœnheit Harmonie, im Menfchen feinen Geift, Begierde des Wahren und Guten, Freyheit und Tugend nennen.

Alfo fpricht der Unfinnige in feinem Herzen «Es ift kein Gott»: dem Verftändigen ift er wie die eigene Seele gegenwärtig. Gegenwärtig im Geifte, als der Alles angefangen und beftimmt, der Erfte und Letzte. Gegenwärtig im Herzen, als der allmächtig überall das Beßere will und hervorbringt, der Urheber und die Gewalt des Guten.

«Verfuchet es» fagt derfelbe vorhin angeführte Schriftfteller*) «Verfuchet die Iliade zu lefen, wenn ihr vorher durch die Abstraction die beiden Selbftlaute Alpha und Omega ausgefichtet habet, und fagt mir eure Meinung von dem Verftande und Wohlklange des Dichters!»

Genau fo verhält es fich mit der Natur: fie giebt nur ftumme Buchftaben an. Die heiligen Vocale, ohne welche ihre Schrift nicht gelefen, das Wort nicht ausgefprochen

*) *Oben Sp. 286.*

*) *Oben Sp. 290.*

werden kann das aus ihrem Chaos eine Welt hervorruft, ſind im Menſchen.

Und dieß — ich komme endlich wieder auf dich zurück — und dieß, Freund Asmus, gilt von jeder äußerlichen Offenbarung Gottes ohne Unterſchied, und ſpricht wider dich, wie es für dich ſpricht.

Es ſpricht wider dich, ſo oft du den ſtummen Buchſtaben über den Selbſtlauter erhebſt, als brächte jener dieſen erſt hervor; welches doch ſo ganz unmœglich iſt, daß ſelbſt ein Wunder hier umſonſt zu Hülfe kæme.

Es ſpricht für dich, ſo oft du einen Widerſacher haſt, der daſſelbe nur auf eine andere Weiſe thut, und mit ſeinem ſtummen Buchſtaben wider den deinen zu Felde zieht. Der deine hat zuverläßig mehr Odem in der Naſe.

Vielleicht aber wendeſt du mir ein: Mit bloßen Selbſtlautern wære doch am Ende wenig ausgerichtet, da durch ſie allein kein verſtändliches Wort, geſchweige eine menſchliche Sprache zum Vorſchein kæme. Dieſes eingedenk, hätten nicht verächtliche Grammatiker die Conſonanten Hauptlaute, und die Vocale nur Hülfslaute genannt; ja von verſchiedenen orientaliſchen Völkern, namentlich den Hebræern, wæren die Selbſtlaute für ſo unweſentliche Theile der Wörter gehalten worden, daß ſie nur ein paar zweydeutige Zeichen dafür angenommen, und allein die Conſonanten geſchrieben hätten. Folglich müßte dir der Vorzug, als das Rechte beßer wißend, auch vor denen, und in vollerem Maße, zuerkannt werden, die allein mit Vocalen auszulangen ſich rühmten, und die Conſonanten kaum für etwas das in der That vorhanden wære gelten ließen.

Ich räume dieſen verlangten Vorzug dir willig ein; nur möchte ich im Vorbeigehen die Behendigkeit ein wenig rügen womit du das geſchriebene dem geſprochenen Worte unterſchobſt. Redend konnten die Hebræer doch wahrlich die Vocale nicht auslaßen, und ſich ſtatt ihrer nur mit ein paar zweydeutigen Lauten behelfen? Es lohnt aber kaum der Mühe, dir hierüber einen Vorwurf zu machen, da die Conſonanten auch zu einer vernehmlichen Rede nicht entbehrlicher als die Vocale ſind. Nur durch die Mitlaute entſtehen articulierte Tœne, entſteht die Sylbe, das Wort. In Anſehung der ausgebildeten Rede, einer ſchon beſtimmten Sprache, mag alſo der Grammatiker mit Fug die Conſonanten Hauptlaute, die Vocale nur Hülfslaute nennen.

Sehr willkommen iſt mir aber deine Bemerkung, weil ich dir nun von meiner Seite dagegen zu betrachten geben darf daß die Hauptconſonanten wie die Hauptvocale in allen menſchlichen Sprachen dieſelben ſind: ihnen allen liegt ein und daſſelbe Alphabet zum Grunde. Nur aus der verſchiedenen Zuſammenſetzung der Conſonanten und Vocale zu Wörtern, der Wörter als Redetheile zu Gliedern der Rede entſteht die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Wie ſie alle auf eine allgemeine Grammatik ſich zurückführen laßen, ſo ſind ſie der Vernunft zum Werkzeuge zu dienen auch in ſofern gleich geſchickt, daß niemand darum nothwendig verſtändiger geiſtreicher ſittlicher iſt, weil er die Franzœſiſche, oder die Engliſche, oder die Italiæniſche, oder die Deutſche zu ſeiner Mutterſprache hat. Rohe und halbgebildete Völker reden rohe und halbgebildete Sprachen: es iſt aber urſprünglich nie die Sprache, was dem Volke ſeine Bildung giebt, ſondern es geht allemal die Bildung eines Volkes nur in ſeine Sprache über, ſie verbeßernd, oder auch verderbend; wovon Beiſpiele genug vorhanden ſind. Ganz auf dieſelbe Weiſe verhält es ſich mit den Gewohnheiten, den Sit-

ten, den Gefetzen, der Moral, und der Religion. Überall ift es der Geift, der lebendige, der Alles fchafft, ausbildet, vollkommener macht.

Wenn du nun nach Erwægung meines gefammten Vortrages mich als Philofophen gleichwohl noch einmal aufforderft, wie es in deinem vierten Theile, Seite zweyhundert und eilf gefchehen ift mit diefen Worten: «Reite mir mal Courier auf einem gemahlten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wære»: fo werde ich mich nicht damit aufhalten, dir zu zeigen daß du mehr für als wider mich dräueft, fondern dich bloß dagegen fragen ob es mit einem ausgeftopften beßer gelingen würde? Auf den erften Anblick könnte es fo fcheinen: das ausgeftopfte Pferd ift körperlicher; man kann es befteigen, und ordentlich feinen Sitz darauf nehmen. Aber das gemahlte Pferd, wenn es ein Raphael entwarf und ausführte, kommt dem wahren Pferd doch næher: es ift in ihm ein Leben das jenem fehlt. Ich enthalte mich die Vergleichung weiter fortzufetzen.

Niemand glaube daß ich dem Boten hiemit vorwerfe, er felbft reite auf einem ausgeftopften Pferde. Augenfcheinlich reitet er auf einem fehr lebendigen, das ihn trefflich von der Stelle bringt, und Flügel hat. Oft habe ich ihn, und Andere die denfelben Vortheil genießen, darum beneidet; habe gewünfcht felbft einen Verfuch zu machen, und hätte ihn gemacht, wenn mir das Flügelrofs nur hätte ftehen wollen, daß ich hinaufgekommen wære. Aber keinmal hat es mir fo lange ftehen wollen; und fo weiß ich auch von diefem Zuftande weiter nichts zu fagen, als daß es gewifs fehr angenehm feyn müße, fo über Berg und Thal, über Sumpf und Moor hinweg getragen zu werden ohne Anftoß und Sorge. Übrigens kann ich mir nicht vorftellen wie ein Menfch dadurch an Werth gewinnen, in fich davon beßer werden follte? Mir däucht, diefer Vortheil müßte vielmehr fich auf der anderen Seite finden, und für ihre Mühe denen zu gut kommen, die, ihrer eigenen Schwungkraft überlaßen, fich damit ftandhaft nach dem Ziele hin bewegen. Eigene Schwungkraft muß doch auch gebraucht werden um das Flügelrofs zu befteigen und fich darauf zu halten, oder es hieße nicht geritten. Nur Kinder und Blœdfinnige, wenn fie auf einem ausgeftopften Pferde fitzen, oder mit einem Stecken zwifchen den Beinen herumlaufen, fagen daß fie reiten. Noch weniger reitet eine todte Laft, die bloß aufgeladen ift. Alfo auf die eigene Schwungkraft und beftändige Haltung mit Weisheit Tapferkeit und guter Luft kommt es, die Sache redlich und fcharf unterfucht, am Ende allein und auf gleiche Weife an, es fey daß man des Flügelroffes fich bediene, oder es entbehre. Das Pferd macht fo wenig den Mann als der Rock.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG.

I. PARAKLETOR ODER TROSTGRÜNDE FÜR DIE UNGLÜCKLICHEN DIE KEINE ORIGINALGENIES SIND.

Deutſchland hat ſo lange nach Originalköpfen geſeufzt, und jetzt, da ſie allein am Muſenalmanach zu Dutzenden ſitzen, klagt man überall über die Originalköpfe. Keine Meſſe gienge mehr wie unter Franz I.: der eine hinkte, der andere affectierte ein ſteifes Knie, der dritte ſchlüge ein Rad, der vierte Purzelbäume, der fünfte gienge auf Stelzen, der ſechste machte den Haſentanz, der ſiebente hüpfte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte ritte ſein ſpaniſches Rohr, der zehnte gienge auf den Knieen, der eilfte kröche, und der zwölfte rutſchte. Ich hätte es den Originalköpfen vorher ſagen wollen; und ich rathe es allen denen, die es werden wollen, ſo zu bleiben, wie ſie ſind: denn ich habe immer gemerkt daß man ſo mit unſerm einfältigen Publicum am weiteſten kommt. Ich wollte einmal ſehen wer mir etwas ſagen will, wenn ich bin was ich bin. Aber wenn ihr originell ſchreibt, z. B. in ſyncopiſchen Sentenzen, flucht und ſchimpft wie Shakeſpeare, leyret wie Sterne, ſengt und brennt wie Swift, oder poſaunet wie Pindar: meint ihr daß ihr damit Dank verdienen würdet? Ich will nicht ſagen was die Leute thun würden, wenn ihr wirklich ſchriebt wie Shakeſpeare Sterne Swift und Pindar: denn da fände ſich wohl noch hier und da ein ehrlicher Mann der ein Einſehen hätte; aber mit Fluchen Schimpfen Leyern Sengen Brennen und Poſaunen richtet ihr nichts aus.

Ich weiß nicht ob ich lebhafter empfinde als andere Menſchen, oder ob ich meiner kurzen Statur wegen, da das Blut noch ganz heiß iſt wenn es vom Herzen nach dem Kopfe kommt, geſchwinder Schlüße ziehe: aber mich dünkt, es iſt um alle deutſche Autorenfreyheit ſchlechterdings und unwiederbringlich geſchehen, wenn wir noch zwey Meſſen dem zügelloſen widerſinnigen Geſchrey des deutſchen Publicums Gehœr geben. Vor der Schlacht bei Roſsbach fehlte es den Faulenzern an Romanen: wir leſen die engliſchen Romane, ſo daß wir alle Straßen in London wißen, und den Galgen in Tyburn ſo gut als den unſrigen kennen; wir äugeln im Park, und treiben Gott weiß was im Coventgarden; und ſo geben wir ihnen einen Roman. Nun hat das Kind einen Roman. «Wir wollen deutſche Originalcharactere hinein» ſchreyen ſie. Originalcharactere? Geht hin — ich hätte bald etwas geſagt — geht hin, ſagt das erſt den Leuten die die Kinder zeugen, und denen, die ſie beherſchen wenn ſie groß ſind, und nicht uns. «Nun gut, ſo gebt uns Gedichte!» Wir geben einen Zoll breite und ſechszöllige, wie ſie ſie haben wollen, zu Zentnern. Die Buchſtaben wollen ihnen nicht gefallen: gut, wir nehmen lateiniſche, und einige Spottvœgel nehmen ſogar blaue und rothe Farbe. Was that das Publicum? war es zufrieden? O in Ewigkeit nicht! Es wurde nur grœber und ausſchweifender in ſeinen Forderungen, und

dachte mit einer einzigen unferer Republik auf einmal die Bank zu fprengen. Es verlangt næmlich Originalgenies und Originalwerke. Aber das war gerade der Punct auf dem wir es erwarteten, und es ift ein betrübter Beweis wie unerfahren der deutfche Lefer in der Kenntnifs feines eigenen Landes ift: immer die Augen jenfeit des Rheins oder jenfeit des Canals gerichtet, fieht er nicht worauf er tritt. Ich habe von jeher geglaubt daß unter allen Nationen in Deutfchland die meiften Originalgenies marfchfertig lægen; weil fie aber nicht verlangt würden, fo lebten und fchrieben fie fo fort wie wir gemeinen Schriftfteller, von der Linken zur Rechten, und giengen von Empfindung und Gedanken zum Ausdruck immer in der kürzeften Linie. Aber kaum war die Lofung gegeben «Wer original fchreiben kann, der werfe feine bisherige Feder weg!" als die Federn flogen wie Blätter im Herbfte. Es war eine Luft anzufehen: dreißig Yoricke ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das fie den Tag zuvor in Einem Schritt erreicht hätten, und der, der fonft beim Anblick des Meeres oder des geftirnten Himmels nichts denken konnte, fchrieb Andachten über eine Schnupftabacksdofe. Shakefpeare ftanden zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerfpiel, doch in einer Recenfion: da wurden Ideen in Freundfchaft gebracht die fich außer Bedlam nie gefehen hatten; Raum und Zeit in einen Kirfchkern geklappt und in die Ewigkeit verfchoßen; es hieß Eins Zwey Drey, da gefchahen tiefe Blicke in das menfchliche Herz; man fagte feine Heimlichkeiten, und fo ward Menfchenkenntnifs. Selbft draußen in Bœotien ftand ein Shakefpeare auf, der wie Nebucadnezar Gras ftatt Frankfurter Milchbrot aß, und durch Prunkfchnitzer fogar die Sprache originell machte. Niederfachfen fummte feine Oden, fang mit offenen Nafenlöchern und voller Gurgel Patriotifmus und Sprache und ein Vaterland, das die Sänger zum Teufel wünfcht. Da erklangen Lieder und Romanzen, die es mehr Mühe koftete zu verftehen als zu machen. Kurz die Originale waren da; und das Publicum, was fagte das? Anfangs, befchæmt über die unerwartete Menge, ftutzte es: dann aber erklærte es feyerlich, das wæren keine Originale, das wæren Dichter aus Dichtern, und nicht Dichter aus Natur; durch fie würde das Capital nicht vermehrt, fondern nur die Sorten verwechfelt, bald Silber in Kupfer, bald Gold in Silber umgefetzt u. f. w. Da haben wirs, meine Freunde! Mich dünkt, unfere Sache ift jetzt zu klar, als daß es nœthig wære, lange zu überlegen was zu thun fey. Gefetzt auch, wir gehorchten ihm; unfere Originalfchriftfteller ließen diefe Originalköpfe fahren und verfuchtens mit Nr. 2: fo würden wir diefelbe Antwort erhalten; und gefetzt, fie træfens, fo wæren unterdeffen die Herren müde, und wollten wieder etwas neues. Kurz, heut gebrochen ift beßer als morgen. Es ift klar, fie wollen uns nur herumziehen, wie die Boftonianer das Parlament, bis bei fchwächern Nachkommen die jetzt noch biegfame Gewohnheit zu einem Gefetz verhärtet, das uns Schriftfteller zu Hofnarren des deutfchen Publicums macht. Alfo jetzt nicht weiter! Ich fage: Ihr habt Originalköpfe verlangt: da find fie, zu Taufenden; es wimmelt. Ihr erkennt fie nicht, und ich fpreche mit freyer Stirn: Ich erkenne fie dafür; mein Wort ift «Erft mich, dann fie!" Und nun trete auf den Sand, wer will!

II. ANSCHLAGZEDDEL IM NAMEN VON PHILADELPHIA.

AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Phyſik wird hierdurch bekannt gemacht daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, deſſen ſchon Cardanus in ſeinem Buche *de Natura ſupernaturali* Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinæren Poſt angelangt iſt, ob es ihm gleich ein Leichtes geweſen wære, durch die Luft zu kommen. Es iſt næmlich derſelbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken ſchmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr geſehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieſes Jahres anfangen ſeine Ein-Thaler-Künſte auf dem hieſigen Kaufhauſe öffentlich-heimlich den Augen des *Publici* vorzulegen, und wöchentlich zu beßern fortſchreiten, bis er endlich zu ſeinen 500-Louisd'or-Stücken kommt, die ohne Prahlerey zu reden das Wunderbare ſelbſt übertreffen, ja ſo zu ſagen ſchlechterdings unmœglich ſind.

Es hat derſelbe die Gnade gehabt vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch ſogar im fünften vor Ihro Majeſtæt der Kœniginn Oberea auf Otaheite mit dem grœſten Beifall ſeine Künſte zu machen.

Er wird ſich hier alle Tage und alle Stunden des Tages ſehen laßen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreſs ſeiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt; und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Conſtantinopel engagiert iſt; und nicht von 12 bis 1, da er ſpeiſet.

Von den Alltagsſtückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht ſowohl die beſten, als vielmehr die, die ſich mit den wenigſten Worten faßen laßen.

1) Nimmt er ohne aus der Stube zu gehen den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab, und ſetzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn ſie ein Paar Minuten geſtanden, bringt er ſie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geſchwindigkeit.

3) Nimmt er 6 Loth des beſten Arſeniks, pulveriſiert und kocht ihn in 2 Kannen Milch, und tractiert die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er ſie 2 bis 3 Löffel voll geſchmolzenes Bley nachtrinken; und die Geſellſchaft geht gutes Muths und lachend aus einander.

4) Läßt er ſich eine Holzaxt bringen, und ſchlægt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde verſetzt er ihm den zweyten Streich; da dann der Chapeau ſogleich aufſteht, und gemeiniglich fragt was das für eine Muſik ſey? Übrigens ſo geſund wie vorher.

5) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne ſanſt aus, läßt ſie von der Geſellſchaft in einem Beutel ſorgfältig durch einander ſchütteln, ladet ſie alsdann in ein kleines Feldſtück, und feuert ſie beſagten

Damen auf die Köpfe; da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphyſiſches Stück, ſonſt gemeiniglich *πᾶν meta phyſica* genannt, worin er zeigt daß wirklich etwas zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann. Erfordert große Zubereitung und Koſten, und giebt er es bloß der Univerſitæt zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren Ringe und Juwelen der Anweſenden, auch baares Geld wenn es verlangt wird, und ſtellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer, und reiſet damit nach Caſſel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Perſon ihren Schein, und ſo wie der Riß durch iſt, ſo ſind Uhren Ringe und Juwelen wieder da. Mit dieſem Stück hat er ſich viel Geld verdient.

NB. Dieſe Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauſes, künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt ſieht nichts.

Göttingen den 7. Jenner 1777.

III. FRAGMENT VON SCHWÄNZEN.

B. ENGLISCHER DOGGENSCHWANZ.

Der du mit menſchlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängſt, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinfühlſt, lieber Leſer, theurer Seelenfreund! betrachte dieſen Hundeſchwanz, und bekenne ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, ſich eines ſolchen hätte ſchæmen dürfen. Durchaus nichts weichlich «hundſelndes, nichts damenſchœſigtes zuckernes» mausknapperndes winziges Weſen. Überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug, und ruhiges bedächtliches kraftherbergendes Hinſtarren, gleich weit entfernt von unterthænigem Verkriechen zwiſchen den Beinen und hühnerhündiſcher wildwitternder ängſtlicher unſchlüßiger Horizontalitæt. Stürbe der Menſch aus, wahrlich der Scepter der Erde fiele an dieſe Schwänze. Wer fühlt nicht hohe, an menſchliche Idiotitæt angrenzende Hundheit in der Krümmung bei *a*? An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinſt dein Meiſterſtück mit einem Schwanze zieren willſt, ſo erhœre die Bitte deines bis zur Schwärmerey warmen Dieners, und verleihe ihm einen wie *B*.

Dieſer Schwanz gehœrte Heinrich des VIII. Leibhunde zu. Er hieß und war Cæſar. Auf ſeinem Halsbande ſtand das Motto *Aut Cæſar aut nihil* mit goldenen Buchſtaben, und in ſeinen Augen eben dasſelbe, weit leſerlicher und weit feuriger. Seinen Tod verurſachte ein Kampf mit einem Lœwen: doch ſtarb der Lœwe fünf Minuten früher als Cæſar. Als man ihm zurief «Marx der Lœwe iſt todt», ſo wedelte er dreymal mit dieſem verewigten Schwanze, und ſtarb als ein gerochener Held. *Molliter oſſa quieſcant!*

IV. DIE BEDIENTEN.

PROBE VON BEMERKUNGEN FÜR DEN DICHTER.

Die Bedienten, worunter ich alles verſtehe was wenigſtens zuweilen Livree trægt oder tragen ſollte, von dem nettſten Kerl an der feine Bildung hinter den Stühlen des erſten Speiſeſaals der Welt empfangen hat, bis zu dem ungehobelten Bauerjungen der noch im Camiſol mit Aufſchlægen das Apportieren lernt, ſind nicht die letzten Menſchen auf die der Dichter zu ſehen hat. Es iſt diejenige Claſſe, bei der Kopf und Schwanz im Cirkel der menſchlichen Geſellſchaft einander faßen, und unter deren Einfluß gemeiniglich diejenigen wieder mehr oder minder ſtehen, die ſonſt keine Befehle erkennen. Die langen Arme der Großen, ſich ſelbſt überlaßen, ſind daher bei weiten nicht ſo furchtbar als die verzwickten kurzen ihrer Kammerdiener. Sie ſind daher in Schauſpielen und Romanen vortrefflich zu gebrauchen Streiche durchzuſetzen wo viel Kraft und Unverſtand nœthig iſt; ein Cæment in der Verbindung von Begebenheiten, das alles zuſammenhält was ſonſt nicht halten will. Schreiben kann man gemeiniglich über ſie was man will: denn ſie leſen und recenſieren entweder nicht, oder ſie machen ſich eine Ehre daraus. Verweis, wenn er nur ihre Wichtigkeit zu erkennen giebt, iſt ihnen lieber als Lob, oder vielmehr allein Lob; in einem gewiſſen Alter wenigſtens. Fehlen können heißt bei ihnen independent ſeyn, und was ihre Herrſchaft nicht erfährt, ſo viel als hätte ſie es zugegeben. Sie rühmen ſich daher immer unter einander ihrer Unordnungen, und wenn ſie keine begangen haben, ſo werden ſie erdichtet. Der Keller und die Dame vom Hauſe ſind die wichtigſten Gegenſtände, die Küche und die Kammermædchen die næchſten. Wer das nicht thut iſt ein Knaſterbart oder ein Pinſel &c.

Sie ſind mehr oder minder die Spiegel ihrer Herrſchaften. Die Alten gleichen ihnen oft völlig. Der Koch des Pompejus ſah aus wie Pompejus, und ich habe einen ähnlichen Fall geſehen. Es läßt ſich nur ſchwach erklæren, aber es iſt wahr. Im Gehen Stehen und Thun haben die jungen Hofleute, leichtſinnige Spieler, junge Nachtſchwärmer und Räuber der Unſchuld die feinſten. Unter ihres Gleichen ſind dieſe ihre Herren völlig; nur muß man ſie nicht ſprechen hœren. Hier bleiben ſie zurück, und was bei der Herrſchaft bloß Mangel an Kenntniſſen iſt, zeigt ſich bei ihnen bis auf die Sprache. Dieſer Hauptartikel wird in Schauſpielen und Romanen äußerſt vernachläßigt, und ſtœrt oft alle Illuſion. Die alten treuen Bedienten ſind da gemeiniglich geſchwätzige weinerliche Moraliſten, und die jungen untreuen ſprechen wie Leute von Stande, die ſich mit affectierter Herablaßung ein Paar Stufen von Liederlichkeit hinunter ſtellen. Machen nicht junge Cavaliere den ſchleppenden Poſtillion mit ſchmierigem Stiefel, klirrendem Sporn und unſymmetriſcher Friſur? Das machen die Bedienten auch freylich und wohl natürlicher. Allein im Sprechen ſteigen ſie aufwärts, ſo wie der Herr in Handlungen herunter, aber mit ſehr ungleichem Glück.

Sie fangen ihre Perioden oft mit *ſondern* an; ſie ſagen *vielmehr* wo keine Vergleichung, und *theils* wo es keine Theilungen giebt, vergeßen alſo auch das zweyte. Mancher ſagt *erſtlich*, gleich darauf *drittens*, *viertens* und dann *zweytens*; dieſes hat Shakeſpear genützt. Man wird mir hoffentlich nicht vorwerfen daß dieſes den Bedienten nicht eigen ſey. Ich weiß dieſes: ich bringe es aber unter ihre Claſſe, weil ſie es auch thun, und ich mich künftig mit ähnlichen Claſſen nicht viel abgeben werde. So etwas ganz in einem Character durchſetzen thut eine unglaubliche Wirkung: aber es iſt ſehr ſchwer, und erfordert viel Erfahrung. Fieldings Partridge iſt hierin das grœſte Meiſterſtück das ich kenne. Ich gebe daher noch einige Beiſpiele, alle aus eigener Beobachtung.

Die Feinen unter ihnen wißen ihre Ausdrücke oft auf eine eigene Art zu reinigen. »Es iſt jetzt ſehr viel *Unkoth* in dem Gäßchen« ſagte einmal einer, mit einer Miene mit der er ſelbſt das ſchon gereinigte *Unkoth* noch mehr ſäuberte.

»Er iſt immer außer ſich bei ſolchen Gelegenheiten« warf ein Herr ſeinem Bedienten vor. »Erlauben Sie *gehorſamſt*« war die Antwort: »ich hatte wirklich meine ganze *Abweſenheit* beiſammen.« Er fängt an mit *will ich ſagen*, und in der Hitze des Vortrages ſpricht er *ſagt' ich*. Die gemeinen Leute in England, wenn ſie etwas erzählen, füllen Alles mit *ſays I* und *ſays he* an.

Subtile Verwechſelungen: Er hat noch kein *Blut* gerochen (ſtatt Pulver); er hat ihn *blutdürſtig* geſchlagen; ein *totaler Feldzug*; die *Garniſon iſt geräumt worden; ohne allen Reſpect zu ſprechen* (ſtatt mit Reſpect); *da nun, wo Gott für ſey, der Fall geſchehen iſt* u. ſ. w. Auch grœbere, die genutzt und nachgeahmt werden können: Seine Füße hatten keine *Portion* zum Körper; »Die Kœnigl. *Socinitæt* zu Berlin« ſagte einmal der Bediente eines Gelehrten &c.

Bringt deſto mehr Franzœſiſch an, je weniger er weiß; und iſt es nur Ein Wort, ſo kommt es ſehr oft.

Mein Herr ſagen ſie von ihrem Herrn, wenn ſie bei ihres Gleichen ſind; unter ſich ſagen ſie bloß *Meiner: Meiner* hat heute wieder gebrummt; *meiner* ſchlæft noch. Zumal iſt dieſes unter den Deutſchen gebräuchlich. Ob es wohl auch ein Zeichen von deutſchem Freyheitsgeiſt iſt? *Unſer* kommt ebenfalls häufig vor. »Ach! *unſer* Hut iſt geſtern in die Goße gefallen« ſagte ein Junge von dem Hute ſeines Herrn, der die Familie viel gekoſtet hatte. Zuweilen heißt auch *Wir* nur ſo viel als *Meiner*: *Wir* müßen bald heirathen, ſonſt gehts nicht gut.

In ihren Suffixis ſind ſie gemeiniglich ſehr umſtändlich und unglücklich: ſie ſagen *Mitleidigkeit Intereſſantigkeit Melancholichkeit*, und endigen auch wohl gar um ſicherer zu gehen in *ungichkeit*. Sie haben verſchiedentlich eine dunkele Vorſtellung von unſerer hohen Proſa, und nennen es *vornehme Gedanken*, *gravitætiſche Redensarten*, und *reputatiſche Wörter*.

Übrigens giebt es unter ihnen Staatsleute Juriſten und Theologen ſo gut als Jæger und Läufer, und jede Claſſe hat wieder ihre eigene Miſchungen. Regierende, ſteigende, fallende, abgedankte, dienſtſuchende, Alles *Ihr Gnaden* und *Hochwohlgeboren* nennende und ſich immer bückende: das ſichere Zeichen daß der ſchwankenden Staude die ſtützende Stange gebrochen iſt; ſchmierige, und Kerls wie die Engel, denen man die Vertraulichkeit mit der Dame anſieht; junge noch unabgerichtete Pudel, und alte treue Familienſtücke, die nur

zum Todtſüttern im Geſindeſtall ſtehen; lange aufgeſchoßene Don Quixote mit geerbter oder ertrœdelter Livree, die ihnen immer zu weit und zu lang oder zu enge und zu kurz iſt; fette Hämmel unter geputzten Schæſchen mit Berlocken &c.

AUS JOHANNES VON MÜLLERS GESCHICHTEN DER SCHWEIZER.

Die Vorrede nach der erſten Ausgabe des erſten Buchs, *Boſton* (*Bern*) *1780; das Übrige nach der Leipziger Ausg.*: Der Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoßenſchaft Anderes Buch *1787*. Vierter Theil *1805*.

VORREDE
VON DEN GESCHICHTSCHREIBERN DER SCHWEIZ UND ÜBER DEN GLEICHZEITIGEN ZUSTAND ANDERER STAATEN.

Drey hundert Jahre ſind nun bald verfloßen, ſeit Albrecht von Bonſtetten Kœnig Ludwig dem Eilften den erſten allgemeinen Abriß der Sitten und Länder der ſchweizeriſchen Eidgenoßen zugeſchrieben hat. Vor ihm haben einige die Geſchichten ihrer Städte, zu ſeiner Zeit mehrere den damaligen Krieg mit Karln, Herzog von Burgund, und nach ihm den letzten Krieg für Bund und Freyheit aufgezeichnet; worauf der Krieg in Italien bis auf das ruhmwürdige Unglück bei Marignano in und außer der Schweiz viele Schriftſteller gefunden; die Geſchichtſchreiber der næchſten unrühmlichen unglücklichen Zeit haben den Fortgang der Nation weder befördert noch beſchrieben.

Jene haben die ausländiſche Beherſchung von Cæſar bis auf die Kundwerdung des Bunds der Schweizer im erſten Stolz neuer Unabhängigkeit übergangen. Wie die Freyheit aufgeblühet, hatten ſie von ihren Vætern erzählen gehœrt und im Anmarſch des Heers gegen die mächtigen Fürſten mit ihren Kriegsgeſellen in Schlachtliedern beſungen; dann die meiſten haben Staat und Krieg in gleichem Geiſt mit gleicher Hand beſchrieben und verwaltet, alſo nicht allein wie treugeſinnt und freudig die alten Schweizer zu Straf dem fremden Trotz zuſammen aufgebrochen, ſondern auch ihre Soldatenſcherze, die ihnen ſpitzfündig ſchienen, mit Freuden weitläuftig aufgezeichnet, und noch viel weitläuftiger gegen Feigheit Betrug (den ſie zwar ſelten entdeckt) Beſtechung und neue Sitten ihren Zorn in Strafreden ergoßen. Von den Regenten wurde die Geſchichtſchreibung oft befohlen und immer gelobt, weil ſie auch die Fehler lieber erklæren als argwohnen ließen, die Regierungsformen aber nicht als die älteſten, ſondern als die beſten verteidigten.

Worauf Gilg Tſchudy, ein Glarner, faſt alle Zeiten der ſchweizeriſchen Länder mit einer ſolchen Beleſenheit, einem ſo getreuen unermüdeten Fleiß und alter Würde beſchrieben, daß er alle ältere und neuere Geſchichtſchreiber dieſes Landes hinter ſich zurückgelaßen. Er war aus einem Geſchlecht welchem an Alter wenige in Europa gleich kommen; als Jüngling erwarb er das Zutrauen ſeines Volks, im Alter war

er deſſen Oberhaupt; es iſt kein Canton wo er nicht Freunde gefunden; Kaiſer Ferdinand, an welchen er geſandt worden, ehrte ihn; viele Große ſuchten ihn; er ſah die erſte lichterlohe Flamme der Controvers: dieſelbe Parteyung hat ihn zu keinem ungebührlichen Wort verleitet, und kein Haar breit von der Wahrheit entfernt; er beſaß früh große Gelehrſamkeit, im hohen Alter behielt er ſeinen Fleiß; ſeinem Sohn hinterließ er gute Waffen und einen Reichthum wovon er den Armen wohlgethan hatte, allen Tſchudy und allen Glarnern den Ruhm daß der Geſchichtſchreiber der alten Schweizer aus ihrem Geblüt und unter ihnen entſproßen und geehret worden.

Hiezu kommen Urkunden, welche durch den Fleiß und Scharfſinn einiger Geſchichtforſcher entdeckt und unterſucht worden ſind; worinn Herrn Alexander Ludwig von Wattenwyl, Herrn Feldmarſchall Zurlauben von Thurn und Geſtelenburg, und Herrn Gottlieb Emanuel von Haller niemand übertrifft. Die Erzählung von dem Urſprung und Fortgang der Schweiz beruhet auf ſolchen Geſchichtſchreibern und Urkunden.

Als das alte Kaiſerthum auf Abgang der Kriegszucht verfallen und geſunken, haben die Franken, ſo tapfer, ſo frey und beharrlicher als die andern Barbaren, und mit ihnen zufallsweiſe die Araber von Friesland bis nach Sumatra die Obermacht erworben. Wie aus der Tiefe des altvermeinten Meers von der deutſchen zur caſpiſchen See, ſo unerwartet ſtiegen die Normannen empor, und gründeten Fürſtenthümer zwiſchen Meſopotamien und Island. Allein die Araber haben ihr Kaiſerthum ohne vielen Widerſtand erobert und eingebüßt, und weniger Veränderung erlitten als bewürkt. Auch ſind verſchiedentlich die Normannen um Thron und Freyheit gekommen. Da die Franken mit großem Gehorſam erobernden Heerführern gefolget, und aber zu Monarchien die Zeit nicht reif war, hat nach alter Art jeder für ſich und ihr Kœnig ohne Macht regiert; welche Verfaßung der Kœnig aus natürlicher Herſchbegierde und wegen dem Andenken der Kaiſer ungeduldig ertrug. In dieſer Unbeſtändigkeit blieb Europa ſechs Jahrhunderte wegen unaufhœrlicher Veränderung der vorigen Sitten, wodurch die Tapferkeit ab oder zunahm; und einen feſtern Grund hat kein Barbar gelegt.

Als endlich jeder Schimmer des alten Lichts der Wißenſchaften erloſchen, auch der germaniſche Verſtand durch Neuerungen irr geworden, unterwarf der Pabſt mit Schreckniſſen die Gemüther des Volks; alle Waffen waren in den Händen des Volks: alſo gehorchten die großen Fürſten aus Noth. Wie jedes Reich durch gleiche Kunſt geſtiftet und befeſtiget wird, wurden die Schreckniſſe vertauſendfachet; je dicker die Nacht, um ſo viel unheilbarer erblindete der Menſch vor dem Blitz des Banns. Da kamen Kaiſer Friedrich der Zweyte und Rogerius Bacon, und viele Bürger murreten in freyen Städten: aber eine bettelnde Miliz lebte von Eroberung der Welt. Die Menſchen kauften Erlaubniſs des körperlichen Genußes, und büßten in Flammen den Gebrauch des Verſtands.

Allein weil alle Überſpannung erſchöpfet, und nun die kleinen gegen die großen Fürſten außerordentlicher Tugend, auch die Kirche außerordentlicher Andacht bedurfte, ereignete ſich daß, nachdem in Frankreich die normanniſche Herrſchaft bezwungen, und in Spanien die arabiſche geſchwächt worden, in drey Jahrhunderten die Menge arabiſcher und franzœſiſcher Fürſten mehr durch Kunſt als Macht einem Einigen unterworfen wurden, in den italiæniſchen Re-

publiken Viele anfangs furchtſam und immer unerſchrockener den heiligen Stuhl betrachteten, deſſen Beſitzer im Zutrauen auf ſeine Macht ihre Grundfeſte vergaß, die Macht lieber genoß als befeſtigte, und über ſeinem Haus das Pabſtthum verſäumte. Da wurden durch die Eroberung von Conſtantinopel, den Untergang des Hauſes Burgund, und einen Bund des Herzogen Lodovico Moro Sforza gegen dem napolitaniſchen Kœnig alle Jahrhunderte und viele Nationen von mancherley Sitten einander genæhert, und in wenigen Jahren unerhœrte Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, doch die allergrœſte durch die Kühnheit eines Genueſers veranſtaltet. Den Erfolg der Entdeckungen hat jene Zeit nicht vorgeſehen, die folgende falſch betrachtet: kaum ſehen wir ihn hervorkeimen; Deutſchland und Welſchland zitterten vor dem Fortgang der Türken; Viele fürchteten Frankreich, das, durch den Fall von Burgund kaum geſichert, in einem Nun Italien bezwang. Da ſtieg aus langem Unglück der Erzherzog empor: bald hatte Paris keinen furchtbarern, Conſtantinopel keinen ſtandhaftern Feind; vor der Furcht vor ihm verſchwand alle vorige Furcht. Zu welcher Zeit im Wohnſitz des Pabſts die Alten aus der Dunkelheit wiederum hervorgetreten, und unvorſichtige Pæbſte durch ſchœne Eigenſchaften die Gewalt untergruben. Die damaligen Grundſätze der Cabinete, reife Früchte alter Bemerkungen, behaupten ſich in der innern Staatskunſt; die auswärtige war noch neu. Die Lehrgebäude, welche die Gelehrten aus vielen und verſchiedenen Zeiten auf die damaligen Begriffe gepfropft, ſind außer Gebrauch, wie gemeiniglich was erborgt wird; auch ſahen viele Gelehrte auf Hofglück und Reichthum, wozu unter wenigen Fürſten ein lœblicher Weg offen ſtehet; im Getümmel der großen Welt vergaßen Einige daß auch das Volk in der Welt iſt; Andere hielten Gelehrte für das Publicum, welche nie im Publicum erſcheinen.

Indeſſen die Staaten und Gelehrte zu Unternehmungen ſich bewegten, erhob ſich über die Religion ein unendlicher Streit, nicht ob irgend etwas Unbegreifliches glaubwürdig wære, ſondern ob die Vernunft einige unbegreifliche Artikel mehr oder weniger glauben müße; alſo durfte der Streit nicht mit Vernunft geführt werden. Die Gelehrtheit im Kriegsweſen war in unbehülflicher Kindheit, weil die damalige Manier unzulänglich, die wahre denſelben Feldherren zu hoch war: alſo waren die Beſten blinde Nachahmer der Alten; daher einige Fürſten den Eifer der Miliz zu erhœhen gern ſahen die Gemüther über Ausmarchung der Geheimniſſe ſich erhitzen: denn das Unglaubliche bewürket Wunderglauben. Doch wurden bald auch Fürſten ernſtlich, weil ein Einiger allgemeinem Wahn ſelten widerſteht. Hiedurch wurde bei den Klugen die Controvers der Vorwand, bei den andern die Urſache neuer Grundſätze und Unternehmungen: ein miſsliches Werkzeug zur Unterwerfung anderer, welches unſer eigenes Gemüth leicht unterjocht!

Von da folgt in einem fort ein zweyhundertjähriger Kampf um Oberhand, Gleichheit oder Freyheit beides der Secten und Mächte. Nie hat jede Nation ihre Gemüthsart mannigfaltiger geäußert, noch überlegene Tugend die grœßere Macht glorwürdiger geſtürzt; welches die Standhaftigkeit wohlgeſinnter Männer unerſchütterlich macht, würdigen Fürſten die Straße unſterblichen Ruhms vorzeichnet, und jeden Potentat lehret wie viel mehr er ſich zu fürchten habe als andere ihn. Karl der Fünfte, Philipp wider Naßau und Engländer, das Haus

Oeftreich wider das Heer Guftav Adolfs, und Frankreich wider Wilhelm den Dritten warnten nur: fie glaubten zu feyn was fie hätten werden können; ftolz auf Gold und Heeresmacht, blickten fie verächtlich auf die Seelenkraft großgefinnter Gegner. Alfo kam gewöhnlich das oberfte Anfehen von dem Stärkern auf den Beßern.

Moritz von Oranien lernte als ein Jüngling bei den Alten eine neue Kriegskunft, als der mit einem einigen gefetzten Blick ohne Furcht vor dem Schweren, ohne Aberglauben an das Angefehene oder Anhänglichkeit an das Gewöhnliche feine und ihre Zeit und Waffen wie einer aus ihnen beurtheilend verglich; wodurch, als er den Spott vieler in Waffen grau gewordenen Officiere erduldet, er an die Spitze gelehrter Feldherren der neuern Zeit gekommen. Zwar hat ein großer Mann aller Orten zu allen Zeiten feinen Platz, aber ftirbt, wann fein Zeitalter zu tief unter ihm, wie Karl der Große ohne Nachfolger. Allein die Fortfchreitung des menfchlichen Geiftes hatte die Epoche der Kriegskunft genæhert; wie dann fofort Kriegszucht aufgekeimet, und verfchiedene Corps auf bleibenden Fuß geftellt und beftändig unterwiefen worden find. Von derfelben Zeit an haben Einige durch gelehrte Ordnungen, wohl veranftaltete Märfche, und Heldengeift großer Tugend Probe dargeftellt: aber, ausgenommen Guftav, hatten meift alle zu Haus furchtbarere Feinde als im Feld, und wurden durch Niederträchtigkeiten Unfchlüßigkeiten und Unerfahrenheit ihrer Hœfe im Studium ihrer Kunft verwirret; Einige hatten keine würdige Gegner. Alfo haben gefchickte Generale die Güte ihrer Truppen überlebt. Doch während vieler einfeitigen glänzenden Plane und unglücklichen Verfuche, wie im Jugendalter gefchieht, næherte fich die Kriegskunft einer guten Zeit. Indeffen lehrten fcharffinnige Männer das Nichts der Wißenfchaften, die Nothdurft neuer Beobachtungen, und angemeßenen Sprachgebrauch; Andere næherten fich dem Volk, und ihnen das Volk; niemals haben mehrere und aufmerkfamere Zeitgenoßen fo fchnell und frey Staatsmänner Feldherren und Schriftfteller um Tugend oder Trægheit verachtet oder gerühmt.

In einer folchen Reife zu großen Begebenheiten ftand Europa in dem fiebenzehnhundert und vierzigften Jahr: da ftieg Friedrich auf den Thron. Da das Erzhaus durch gute Regierung vieler ungenutzten reichen Staaten fich zu der allerfurchtbarften Monarchie emporfchwingen konnte, faßte er den Muth feinen damals kleinen Staat mit und ohne Bundsgenoßen gegen diefe Macht ins Gefechte zu bringen. Alfo unterwies er die Truppen in der tieffinnigften Kriegszucht im Frieden unermüdeter als andere in Gefahr; umfchuf feine Reuterey; verband Heldenfeuer mit Beobachtungsfleiß, Genauigkeit und unerhœrte Gefchwindigkeit, im Soldat Gehorfam und Begeifterung; gab der Tactik durch Simplicitæt Beftand im Wefen, Gefchmeidigkeit in Formen; ward Meifter der Bewegungen, feltener durch Übermacht als Behendigkeit, und ließ Glück noch Unglück keine Macht: fo daß er nach dem Sieg bei Keßelsdorf nicht mehr gefodert als vorher, und ohne Staat mit neuen Truppen jeden Fußbreit Land gegen halb Europa behauptet; den Krieg nie gefürchtet, und nie verlängert; nach langem Frieden erfahrne Truppen dargeftellt; von drey Kriegen keine Spur im Land gelaßen als Triumphe und Provinzen; von ganz Europa gern auf den ärmften Bauer geblickt; geweihte Meinungen, die er gehaßt, im Befitz der Allgewalt nur widerlegt; alles Große wie leicht, alles Kleine im Großen betrachtet; commandiert,

geſtritten, geherſcht, gelebt, geſchrieben, die Künſte geliebt und geſchirmt, als hätte er nur jede Tugend, und nicht alle.

Nach der wilden Zerrüttung und nach der Herrſchaft finſterer Schreckniſſe gab Friedrich, der vollzog was man Rœmern kaum geglaubt, der Kriegsgelehrtheit die Obermacht.

Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit.

So beharre ganz Schweizerland auf dem uralten Zweck, Bewahrung der Freyheit; ſo vernichte die Majeſtæt ſeines Grundſatzes Privatneigungen der Cantons; verſchwinde Trægheit und Liebe des Gewinns vor dem alten, wenig bedürftigen, mit Arbeit erfüllten militariſchen Leben. Hieraus entſtehet freyer Muth (wer wankt, wer fürchtet iſt nicht frey), Achtung bei den Bundsgenoßen, ſchœne Verteidigung, und, wo nicht ewige Freyheit, aller Orten Ruhm und Glück.

Pronta man, penſier fermo, animo audace!

Die Quelle der Siege der alten Schweizer, ihre Sitten, welche ich in dem Alpengebürg vielfältig noch geſehen, werden hier beſchrieben, weil jeder Staat, wie oft gedacht, mit gleicher Kunſt gegründet und behauptet wird.

Ein Geſchichtſchreiber bedarf einer freyen Seele und faſt aller Kenntniſſe eines großen Kœnigs; jene muß er haben, nach dieſen aber ſtreben.

(DIE SCHLACHT VON SEMPACH.)

Die Eidgenoßen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; Viele von Zug und Glaris, Viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo ſie durchzogen, da ſie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen ſahen, geſellten ſich ihnen bei. An demſelben Tag, als die Eidgenoßen in Aargau kamen, erſchien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Haſenburg bei Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitſache wider Maria, Græfinn Wittwe von Valangin: doch iſt wahrſcheinlich daß, wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wære, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelſt eines Überfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenoßen Gelegenheit gegeben haben würde den Schaden der Verſäumniſs oder der miſslungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freyen Ämter, Aargau hinauf, über Surſee nach Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drey Stunden von Lucern, oben an einem zwo Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen in Kornfelder, und über dieſen ſtand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenoßen.

Sie ſahen den Feind am neunten Heumonat, eine zahlreiche wohlberittene und ſchœn gerüſtete Reuterey; jede Dienerſchaft unter ihren Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldſtücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchſen in ſchwerem langſamem Anzug. Sie ſahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oeſtreich, Urheber des Kriegs; Hermann Grimm von Grünenberg, welchem ſie Rotenburg brachen; Thüring und Johannes von Hallwyl, vor andern für das fürſtliche Haus eifrig im Frieden und Krieg; die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen;

Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theurſten Ritter in den Kriegen ſeiner Zeit; Kraft von Lichtenſtein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eſcheloh trug; Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürſtenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſtreich ſelbſt, ſeines Alters in dem fünf und dreißigſten Jahr, männlich ſchœn, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeur, ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Ärndte Zeit: ſein Volk mæhete Korn; die Edlen ſprengten an die Mauren um den Bürgern Hohn zu ſprechen, feſt in dem Entſchluß die Schweizerbauren perſœnlich und ohne das Fußvolk allein zu ſchlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, vergaß er (wenn er je ſonſt es wußte) daß eine Reuterey vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab: er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterey durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geſchlagen: aber niemals hat eine unbeugſame Infanterie einem beßern Fußvolk widerſtanden. Der Herzog befahl hierauf daß der Adel eng zuſammentrete; dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderiſche Fronte; faſt wie es Kœnig Albrecht ſein Großvater in der Schlacht am Haſenbühel mit Erfolg verſuchte gegen die bayriſche Reuterey. Über dieſen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochſenſtein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geſchäften geſchickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehenhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der ſchwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, ſtellte der Herzog hinter das Heer: denn er wollte daß dem entflammten Adel, bei welchem er ſelbſt war, das Feld frey wære. Wenn er ſich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, ſo that er mit überlegener Menge was der geringern Zahl beßer zukam: aber wahrſcheinlicher beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der hœchſten Tapferkeit unentſchieden laße; ſie hielten dieſes für unehrlich, und Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden viel mehr der hohen Ritterſchaft Zier als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Haſenburg, Freyherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde geſehen, den trutzigen Adel warnte, Hoffart ſey zu nichts gut, und es wære wohl gethan, Herrn Hans von Bonſtetten ſagen zu laßen daß er eilends hinaufziehe: hielten ſie ſeine alte Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzog ſelbſt Vorſtellungen machten wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgeſehener Zufälle ſeyn; wie dem Fürſten zukomme für Alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu ſtreiten; und wie viel verderblicher dem Heer der Verluſt ſeines Hauptes als einiger Glieder ſeyn würde: ſprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig, «Soll denn Leopold von weitem zuſchauen wie ſeine Ritter für ihn

sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen.'

Die Eidgenoßen standen an der Hœhe, bedeckt vom Wald: so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenoßen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen: vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drey Waldstätten, und ohngefähr hundert Glarner Zuger Gersauer Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; Einige trugen die Hallbarden womit im Pass bei Morgarten ihre Ahnen gestritten; Einige hatten statt Schilden ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch. Der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrey; welches alles anfeuret, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Maur und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft, «Schlaget auf die Glene! sie sind hohl.' Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft: sie zerschmetterten etliche Glene; welche von den hintern sofort ersetzt wurden. Da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Überraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüßigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter: er sprach zu seinen Kriegsgesellen «Ich will euch eine Gaße machen', sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme «Sorget für mein Weib und für meine Kin-

der! treue liebe Eidgenoßen, gedenket meines Geſchlechts!" war an dem Feind, umſchlug mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeine Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fall ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgeſellen über ſeinem Leichnam hin: da drangen alle Harſte der Eidgenoßen Mannſchaft mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloßen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erſtaunten Feindes preſsten ſich ſie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken Eile Noth und Hitze viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten; indeſſen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligſt verſtärkte.

Zuerſt fiel Herr Friedrich der Baſtard von Brandis, ein handfeſter hochtrutziger Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher ſich vermeßen die Eidgenoßen allein zu beſtehen: das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troſs, da ſie dieſes bemerkten, faßen auf die Pferde ihr Leben zu retten durch ſchnelle Flucht. Indeſſen ſank in der Hand Herrn Heinrichs von Eſcheloh das Hauptbanner von Oeſtreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, ſchwung das Banner hoch empor, widerſtand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut ſchrie «Retta, Oeſtreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfieng das Banner von ſeiner ſterbenden Hand: abermals erſchien dasſelbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürſten und lagen ihm an für ſein Leben Und ſchon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, ſein Baſtard, und ſein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenſtein, von Mœrsburg vier Brüder, Hermann von Eſchenz zwiſchen ſeinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariſer des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierſtein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da ſprach Leopold «Es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen: ich will mit ihnen ehrlich ſterben", verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerißen, vermiſchte ſich in die feindlichen Haufen, ſuchte ſeinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen: mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde: voll Schlachtwuth rang er in der ſchweren Rüſtung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um ſich empor zu helfen. Ein unanſehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieſer Bemühung. Da rief Leopold hülflos «Ich bin der Fürſt von Oeſtreich." Dieſes hœrte Jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geiſt alſobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgau trug: verſteinert ſtand er; das Banner fiel ihm aus der Hand: plötzlich warf er ſich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetſcht werde; er erwartete und fand hier ſeinen eigenen Tod. An eben dieſem Ort ſtritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schœnau, Harniſchmeiſter des Herzogen.

Die Augen der Schaaren fuchten den Fürften: vergeblich. Da wandte fich auf einmal die ganze Macht von Oeftreich grauensvoll auf die Flucht; alfo fchrien alle Edlen: «Die Hengfte daher! die Hengfte daher!» Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch fie längft mit fortgerißen. Ihnen, in drückenden Rüftungen, in unerträglicher Hitze, erfchöpft von Durft und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, fein Leben, wo nicht zu retten, doch theur zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel feines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchfeß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Yfni kam in vollkommene Freyheit: von Yfni, feiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und verfchrieb ihr um achttaufend Pfund Pfennige (den Sold für feine Reifigen) auf feinen Tod hin alle Macht welche ihm dafelbft übrig war. Bei den Eidgenoßen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kaftvogt von Attinghaufen, Ritter; Siegrift von Tießelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann: dafür gaben die Männer von Schwyz desfelben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indeffen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Lucerner eilte an den Ort wo er lag um feinen letzten Willen zu vernehmen: der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort «Sage unfern Mitbürgern, fie follen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt laßen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünfche ihnen glückliche Regierung und Sieg»; unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hafenburg nicht, fein Unglück vorgefehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochfenftein, der feiner Klugheit fpottete; Siegfried vom Haufe Erlach, dem nicht gegeben war glücklich wider die Freyheit zu ftreiten; drey Heudorf und Albrecht von der Hohen-Rechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breifach, Hatftatt, Rathfamhaufen, drey Berenfels, Flachsland, auch welfchen Adels der Monfterol, der Caftelnau, Hans von Vauxmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau fah das Banner von Hohenzollern fchweben, eilte, und brachte diefe glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Haufe Rheinach fanden beifammen ihren Tod; nur Hemmann der Jüngling erhielt gleich den Fabiern ihr altes Gefchlecht: Hemmann, als die Ritter von den Pferden ftiegen und ihre langen Schuhfchnæbel abfchnitten, hatte aus Lebhaftigkeit fich felbft verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadt Banner von Schaffhaufen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk der Herzoge Vogt, von den edlen ImThurn, zween von Stockar, Hans von Fulach (feiner zehen Kinder fonft glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihr aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehen Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter fieben Herr Werner von Lo, der Bannermeifter von Lenzburg; freywillig und redlich erftattete die Mannfchaft von Mellingen dem unglücklichen Fürft ihren Dank um die Freyheiten wodurch er nach einem großen Brand gefucht hatte ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten

schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oestreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nicolaus Gutt, unbekümmert seines Tods, aber des Banners das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten: damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen fest haltend: von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwœren der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Nicolaus Gutt. Sechshundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Land gesprochen wurde, Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Trofs gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwißende Feindsverachtung, und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Væter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherley Uebungen wurden sie auch damals übertroffen: ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark; wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wære, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seyn, mœgen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freyheit und Eidgenoßenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden seyn.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich Bern Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tag nach der Schlacht, als eine fliehende Partey in Sursee schon ereilt und erschlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenstillstand um die Todten zu begraben. Der Fürst von Oestreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Kœnigsfelden geführt: er wurde bestattet in der marmornen Gruft wo die Kœniginn Agnes mit andern ihres Hauses ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Græber ihrer Voraltern gelegt, alle übrigen auf der Wahlstatt in große Gruben; zweyhundert erschlagene Eidgenoßen wurden zu Lucern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist

billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk: es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen daß ein solcher Held in einem Nun unsterblich wird, und alle guten Bürger zu Vætern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie ihrer Sitte gemæß drey Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf mit funfzehen eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

LUDEWIG XI.

Kœnig Ludewig der Eilfte, durch dessen Heer bei S. Jacob die Helden gefallen, ist von Vielen übel beurtheilt worden, welche seine Lage und ihn nicht faßen konnten.

Nachdem das große Reich der Franken unter den Merowingischen Fürsten und ihren unmittelbaren Nachfolgern in dem Geist einer militarischen Democratie ungefähr vierhundert Jahre mächtig und in hinreichender Ordnung bestanden, geschah durch die Schwäche und Leidenschaften der Kœnige daß die Verfaßung eines gemeinsamen Vaterlandes durch die Gewalt und List der Großen aufgelœset wurde, und kaum in dem Kœnigsnamen Erinnerung des ehemaligen Mittelpuncts blieb. Als der Nord endlich sich erschöpfte, das Reich der Moslemin zerfiel, und Ungarn gezähmt wurde, verlor sich mit der Noth alles Nationalgefühl, so daß ohne Rücksicht auf ursprünglichen Zweck das Kœnigthum selbst und die ganze Verfaßung nach beschränkten Begriffen eines Privatrechts (des Lehenwesens) beurtheilt wurde. Hiervon kam fleißigere Benutzung der vereinzelten Ländereyen, daß aber für gemeinsame Leitung und Bildung nur von Geistlichen in ihren Sachen etwas geschehen konnte. Auch trug sich zu daß durch bloße Privatverhältnisse, Heirathen oder Unternehmungen, große Länder ohne der Einwohner Willen vereiniget, und vermittelst besoldeter Privatmacht gegen Kœnige behauptet wurden. So unregelmæßig war der Ursprung fast aller Staaten; nur die lange Arbeit der Zeit und Natur, welche die Auswüchse wegstreift, næhert sie nach und nach der Einfalt ihres Zwecks wieder. Vierfach war in Frankreich der Kampf der obersten Nationalwürde gegen das Übermaß feudalischer Macht. Erstlich gegen die großen Häuser Normandie und Anjou, da sie die Krone Englands erworben. Zweytens gegen die innere Gesetzlosigkeit und Entkräftung des obersten Ansehens. Zum dritten wider die neue Verwirrung, die durch das Englische Kriegsglück hervorgebracht wurde. Viertens als unweise Vaterliebe, glückliche Heirathen, die wachsame Thætigkeit einiger, die Regentenweisheit Eines Fürsten das Burgundische Haus kœniglichen gleichstellte. Aber die Normannische Macht brach, einen Augenblick benutzend, Philipp August; im Innern half durch Gerechtigkeit Ludewig der Neunte, bald schlau bald kühn Philipp der Schœne; Karl der Siebente hatte das Glück daß die Engländer durch Unfälle und Fehler um die Frucht ihrer Siege kamen.

Zu Ludewigs des Eilften Zeit war Karl von Burgund an sich so mächtig als der Kœnig; mächtiger durch die Blüthe seines Landes, den Geist seines Volks, und als Haupt und Führer aller Misvergnügten in Frankreich, des Kœnigs Bruder mit begriffen. Aber der Ausgang bewies die Überlegenheit des Verstandes über wilde Kraft: der Kœnig siegte ohne Waffenglück durch seine persœnlichen Eigenschaften.

Den Thron beſtieg Ludewig nach mannigfaltiger Erfahrung der Menſchen und des Glücks, mit einem durch ſchwere Zeit beugſam gemachten Geiſt, welchen er nicht mit Schulſpitzfündigkeiten verwirrt, aber durch Kenntniſs der Geſchichten und Rechte mehr als andre Kœnige gebildet hatte. Da er ſich nicht als den Herrn, ſondern als oberſten Beamten betrachtete, und kein geringeres Beiſpiel als Karl den Großen ſich vorbildete, weihete er ſeine ausgezeichneten Geiſtesgaben und ſein ganzes Leben der Berufspflicht. Hierzu erhœhete er ſeinen Sinn: der wære kein Kœnig, dem Privattugenden genügten. Alſo erfüllte er ſich, wie alle großen Menſchen, mit dem Glauben der allerbeſonderſten Vorſehung, fürchtete Gott, und wollte daß ganz Frankreich dieſes wiße. Im Übrigen waren ſeine Religionsbegriffe den Zeiten gemæß, wo die Fürbitte frommer, und mancherley Verehrung heiliggeſprochener Perſonen viel galt: man glaubte, Gott ſehe milder auf unſere Schwäche, wenn ſie grœßerer Vollkommenheit ſich gleichſam angeklommen hält. Weiter hatte der Kœnig eine ruhige Unerſchrockenheit. Obwohl er ſich meiſt mit einer Vorſicht benahm, welche ſeine Feinde Furchtſamkeit nannten, hatte er den Fürſtenſinn ſich nie durch Zufälle ſchrecken zu laßen, ſo daß mit der Noth ſein Geiſt ſich entwickelte. Da er, wie ein großer Kœnig ſoll, nach der ihm beiwohnenden allgemeinen Überſicht alles Wichtige ſelbſt führte, und bei der mannigfaltigen Untreu ſeiner factiœſen Zeit nicht immer die Abſicht ſeiner Befehle erklæren konnte, forderte er pünctlichen Gehorſam. Eben derſelbe hielt für unziemlich neue Auflagen oder Kriege anzuordnen ohne dem Volk die Gründe begreiflich zu machen. Unermüdet war er in Erforſchung der Denkungsart und perſœnlichen Umſtände aller bedeutenden Männer in ſeinem Reich und in auswärtigen Ländern; unermüdet, wen er wollte, und beſonders wen er durch freyen Scherz oder auf andere Art beleidiget hatte, durch gute Worte, Herablaßung und Geſchenke zu gewinnen. Mit dem ſchlechterzogenen unwißenden eiteln Adel redete er nicht von Geſchäften, ſondern bediente ſich ſolcher Leute, die Alles ihm ſchuldig waren, und welche er, wenn ſie undankbar wurden, ohne Beleidigung einer großen Verwandtſchaft wieder vernichten konnte. Denn ſo vertraulich er mit ſeinen Leuten lebte, und, wie Andere, manchmal von ihnen betrogen wurde: dennoch zitterte ſelbſt ſein geliebter Creſſol, die Kœniginn, das ganze Haus und Volk vor ſeinem Geiſt und Willen. Dieſer gewaltige Kœnig ſtœrte in bürgerlichen Dingen den Lauf der Gerechtigkeit nicht; verehrte, wenn er ſich geirrt, gewißenhafter Obrigkeiten treuen Widerſtand; und indeſs er durch Vergleichung fremder Geſetze die Franzœſiſchen vervollkommnen wollte, war er von Prahlerey damit ſo fern, daß er es geheim behandelte um das Anſehen beſtehender Geſetze nicht zu erſchüttern. So wenig er anfangs auf Koſt und Kleidung hielt, ſo gut wußte er ſeine Pariſer am Gaſtmahl zu gewinnen, und wenn es ſeyn mußte, erſchien er majeſtætiſch. Die Steuern, ſo ungern er daran wollte, mußten erhœhet werden: er gab aber leidenden Bezirken vieljährige Freyheit, ſelbſt von älteren Abgaben; dabei ſorgte er für billige Brotpreiſe. Zweckmæßige Ausgaben ſparte er nicht; mit Freundlichkeit gab er ſeinen Dienern, und überſah Rechnungsfehler, wenn Verdienſte ſie bedeckten. Er war nichts weniger als verſchwenderiſch mit dem Leben ſeiner Kriegsleute, und erwartete, was andere von Schlachten, von den Fehlern ſeiner Feinde. Dieſe wußte

er eben so wohl zu veranlaßen als zu benutzen. Überhaupt suchte er nicht so wohl Vergrœßerung als freye Hand. Man kann sagen daß das Kœnigthum in Frankreich er hergestellt hat.

KARL DER KUEHNE.

Karl von Burgund war um eilf Jahre jünger als der Kœnig; von mittlerer Grœße, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesicht, breiter Stirn und etwas hervorstehenden Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernsts. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhœrlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfieng) hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipps, dem Cannensischen Sieger, dem einzigen Cæsar, und entwarf mit grœster Kühnheit weit aussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen den herrlichsten Ritter im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters zweymal in Schlachten gestritten, alsdann zu Montl'hery über den Kœnig den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt, und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmœglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz, und hielt einen alle Zeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß niemand Hinterlist von ihm argwohnte: doch hat aus Vergrœßerungsabsichten auch er in Tractaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert welcher sich auf ihn verlaßen hatte. Einige sind überwiesen worden daß sie auf seinen Antrieb den Kœnig Ludewig und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Karln von Guienne, des Kœnigs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den Kœnig eben so von der Welt gebracht glaubte. Voll der grœsten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Faßungskraft nicht groß genug war, wußte er bei Aufwallung seiner Leidenschaften sich öfters nicht zu helfen: dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen: dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, wie der Kœnig, nach damaligem Glauben, oder weil die prächtigen Capseln zum Schmuck gehœrten. Die Fasten (Uebungen der Enthaltsamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden daß er Alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen wie entscheidend die von der Ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er wie der Kœnig als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sey: sonst war er in Freygebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er mit zu halten: einem Fürsten der die Gemüther gewinnen soll, darf nichts fremde, und was

er thut nie ungeſchickt ſeyn. Daher, da er eine muſicaliſche Stimme ſich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunſt bedeckte, und ſeine Hofmuſik eine der erſten blieb. Übrigens war ſeine Luſt an Wildſchweinsjagd Reigerbeize und mannigfaltiger Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die Meiſten ſeiner Zeit im Schachſpiel, das er nach dem Geiſt ſeiner Erfindung mehr wie Verſtandsübung als wie Spiel anſah.

An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verſtand nicht nur nebſt fünf andern auch die lateiniſche Sprache wohl, ſondern, von ſeiner Jugendlectür, den Rittergeſchichten, unverdorben, ließ er tæglich zwey Stunden die Hiſtorien von Rom ſich vorleſen. Alexanders erhabenes Bild hatte er unaufhœrlich vor Augen. Denn es war ſein hoher Plan, wie dieſer an den Perſern die Griechen und ihre Götter gerochen, ſo, wenn einſt (was nicht allzuſchwer ſchien) er ſeine Herrſchaft von der Nordſee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländiſchen Chriſtenheit mit aller Macht von Burgund eine grœßere Unternehmung, die Befreyung des öſtlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, ſtrenges Recht, vortreffliche Miliz, und Ordnung der Finanzen. Meiſt ſah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürſten Grafen Herren und Rittern, ſo daß an Zahl Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürſt ihm gleich kam. Bei Feyerlichkeiten trug er ein Kleid welches an Gold und Edelgeſteinen über hunderttauſend Goldgulden geſchätzt wurde. Die Sæle und Capellen waren mit den ausgeſuchteſten Tapeten und nie geſehenem Überfluße ſilberner und goldener Geſchirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tægliche Aufwand der Tafel berechnet; wovon er ſelbſt nicht viel genoß: aber er hielt für fürſtlich Vergnügen und Überfluß um ſich zu verbreiten. Nach dem Eßen und nach den Geſchäften ließ er ſich durch die Kammerjunker beluſtigen; wie er auch im Felde manchmal den geſpannten Geiſt durch die Einfälle des Jünglings der die Standarte trug ſich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freytags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit faß, empfieng er die Bitten und Beſchwerden ſeiner Diener auf das freundlichſte; er gab auch allein Jedem Zutritt und (was man bei Fürſten ſucht) ſchnelle Hülfe, oft in der Maße, daß der Kanzler während der Audienz zu reſcribieren hatte. Daher, wenn man ausnimmt was wegen beſonderer Verhältniſſe in Oberelſaß unbeſtraft blieb, ſo lang und weit Karl geherſcht, alle Familienfehden und Eigengewalt vornehmer über gemeine Leute aufgehœrt haben, und an den Beamten miſsbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Moſel bei dem Nußbaume zu S. Maximin wie er den geringſten Diebſtahl unerbittlich ſchnell beſtraft.

Überzeugt von dem Nutzen, ſeiner von Natur und Alters her tapfern Belgiſchen und Burgundiſchen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muſter zu geben, ſelbſt aber gegen fremde Liſt und innern Aufſtand gefaßt zu ſeyn, errichtete er eine Ordonnanz. Acht, nachmals zwölf hundert reiſige Kriegsmannen, jeder mit einem Schildknappen und Waffentræger, viertauſend Schützen, deren drey Viertheile zu Pferd, zweytauſend Pikeniers, bei den Büchſen ſechshundert und eben ſo viele bei den Feldſchlangen, war der erſte Fuß und Kern, dem nach den Umſtänden grœßere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder Engliſcher und Italiæniſcher Hülfs-

völker angeschloßen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vlies; welcher Orden wie nicht viele andere aus so alter Zeit den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmanne ihren vollen Küraß, die gewaltige Lanze, das breite kurze Schwert, einen Streitkolben, den schœn prangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf bekam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter Einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Vielfältig wankten die Schöpfer des neuern Kriegswesens, ob die Bewaffnung und Einrichtung der Phalanx oder der Legion nach dem neuern Gewehr vorzuziehen sey; bis Kriege in mancherley Ländern große Feldherren belehrten daß nach den Umständen die Geschmeidigkeit letzterer oder die Festigkeit jener den Vorzug verdient, und das zu jeder Form geschickteste das vollkommenste Heer sey. Der Artilleriepark war zu dreyhundert Stücken berechnet; es folgten zweytausend Wagen mit Pulver Armbrusten Bogen Pfeilen und Piken; tausend grœßere, eben so viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebauet. Die mauerfest stehenden Pikeniers wußten mit gesenkter Pike schnell niederzufallen um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu laßen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Ründung hatte man von den Alten. Für die Abhärtung und für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt, und im Ganzen, nebst verständiger Mischung der Waffen, lœblicher Zweck den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben. Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteylichkeit war vorgeschrieben, auf daß Gefühl der Gleichheit alle Cameradschaften gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigene) Feinde zu hœchster Anstrengung entflamme. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er schwur. Das Würfelspiel: denn es macht habsüchtig, bringt Haß oder Zorn, macht immer Einen mifsmuthig. Bei der Unmœglichkeit kraftvollen Jünglingen strenge Enthaltsamkeit anzugewöhnen, strafte er die, welche selbst in eroberten Städten durch Muthwillen eheliche Bande zerrißen, ließ aber bei jeder Compagnie dreißig Weiber, deren keine eines Einzigen seyn durfte, und übersah allerhand Dinge. Wo kein Feind nahe war, gestattete er wie Cæsar viel. Er liebte seine Leute: waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel grœßerm Recht war er gegen Treulosigkeit streng, und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem die Pflicht, da tæglich er der erste auf war, die wichtigern Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonnanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwey Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder, nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murreten, bemühete er sich die neue Last nützlich und mœglichst leicht zu machen. So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hœrte er Vorstellungen. Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung Gerechtigkeit und Ruhe von innern und, wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann

im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, Alles hatte so genau seine Bestimmung, daß wenn Gardeofficiers Unordnung übten oder zuließen, als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen und über tapfere Männer zu commandieren, cassiert wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militærische Ehre.

Karl von Burgund hatte Feuer Muth Arbeitsamkeit Festigkeit in allen seinen Zeiten. So lang der weise Vater in ungeschwächter Kraft Herr blieb, wich der unbeugsame Sinn der Klugheit, oder wurde gebrochen durch des ehrfurchtgebietenden Fürsten Zorn. Das Glück bei Montl'hery hat Karln (doch nicht bis zu Vergeßenheit seiner Pflichten) verblendet. Übermüthig wurde er durch des Herschens und Siegens Gewohnheit, entfremdete sich den mit ihm erwachsenen Ræthen, hœrte Italiænische Schmeichler, und warf sich in die teutschen Händel, die er nicht kannte. Weil sie nicht glänzten, mochten die Teutschen verächtlicher scheinen. Das Unglück verhärtete ihn; er unterlag ihm nicht, aber er fiel.

Diesen brachte sein Schicksal mit Ludewig dem Eilften in ein Gefecht, welches alle Zeit im Frieden am gefährlichsten war. Man sagte von dem Kœnig daß er im Krieg nur mit Einem Auge schlief, im Frieden jederzeit beide offen hielt. Karl strengte Alles an der Erste zu seyn; seine Tugenden leuchteten herrlich hervor. Nie verlor der Kœnig seinen Zweck weniger aus dem Gesicht als wenn er ihn aufzugeben schien, und nachdem er durch viele geheime Mittel die Erreichung sich mœglichst gesichert, stürzte er den Herzog vornehmlich dadurch, daß er Friede mit ihm hielt.

AUS JOHANN HEINRICH PESTALOZZIS LIENHARD UND GERTRUD.

DER ABEND VOR EINEM FESTTAGE IM HAUSE EINER RECHTSCHAFFENEN MUTTER.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschloßen und still, bereitete sie das Nachteßen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten, und bereitete alles auf Morgen, damit denn am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch um mit ihnen zu beten.

Das war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich seyn konnten, aus Herz zu legen.

Und heute war ſie beſonders eingedenk der Güte Gottes gegen ſie in dieſer Woche, und wollte dieſen Vorfall ſo gut ihr mœglich war den jungen Herzen tief einprægen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder faßen ſtill um ſie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

«Ich habe euch etwas Gutes zu ſagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieſer Woche eine gute Arbeit bekommen, an der ſein Verdienſt viel beßer iſt als an dem, was er ſonſt thun muß. Kinder! wir dürfen hoffen daß wir in Zukunft das tægliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden.

Danket, Kinder, dem lieben Gott daß er ſo gut gegen uns iſt, und denket fleißig an die alte Zeit wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angſt und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da ſo manchmal im Herzen weh, daß ich euch ſo oft nicht genug geben konnte: aber der liebe Gott im Himmel wußte ſchon daß er helfen wollte, und daß es beßer für euch ſey, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüſte gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Menſch, der Alles hat was er will, wird gar zu gern leichtſinnig, vergißt ſeines Gottes, und thut nicht das, was ihm ſelbſt das Nützlichſte und Beſte iſt. Denkt doch ſo lang ihr leben werdet, Kinder, an dieſe Armuth und an alle Noth und Sorgen die wir hatten; und wenn es jetzt beßer geht, Kinder, ſo denkt an die, ſo Mangel leiden, ſo wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergeßet nie wie Hunger und Mangel ein Elend ſind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Überflüßiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern thun?»

«O ja, Mutter! gewiſs gern!» ſagten alle Kinder.

DIE FREUDEN DER GEBETSTUNDE.

Mutter. Niclas! wen kennſt du der am meiſten Hunger leiden muß?

Niclas. Mutter, den Rudeli: du warſt geſtern bei ſeinem Vater. Der muß ſchier Hunger ſterben: er ißet Gras ab dem Boden.

Mutter. Wollteſt du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben?

Niclas. O ja, Mutter! darf ich gerad morgen?

Mutter. Ja, du darfſt es.

Niclas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Liſe! wem wollteſt du dann und wann dein Abendbrot geben?

Liſe. Ich beſinne mich jetzt nicht gerade wem ichs am liebſten gæbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn das Hunger leiden muß?

Liſe. Wohl freylich, Mutter!

Mutter. Warum weiſt du denn nicht wem du's geben willſt? Du haſt immer ſo kluges Bedenken, Liſe!

Liſe. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Liſe. Des Reutimarxen Beteli. Ich ſah es heute auf des Vogts Miſt verdorbene Erdäpfel herausſuchen.

Niclas. Ja, Mutter! ich ſah es auch, und ſuchte in allen meinen Säcken: aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ichs nur auch eine Viertelſtunde länger geſpart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder; und ſo hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß ſie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben ſollten.

Die Mutter ließ ſie eine Weile dieſe Freude genießen; dann ſagte ſie zu ihnen «Kinder! es iſt jetzt genug hievon: Denket jetzt auch daran, wie unſer gnædiger Herr euch ſo ſchœne Geſchenke gemacht hat.»

«Ja unſere ſchœnen Batzen! Willſt du ſie uns doch zeigen, Mutter?» ſagten die Kinder. «Hernach, nach dem Beten» ſagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

DIE ERNSTHAFTIGKEIT DER GEBETSTUNDE.

«Ihr lärmet, Kinder!» ſagte die Mutter. «Wenn euch etwas Gutes begegnet, ſo denket doch bei allem an Gott, der uns alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, ſo werdet ihr in keiner Freude wild und ungeſtüm ſeyn. Ich bin gern ſelber mit euch frœhlich, ihr Lieben: aber wenn man in Freude und Leid ungeſtüm und heftig iſt, ſo verliert man die ſtille Gleichmüthigkeit und Ruhe ſeines Herzens. Und wenn der Menſch kein ſtilles ruhiges und heiteres Herz hat, ſo iſt ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetſtunde des Abends und Morgens iſt dafür, daß ihr das nie vergeßet. Denn wenn der Menſch Gott danket oder betet, ſo iſt er in ſeinen Freuden nie ausgelaßen und in ſeinen Sorgen nie ohne Troſt. Aber darum, Kinder, muß der Menſch beſonders in ſeiner Gebetſtunde ſuchen ruhig und heiter zu ſeyn. Sehet, Kinder! wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, ſo jauchzet und lärmet ihr nicht: ihr fallet ihm ſtill und mit wenig Worten um den Hals; und wenns euch recht zu Herzen gehet, ſo ſteigen euch Thrænen in die Augen. Sehet, Kinder! ſo iſts auch gegen Gott. Wenns euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen iſt zu danken, ſo machet ihr gewiſs nicht viel Geſchreyes und Geredes: aber Thrænen kommen euch in die Augen daß der Vater im Himmel ſo gut iſt. Sehet, Kinder! dafür iſt alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, ſo thut man auch recht, und wird Gott und Menſchen lieb in ſeinem ganzen Leben.»

Niclas. Auch dem gnædigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht thun, ſagteſt du geſtern.

Mutter. Ja, Kinder! es iſt ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm alles was er an uns thut. Wenn du ihm einſt nur recht lieb wirſt, Niclas!

Niclas. Ich will ihm thun was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun was er will, weil er ſo gut iſt.

Mutter. Das iſt brav, Niclas! Denk nur immer ſo, ſo wirſt du ihm gewiſs lieb werden.

Niclas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

Mutter. Was wollteſt du mit ihm reden?

Niclas. Ich wollte ihm danken für den ſchœnen Batzen.

Anneli. Dürfteſt du ihm danken?

Niclas. Warum das nicht?

Anneli. Ich dürfts nicht.

Liſe. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Liſe. Ich müßte lachen —

Mutter. Was lachen, Liſe? und noch voraus ſagen daß du nicht anders als läppiſch thun könnteſt! Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hätteſt, es könnte dir an ſo etwas kein Sinn kommen.

Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater wenn er recht gut mit dir iſt. Dann würdeſt du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli?

Anneli. Nein, dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

So ein Unterricht wird verſtanden und geht ans Herz: aber es giebt ihn eine Mutter.

Mutter. Aber, ihr Lieben! wie iſts in dieſer Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder ſehen eines das andere an, und ſchweigen.

Mutter. Anneli! thateſt du recht in dieſer Woche?

Anneli. Nein, Mutter! du weiſt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! es hätte dem Kind etwas begegnen können: es ſind ſchon Kinder die man ſo allein gelaßen hat erſtickt. Und über das, denk nur, wie's dir wære, wenn man dich in eine Kammer einſperrte, und dich da hungern und dürſten und ſchreyen ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig, und ſchreyen, wenn man ſie lang ohne Hülfe läßt, ſo entſetzlich, daß ſie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli! ſo dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hauſe weg, wenn ich fürchten müßte, du hätteſt zu dem Kind nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mirs doch, Mutter! ich will gewiſs nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich wills zum lieben Gott hoffen, du werdeſt mich nicht mehr ſo in Schrecken ſetzen.

Und, Niclas! wie iſts dir in dieſer Woche gegangen?

Niclas. Ich weiß nichts Bœſes.

Mutter. Denkſt du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgeſtoßen haſt?

Niclas. Ich habs nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hätteſt! Schæmeſt du dich nicht das zu ſagen?

Niclas. Es iſt mir leid; ich wills nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß ſeyn und ſo wie jetzt nicht Achtung geben wirſt was um und an dir iſt, ſo wirſt du es mit deinem großen Schaden lernen müßen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtſamen immer in Händel und Streit; und ſo muß ich fürchten, mein lieber Niclas, daß du dir mit deinem unbedachtſamen Weſen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdeſt.

Niclas. Ich will gewiſs Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieſes unbedachtſame Weſen würde dich gewiſs unglücklich machen.

Niclas. Liebe liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaub' es, und ich will gewiſs Acht geben.

Mutter. Und du, Liſe! wie haſt du dich in dieſer Woche aufgeführt?

Liſe. Ich weiß einmal nichts anders dieſe Woche, Mutter!

Mutter. Gewiſs nicht?

Liſe. Nein einmal, Mutter, ſo viel ich mich beſinne: ich wollte es ſonſt gern ſagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weiſt, mit ſo viel Worten antworteſt als ein anders, wenn es recht viel zu ſagen hat!

Liſe. Was habe ich jetzt denn auch geſagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es iſt das, was wir dir tauſendmal ſchon ſagten: du ſeyſt nicht beſcheiden, du beſinneſt dich über nichts was du reden ſollſt, und müßeſt doch immer geredt haben. Was hatteſt du gerad vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wißeſt daß Arner bald kommen werde?

Liſe. Es iſt mir leid, Mutter!

Mutter. Wir habens dir ſchon ſo oft geſagt, daß du nicht in alles was dich nicht angeht reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen

dürſen, daß er es ſchon wiße, und wenn er ſo Verdruß von deinem Geſchwätze gehabt hätte?

Liſe. Es würde mir ſehr leid ſeyn: aber weder du noch er haben doch kein Wort geſagt daß es Niemand wißen ſoll.

Mutter. Ja, ich wills dem Vater ſagen, wenn er heim kömmt, wir müßen ſo zu allen Worten die wir in der Stube reden allemal hinzuſetzen «Das darf jetzt die Liſe ſagen bei den Nachbarn, und beim Brunnen erzählen: aber das nicht, und das nicht, und das wieder»: ſo weiſt du denn recht ordentlich und richtig wovon du plappern darfſt.

Liſe. Verzeih mir doch, Mutter! ich meinte es auch nicht ſo.

Mutter. Man hat es dir für ein und allemal geſagt, daß du in nichts was dich nicht angeht plaudern ſollſt: aber es iſt vergeblich. Der Fehler iſt dir nicht abzugewöhnen als mit Ernſt, und das erſtemal daß ich dich wieder bei ſo unbeſonnenem Geſchwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abſtrafen.

Die Thrænen ſchoßen der Liſe in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redte. Die Mutter ſah es, und ſagte zu ihr «Liſe! die grœſten Unglücke entſtehen aus unvorſichtigem Geſchwätze, und dieſer Fehler muß dir abgewöhnt ſeyn.»

So redte die Mutter mit Allen, ſogar mit dem kleinen Grütli: «Du muſt deine Suppe nicht mehr ſo ungeſtüm fodern: ſonſt laß' ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe ſie gar einem Andern.»

Nach allem dieſem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete, und nach denſelben das Samſtagsgebet das Gertrud ſie gelehrt hatte. Es lautet alſo:

EIN SAMSTAGABENDGEBET.

«Lieber Vater im Himmel! Du biſt immer gut mit den Menſchen auf Erden, und auch mit uns biſt du immer gut, und giebſt uns alles was wir nœthig haben. Ja, du giebſt uns Gutes zum Überfluß. Alles kömmt von dir: das Brot und alles was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, alles giebſt du ihnen, und ſie geben es uns gern. Sie freuen ſich über alles was ſie uns thun und geben können, und ſagen uns, wir ſollen es dir danken, daß ſie ſo gut mit uns ſind; ſie ſagen uns, wenn ſie dich nicht kennten, und du ihnen nicht lieb wæreſt, ſo wæren auch wir ihnen nicht ſo lieb, und ſie würden, wenn ſie dich nicht kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie ſagen uns ferner daß wir es dem Heiland der Menſchen danken ſollen, daß ſie dich, himmliſcher Vater, erkennen und lieben, und daß alle Menſchen welche dieſen lieben Heiland nicht kennen und lieben, und nicht allem guten Rathe folgen den er den Menſchen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmliſcher Vater, nicht ſo lieben und ihre Kinder nicht ſo fromm und ſorgfältig erziehen als die, ſo dem Heiland der Welt glauben. Unſer lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von dieſem lieben Jeſus, wie er es ſo gut mit den Menſchen auf Erden gemeint; wie er, damit er alles thue was er könne die Menſchen zeitlich und ewig glücklich zu machen, ſein Leben in tauſendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze geſtorben ſey; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes ſeines Vaters lebe, und noch jetzt alle Menſchen auf Erden gleich liebe

und ſuche glücklich und ſelig zu machen. Es geht uns allemal ans Herz, wenn wir von dieſem lieben Jeſus hœren: wenn wir nur auch lernen ſo leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einſt zu ihm kommen in den Himmel!

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beiſammen ſitzen und beten, ſind Brüder und Schweſtern: darum wollen wir immer recht gut mit einander ſeyn, und einander nie nichts zu Leid thun, ſondern alles Gute was wir können und mœgen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brote nachgehen können: das iſt das einzige ſo wir ihnen thun können für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben die ſie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, alles was ſie an uns thun, und laß uns ihnen in allem was ſie wollen folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du ſie von uns nehmen und belohnen wirſt für ihre Treue, die ſie uns werden erwieſen haben.

Lieber himmliſcher Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jeſu Chriſti, und auch alles deſſen, was uns unſer Vater und unſere Mutter und alle Menſchen Gutes thun, recht eingedenk ſeyn! damit wir gegen Gott und Menſchen dankbar werden und gehorſam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unſer Leben lang.»

Hier mußte Niclas inne halten. Dann ſprach Gertrud allemal nach den Vorfällen der Woche das Weitere vor.

Heute ſagte ſie ihnen «Wir danken dir, himmliſcher Vater, daß du unſern lieben Eltern in dieſer Woche die ſchweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung erleichtert, und dem Vater einen guten eintræglichen Verdienſt gezeiget haſt. Wir danken dir daß unſere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unſer Schutz, unſer Troſt und unſere Hülfe in allem Elend und in aller Noth iſt. Wir danken dir für die Gutthat unſers gnædigen Herrn. Wir wollen, wills Gott, aufwachſen, wie zu deiner Ehre, alſo auch zu ſeinem Dienſt und Wohlgefallen: denn er iſt uns wie ein treuer Vater.»

Hierauf ſprach ſie der Liſe vor «Verzeih mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, ſchweigen wo ich nicht reden ſoll, und behutſam und bedächtlich antworten wo man mich fraget.»

Sodann ſpricht ſie dem Niclas vor «Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem haſtigen Weſen, und lehre mich mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um und an mich ſey.»

Dann dem Anneli «Es iſt mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein ſo leichtſinnig verlaßen, und damit die liebe Mutter ſo in Schrecken geſetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!»

Und nachdem die Mutter allen Kindern ſo vorgeſprochen hatte, betete ſie ferner «Herr erhœre uns! Vater, verzeih uns! Jeſus, erbarm dich unſer!»

Dann betete Niclas das heilige Vaterunſer. Und dann Enne «Behüt mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geſchwiſter, auch unſern lieben gnædigen Herrn von Arnheim, und alle guten lieben Menſchen auf Erden!»

Und dann die Liſe «Das walt Gott, der Vater! der Sohn! und der heilige Geiſt!»

Und dann die Mutter «Nun Gott ſey mit euch! Gott erhalte euch! Der Herr laße ſein heiliges Angeſicht über euch leuchten, und ſey euch gnædig!»

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflœßen muß.

NOCH MEHR MUTTERLEHREN. REINE ANDACHT UND EMPORHEBUNG DER SEELE ZU GOTT.

Lise unterbrach diese Stille: «Du zeigest uns jetzt die neuen Batzen» sagte sie zur Mutter. «Ja, ich will sie euch zeigen» antwortete die Mutter. «Aber, Lise! du bist immer das, so zuerst redet.»

Niclas juckt jetzt vom Ort auf wo er saß, drängt sich hinter dem Grütli hervor, daß er næher beim Licht sey um die Batzen zu sehen, und stœßt denn das Kleine, daß es laut weint.

Da sagte die Mutter «Niclas! es ist nicht recht: in eben der Viertelstunde versprachst du sorgfältiger zu seyn, und jetzt thust du das.»

Niclas. Ach Mutter! es ist mir leid: ich wills in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thatst es wieder: es ist dir nicht Ernst.

Niclas. Ach ja, Mutter! es ist mir gewifs Ernst. Verzeih mir! es ist mir gewifs Ernst und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du must jetzt ungeßen ins Bett.

Sie sagts, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher: es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht eßen mußte.

«Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten laßen wollt, Kinder!» sagte ihnen die Mutter.

«Laß ihn doch dießmal wieder heraus!» sagten die Kinder.

«Nein, meine Lieben! Seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden» antwortete die Mutter.

«So wollen wir jetzt die Batzen nicht sehen bis morgen: er sieht sie denn mit uns» sagte Enne.

Und die Mutter «Das ist recht, Enne! Ja, er muß sie alsdann mit euch sehen.»

Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachteßen, und gieng dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

«Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber lieber Niclas!» sagt ihm die Mutter.

Und Niclas «Verzeih mirs doch, meine liebe liebe Mutter! Verzeih mirs doch, und küße mich! ich will gern nicht zu Nacht eßen.»

Da küfste Gertrud ihren Niclas, und eine heiße Thræne floß auf sein Antlitz, als sie ihm sagte «O Niclas! Niclas! werde bedachtsam!» Niclas mit beiden Händen umschlingt den Hals der Mutter und sagt «O Mutter! Mutter! verzeih mir!»

Gertrud segnete noch ihre Kinder, und gieng wieder in ihre Stube.

Jetzt war sie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur noch schwach in der Stube, und ihr Herz war feyerlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindung von Gott und von seiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückseligkeit der Menschen die auf Gott im Himmel trauen und bauen: alles dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihre Knie, und ein Strom von Thrænen floß ihre Wangen herunter.

Schœn ist die Thræne des Kinds, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, schluchzend zurücksieht, seine Wangen trock-

net, und fich erholen muß, ehe es den Dank feines Herzens ftammeln kann.

Schœn find die Thrænen des Niclas, die er in diefer Stunde weint daß er die gute Mutter erzürnet hat, die ihm fo lieb ift.

Schœn find die Thrænen des Menfchen alle die er alfo aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel fieht herab auf das Schluchzen feines Danks und auf die Thrænen feiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel fah die Thrænen der Gertrud, und hœrte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herren ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

«Warum weineft du, Gertrud? Deine Augen find roth und naß. Warum weineft du heute, Gertrud?» fragte fie Lienhard.

Gertrud antwortete «Mein Lieber! es find keine Thrænen des Kummers: fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diefe Woche: da ward mir das Herz zu voll: ich mußte hinfinken auf meine Knie; ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen: aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie fo gedankt.»

«Du Liebe!» antwortete Lienhard; «wenn ich nur auch mein Herz wie du fo fchnell emporheben und zu Thrænen bringen könnte! Es ift mir jetzt auch gewifs Ernft, recht zu thun, und gegen Gott und Menfchen redlich und dankbar zu feyn: aber es wird mir nie fo, daß ich auf meine Knie fallen und Thrænen vergießen möchte.

Gertrud. Wenns dir nur Ernft ift, recht zu thun, fo ift alles andre gleich viel. Der Eine hat eine fchwache Stimme, und der Andre eine ftarke: daran liegt nichts. Nur wozu fie ein Jeder braucht, darauf kömmts allein an. Mein Lieber! Thrænen find nichts, und Kniefallen ift nichts: aber der Entfchluß gegen Gott und Menfchen redlich und dankbar zu feyn, das ift alles. Daß der eine Menfch weichmüthig, und daß der andre es weniger ift, das ift eben fo viel, als daß der eine Wurm fchwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daherfchleicht. Wenn es dir nur Ernft ift, mein Lieber, fo wirft du ihn finden, ihn der aller Menfchen Vater ift.

Lienhard fenkt mit einer Thræne im Aug fein Haupt auf ihren Schooß, und fie hält ihr Angeficht in ftiller Wehmuth über das feine.

Sie bleiben eine Weile in diefer Stellung ftill, ftaunen, und fchweigen.

Endlich fagte Gertrud zu ihm «Willft du nicht zu Nacht eßen?»

«Ich mag nicht» antwortet er. «Mein Herz ift zu voll: ich könnte jetzt nicht eßen.»

«Ich mag auch nicht, mein Lieber!» erwiederte fie; «aber weift du was wir thun wollen? Ich trage das Eßen zu dem armen Rudi: feine Mutter ift heute geftorben.»

AUS JOHANN JACOB ENGELS PHILOSOPHEN FÜR DIE WELT.

VI. TOBIAS WITT.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mæßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die næchſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen als mancher der ſein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigner Erfahrung geſammelt hatte. Poetiſches Verdienſt hatten ſie wenig, aber deſto mehr practiſches, und das Beſonderſte an ihnen war daß ihrer je zwey und zwey zuſammengehœrten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen. «Ei!» fing der alte Witt an und ſchmunzelte; «wær' ich denn wirklich ſo klug?»

«Die ganze Welt ſagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde» —

«Je nun, wenn Er das werden will, das iſt leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.»

«Was? wie es die Narren machen?»

«Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen wie die.»

«Als zum Exempel?»

«Als zum Exempel, Herr Till, ſo lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus, ein dürres græmliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt: in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. Und einem ins Geſicht ſehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finſter in ſich hinein. Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?»

«Wie? Einen tiefſinnigen Kopf.»

«Ja, es hat ſich wohl! Einen Narren! Huy, dacht' ich da bei mir ſelbſt (denn der Titel ſtand mir nicht an), wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das iſt nicht fein. In ſich ſelbſt hinein ſehen, das taugt nicht: ſieh du den Leuten dreiſt ins Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen, pfuy! ſprich du lieber mit Andern! Nun was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?»

«Ei ja wohl! allerdings!»

«Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeiſter, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Geſicht, und plauderte mit allem was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, wie meint Er wohl daß die Leute den wieder hießen?»

«Einen luſtigen Kopf?»

«Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. Huy, dacht' ich da wieder, das iſt doch drollicht! Wie muſt du's denn machen um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt ins Geſicht, wie der eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. Sieht Er, Herr Till? ſo hab' ichs gemacht, und das iſt das ganze Geheimniſs.»

Ein andermal befuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar fehr über fein Unglück klagte. «Ei was?» fing der alte Witt an und fchüttelte ihn; «Er muß das Glück nur fuchen, Herr Flau; Er muß darnach aus feyn.»

«Das bin ich ja lange: aber was hilfts? Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Haufe.»

«Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber fich nur hübfch in Acht nehmen wie Er's Geficht trægt.»

«Was? Wie ich's Geficht trage?»

«Ja, Herr Flau! wie Er's Geficht trægt. Ich wills Ihm erklæren. Als da mein Nachbar zur Linken fein Haus baute, fo lag einft die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unfer Bürgermeifter gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte mit von fich geworfnen Armen ins Gelag hinein, und hielt den Nacken fo fteif, daß die Nafe mit den Wolken fo ziemlich gleich war. Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. Was will ich nun damit fagen, lieber Herr Flau?»

«Ei! die alte Lehre: Du follft die Nafe nicht allzuhoch tragen.»

«Ja, fieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verfe oder Hausforgen im Kopfe haben: denn er fchlich ganz trübfinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinfinken wollte. Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. Merkt Er nun wohl was ich meine, Herr Flau? wie man's Geficht tragen muß?»

«Sie meinen, fo hübfch in der Mitte.»

«Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu fcheu in den Erdboden fieht. Wenn man fo die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, fo kommt man in der Welt fchon vorwärts, und mit dem Unglück hats fo leicht nichts zu fagen.»

Noch ein andermal befuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills: der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. «Viel» fing er an «wird dabei nicht heraus kommen: das feh' ich vorher; aber es rennt mir fo von felbft in die Hände: da will ichs doch mitnehmen.

Diefer Ton ftand dem Herrn Witt gar nicht an. «Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?»

«Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thælerchen etwa.»

«Wenns nicht mehr ift, die will ich Ihm geben. Recht gern! Und damit er fieht daß ich Ihm gut bin, fo will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern feine taufend Reichsthaler werth ift. Er kann reich damit werden.»

«Aber wie, lieber Herr Witt? obendrein?»

«Es ift nichts: es ift ein bloßes Hiftœrchen. Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drollichtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte fich eine einzige Redensart angewöhnt: die bracht' ihn zum Thore hinaus.»

«Ei das wære! Die hieß?»

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ftehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thælerchen etwa. Was will das machen? Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch

bei dem Bankerutte verloren? Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. Er saß in schœnen Umständen, der Mann: aber wie gesagt: die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

«Ich? Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.»

«Ja recht! Mein Gedächtnifs verläßt mich. Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?»

«Ei ums Himmels willen! Die möcht' ich wißen. Die hieß?

«Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! Und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte. Ganzer hundert Reichsthaler! Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler! Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie gesagt: das ganze Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Nun, Herr Wills? welche Redensart gefällt Ihm nun beßer?»

«Ei, das versteht sich: die letzte.»

«Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mœgen wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Wills, der ich zwischen beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.»

«Nein, bei meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.»

«Er wollte also —?»

«Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!»

«Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell.»

XXI. AN HERRN Z***.

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist: denn gewissermaßen hat ihn Socrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffener Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Socrates nicht beging: Sie wollen auch daß man das, was Sie für den hœchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beiden Puncten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wißen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der æsthetischen Seelenkräfte. Die Gabe sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit bloß mœglichen Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem

was die Neigungen des menſchlichen Herzens intereſſieren kann gerührt zu werden: mit einem Worte, Phantaſie, Fictionsvermœgen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schœnheiten, die das Genie vermittelſt dieſer Kräfte hervorbringt, können den Leſer nicht beſchäftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte ſeiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekæmen. In der geiſtigen Welt herſcht eben das geheime Verſtändniſs unter den Kräften, das in der phyſiſchen herſcht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, ſobald die eine im Spiel iſt; alle gerathen in Unruhe, in Thætigkeit; und wie nichts in der Natur plötzlich aufhœrt ohne Folgen zurückzulaßen, ſo iſt auch keine ſolcher Uebungen fruchtlos für dieſe Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Welt, zur Erhœhung der Kraft; jede neue Äußerung macht zu künftigen Äußerungen der Thætigkeit geſchickter. Nicht genug alſo, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unſre Phantaſie erhoben fühlen, daß wir nun um dieſes eine Gemælde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geſchwindigkeit ſeines Witzes folgen, daß wir nun dieſes eine von ihm bemerkte Verhältniſs von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von ſeinen Empfindungen zur innigſten Theilnehmung hingerißen worden, daß wir nun mit dieſem einen Gefühle ſympathiſiert haben: unſre ganze Phantaſie iſt nun lebhafter, unſer ganzer Witz iſt nun ſchneller, unſer ganzes Herz iſt nun weicher geworden. Nicht nur dieß eine Mal haben die ähnlichen Kräfte unſrer Seele mitgewirkt: auch zu künftigem Wirken haben ſie mehr Fæhigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebſter Freund, würde ich den wahren, den hœchſten Endzweck der Dichtkunſt ſuchen. Unſre Glückſeligkeit, wie wir alle einig ſind, liegt in der Vollkommenheit unſrer Natur; unſre Natur beſteht aus allen uns anerſchaffenen Kräften: und wer alſo die eine oder die andre erhœht, es ſey welche es wolle, der hat zu unſrer Vollkommenheit, zu unſrer Glückſeligkeit beigetragen. Es iſt eine irrige Vorſtellungsart, wenn man ſich die Beluſtigung die ein Gedicht giebt, entweder bloß als ſchædlich, oder bloß als Beluſtigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorſchrift für die Anwendung der dichteriſchen Talente! Es iſt nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtſchaffner Geſinnungen arbeite: das ſittliche Gefühl iſt nicht das einzige Vermœgen der Seele das er vervollkommen kann und vervollkommen ſoll: es gehœrt nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhœht ſeyn wollen, und die Uebung der einen Kraft ſchließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in ſich. Aber ſo wie am Körper der eine Sinn der edlere hœhere iſt, der dem Geiſte reichere und mannigfaltigere Ideen zuführt; ſo wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; ſo wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenſtände können gerichtet, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, können verwöhnt werden: eben ſo iſt in der Seele die eine Kraft die edlere hœhere ſchätzbarere; eben ſo läßt ſich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern ſtärken; eben ſo können die Kräfte der Seele an den unrechten

Gegenſtänden geübt, zu falſchen Wirkungen, die ſie nicht haben ſollten, verſtimmt werden. Und ſo wie man in Anſehung des Körpers mehr den Sinn des Gehœrs als den Sinn des Geſchmacks ſchärfen, nicht um den Geruch zu ergötzen das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen ſoll: eben ſo ſoll man in Anſehung der Seele zur Unterſtützung ihrer edelſten und hœchſten Kräfte am liebſten wirken, nicht die untern gegen die hœhern empœren, nicht den Kräften eine Richtung geben die wider die Abſichten der Natur iſt. Der Dichter ſoll zwar die Einbildungskraft ſtärken, aber nicht ſo, daß er die Vernunft zerrütte; er ſoll den Witz ſchärfen, aber nicht ſo, daß die geſelligen Tugenden leiden; er ſoll die Liebe beſingen, aber nicht ſo, daß wir ihren Ausſchweifungen oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben.

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundſatz hoffentlich gelten laßen: denn eigentlich iſt er nichts als der erweiterte und verbeßerte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle möchten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieſer Anwendung, däucht mir, iſt Socrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. Zwar was die griechiſche Mythologie betrifft, ſo hatte er für ſie einen Geſichtspunct der heutiges Tages wegfällt: denn was jetzt zur bloßen poetiſchen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks; und manche Vorſtellungsart konnte alſo zu jener Zeit einen Einfluß haben den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein auch in Anſehung des Sittlichen ſcheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in ſeiner Einbildung ſchweben; er ſcheint mir zu oft das Unmoraliſche des Gegenſtandes mit dem Unmoraliſchen der Schilderung zu verwechſeln. Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, ſondern nur die Regel beſtimmen; und da wir dieſe bereits gefunden haben, ſo fragt ſich nur noch wo wir ſie hinſetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunſt ſelbſt, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wißen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, ſondern auf alle Kräfte unſrer Natur; ſie betrachtet jede in dem Verhältniſs, worin ſie zur Vollkommenheit unſers ganzen Weſens ſteht, und ſucht ſie alle in diejenige Harmonie zu ſtimmen, von der unſre Glückſeligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunſt hat einen weit engern Umfang: denn da die Dichtkunſt ſelbſt nur auf die untern oder æſthetiſchen Kräfte der Seele wirkt, ſo kann auch jene Theorie nur auf dieſe Kräfte Rückſicht nehmen. Der Gegenſtand derſelben iſt die ſinnliche Vollkommenheit oder die Schœnheit: alſo bloß dieſe, inſoferne ſie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunſt iſt, erreicht werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand der Poetik. Will dieſe Wißenſchaft auf mehr als auf Schœnheit, will ſie auf Vollkommenheit dringen die nicht fürs Anſchauen kommt, nicht fürs Empfinden gehœrt, oder wenn Sie mir dieſes Kunſtwort erlauben wollen, die nicht Phænomen iſt: ſo vergißt ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung, und verirrt ſich aus ihren Grenzen.

Es iſt mit dem Poetiſchguten wie mit dem Poetiſchwahren beſchaffen: die Vernunft, die ins Innre und auf die Folgen ſieht, ſchätzt es nach einem ganz andern Maaßſtabe als die ſinnliche Erkenntniſs. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft ſchreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft nach einer philoſophiſchen Analyſe der Begriffe die Dinge ganz anders erſcheinen, als ſie ſich jener

mahlen? Was fragt er nach Widersprüchen die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntnifs sind, sondern erst durch mühsames Überdenken und Entwickeln herausgebracht werden? Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal mœglich war; daß sich bei einer so einfachen und bedürfnifsfreyen Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen rühren ergötzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan was die Gesetze seiner Kunst von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben: wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem æsthetischen Wahren auf das æsthetische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schœnen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schœnen ist. Um die innre sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert als um die innre logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charactere Gesinnungen Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein aufs Schœne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muß wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phænomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter: wer ihn verklagen will, muß sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den hœhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmœglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnifsgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime da stehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde, daß kein Staat den andern bekriegen soll als zur Verteidigung seiner Rechte und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders als wie der ungerechte geführt: alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier; und wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cæsar der ungleich grœßere Held als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders als wie das unsittliche geschrieben; und wenn es bloß auf den Ausspruch eines kritischen Aristarchs beruht, so ist immer Voltaire der unendlich beßere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die

Kriegskunſt kein Grundſatz iſt, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunſt keiner iſt, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretiſchen Wißenſchaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt wie ſie ſind, macht man häufig Abſonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit ſelbſt nicht hinübertragen kann ohne in Irrthümer zu fallen. In practiſchen Wißenſchaften, wo man uns vorſchreibt was zu thun ſey, macht man ähnliche Abſonderungen: aber in die Wirklichkeit ſelbſt darf man ſie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunſt ſchreibt freylich nur vor was der Dichter zu thun hat, inſoferne er nichts iſt als Dichter: aber iſt er denn in der That weiter nichts? Iſt er denn nicht auch Menſch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Geſellſchaft? nicht auch Bürger des Staats? Und inſofern er dieß alles iſt, hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger ſind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu ſich ſagen «Ich will jetzt nichts ſeyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältniſſe.» Wenn er dieſe Verhältniſſe nicht aufheben kann (und wie iſt es ihm mœglich, daß er ſie aufhebe?) ſo kann er ſich auch nicht von den Pflichten, die ſie ihm auflegen, frey ſprechen. Auch würden wir, ſeine Leſer, dieſe willkürliche Trennung ſeiner ſelbſt, dieſe ſpitzfindige Abſonderung ſeiner Verhältniſſe zu ahnden wißen. Inſofern er Dichter iſt, ſind wir nur ſeine Kunſtrichter: aber wir ſind auch ſeine Sittenrichter, inſofern er Menſch iſt; und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt als an dem Spotte des Kunſtrichters!

So wie ich mich hier erklært habe, mein Freund, bleibt der Unterſchied auf den wir am Ende hinaus kommen nur ſehr geringe. In der Sache ſelbſt ſind wir nur wenig uneins; es iſt beinahe das Næmliche, was wir von einem Ariſtoteles wollen vorgetragen haben: wir ſtreiten nur noch ob er es lieber in der Poetik vortragen ſoll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat wißen Sie ſelbſt: und wenn es alſo auf Autoritæten ankommt, ſo habe ich die meinige ſo gut, wie Sie die Ihrige haben. Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philoſophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zuſammenhange erwægen, ſo werden Sie finden daß er eher auf meiner Meinung als auf der Ihrigen iſt, und daß ich ſeine Ideen nicht ſowohl widerlegt als vielmehr geſammelt und commentiert habe. Ich bin u. ſ. w.

XXXVI. ENTZÜCKUNG DES LAS CASAS.

Las Caſas, deſſen Name unter der Zahl thætiger Menſchenfreunde ewig glänzen und um ſo heller glänzen wird, da er neben den höllenſchwarzen Namen jener Ruchloſen erſcheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienſte eine Million von Unſchuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten: dieſer beredte eifrige unermüdete Fürſprecher der Indianer lag jetzt als ein neunzigjähriger Greis auf dem Sterbebette. So ſehr ſchon längſt ſeine ganze Sehnſucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, ſo ward ihm doch im Angeſichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünſche gekrœnt werden ſollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Caſas war ſich der Reinigkeit ſeines Herzens und der Unſchuld ſeines Lebens bewußt; er hatte Kœnigen ins Antlitz geſehen, und

ſcheute keinen irdiſchen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten ſollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit ſchien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtſchaffenheit ſchlægt den Blick, wie das blœde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu ſeinen Füßen ſaß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und ſeit vielen Jahren ſein Freund. Gleiche Rechtſchaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Caſas, und Bewußtſeyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er ſah mit Wehmuth wie ſein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer ſtiller und ohnmächtiger ward, und ſprach ihm Hoffnung ein um Hoffnung bei ſich ſelbſt zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen und ihn mit ſeinem Richter allein zu laßen.

Las Caſas lag und überdachte ſein Leben. Wohin er ſein Auge wandte, da ſah er Irrthümer und Fehler, und ſah ſie in ihrer ganzen Grœße; ihre Folgen breiteten ſich vor ihm aus wie ein Meer: aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten ſchien ihm jede beßere That; eine Quelle der Wüſte, die im Sande dahinſchwindet ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer ſchmücke. Reuig gedemüthigt beſchæmt warf er ſich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele «Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menſchen!»

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für dieſe Anſtrengung der Seele: ſo ſehr er zu wachen rang, ſo verſiegelte bald der Schlaf ſeine Augenlieder. Und plötzlich war ihm als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füßen, und gieng' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und ſæh' in tiefer Ferne ein majeſtætiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluten göttlicher Glorie, und rings von Heerſchaaren umſchwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert, ſo ſtand vor ihm da mit ernſtem Blick des Richters ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtſtätte ergreift wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die hœhern edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenkt, und die beßern ſanftern Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläße, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt, ſo daß ihm dünkte, ſein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben als ſeine Irrthümer und ſeine Sünden.

Jetzt, da der Engel ſein Leben begann, ſuchte er nach den Vergehungen ſeiner Jugendjahre: aber er fand ſie nicht. Die erſte Thræne der Reue hatte ſie alle verwaſchen. Nur ſie ſelbſt ſtand bemerkt, dieſe Thræne, und jeder ernſte Vorſatz zum Guten, und jede Beſchæmung über erneuerten Fehltritt, und jeder ſtille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willig genährte Gefühl der ſich ſelbſt verleugnenden Güte, und jeder edle ſiegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empœrerinn gegen Gott. Da ging ſein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich ſeiner Fehler mehr war als des Sandes am Meer, ſo war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle; und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortſchritt, und Erfahrung und Nachdenken die

Kraft der Seele, ſo wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermœgen ſtärkte. Doch war auch ſein Beſtes nicht vollkommen vor Gott, und der edelſten Thaten Quell war auf ſeinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhœhte der Engel den Ton, und ſeine Rede ward ſtrœmend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menſchheit in jenen Eilanden, die einſt Eilande des Segens und Friedens und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr was er hier that; wie jede Noth der Unſchuldigen ſeine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thætigkeit aufflammte die noch fortglühte im Greiſesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl ſeines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurſt ausſprach der mordete, und über den Glaubensſtolz der es lächelnd anſah, und über die Staatsklugheit die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog um bald dem Thron ſeine Klagen, bald der Unſchuld den Troſt der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den ſtolzen Eroberer, den erſten Herſcher in zwoen Welten, und ihm ſeine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward als ſtänd' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöſchlichen Flammen der Hölle ſchon an ſein Krankenlager; wie er ſich hinwarf über die Trümmer geſcheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber ſich ſtæts wieder aufriß als Mann, und wieder daſtand voll Muthes und Kraft, und rüſtig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung der den Elenden erſchien ihm das Herz mit Entzücken ſchwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinſchwand, wie er da, jeder Freude und jedem Troſt entſagend, ſich tief in die Einſamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnſucht nach Auflœſung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle dieſe Thaten und dieſe Leiden ſtanden geſchrieben vor Gott nach ihrer ganzen Lauterkeit Verdienſtlichkeit Schœnheit. So wie er fortlas, der Engel, ſo glühte ihm ſeine Wange von immer hœherm Feuer; ſein Athem ward lauter, ſein Blick beſeelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht, und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniſs und Thrænen opferte, weil ihm Thaten verſagt waren, iſt von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch ſtand der Greis, den Blick zur Wolke geſenkt, und trüben denkenden Ernſt auf der Stirne: denn ihm preſste das Herz jener unſelige Rathſchlag, womit er einſt in unbedachter Verzweiflung um das eine Volk zu erleichtern das andre erdrückte; alle Gedanken ſeiner Seele ſchweiften umher am Gambia und am Senegal bis tief ins Innerſte jenes Welttheils, wo verrætheriſcher ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und ſie kam endlich nach unzähligen beßern, dieſe gefürchtete That, ſchwarz und ſcheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und Thrænen, als ſie je der reumüthige Greis in der finſterſten ſeiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unſchuld war im Andenken vor Gott; aller unſægliche undenkbare unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inſeln; alles Hinſinken der erſterbenden Kraft, und alle Geiſſelhiebe ſtatt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der ſich ſträubenden Todesangſt, und alle Stille der dahingegebnen Verzweiflung. Las Caſas ſtand als ſollt' ihn das Entſetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heili-

gen, den Gerechten, vor dem keine Finſterniſs deckt und kein Flügel des Lichtes ſichert: voll des innigſten tiefſten Erbarmens dacht' er nur das endloſe Elend aller dieſer Tauſende, ſeiner Brüder. Da der Engel ihn ſah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod ſeiner Natur, die Unſterblichkeit, hätte geben mœgen um ſeine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thræne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, ſanft und liebreich wie eines verſöhnten Vaters, gebot dem Engel «Zerreiß die Rolle!»

Und der Engel zerriß ſie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. «Getilgt» ſprach er «ſind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geſchrieben ſteht vor ſeinem Angeſichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden wie deine Fehler, ſo wære deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe ſein Himmel. Er hat Seelen in Staub geſenkt, damit ſie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurch bræchen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückſeligkeit.»

«Nimm mir, nimm mir» ſchluchzte Las Caſas, dem mit einer Thrænenflut die Stimme zurückkam, «nimm mir, wenn du's vermagſt, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir ſelber tragen. Zerreiß, wie du dieſe Rolle zerrißen haſt, auch das Andenken an ſie hier im Innerſten meines Herzens, oder ſelbſt in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel ſuchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.»

«Sterblicher!» rief der Engel, «wo iſt Seligkeit als in dir? als in deiner eignen Seele? Und worinn ſonſt kann ſie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum ſeyn kannſt wie Gott, als daß du dich wirkſam zum Guten fühleſt mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nähreſt auch für den niedrigſten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens ſelbſt, wo du gefehlt haſt, den Adel deiner Seele empfindeſt?»

«O aber dieß grenzenloſe unausſprechliche Elend durch lange Jahrhunderte» —

«Wird zu Wonne werden und zu Fülle der Seligkeit in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du haſt dich ſelbſt in deiner Schwachheit erkannt: erkenne nun in ſeiner Herrlichkeit Ihn!»

Und er gebot der Wolke, daß ſie ſich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren ſie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greiſes Füßen die Erde, und der Unſterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreckniſſe ſchwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerſtœrungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Strœme, und an ihren Ufern freuten ſich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern ſtieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten ſchœner; und wo die Stürme zerſtœrt hatten, da athmete freyer die Bruſt, und die Wange gewann wieder die Rœthe: denn zerbrochen war der Flügel der Peſt, die in Dämpfen daher zog, und ſie war zurückgeſtürzt in den Abgrund. So führt' er den Staunenden fort von Übel zu Übel, aus der ſichtbaren in die unſichtbare Natur, und mit immer ſchwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene hœhern Erkenntniſſe, deren ganzes Geheimniſs dem ſterblichen Blick keine ſterbliche Hand entſiegelt: wie durch alles Wogen und Empœren des Endlichen der Unendliche ſeinen Weg hindurchgeht in ſeiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom letzten bis zum letzten Geſtirn: und wie in der Welt der Seelen Leiden die Thætigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes

grœſten und jedes ſchœnſten Gefühls der Menſchheit; und wie unter dem fremden Himmel der geraubte Sclave Eindrücke ſammelt, einen Beſitz für die Ewigkeit: Eindrüeke in denen der ſeligen Erkenntniſſe zu vielen tauſenden ſchlafen, ſo wie im Fruchtkorn die Ärndte ſchlæft, oder im Schößling der Wald; und wie in hœhern Zeitpuncten des Daſeyns aus ſeiner duldenden geängſteten zerrißenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüten die ſanfteſte edelſte krœnt, ſie der Sittlichkeit Wipfel und der Menſchheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er ſelbſt, der Peiniger und Untertreter der Unſchuld, ſo krank und wund und zerrüttet jede Kraft ſeiner Natur iſt, vom Verderben geneſt, ſo daß all ſein Gericht nur Verzug ſeines Heils war, nur rauherer dornenvollerer Umweg, der ſich weit vom Himmel hinwegſchlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend auffproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer hœhere Tugend; wie jeder Miſslaut der Erde hinſchmilzt in Harmonien und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all ſein Gebein fuhr, im Gefühle der næhern Gegenwart Gottes, ſtand vor dem Engel der Greis, und ſtaunte, und lernte am Geheimniſs der Liebe. Da fiel es ihm von ſeinem Auge wie Schuppen; da ſchwanden die Schatten der Unwißenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle heitere ſelige Tag, und Entzücken war ſeine Morgenrœthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermiſchten ſich, und neue Thrænengüße quollen auf ſeine Wangen herab. «O Du» rief er jetzt aus, indem ſein Knie in die zitternde Wolke ſtürzte, und Arm und Auge ſich froh emporhuben gen Himmel; «o Du, den ich ſuchte von meiner Kindheit an, und der ſich mir jetzt entwölkt wie er iſt, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du mein Vater, und nicht mein Richter! und aller deiner Geſchöpfe Vater! Gott! Gott! der Du mir Ärndten des Heils zeigſt, auch wo meine Thorheit Verderben ſæte; der Du von mir hinwegnimmſt jeden Kummer der Seele, und mich fühlen läßeſt in meinem Innerſten daß Dir anhangen einzig Seligkeit iſt, und deine Herrlichkeit ſehn ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit dieſen Entzückungen lohnſt, und Irrthümer ſelbſt durch ihre ſpæteſten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelſt; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, deſſen Ehre die Himmel, Du, deſſen Ehre ich Staub — Aber ich kann nicht weiter: meine Seele erliegt.»

So war es. Seine Seele erlag; ſeine Zunge verſtummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unausſprechlicher Liebe zog er ihn næher an ſeinen Buſen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Caſas. Als er den Blick erhob, ſah er ſeinen irdiſchen Engel, der geſchlichen kam nach ſeinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die ſeine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundſchaft geben: aber ſchon brach ſein Auge; er ſank zurück, und ſtreckte ſein Gebein in den Tod hin. Zitternd und ſtumm hing über dem Entſeelten der Bruder. Dann ſank er nieder auf ihn, küſste ſeinen erſtarrten verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und ſeine gefalteten Hände ſprachen ein Gebet zu Gott daß ſein Hingang wære wie

dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntnifs Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

IMMANUEL KANT.

DER CRITIK DER PRACTISCHEN VERNUNFT ZWEYTER THEIL.

METHODENLEHRE DER REINEN PRACTISCHEN VERNUNFT.

Unter der Methodenlehre der reinen practischen Vernunft kann man nicht die Art sowohl im Nachdenken als im Vortrage mit reinen practischen Grundsätzen in Absicht auf ein wißenschaftliches Erkenntnifs derselben zu verfahren verstehen; welches man sonst im Theoretischen eigentlich allein Methode nennt: denn populæres Erkenntnifs bedarf einer Manier, Wißenschaft aber einer Methode, d. i. eines Verfahrens nach Principien der Vernunft, wodurch das Mannigfaltige einer Erkenntnifs allein ein System werden kann. Vielmehr wird unter dieser Methodenlehre die Art verstanden wie man den Gesetzen der reinen practischen Vernunft Eingang in das menschliche Gemüth, Einfluß auf die Maximen desselben verschaffen, d. i. die objectiv-practische Vernunft auch subjectiv-practisch machen könne.

Nun ist zwar klar daß diejenigen Bestimmungsgründe des Willens, welche allein die Maximen eigentlich moralisch machen und ihnen einen sittlichen Werth geben, die unmittelbare Vorstellung des Gesetzes und die objectiv-nothwendige Befolgung desselben als Pflicht, als die eigentlichen Triebfedern der Handlungen vorgestellt werden müßen, weil sonst zwar Legalitæt der Handlungen, aber nicht Moralitæt der Gesinnungen bewirkt werden würde. Allein nicht so klar, vielmehr beim ersten Anblicke ganz unwahrscheinlich muß es jedermann vorkommen, daß auch subjectiv jene Darstellung der reinen Tugend mehr Macht über das menschliche Gemüth haben und eine weit stärkere Triebfeder abgeben könne selbst jene Legalitæt der Handlungen zu bewirken und kräftigere Entschließungen hervorzubringen das Gesetz aus reiner Achtung für dasselbe jeder anderer Rücksicht vorzuziehen, als alle Anlockungen, die aus Vorspiegelungen von Vergnügen und überhaupt allem dem, was man zur Glückseligkeit zählen mag, oder auch alle Androhungen von Schmerz und Übeln jemals wirken können. Gleichwohl ist es wirklich so bewandt, und wære es nicht so mit der menschlichen Natur beschaffen, so würde auch keine Vorstellungsart des Gesetzes durch Umschweife und empfehlende Mittel jemals Moralitæt der Gesinnung hervorbringen. Alles wære lauter Gleisnerey; das Gesetz würde gehaßt, oder wohl gar verachtet, indessen doch um eigenen Vortheils willen befolgt werden. Der Buchstabe des Gesetzes (Legalitæt) würde in unseren Handlungen anzutreffen seyn, der Geist desselben aber in unseren Gesinnungen (Moralitæt) gar nicht; und da wir mit aller unserer Bemühung uns doch in unserem Urtheile nicht ganz von der Vernunft los machen können, so würden wir unvermeidlich in un-

feren eigenen Augen als nichtswürdige verworfene Menfchen erfcheinen müßen, wenn wir uns gleich für diefe Kränkung vor dem inneren Richterftuhl dadurch fchadlos zu halten verfuchten, daß wir uns an denen Vergnügen ergötzten, die ein von uns angenommenes natürliches oder göttliches Gefetz unferem Wahne nach mit dem Mafchinenwefen ihrer Polizey, die fich bloß nach dem richtete, was man thut, ohne fich um die Bewegungsgründe, warum man es thut, zu bekümmern, verbunden hätte.

Zwar kann man nicht in Abrede feyn daß um ein entweder noch ungebildetes oder auch verwildertes Gemüth zuerft ins Gleis des moralifch-Guten zu bringen es einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe es durch feinen eigenen Vortheil zu locken oder durch den Schaden zu fchrecken: allein fobald diefes Mafchinenwerk, diefes Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, fo muß durchaus der reine moralifche Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ift welcher einen Character (practifche confequente Denkungsart nach unveränderlichen Maximen) gründet, fondern auch darum, weil er den Menfchen feine eigene Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm felbft unerwartete Kraft giebt fich von aller finnlichen Anhänglichkeit, fo fern fie herfchend werden will, loszureißen, und in der Unabhängigkeit feiner intelligibelen Natur und der Seelengrœße, dazu er fich beftimmt fieht, für die Opfer die er darbringt reichliche Entfchædigung zu finden. Wir wollen alfo diefe Eigenfchaft unferes Gemüths, diefe Empfänglichkeit eines reinen moralifchen Intereffe und mithin die bewegende Kraft der reinen Vorftellung der Tugend, wenn fie gehœrig ans menfchliche Herz gebracht wird, als die mächtigfte und, wenn es auf die Dauer und Pünctlichkeit in Befolgung moralifcher Maximen ankommt, einzige Triebfeder zum Guten durch Beobachtungen, die ein jeder anftellen kann, beweifen; wobei doch zugleich erinnert werden muß daß, wenn diefe Beobachtungen nur die Wirklichkeit eines folchen Gefühls, nicht aber dadurch zu Stande gebrachte fittliche Beßerung beweifen, diefes der einzigen Methode die objectiv-practifchen Gefetze der reinen Vernunft durch bloße reine Vorftellung der Pflicht fubjectiv-practifch zu machen keinen Abbruch thue, gleich als ob fie eine leere Phantafterey wære. Denn da diefe Methode noch niemals in Gang gebracht worden, fo kann auch die Erfahrung noch nichts von ihrem Erfolg aufzeigen, fondern man kann nur Beweisthümer der Empfänglichkeit folcher Triebfedern fodern; die ich jetzt kürzlich vorlegen, und darnach die Methode der Gründung und Cultur echter moralifcher Gefinnungen mit wenigem entwerfen will.

Wenn man auf den Gang der Gefpræche in gemifchten Gefellfchaften, die nicht bloß aus Gelehrten und Vernünftlern, fondern auch aus Leuten von Gefchäften oder Frauenzimmer beftehen, Acht hat, fo bemerkt man daß außer dem Erzählen und Scherzen noch eine Unterhaltung, næmlich das Raifonnieren, darin Platz findet, weil das erftere, wenn es Neuigkeit und mit ihr Intereffe bei fich führen foll, bald erfchöpft, das zweyte aber leicht fchaal wird. Unter allem Raifonnieren ift aber keines was mehr den Beitritt der Perfonen, die fonft bei allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt, und eine gewiffe Lebhaftigkeit in die Gefellfchaft bringt, als das über den fittlichen Werth diefer oder jener Handlung, dadurch der Character irgend einer Perfon ausgemacht werden foll. Diejenige, welchen fonft alles Subtile und Grüblerifche in theoretifchen Fragen trocken und verdrießlich ift, treten bald bei, wenn es darauf

ankommt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bœsen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil alles was die Reinigkeit der Absicht und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern oder auch nur verdächtig machen könnte, auszufinnen, als man bei keinem Objecte der Speculation sonst von ihnen erwartet. Man kann in diesen Beurtheilungen oft den Character der über Andere urtheilenden Personen selbst hervorschimmern sehen; deren einige vorzüglich geneigt scheinen, indem sie ihr Richteramt vornehmlich über Verstorbene ausüben, das Gute was von dieser oder jener That derselben erzählt wird wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit, und zuletzt den ganzen sittlichen Werth der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bœsartigkeit zu verteidigen; andere dagegen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen sinnen diesen Werth anzufechten. Doch kann man den letzteren nicht immer die Absicht beimeßen Tugend aus allen Beispielen der Menschen gänzlich wegvernünfteln zu wollen um sie dadurch zum leeren Namen zu machen: sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des echten sittlichen Gehalts nach einem unnachsichtlichen Gesetze, mit welchem und nicht mit Beispielen verglichen, der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demuth nicht etwa bloß gelehrt, sondern bei scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Verteidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beispielen es mehrentheils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermuthung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gerne abwischen möchten, aus dem Bewegungsgrunde, damit nicht, wenn allen Beispielen ihre Wahrhaftigkeit bestritten und aller menschlichen Tugend die Lauterkeit weggeleugnet würde, diese nicht endlich gar für ein bloßes Hirngespinst gehalten, und so alle Bestrebung zu derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringschätzig gemacht werde.

Ich weiß nicht warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft in aufgeworfenen practischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und nachdem sie einen bloß moralischen Catechism zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten um Belæge zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen die Beurtheilung ihrer Zœglinge in Thætigkeit setzten um den mindern oder grœßeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken, als worin sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Speculation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und dabei, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessiert finden werden, was aber das Vornehmste ist, mit Sicherheit hoffen können daß die öftere Uebung das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen und ihm Beifall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern oder Verachtung zu bemerken, ob es zwar bis dahin nur als ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder mit einander wetteifern können, getrieben wird, dennoch einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen und des Abscheues auf der andern Seite zurücklaßen werde, welche durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als beifalls- oder tadelswürdig öfters anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen würden. Nur wünsche ich sie mit

Beifpielen fogenannter edler (überverdienftlicher) Handlungen, mit welchen unfere empfindfame Schriften fo viel um fich werfen, zu verfchonen, und alles bloß auf Pflicht und den Werth den ein Menfch fich in feinen eigenen Augen durch das Bewußtfeyn fie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, auszufetzen, weil was auf leere Wünfche und Sehnfuchten nach unerfteiglicher Vollkommenheit hinausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem fie fich auf ihr Gefühl für das überfchwenglich-Große viel zu Gute thun, fich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdenn ihnen nur unbedeutend klein fcheint, frey fprechen.

Wenn man aber fraegt was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ift, an der als dem Probemetall man jeder Handlung moralifchen Gehalt prüfen müße, fo muß ich geftehen daß nur Philofophen die Entfcheidung diefer Frage zweifelhaft machen können: denn in der gemeinen Menfchenvernunft ift fie, zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichfam als der Unterfchied zwifchen der rechten und linken Hand, längft entfchieden. Wir wollen alfo vorerft das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beifpiele zeigen, und indem wir uns vorftellen daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurtheilung vorgelegt worden, fehen ob er auch von felber, ohne durch den Lehrer dazu angewiefen zu feyn, nothwendig fo urtheilen müßte. Man erzähle die Gefchichte eines redlichen Mannes den man bewegen will den Verleumdern einer unfchuldigen, übrigens nicht vermoegenden Perfon (wie etwa Anna von Bolen auf Anklage Heinrich VIII. von England) beizutreten. Man bietet Gewinne, d. i. große Gefchenke oder hohen Rang an; er fchlaegt fie aus. Diefes wird großen Beifall und Billigung in der Seele des Zuhoerers wirken, weil es Gewinn ift. Nun fängt man es mit Androhung des Verlufts an. Es find unter diefen Verleumdern feine beften Freunde, die ihm jetzt ihre Freundfchaft auffagen; nahe Verwandte, die ihn, der ohne Vermoegen ift, zu enterben drohen; Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zuftande verfolgen und kränken können; ein Landesfürft, der ihn mit dem Verluft der Freyheit, ja des Lebens felbft bedroht. Um ihn aber, damit das Maß der Leidens voll fey, auch den Schmerz fühlen zu laßen, den nur das fittlich gute Herz recht inniglich fühlen kann, mag man feine mit äußerfter Noth und Dürftigkeit bedrohete Familie ihn um Nachgiebigkeit anflehend, ihn felbft, ob zwar rechtfchaffen, doch eben nicht von feften unempfindlichen Organen des Gefühls für Mitleid fowohl als eigener Noth, in einem Augenblick darin er wünfcht den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem fo unausfprechlichen Schmerz ausfetzte, dennoch feinem Vorfatze der Redlichkeit ohne zu wanken oder nur zu zweifeln treu bleibend vorftellen: fo wird mein jugendlicher Zuhoerer ftufenweife von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erftaunen, endlich bis zur groeften Verehrung, und einem lebhaften Wunfche felbft ein folcher Mann feyn zu können, ob zwar freylich nicht in feinem Zuftande, erhoben werden; und gleichwohl ift hier die Tugend nur darum fo viel werth, weil fie fo viel koftet, nicht weil fie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und felbft Beftrebung zur Ähnlichkeit mit diefem Character beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des fittlichen Grundfatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgeftellet werden kann, daß man alles was Menfchen nur zur Glückfeligkeit zählen moegen von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Alfo

muß die Sittlichkeit auf das menſchliche Herz deſto mehr Kraft haben, je reiner ſie dargeſtellt wird. Woraus denn folgt daß, wenn das Geſetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unſere Seele überall einigen Einfluß ausüben ſoll, ſie dieſen nur ſo fern ausüben könne, als ſie rein, unvermengt von Abſichten auf ſein Wohlbefinden, als Triebfeder ans Herz gelegt wird, darum weil ſie ſich im Leiden am herrlichſten zeigt. Dasjenige aber, deſſen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verſtärkt, muſs ein Hinderniſs geweſen ſeyn. Folglich iſt alle Beimiſchung der Triebfedern, die von eigener Glückſeligkeit hergenommen werden, ein Hinderniſs dem moraliſchen Geſetze Einfluß aufs menſchliche Herz zu verſchaffen. Ich behaupte ferner daß ſelbſt in jener bewunderten Handlung, wenn der Bewegungsgrund daraus ſie geſchah die Hochſchätzung ſeiner Pflicht war, alsdenn eben dieſe Achtung fürs Geſetz, nicht etwa ein Anſpruch auf die innere Meinung von Großmuth und edler verdienſtlicher Denkungsart, gerade auf das Gemüth des Zuſchauers die grœſte Kraft habe, folglich Pflicht, nicht Verdienſt, den nicht allein beſtimmteſten, ſondern, wenn ſie im rechten Lichte ihrer Unverletzlichkeit vorgeſtellt wird, auch den eindringendſten Einfluß aufs Gemüth haben müße.

In unſern Zeiten, wo man mehr mit ſchmelzenden weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden aufblæhenden und das Herz eher welk als ſtark machenden Anmaßungen über das Gemüth mehr auszurichten hofft als durch die der menſchlichen Unvollkommenheit und dem Fortſchritte im Guten angemeßnere trockne und ernſthafte Vorſtellung der Pflicht, iſt die Hinweiſung auf dieſe Methode nœthiger als jemals. Kindern Handlungen als edele großmüthige verdienſtliche zum Muſter aufzuſtellen, in der Meinung ſie durch Einflœßung eines Enthuſiaſmus für dieſelbe einzunehmen, iſt vollends zweckwidrig. Denn da ſie noch in der Beobachtung der gemeinſten Pflicht und ſelbſt in der richtigen Beurtheilung derſelben ſo weit zurück ſind, ſo heißt das ſo viel als ſie bei Zeiten zu Phantaſten zu machen. Aber auch bei dem belehrtern und erfahrnern Theil der Menſchen iſt dieſe vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachtheiliger, wenigſtens von keiner echten moraliſchen Wirkung aufs Herz; die man dadurch doch hat zuwege bringen wollen.

Alle Gefühle, vornehmlich die, ſo ungewohnte Anſtrengung bewirken ſollen, müßen in dem Augenblicke da ſie in ihrer Heftigkeit ſind, und ehe ſie verbrauſen, ihre Wirkung thun: ſonſt thun ſie nichts; indem das Herz natürlicher Weiſe zu ſeiner natürlichen gemæßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und ſonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war, weil zwar etwas was es reizte, nichts aber das es ſtärkte an dasſelbe gebracht war. Grundſätze müßen auf Begriffe errichtet werden: auf alle andere Grundlage können nur Anwandelungen zu Stande kommen, die der Perſon keinen moraliſchen Werth, ja nicht einmal eine Zuverſicht auf ſich ſelbſt verſchaffen können, ohne die das Bewußtſeyn ſeiner moraliſchen Geſinnung und eines ſolchen Characters, das hœchſte Gut im Menſchen, gar nicht Statt finden kann. Dieſe Begriffe nun, wenn ſie ſubjectiv-practiſch werden ſollen, müßen nicht bei den objectiven Geſetzen der Sittlichkeit ſtehen bleiben, um ſie zu bewundern und in Beziehung auf die Menſchheit hochzuſchätzen, ſondern ihre Vorſtellung in Relation auf den Menſchen und auf ſein Individuum betrachten; da denn jenes Geſetz in einer zwar

hœchft achtungswürdigen, aber nicht fo gefälligen Geftalt erfcheint, als ob es zu dem Elemente gehœre daran er natürlicher Weife gewohnt ift, fondern wie es ihn nœthiget diefes, oft nicht ohne Selbftverleugnung, zu verlaßen und fich in ein hœheres zu begeben, darin er fich mit unaufhœrlicher Beforgnifs des Rückfalls nur mit Mühe erhalten kann. Mit einem Worte, das moralifche Gefetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe; die man gar nicht vorausfetzen kann und foll.

Laßt uns nun im Beifpiele fehen ob in der Vorftellung einer Handlung als edler und großmüthiger Handlung mehr fubjectiv bewegende Kraft einer Triebfeder liege, als wenn diefe bloß als Pflicht in Verhältnifs auf das ernfte moralifche Gefetz vorgeftellt wird. Die Handlung, da jemand mit der grœften Gefahr des Lebens Leute aus dem Schiffbruche zu retten fucht, wenn er zuletzt dabei felbft fein Leben einbüßt, wird zwar einerfeits zur Pflicht, andererfeits aber und grœftentheils auch für verdienftliche Handlung angerechnet: aber unfere Hochfchätzung derfelben wird gar fehr durch den Begriff von Pflicht gegen fich felbft, welche hier etwas Abbruch zu leiden fcheint, gefchwächt. Entfcheidender ift die großmüthige Aufopferung feines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes; und doch, ob es auch fo vollkommen Pflicht fey, fich von felbft und unbefohlen diefer Abficht zu weihen, darüber bleibt einiger Scrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Mufters und Antriebes zur Nachahmung in fich. Ift es aber unerlaßliche Pflicht, deren Übertretung das moralifche Gefetz an fich und ohne Rückficht auf Menfchenwohl verletzt, und deffen Heiligkeit gleichfam mit Füßen tritt; dergleichen Pflichten man Pflichten gegen Gott zu nennen pflegt, weil wir uns in ihm das Ideal der Heiligkeit in Subftanz denken: fo widmen wir der Befolgung desfelben mit Aufopferung alles deffen, was für die innigfte aller unferer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenfte Hochachtung, und wir finden unfere Seele durch ein folches Beifpiel geftärkt und erhoben, wenn wir an demfelben uns überzeugen können daß die menfchliche Natur zu einer fo großen Erhebung über alles was Natur nur immer an Triebfedern zum Gegentheil aufbringen mag, fæhig fey. Juvenal ftellt ein folches Beifpiel in einer Steigerung vor, die den Lefer die Kraft der Triebfeder, die im reinen Gefetze der Pflicht als Pflicht fteckt, lebhaft empfinden läßt:

Efto bonus miles, tutor bonus, arbiter idem
Integer; ambiguæ fi quando citabere teftis
Incertæque rei, Phalaris licet imperet ut fis
Falfus, et admoto dictet perjuria tauro,
Summum crede nefas animam præferre pudori
Et propter vitam vivendi perdere cauffas.

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienftlichen in unfere Handlung bringen können, denn ift die Triebfeder fchon mit Eigenliebe etwas vermifcht, hat alfo einige Beihülfe von der Seite der Sinnlichkeit. Aber der Heiligkeit der Pflicht allein Alles nachfetzen, und fich bewußt werden daß man es könne, weil unfere eigene Vernunft diefes als ihr Gebot anerkennt, und fagt daß man es thun folle, das heißt fich gleichfam über die Sinnenwelt felbft gänzlich erheben, und ift in demfelben Bewußtfeyn des Gefetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherfchenden Vermœgens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer, mit Effect verbunden, der aber doch auch durch die öftere Befchäftigung mit derfelben und die anfangs kleinern Ver-

fuche ihres Gebrauchs Hoffnung zu feiner Bewirkung giebt, um in uns nach und nach das grœfte, aber reine moralifche Intereffe daran hervorzubringen.

Die Methode nimmt alfo folgenden Gang. Zuerft ift es nur darum zu thun, die Beurtheilung nach moralifchen Gefetzen zu einer natürlichen, alle unfere eigene fowohl als die Beobachtung fremder freyer Handlungen begleitenden Befchäftigung und gleichfam zur Gewohnheit zu machen, und fie zu fchärfen, indem man vorerft frægt ob die Handlung objectiv dem moralifchen Gefetze, und welchem gemæß fey; wobei man denn die Aufmerkfamkeit auf dasjenige Gefetz, welches bloß einen Grund zur Verbindlichkeit an die Hand giebt, von dem unterfcheidet, welches in der That verbindend ift (*leges obligandi a legibus obligantibus*), wie z. B. das Gefetz desjenigen, was das Bedürfnifs der Menfchen, im Gegenfatze deffen, was das Recht derfelben von mir fordert (wovon das letztere wefentliche, das erftere aber nur außerwefentliche Pflichten vorfchreibt), und fo verfchiedene Pflichten, die in einer Handlung zufammenkommen, unterfcheiden lehrt. Der andere Punct worauf die Aufmerkfamkeit gerichtet werden muß, ift die Frage ob die Handlung auch fubjectiv um des moralifchen Gefetzes willen gefchehen, und alfo fie nicht allein fittliche Richtigkeit als That, fondern auch fittlichen Werth als Gefinnung, ihrer Maxime nach, habe. Nun ift kein Zweifel daß diefe Uebung und das Bewußtfeyn einer daraus entfpringenden Cultur unferer bloß über das Practifche urtheilenden Vernunft ein gewiffes Intereffe felbft am Gefetze derfelben, mithin an fittlich guten Handlungen nach und nach hervorbringen müße. Denn wir gewinnen endlich das lieb, deffen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unferer Erkenntnifskräfte empfinden läßt; welchen vornehmlich dasjenige befördert, worin wir moralifche Richtigkeit antreffen, weil fich die Vernunft in einer folchen Ordnung der Dinge mit ihrem Vermœgen *a priori* nach Principien zu beftimmen was gefchehen foll, allein gut finden kann. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenftände die feinen Sinnen anfangs anftœßig find endlich lieb, wenn er die große Zweckmæßigkeit ihrer Organifation daran entdeckt, und fo feine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Infect, welches er durchs Microfcop forgfältig betrachtet hatte, fchonend wiederum auf fein Blatt zurück, weil er fich durch feinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichfam eine Wohlthat genoßen hatte.

Aber diefe Befchäftigung der Urtheilskraft, welche uns unfere eigene Erkenntnifskräfte fühlen läßt, ift noch nicht das Intereffe an den Handlungen und ihrer Moralitæt felbft. Sie macht bloß daß man fich gerne mit einer folchen Beurtheilung unterhält, und giebt der Tugend, oder der Denkungsart nach moralifchen Gefetzen, eine Form der Schœnheit, die bewundert, darum aber nicht gefucht wird (*laudatur et alget*); wie alles deffen Betrachtung fubjectiv ein Bewußtfeyn der Harmonie unferer Vorftellungskräfte bewirkt, und wobei wir unfer ganzes Erkenntnifsvermœgen (Verftand und Einbildungskraft) geftärkt fühlen, ein Wohlgefallen hervorbringt, das fich auch andern mittheilen läßt; wobei gleichwohl die Exiftenz des Objects uns gleichgültig bleibt, indem es nur als die Veranlaßung angefehen wird der über die Thierheit erhabenen Anlage der Talente in uns inne zu werden. Nun tritt aber die zweyte Uebung ihr Gefchäft an, næmlich in der

lebendigen Darſtellung der moraliſchen Geſinnung an Beiſpielen die Reinigkeit des Willens bemerklich zu machen, vorerſt nur als negative Vollkommenheit desſelben, ſo fern in einer Handlung aus Pflicht gar keine Triebfedern der Neigungen als Beſtimmungsgründe auf ihn einfließen; wodurch der Lehrling doch auf das Bewußtſeyn ſeiner Freyheit aufmerkſam erhalten wird, und obgleich dieſe Entſagung eine anfängliche Empfindung von Schmerz erregt, dennoch dadurch, daß ſie jenen Lehrling dem Zwange ſelbſt wahrer Bedürfniſſe entzieht, ihm zugleich eine Befreyung von der mannigfaltigen Unzufriedenheit, darin ihn alle dieſe Bedürfniſſe verflechten, angekündigt, und das Gemüth für die Empfindung der Zufriedenheit aus anderen Quellen empfänglich gemacht wird. Das Herz wird doch von einer Laſt, die es jederzeit ingeheim drückt, befreyt und erleichtert, wenn an reinen moraliſchen Entſchließungen, davon Beiſpiele vorgelegt werden, dem Menſchen ein inneres, ihm ſelbſt ſonſt nicht einmal recht bekanntes Vermœgen, die innere Freyheit, aufgedeckt wird ſich von der ungeſtümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaßen loszumachen, daß gar keine, ſelbſt die beliebteſte nicht, auf eine Entſchließung zu der wir uns jetzt unſerer Vernunft bedienen ſollen Einfluß habe. In einem Falle wo ich nur allein weiß daß das Unrecht auf meiner Seite ſey, und obgleich das freye Geſtändniſs desſelben und die Anerbietung zur Genugthuung an der Eitelkeit, dem Eigennutze, ſelbſt dem ſonſt nicht unrechtmæßigen Widerwillen gegen den, deſſen Recht von mir geſchmælert iſt, ſo großen Widerſpruch findet, dennoch mich über alle dieſe Bedenklichkeiten wegſetzen kann, iſt doch ein Bewußtſeyn einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumſtänden, und der Mœglichkeit ſich ſelbſt genug zu ſeyn enthalten, welche mir überall auch in anderer Abſicht heilſam iſt. Und nun findet das Geſetz der Pflicht durch den poſitiven Werth den uns die Befolgung desſelben empfinden läßt, leichteren Eingang durch die Achtung für uns ſelbſt im Bewußtſeyn unſerer Freyheit. Auf dieſe, wenn ſie wohl gegründet iſt, wenn der Menſch nichts ſtärker ſcheuet als ſich in der innern Selbſtprüfung in ſeinen eigenen Augen geringſchätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute ſittliche Geſinnung gepfropft werden, weil dieſes der beſte, ja der einzige Wächter iſt das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

Ich habe hiemit nur auf die allgemeinſten Maximen der Methodenlehre einer moraliſchen Bildung und Uebung hinweiſen wollen. Da die Mannigfaltigkeit der Pflichten für jede Art derſelben noch beſondere Beſtimmungen erfoderte, und ſo ein weitläuftiges Geſchäfte ausmachen würde, ſo wird man mich für entſchuldigt halten, wenn ich in einer Schrift wie dieſe, die nur Vorübung iſt, es bei dieſen Grundzügen bewenden laße.

JEAN PAUL FRIEDRICH RICHTER.

FRAGMENT AUS EINEM ZWEYTEN LOBE DER NARRHEIT.

GROENLÄNDISCHE PROCESSE *V.*

Die Sterne auf den Röcken ſchimmern nur zu Nachts: aber wehe der Sonne vor der ſie erblaßen! Wehe den Knien die nicht dem Klotze huldigen aus welchem man den Gegenſtand der allgemeinen Verehrung geſchnitzt! Blitze treffen zwar den Lorbeer nicht, aber doch den, der ihn trægt, und nichts iſt gewöhnlicher als Thrænen in ſcharfſichtigen Augen. Der große Mann muß alſo entweder durch niedrige Bücklinge unter dem Neide hindurch kriechen, und den langen Fiſchen gleichen, die ſich krümmen um durch das widerſtehende Waßer ſchwimmen zu können, oder er muß gleich den Palmbäumen durch Stacheln ſeine Früchte gegen die Schweine beſchützen. Welches von beiden er nie wollen, und welches er ſelten können wird, weiß man von ſelbſt. Was bleibt ihm nun übrig? Genug: der Rath, er werde wie der Narren einer. Die Ärzte des Volks haben Harlekine bei ſich; und ſein Körper wenigſtens ſpiele, während ſeine Seele Pillen austheilet, den buntſcheckigen Diener. Um die Nattern zu verſcheuchen tragen die Mohren in Cypern Schellen an den Stiefeln. Scherz iſt daher nicht zu verachten: denn außer dem, was Sturz von dem Einfluße der luſtigen Laune Voltairens auf die Duldung dieſes Mannes ſagt, außerdem daß alles dumme Vieh vom Schafe bis zum Stier das Salz liebet, ſo iſt auch gewiſs daß das Lachen ein paar Stufen von Grœße herunterſetzt. Ernſthaftigkeit iſt das Wappen des großen Verdienſtes: daher iſt es in Abdera beßer Democrit als Heraclit zu ſeyn.

Daß ich mit dieſem allen dem Weiſen bloß angerathen haben will ſeine Thorheiten weniger zu verbergen, auf Sommerflecken nicht Schminkpfläſterchen zu legen, und dünne Waden nicht durch allerley Materialien zu vergrœßern, verſteht ſich von ſelbſt: denn Thorheiten hat jeder, und von keinem Kleide laßen ſich alle Federn und alle Stäubchen abbürſten.

Allein weiter! Narrheit kommt auch der Dummheit zu Statten. Dieſe beiden Benennungen ſind nicht gleichbedeutend. Denn die Narrheit iſt der Mauleſel der aus der Vereinigung des Pferds mit dem Eſel, der Weisheit mit der Dummheit, entſpringt. Zwar ſind beide wie Frau und Mann immer ein Leib; zwar iſt immer neben dem gothiſchen Rathhauſe, wo man ſich berathſchlægt, der Rathskeller, wo man ſich betrinkt; zwar ſind beide Schweſtern, und beide Antimuſen: aber jede bewohnet doch einen beſondern Gipfel auf dem Parnaſs, der der Antipode des griechiſchen, und oft der deutſche iſt; und wenn dieſer Erdball das Bedlam des Univerſums iſt, ſo wohnet die Dummheit gleich den Bedienten *parterre*,

und die Narrheit gleich der Herrschaft in den obern Stockwerken; des Gelehrten, des Polypen zwischen beiden, nicht zu vergeßen, der unter dem Dache logiert.

Die Narrheit kommt nun der Dummheit zu Statten. Hiemit, um noch einem Misverständnis vorzubeugen, sag' ich nicht daß die Dummheit nicht die Mutter des Glücks ist; daß auf ihrem faulen Rücken nicht mehr die Mehlsäcke liegen; daß der nicht erhoben werde, der kriechen kann, und der glücklich ist, der es verdient. Ich weiß daß der Rock der Ehre bloß gemacht ist um die Blœße des Unverdienstes zu bedecken; wiewohl man oft die Schœnen nachahmet, die sich ankleiden um ihre Nacktheit zu zeigen; ja daß die Ehrentitel womit man die Menschen behängt ein enges Gewand sind, welches die Thorheit hindert nach Gefallen Sprünge zu machen. Aber was will ich denn sagen? Dieses. Man nehme erstlich nur die Mode. Denn die Narrheit ist der Schneider Europens. Ein kleines Gehirn hat seinen Werth: aber was für einen großen bekommt es nicht unter einem großen Hute? Jeder schätzt einen Esel: aber einer den sonst die Fabel und jetzt die Mode grün anstreicht, ist zum Anbeten, und wenn ich ein Frauenzimmer wære, würd' ich sagen: zum Küssen. Selbst die stolze Philosophie im cynischen Mantel muß dem seidnen Mäntelchen weichen, welches um ein lebendiges Skelet flattert das man mit einem lateinischen M gekrœnet. Große Schuhschnallen leihen nicht bloß kleinen Füßen, sondern auch kleinen Köpfen ihre Stralen. Zu langen Ohren stehen große Locken schœn, und noch schœner goldne Schellen. Da ich nur von männlichen rede, wird man wohl errathen daß an weibliche das gehängt werden muß, um was man dem Galanteriehändler das halbe Vermœgen verpfändet. «Der Mann hat glänzende Gaben» heißt nicht: er hat einen glänzenden Kopf, sondern einen glänzenden Bauch, wie der Feuerkæfer: er hat næmlich eine goldgestickte Weste. Der Gehalt der meisten Idolen guter Gesellschaften wohnet auf ihrer Oberfläche, und ihre äußere Seite ist ihre beste. Die Pflanzen nützen dem Apotheker mit ihrer Rinde am meisten, und die Rinde ist der schmackhafteste Theil des Brots. Schælet die Rinde von jenen Lorbeerbäumen ab, und sie verdorren: dieses sieht man, wenn solche gute Köpfe ihre Talente für die Befriedigung des Magens verpfänden, und ihren Witz zur Trœdelbude in die Gesellschaft der durchlöcherten Dummheit wandern laßen.

Von der Bestætigung meines Satzes war ich neulich Augenzeuge bei einer Kaufmannsfrau, die für ein unmündiges Kind einen Hauslehrer unter zweyen Studenten auswählte die man ihr wegen ihrer gleichen Dummheit vorgeschlagen hatte. Natürlich wurde der eine, der so wenig besaß, daß er seine rothen Haare nicht mit Puder schminken konnte, und das alte rœthliche Bräutigamskleid seines dicken Vetters trug, und also bloß dumm war, dem nachgesetzt, der seinen Magen seiner weißen Frisur aufopferte, der mit einem schwarzen Rocke und weißen seidenen Strümpfen prangte, und also auch ein Narr war. So war in Ægypten der Esel wegen seiner rothen Haare der Teufel der Nation, und der gehörnte Apis wegen seiner weißen und schwarzen Flecken der Gott derselben.

Aber noch mehr! &c.

AUS DEM LEBEN FIBELS.

I. NACHCAPITEL: NEUESTE AUSSICHT.

Unerwartet ift vieles was eben kommt, und ich würd' es felber nicht glauben, wenn ichs nicht felber erzählte. Niemals denkt man mehr an feinen Kopf, als wenn man in ihm drinnen etwas fucht, wie ich hier den anftändigen Befchluß, oder auf ihm oben etwas trægt, wie Fleifcher Maurer Wäfcherinnen die Gefäße: in jedem folchen Falle giebt man auf den Kopf Acht; wer Kronen trægt, ift ein zu feichter Einwand.

Die Sache war næmlich fo. Nachdem der bisherige Fluß der Fibelfchen Gefchichte gleichfam als eine *perte du Rhone* nur unter die Erde hin verfchwunden war, fo mußt' ich nachfuchen wo die Gefchichte oder der Fluß wieder hervorbræche, und befragte deshalb alle Welt. Diefe verfetzte, mir könne wohl niemand Auskunft geben als das alte Herrlein in Bienenroda, ein trefflich fteinaltes Männchen, von mehr als 125 Jahren, das einige Meilen vom Dorfe ab wohne, und das am gewiffeften alles wiße was fich etwa zu deffen Jugendzeiten mit Fibeln zugetragen. Nicht der Ruhm (man glaube mir) ein Hadrian zu feyn, der bei dem Orakel über Homers Lebensumftände nachfragte (næmlich ich bei dem alten Herrlein in Rückficht des ABC-Stellers), fondern die nahe Ausficht entzückte mich endlich einmal nach meinem jahrelangen Wunfche einen älteften Mann der Erde lebendig in die Hände zu bekommen: aber darunter verftand ich weniger einen Methufalem von 969 Jahren als einen Peter Zorten von 185 Jahren aus dem Temeswarer Bannat, weil jetzt unferm Gefühle und Gewohntfeyn und Gewifsfeyn eigentlich der Ungar älter vorkommt als der Jude. »Eine eigne Empfindung« fagt' ich, »ja eine neue müßt' es erwecken, ein ganz abgefloßnes Jahrhundert lebendig und compact im noch laufenden vor fich zu haben, næmlich einen vorfündflutigen (antediluvianifchen) Menfchen der Zeit bei der Hand und Haut anzugreifen, über deffen Haupt fo manche Jugendmorgen und Alterabende ganzer Zeugungen weggeflogen, und vor dem man felber am Ende weder jung noch alt dafteht; einen ausländifchen, hinterzeitigen, faft unheimlichen Menfchengeift zu hœren, welcher allein unter den eisgrauen Taufendfchlæfern und Bekannten feines fchon überlebten Greifenalters übrig blieb, und der nun als Wache vor den alten Todten fehr kalt und befremdet ins närrifche Neue des Lebens blickt, in der Gegenwart keine Abkühlung findend für den angebornen Geifterdurft, kein Zaubergeftern und Zaubermorgen mehr, nur das Vorgeftern der Jugend und das Übermorgen des Todes. Und wenn nun folglich der gar zu alte Mann, wie fich denken läßt, immer nur von feiner Vorvergangenheit, von dem Frühroth fpricht, das jetzt am längften Abende feines längften Tages ordentlich mit dem Abendroth in Mitternacht zufammenrückt: fo muß man fchon vorher romantifch werden und empfinden, ehe nur der Über-Greis geftorben ift, dem feine Todesfonne in fpæter Mitternacht aufgeht.

Dennoch wird auf der andern Seite einer wie ich nicht fonderlich jünger neben einem

ſolchen Stunden-Millionaire, wie der beſagte Mann in Bienenroda ſeyn ſoll, und muß weit mehr von Sterblichkeit als von Unſterblichkeit dabei empfinden: ein Greis erinnert ſtärker als ein Grab: je älter dieſes, deſto weiter ſchauet man zurück in hinter einander abgeblühte Jugenden hinein, und das eingeſunkne beherbergt zuweilen eine Jungfrau, aber der veraltete zuſammengefallne Leib nur einen eingedrückten Geiſt.

Meine Sehnſucht nach dem alten Herrlein nahm durch die Nachricht daß er ſich bloß den Bienenroder nenne (wobei jedem von ſelber das Bienenrodiſche ABC-Buch einfällt) dermaßen zu, daß ich die erſte Gelegenheit ergriff die ſich im folgenden Nachcapitel zur Reiſe nach dem Dorfe darbot.

II. NACHCAPITEL: MEINE ANKUNFT.

Die Reiſegelegenheit war ein markgræflicher Retourwagen mit ſechſen, in welchen mich der Leibkutſcher, da ich dem Markgrafen und dadurch dem Kutſcher vorgeſtellt war, willig einnahm. Ich habe meine Urſachen folgende Anecdote vorher zu erzählen, ehe ich im Dorfe ankomme.

Ein Graf A—a, der ſein wichtiges Empfehlungsſchreiben dem Miniſter B—b zu überreichen hatte, ſuchte aus Umſtänden noch ſpæt Abends zu Fuße deſſen Haus, konnte aber weder dieſes noch ſich ſelber recht finden, ob er gleich jedes Haus doppelt ſah, und die Gegenſtände um ihn noch ſtärker umlieſen als er ſelber. Zum Glück legte das Wenige was er über das Viel zu viel getrunken, ihn in eine Goße ſeitwärts hinein. Unten fand er ſchon Herz und Bruſt eines andern Herrn, der aus ähnlichen Gründen ſich nach den Geſetzen der fallenden Körper gerichtet hatte. Schrecklich fluchte der untere Herr über den ungeſchliffnen Menſchen der ſich auf ihn herunter gebettet habe. Ob er denn nicht wiße, befragte er den Grafen, daß er den Miniſter B—b vor ſich habe. »Entzückend! hinreißend!« rief der Graf vor Freude darüber, daß der Miniſter drunten vorræthig lag. »Ich bin der Graf A—a, und ſuche Ihre Excellenz ſchon ſeit einer Stunde überall.« Hierauf machten beide ohne ſich erſt von neuem zu umarmen, da ſie ohnehin einander ſchon an die Bruſt gedrückt hatten, ſich verbindlich, aber mühſam mit einander auf, und halfen ſich gegenſeitig heraus um ſo gut das Gehen gehen wollte, Arm in Arm in das miniſterielle Haus zu kommen, wo ſie dieſen Abend ſich den Wechſelfall ſo oft wieder erzählten, als ſie fort erzählen konnten.

Ich bitte dieſe Anecdote ſo lange zu vergeßen, als ich nicht daran erinnere, weil wir auf viel wichtigere Dinge zu merken haben. Noch vor Bienenroda zeigte der Kutſcher mit der Peitſche auf ein Obſtwäldchen voll Geſang und ſagte »Dort ſitzt es, das alte Herrlein, und hat ſein kleines Vieh bei ſich.« Ich ſprang aus dem Fürſtenwagen, und ging auf den ſogenannten Bienenroder zu. Da mich dem alten Herrlein meine ſechs markgræflichen Pferde (ich durfte es erwarten) als einen Mann von Rang vorſtellen mußten, meiner ſchlichten einfachen Kleidung nicht einmal zu gedenken, womit ſich immer Fürſten und Helden vor ihrem vergoldeten Gefolge auszeichnen: ſo nahm es mich ein wenig Wunder, daß das Herrlein ohne dem Pudel das Bellen zu wehren noch lange mit ſeinem Haſen fortſpielte, bevor es langſam, als wæren Markgrafen ihm tægliches Brot, den wachstuchenen Hut von einem Kopf voll Haare abzog.

In einem zugeknöpften Überrock, wofür ich ſeine Weſte anſah, in ein Paar Strumpfhoſen von unten herauf (ſeine ungeheuren Strümpfe warens) und in einem Halstuch (*Cravatte*), das aber bis auf den Magen herabhing, ſchien der Greis modiſch genug bekleidet. Noch ſeltſamer war ſein überalter Körper zuſammengeſetzt: der Grund des Auges ganz weiß, der in der Kindheit ſchwarz iſt; mehr ſeine Länge als ſeine Jahre ſchienen ihn zum Bogen zu krümmen; die aufwärts gedrehte Kinnſpitze gab ſeinem Sprechen ein Anſehen von Wiederkäuen: aber dabei waren ſeine Züge lebendig, ſeine Augen hell, die Kinnbacken voll weißer Zähne, der Kopf voll blondes Haar.

Ich fing endlich an, ich hätte bloß ſeinetwegen Pferde genommen um einen Mann zu ſehen für welchen es gewiſs wenig Neues unter der Sonne gæbe, ob er gleich ſelber etwas Neues unter ihr ſey. Um ihn zu Mittheilungen über Fibel zu gewinnen fuhr ich fort »Eigentlich ſind Sie als ein Fünfundzwanziger ein Mann in Ihren beſten Jahren: denn nach dem Hundert geht eine ganz neue Rechnung an; daher Perſonen von hohem, wieder von Eins an zählenden Alter, z. B. die Frau *Verdut* oder der Greis von Rechingen, Zähne und Haare und jede Verjüngung wieder bekommen, wie ich ja an Ihrem eignen Haar und Gebiß errathe. Ein anderes iſt ein Mann in Achtzigern, wie Peter Zorten, der Ungar, welcher freylich in ſeinem fünfundachtzigſten Jahre nach dem Weltlaufe, zumal da er ſchon vorher hundert Jahre zurückgelegt, nichts anders erwarten konnte als was darin eintraf, der Tod. Ich weiß übrigens aus dem erbärmlich philoſophierenden Muſeum des Wundervollen, bei Baumgärtner in Leipzig (B. 7, 5), recht gut daß Caſtegnada verſichert, in Bengalen ſey ein Mann 370 Jahre alt geworden und habe viermal neues Haar und Gebiß und übrigens 70 Weiber gehabt, und daß mithin ein Menſch, wenn man bei dieſer wie bei andern Nachrichten auch nur die Hälfte für wahr annimmt, wenigſtens 185 Jahre alt werden kann. Genau genommen, halten Sie ſich ohnehin für etwas älter, als Sie wirklich ſind; wenn ich nach den Schalttagen rechnen ſoll: denn da nach jedem vierten Jahre viermal ſechs Stunden eingeſchaltet werden, dieß aber ſcharf genommen falſch iſt, weil nach genaueſter Berechnung jedem Jahre nicht 6, ſondern nur 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden, 30 Terzien fehlen, ſo bleibt Ihnen ſogar bei Auslaßung des Schalttags, wie z. B. *Anno* 1800 geſchah, doch noch ein Vorſchuß von Zeit übrig, den Sie noch zu leben haben.«

Ich hatte mich ſo verwickelt, weil ſich mir die aſtronomiſche Schmeicheley unter den Händen dünner ausſpann, daß freylich der Bienenroder kaum wißen konnte was er dazu ſagen ſollte; und daher ſagt' er auch nichts.

»Ich meines Orts geſtehe gern« knüpft' ich wieder an, »wær' ich einmal über das Jahrhunderts-Ziel oder die Kirchhofmauer von 100 Jahren hinüber, ich würde dann gar nicht wißen wie alt ich würde, oder ob ichs wære, ſondern friſch und frey, wie ja die Weltgeſchichte öfter gethan, mitten in Jahrtauſenden, wieder von *Anno* Eins zu zählen anfangen. Warum ſoll denn ein Menſch nicht ſo alt werden können als mancher indiſche Rieſenbaum, der noch ſteht? Übrigens ſollte man ordentlich protocollariſch alle Über-Greiſe vernehmen über die Mittel wodurch ſie ihr Leben ohne den Geheimerath Hufeland in Berlin ſo ſehr zu verlängern wußten, als der Geheimerath ſelber *nicht* kann, da er ſich nur zu achtzig bis neunzig anheiſchig macht. Wie ſtellten Sie es eigentlich an, theures altes Herrlein? Aus einer

langen Nafe allein ift fchwer, dünkt mich" befchloß ich in einigem Ärger über das Schweigen des Herrleins, «ein langes Leben zu drehen, wiewohl ein Franzofe die Sache behauptet."

«Einige meinen wohl" verfetzte das Herrlein fanft, «weil ich immer froh gewefen und das *Symbolum* gebraucht «*Nunquam* luftig, *femper* traurig": aber ich fchreib' es gänzlich unferm lieben Herrgott zu. Die Thiere da um uns her find ja auch *nunquam* luftig, wenigftens meiftens luftig, leben aber doch nicht fo weit über ihr Ziel hinaus als der Menfch, weil diefer das Ebenbild des ewigen Gottes auch in der langen Dauer vorftellt." Der Mann fchwieg. Solche Worte von Gott haben auf einer hundert und fünf und zwanzigjährigen Zunge viel Gewicht und Troft, und ich wurde anfangs fehr fchœn angezogen: aber bei Erwähnung der Thiere fiel der Bienenroder wieder auf feine Thiere, und fing, als fey er gleichgültig gegen einen mit fechfen gekommenen Mann, wieder mit feinem Viehftande zu fpielen an, mit dem Hafen, Pudel, Seidenfpitze, Staare, ein Paar Turteltauben auf feinem Schooße; auch ein luftiger Bienenftand im Obftwäldchen gehœrte, da er die Bienen mit einem Pfiffe heraus, mit einem andern hereinrief, zum Viehhofe, der ihn wie ein Hofzirkel umfchrieb. Zu erklæren war das Ganze nicht anders als durch meinen Gedanken: Alte Menfchen und alte Bäume haben eine rauhe kratzende Borke an, junge aber eine fehr glatte weiche.

Er fagte endlich «Es foll fich aber niemand wundern daß ein gar alter Mann, der ja alles vergeßen, und den auch niemand kennt und gern hat als der liebe Gott, fich bloß mit dem lieben Vieh abgiebt. Wem kann ein altes Herrlein viel dienen? Ich gehe in den Dörfern da herum wie in lauter blutfremden Städten; feh' ich Kinder, fo kommen fie mir wie meine grauen Kinderjahre vor; feh' ich Greife, fo fehen fie wie meine vergangenen Greifenjahre aus. Ich weiß nicht recht wohin ich jetzt gehœre, und hänge zwifchen Himmel und Erde: doch Gott fiehet mich immer hell und liebreich an mit feinen zwey Augen, mit der Sonne und mit dem Mond. Und die Thiere leiten zu keiner Sünde an, fondern zur Andacht, und mir ift ordentlich als fæh' ich Gott felber vieles thun, wenn meine Turteltauben ihre Jungen fo wärmen und æzen: denn von ihm erhielten fie doch ihre Liebe und Kunft gegen die Jungen gefchenkt." Auf einmal fchwieg der Greis lange und fah ordentlich wie wehmüthig vor fich hin: das Kindtaufsglöckchen in Bienenroda fchallte ins Gartenwäldchen herein. Endlich weint' er ein wenig: ich weiß aber nicht wie ich nach feinen vorigen fchœnen Worten zu der Einfalt kam die Tropfen bloß für Zeichen altkranker Augen zu halten. «Mir ift immer" fagt' er, «da ich wegen meines Alters nicht gut hœre, als wenn das Kindertaufglöckchen aus dem fernen Heiligengut fchwach herüber klinge: hundertjährige Kinderjahre fteigen aus alten tiefen Zeiten auf und fehen mich verwundert an, und ich und fie wißen nicht ob wir weinen oder lächeln follen. O! O!" Darauf fetzte er hinzu «Hieher, mein Alertchen!" er meinte feinen Seidenpudelfpitz.

Jetzt hatt' er mich felber auf die Bahn zu meinem Reifeziel gebracht. «Befter Herr Bienenroder" hob ich an, «in diefem Heiligengut, das Sie alfo kennen, hab' ich eben das Leben des feligen Gotthelf Fibel, der das berühmte ABC-Buch gemacht, verfertigt nnd beendigt, und mir geht nur noch deffen Abgang mit Tod ab." Hier lächelte das Herrlein, und nickte fehr tief. «Niemand kann wohl feinen Tod beßer wißen als Sie, und überhaupt find Sie der Einzige der mir

ſeltene Züge aus ſeiner Kindheit zuſchanzen und beſcheeren könnte, zumal da jede ins kindliche Gehirn geſchriebene Geſchichte, wie eingeſchnittene Namen in einem Kürbis, mit den Jahren grœßer, bis zur Fractur anwächſt, indeſs ſpætere Einritzungen bald verquellen. Sagen Sie mir um des Himmels willen alles was Sie vom ſeligen Manne wißen: denn in der Michaelis-Meſſe 1811 muß ſein Leben in Nürnberg bei Schrag heraus.»

Er antwortete «Excellentes Genie — Litterator — *Man of Genius* — *homme de lettres* — *autor clariſſ* —» Da ich vermuthete, der Greis ziele auf mich, ſo wollt' ich abwehren: er ließ ſich aber nicht halten: denn er hatte ſich ſelber gemeint. «Wie geſagt» fuhr er fort, «für alles dieſes und für mehrere prächtige Titel, die ich alle deshalb auswendig gelernt, hab' ich mich zwar ſonſt gehalten, als ich noch jener verblendete eitle Fibel war, der das gedachte, faſt mittelmæßige ABC-Buch gemacht und drucken laßen.»

Das alte Herrlein iſt der ſelige Fibel! Hundert und fünf und zwanzig, ja eintauſend achthundert und elf Ausrufungszeichen hinter einander geſetzt malen nur ſchwach mein Verwundern darüber vor, wenn man das ſtärkere dagegen hält in welchem jetzt auf dieſem Blatte ganze kalte ernſte Lager von Litteratoren wie Körke aus lange verſperrten Flaſchen in die Hœhe fahren und ſich die Hände reiben vor unermeßlicher Freude daß die Sache ſo iſt. Beinahe hätte ich in der erſten Dummheit des Jubelſturms große Freude über ſein jetziges Deutſch gezeigt, und mich verwundert daß ein Mann wie Fibel, von deſſen bearbeitetem Leben ich eben herkæme, ſo gut ſpreche. Aber ich kehrte nun bald zur Beſinnung und zum Lobe Fibels um. «So weiß ich denn nicht» verſetzt' ich «was mir in dieſem Jahrhundert Froheres und Vortheilhafteres hätte aufſtoßen können als gerade der lebendige Held ſelber einer Lebensbeſchreibung, in welche noch eilig ſo manches nachzutragen iſt, da ſie Herr Schrag ſchon in dieſem Herbſte verlegt. Glauben Sie mir, mehr als einen Irrthum über Sie reut' ich nun leicht in meinem Werkchen aus, z. B. den ſeit jetzt erſt erklærlichſten daß ein gewiſſer Conrector Bien-Rod in Wernige-Rode Ihr Werk ſolle geſchrieben haben.»

«So müßte ich auch davon wißen» verſetzte das Herrlein. «Aber meinen guten lateiniſchen Namen Fibel, ſo ſchœn er ſich auch mit Bibel reimt, tauſcht' ich willig gegen den deutſchen eines ganzen Dorfs weg, und hieß mich nur den Bienenroder, um dem Hoffartsteufel in mir ein und das andere Horn und Bein zu brechen, weil leider alle Welt den vorigen Fibel zu ſehen gefahren kam, und mich mitten in jeder Demuth ſtœrte. Dieſe Überſetzung eines lateiniſchen Namen in einen deutſchen iſt, hoff' ich ja, die entgegengeſetzte Überſetzung eines deutſchen in einen lateiniſchen, z. B. Schwarzerde in Melanchthon, welche ſo oft von der Eitelkeit gemacht wurde.»

«So ganz aus ähnlicher Eitelkeit» bracht' ich ſelber aus meiner kleinen Kenntniſs bei «überſetzte ſich ja Neumann in Neander, Schmidt in Faber, Horn in Ceratinus, Herbſt in Oporinus, und eine Menge die ich recht gut kenne; wie ich mich denn ſelber, aber freylich als angehender Autor, und alſo aus Demuth, ins Franzœſiſche verdeutſcht habe. Sie übrigens ſind freylich überhaupt ſtark berühmt, und die grœſten Städte in Voigtland und Reußen bildeten ſich ihrem Werke nach; Nachfolger, næmlich Nachſchreiber ihres ABCs haben Sie längſt unglaublich viele gehabt; ſogar Ihr Bilder-ABC bekam an einem Herrn Bertuch (ein Legationsrath wie

ich) einen Nacharbeiter, deſſen Sie Sich gar nicht zu ſchæmen brauchen, da er Ihr Werk in ſeinem Bilderbuch, wiewohl ohne alle Dichtkunſt, in Ihrem Geiſte fortſetzt, wenn auch viel koſtſpieliger und dickbändiger, doch minder fühlbar bei bloßer heftweiſer Lieferung. Und das Leben eines ſo wichtigen Mannes habe ich aus 40 Bänden der Pelziſchen Vierziger ausgezogen, ſo viel mir næmlich der letzte Krieg noch Bruchreſte davon gönnen wollen.»

«Es war der ſiebenjährige» ſagte der Greis, welcher ganz wie der alte ſchwache Pütter den letzten franzœſiſchen mit jenem verwechſelte.

«Ungefähr» verſetzt' ich: «aber deſto grœßer iſt mir der kleinſte Nachtrag von den Lippen des Helden ſelber; und beſonders ſind mir mehrere alte ſpæte Jahre nœthig um gehœrig in der Michaelismeſſe zu ſchließen. O Gott! wie viele Autoren oft einem einzigen Buch zum Großſäugen unentbehrlich ſind, zumal einem großen, nicht etwann wie dem Jupiter Ziegen Bienen Bærinnen als Ammen, oder etwann wie mir ein Pelz, Pompier, und Fuhrmann: kurz, wie viele Autoren oft einem Autor nœthig ſind, davon weiß ein Autor ein Wort zu ſagen.»

«Faſt» fing Fibel, aber mit unbeſchreiblicher Milde an «ſollt' ich Sie, Herr Legationsrath, für Pelz den zweyten halten, ſo lieblich Sie auch ausſehen und ſprechen: aber nur der erſte beſtach mich ſtark mit Loben. Es mag denn ſeyn! Es iſt mir jetzo vieles auf der Erde gleichgültig, ausgenommen der Himmel darüber, und ich ſehe jetzunder nur gar zu deutlich ein wie eitel ich ſonſt von meinen Gaben gedacht. Wer der Erde abſtarb, nicht der Welt (denn dazu gehœren mehrere Leben, wenn nicht gar eine ganze Ewigkeit; ja der Ewige ſelber iſt ja nicht dem All abgeſtorben, vielleicht weil er ihm ewig ur-vorgeboren iſt — Ach, mein alter Kopf wollte etwas anders ſagen.»

Nach dieſen letzten Worten wurd' ich noch neubegieriger auf die Erklærung der Metallverwandlung oder Brotverwandlung des vorigen unſcheinbaren Fibels in dieſes glänzende Herrlein, und ich bat ihn mir ſeinen Übertritt in dieſen neuen Character zu erklæren und zu motivieren. Ihm freylich konnte das Motivieren ſeines Characters gleichgültig ſeyn, da er ihn ſchon hatte, aber nicht dem Leſer, der es von mir wißen will. Fibel verſetzte, nachher recht gern, aber jetzt ſey es ſchon ſpæt.

Er ging in ſein Gartenhäuslein, ich ihm nach, und er that einen Pfiff: ſogleich kam ſein ſchwarzes Eichhörnchen von einem Baum, worauf es mehr zur Luft als zur Koſt war; mehrere Vœgel, Nachtigallen Droſſeln Staaren (die Vœgel-Pudel) flogen von ihren Gipfeln in die offnen Fenſter zurück; ein von Alter aus Roth- zu Schwarzwildpret angelaufener Gimpel trabte im Stübchen einher, närriſche Laute von ſich gebend, die er ſelber nicht erklæren konnte; der Haſe trommelte auf Hinterfüßen den Abend aus mit Vorderfüßen; es gab kein Hündchen im Häuschen das nicht in froher menſchenliebender Laune hineingeſprungen kam, und ich hebe ſtatt aller nur das Alertchen aus. Doch am froheſten trat wohl der Pudel an, welcher ſchon wußte was die Glocke geſchlagen, daß er næmlich jetzt eine blecherne Büchſe mit Schieber an den Hals bekomme, worin der Speiſezettel des Abendbrots liege, das er aus dem Bienenroder Wirthshauſe zu holen habe. Er war Fibels Küchen-Geſchäftstræger oder Küchenwagen, deſſen Vertumnus und Feldpoſt und *Ambaſſadeur* in Bienenroda und *Introducteur des Ambaſſadeurs* im Wäldchen (durch Anbellen meiner als Legationsrath). Fibels übrige dienende

Brüder und Schweftern waren nur Kinder die ab- und zuliefen.

Erft nachdem er angemerkt, man follte auch den engen Thieren fo weit bildend nachhelfen als man kann, da man gewiffermaßen ihr Herrgott ift, und man folle fie zu guten Sitten abrichten, da fie wohl nach dem Tode fortleben könnten; Gott und Vieh fey immer gut, aber der Menfch nicht: da ließ er fich auf mein Erinnern zu feinem bringen. Greife geben wie alles Körperliche fo auch das Geiftige mit zitternder Hand, die die Hälfte verfchüttet: dennoch bekam ich Folgendes unverfchüttet. Er mochte etwann erft hundert Jahr alt feyn, als er in einer fein Leben wieder gebærenden Nacht von neuem zahnte und unter Schmerzen wilde Entwicklungsträume durchlebte. Vor Mitternacht erfchien feine verftorbene Frau, und fagte ihm, fie fey feinetwegen von Todten auferftanden um ihn auszufchelten und zu benachrichtigen daß Pelz ein Spottvogel gewefen und er felber ein Gimpel. Dann träumte er nach Mitternacht, er halte ein breites Sieb in Händen, und müße durchaus deffen Geflecht aus einander ziehen; das feft geflochtne Sieb und der Holzrand ängftigten ihn unfæglich, und nichts konnt' er zerreißen als träumend fich felber; bis er endlich plötzlich ftatt des Siebes die ganze große lichte Sonne in feinen Händen hielt, welche ihm blendend ins Geficht fchien. Er erwachte neugeboren, und entfchlief wie auf wogenden Tulpen wieder. Da träumte er, er fey ein Jahr alt nach dem Hundert, und fterbe als ein fchuldlofes einjähriges Kind ohne Erdenweh und Erdenfchuld, und finde droben feine Eltern, welche ihm einen ganzen Zug von feinen Kindern entgegenführten, die ihm auf der Erde unfichtbar geblieben, weil fie bloß wie helle Engel ausgefehen.

Er ftieg aus dem Bette nicht nur mit nahen neuen Zähnen, fondern mit neuen Ideen. Der alte Fibel war abgebrannt, und der rechte Phœnix ftand da und fonnte die Farbenfchwingen. Er war verklært auferftanden aus keinem andern Grabe als aus dem Körper felber. Die Welt wich zurück: der Himmel fank heran.

Als er mir die Sachen erzählet hatte, fagte er mir, ohne auf den dienfthabenden Pudel zu warten, ohne weiters gute Nacht, und zeigte mir mit den zum Beten gefalteten Händen den Weg. Ich ging ab, zog aber lange im Obftwäldlein umher, das bloß aus Kernen gewachfen die er eingefteckt. Er aß næmlich felten eine Kirfche ohne den Kern, oft zum Verdruße der Bauern, welche auf ihren Rainen nichts Hohes haben wollen, einzufchwärzen und in die Erde zum Verklæren zu begraben. »Ich kann« fagte er »keinen Kern umbringen; reißt auch nachher der Bauer das Bäumchen heraus, nun fo hat es doch ein Bißchen gelebt, und war als Kind geftorben.«

Im Wäldchen hœrt' ich ein Abendlied orgeln und fingen; und ich brauchte nur zurück an Fibels Fenfterchen zu treten um zu fehen daß er darin eine Drehorgel langfam umdrehte, welche er durch feine Singftimme mit einem fanften Abendlied begleitete. In der eintœnigen Einfamkeit und bei feinem Abfchnitzel von Stimme reichte diefe noch mehr als eine Voglerfche fimplificierte Orgel fchon zu feiner Hausandacht zu; und ich ging nachfingend nach Haufe.

III. NACHCAPITEL: ZWEYTER TAG.

Schon unterwegs, als ich am Morgen wieder kam, wußt' ichs ein wenig voraus, er würde mich halb vergeßen haben. Im Nachtfrofte des Alters, das, beinahe ohne Gegenwart,

nur von Vergangenheit und Zukunft lebt, ist dergleichen natürlich: in der alten Lebens-Sanduhr hœlet sich oben alles immer mehr aus, und unten steigt der Hügel hœher, den ihr Grab oder Vergangenheit nennen könnt. Ich hätte allerdings erwarten können, er werde sich um einen Mann von einiger Importanz, welcher ja sein Fiblisches Leben unter der Feder hatte, angelegentlicher bekümmern; vorzüglich werde er nachforschen was der Mann in Sprachen und Wißenschaft gethan, ob er in der Poesie ein lebendiges goldnes Alter und tausendjähriges Reich im Kleinen sey, und ob es noch unentdeckte Inseln gebe die von ihm nichts wißen: von allen diesen Fragen über mich, deren Beantwortung ja immer zu seinem Ruhme ausfallen mußte, that er keine einzige, wenn ich matte ausnehme, ob ich denn wohl in der Schrift, was er so inniglich von Herzen hoffe, seiner lieben Eltern recht mit Ehren gedächte. Er setzte dazu «Ach, sie sind doch zu wenig bekannt, sowohl auswärts als in Heiligengut, und sogar ihr Sohn ist viel bekannter.» Ich that zwey Schwüre daß ich das Schœnste von beiden gesagt: ich holte aber vielerley von diesem Schœnsten noch aus dem frommen Sohne heraus, und schob es ein.

Schœn war der Morgen im Obstwäldlein: der Alters-Reif schien geschmolzen und beweglich nur als Morgenthau in Fibels Spætflor zu schimmern. Selber die Liebe seiner Thiere gegen ihn, die wie Kinder den zu errathen scheinen, der sie lieb hat, machte den Morgen in einem Obstwäldchen schœner wovon jedes Bäumchen eine von ihm genoßne Frucht zur Mutter hatte. Das Thierreich war Erbschaft von seinen Eltern; nur natürlicher Weise waren es die Urenkel und Ur-Urenkel &c. des elterlichen. Das ganze Wäldchen beherbergte singende und brütende Vœgel: aber er konnte mit wenigem Pfeifen sämmtliche zahme Nachfahrer der væterlichen Singschule von ihren Gipfeln auf die Schultern locken. Es anzuschauen, wie er geschwind zärtlich umflattert wurde, erquickte das Herz. Überall wo die Sonne anglänzen konnte hatte er ordentlich mit dem kindischen Wohlgefallen eines Greis-Kindes bunte Glaskugeln auf Stæbe gesteckt oder in Bäumchen gehangen, und in dieses Farbenclavier von Silberblicken Goldblicken Juwelenblicken blickte er unbeschreiblich vergnügt hinein. Ich gab ihm ungemein Recht: es waren verglaste Tulpenbeete, diese bunten Sonnenkugeln, welche mit mehr als zehn Farbenfeuern das Grün ansteckten; ja manche rothe thaten in den Zweigen als wæren sie reife Äpfel-Fruchtstücke: aber am meisten erquickte sich der alte Mann an den nachschillernden Landschaften auf diesen Weltkügelchen, gleichsam der nachfärbende Verkleinerungsspiegel der beweglichen Aussichten.« Ach» sagte er, «wenn ich so recht in die Farben hinein schaue, die Gott der dunkeln Welt gegeben, und zu welchen er immer seine Sonne gebraucht, so ist mir als sey ich gestorben, und schon bei Gott: aber da er in uns ist, so ist man ja immer bei Gott.»

Hier brach ich endlich mit der lang gehegten Frage heraus, wie er denn bei seinen Jahren zu einem so guten Deutsch komme, als kaum die neuesten Schreiber spræchen. Er wære etwann zwey Jahre wieder alt gewesen, versetzte er (seine 100 Jahre vorher verstanden sich von selber), als er mehrere Jahrszeiten hindurch jeden Sonntag einen heiligen geistigen Geistlichen zu hœren fand, welcher sein Deutsch mit einer solchen Engelszunge sprach, daß er sogar, wenn er einmal auf der Kanzel versterbe, im Himmel keine beßere brauche. Den Prediger so wie die Stadt konnt' er mir nicht beschreiben, aber wohl sein Kanzelwesen, wie er ohne

Überfluß der Worte und der Minen und der Bewegungen ſprach; wie er das Schœnſte und Stärkſte mit milden Tœnen ſagte; wie der Mann gleich einem Johannes, der, nahe am Himmel ruhend, zur Welt ſpricht, ſeine Hände ruhig auf das Kanzelpult oder in die Kanzelärmel legte; wie jeder Ton ein Herz, und jeder Blick ein Segen war; wie dieſer Chriſtusjünger Kraft in Liebe verhüllte, ſo wie der feſte Diamant in weichem Gold gefunden wird, das ihn auch ſpæter am Menſchen einfaßt; wie die Kanzel ein Tabor für ihn wurde, worauf er ſich und Zuhœrer verklærte; und wie er unter allen Geiſtlichen am beſten das Schwerſte vermochte, würdig zu beten.

Mehr als einmal wollt' ich glauben, er habe jenen großen Geiſtlichen gehœrt, deſſen Namen ich nie ohne die Erinnerung des hœchſten Glücks und des hœchſten Verluſtes ausſpreche, und über deſſen Grab ſeine Kirche ſich als Denkmal wölbt. Aber nicht alle Umſtände wollten den frohen Glauben beſtætigen.

Immer wärmer wurd' ich dem uralten Manne zugethan, und forderte von ihm ſo wenig als von einem Kinde volle Liebeserwiederung. Zuletzt mahnt' ich mich ſelber zum Scheiden an um den Frieden ſeiner Abendtage mit nichts Weltlichem zu ſtœren. Er ſollte jene erhabne Altersſtellung ungetrübt behalten, wo der Menſch gleichſam wie auf dem Pole lebt: kein Stern geht da unter, keiner auf; der ganze Himmel ſteht und blinkt, und der Polarſtern der zweyten Welt ſchimmert unverrückt gerade über dem Haupte. Ich ſagte ihm daher, ich würde Abends wiederkommen und Abſchied nehmen. Er verſetzte zu meinem Erſtaunen, da er vielleicht Abends ſelber einen nehme von der ganzen Welt, ſo möcht' er ſich nicht gern im Sterben geſtœrt ſehen; dieſen Abend leſ' er die Offenbarung Johannis hinaus, und da könnt' es leicht um ihn geſchehen ſeyn. Ich hätte næmlich früher erzählen ſollen daß er nichts that und nichts las als die Bibel, von vorn an bis zu Ende, und dabei des feſten Glaubens war (daher er die letzten Bücher ſchneller las) er werde bei dem 20. und 21. Verſe des 22. Capitels der Offenbarung Johannis („Es ſpricht der ſolches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen. Ja, komm, Herr Jeſu! Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſey mit euch allen! Amen.") verſcheiden.

So wenig ich an dieſes ſchnelle Verwelken ſeines ſo langen Nachblühens glaubte, ſo vollzog ich doch ſeinen eingebildeten letzten Willen (wiewohl wir bei jedem guten Willen eines Menſchen bedenken könnten ob es nicht ſein letzter ſey) und nahm mit der Bitte Abſchied mir Auftræge in Rückſicht ſeiner Verlaßenſchaft ans Dorf mitzugeben. Er ſagte, längſt ſey alles beſorgt, und die Kinder wüßtens. Er ſchnitt einen Zweig von einem aufbewahrten Chriſtbaum ſeiner Kindheit ab, und verehrte mir ihn als Vergißmeinnicht.

Gleichwohl bracht' ich trotz der Unfehlbarkeit meines Unglaubens die Abendzeit in Bienenroda mit einigen Ängſten zu. Abends holte ſein Wirthſchaftspudel das Abendeßen, begleitet von dem Seidenſpitz Alert. Ordentlich als wollt' ich ihn um einen Hund beerben, behielt ich den Spitz, ein Muſterthier von Haar und Herz, bei mir um nur etwas vom alten Herrlein zu haben. Doch hing ich dem Pudel in einem Selbſt-Steckbrief die Nachricht des Thier-Plagiats an. Sehr und ſchœn wedelte der Geſtohlne um mich; als ein *Simultaneum* von Spitz und Pudel, alſo von Schlange und Taube, war er in ſeiner Gattung ſo claſſiſch, als er ſeyn konnte.

In der ſchœnen Sommernacht konnt' ichs zuletzt nicht laßen, in das Obſtwäldlein dem

Häuschen nachzuschleichen um gewiss zu seyn daß mein gutes Herrlein nicht Bibel und Leben zugleich beschloßen. Unterwegs fand ich einen schwarz gesiegelten zerrißnen Briefumschlag, und über mir traten die weißen Störche schon den Rückflug in warme Länder an; es war aber dabei auf vielerley zu verfallen. Ich wurde nicht sehr gestärkt, als ich aus seinem Wäldchen alle Vœgel singen hœrte, welches deren Vorfahren ja auch bei dem Tode seines Vaters gethan. Vor meinen kurzsichtigen Augen streckte sich ein aufrechtes Gewölke voll spætes Abendroth als eine liegende lang hinblühende fremde Landschaft aus, und ich begriff gar nicht wie ich bisher das fremde roth schimmernde Land übersehen können: desto leichter konnte mir einfallen: es ist sein Morgenland, wohin Gott den müden Menschen zieht. Ja mir war alles so verworren, daß ich ordentlich für ein herabgefallnes abendrothes Wolkenstück eine rothe Bohnenblüte ansah. Endlich hœrt' ich im Wäldchen einen Menschen singen und eine Orgel gehen: kurz, der alte Mann drehte ungestorben das Abendlied «Herr, es ist von meinem Leben abermal ein Tag dahin.» Daher und zu seinem Singen kam das der Vœgel in der Stube und auf fernen Zweigen. Sogar das Summen der Bienen, die in lauer Sommernacht in die Lindenkelche sich vertieften, wehte die Flamme meiner Freude hœher auf.

Er lebte. Doch stœrte ich seinen heiligen Abend nicht: «er bleibe bei dem» sagte ich, «der ihn mit seinen Gaben und mit Jahren umringt, und denke an keinen Menschen hier unten besonders.»

Nachdem ich sein Lied bis zum letzten Verse ausgehœrt um noch gewisser seines Selbst-Überlebens zu seyn, schlich ich langsam fort, und fand zur Freude in der ewig jungen Natur noch schœne Beziehungen auf seine veralterte, von der Wiesenquelle an, dieser ewigen Woge, bis zu einem Nachschwarm von Bienen, der sich (wahrscheinlich Vormittags vor zwey Uhr) an ein Lindenbäumchen angesetzt, ordentlich als sollt' er durch ihr Beherbergen ihr Bienenvater werden, und lange leben; und jeder Stern winkte mir eine Hoffnung zu.

Gleichwohl tœdteten und begruben ihn in meinem Bette die Träume bald so, bald so, doch immer schœn genug. Einmal starb mir darin der Greis in einer Frühlingsnacht; einmal wieder an einem Neujahrstage. Zuweilen saß er an ein væterliches Obstbäumchen angelehnt, und der Blitz fuhr bloß vom Himmel herab um ihn in diesen hinauf zu tragen. Einmal trugen seine Bahre hohe Riesenkinder her, und wurden unter dem Tragen kleine rothblühende bekränzte Greise. In einem andern Traume drückte er sich sterbend selber die Augen zu, und sagte «Ich will nichts mehr sehen: es steht Jesus Christus neben mir.» In einem andern Traume bückte er sich schmerzhaft tief bis ans Grab seiner Mutter nieder, und bog nur dessen Blumen an sein Gesicht, und brach keine; auf einmal fuhr die Mutter aus dem Grabe, und fuhr mit ihm über die Wolken in den næchsten Stern. In verschiedenen Träumen hœrte ich nur die Anfangszeilen unbekannter Sterbelieder: z. B. An der Ewigkeit zerrinnt die längste Zeit; Längres Leben, kürzre Ewigkeit; Nichtiges hat Gott nicht aus Nichts gemacht; Todtenstaub wird Blütenstaub, und die Seele trægt Seelen.

So spielt das Schlafen mit dem Menschen, wie der Mensch mit dem Wachen.

IV. NACHCAPITEL: LETZTER TAG.

Da ich zum letzten Male zum Helden dieser Geschichte ging, dacht' ich unterwegs an die Stelle die ich hier schreiben werde: daß næmlich nach diesem Nachcapitel ganze Brigaden von Litteratoren, die nun daraus erfahren wo Fibel lebendig zu haben ist, aufsitzen oder einsitzen werden (manche machen sich gar nur auf die Beine) um das alte Herrlein zu besichtigen; und so hätt' ich denn dem armen Schulweisel in seinen alten Tagen einen ganzen Bienenschwarmsack über seinem grauen Kopfe ausgeschüttet. Litteratoren, Litteratoren! seyd ihr nicht durch die Figur der Epizeuxis, oder auch Anaphora, welche dasselbe Wort am Anfang zweymal nachdrücklich wiederholt, von euern gelehrten Reisen zu ihm abzubringen? Und wenn ich gar mich der Epiphora bediene, welche dasselbe Wort am Ende wiederholt, und ich rufe «Laßet doch einem Manne kurz vor der letzten Ruhe die vorletzte Ruhe!» bleibt ihr dann noch des Teufels lebendig?

Ich hatte Nachts seinen Alert bei mir behalten, welcher seltsam genug so gern bei mir blieb und mit mir ging, ordentlich als ob der Seidenspitz mich als den Lobredner des Postspitzes in den Hundsposttagen kennte und schätzte, was doch bei seiner Kälte gegen Lectüre nicht denklich ist. Ich will sogleich auf der Stelle die Nachricht geben, die ich wahrscheinlich nachher vergæße, daß der Bienenroder, als er die Anhänglichkeit dieses Superlativ-Viehs sah, mir mit demselben ein ansehnliches Geschenk gemacht, das bekanntlich noch lebt. Der Hund Alert sollte wahrscheinlich ein Ehrensold seyn, ein Ehrenhund oder ein Medaillon, oder ein evangelistisches Wappenthier (wie denn Lucas hinter sich seinen Ochsen hat, Matthæus seinen Engel) oder ein prophetisches Wappenthier (da bekanntlich die Propheten Bileam und Muhamed jeder einen Esel hat) oder überhaupt nur eine Andeutung theils meiner persischen Reinlichkeit, theils meiner persischen Abkunft (da wir Deutsche von den Persern abstammen, diesen grœsten Freunden sowohl der Reinheit als der Hunde), oder wollte das Herrlein die Sache bloß aus Liebe thun: genug, ich habe den Hund, und *dato* kratzt er sich lebendig auf meinem Schreibcanapé; auch soll er gern jedem Leser der sich davon mehr zu überzeugen wünscht, wenn er mir die Ehre eines Besuchs erweist, ins Bein fahren. Verreckt er einstens für eine beßere Welt als diese ist, worin er nichts Heiliges hat als bloß das heilige Bein, das er verlängert als Schwanz nach dem Himmel kehrt und bewegt: so stopf' ich ihn aus mit dem Vegetabilischen, das er jetzt haßt, und das ihm dann bei dem Mangel an Magen so lieb seyn kann wie einem Braminen.

Doch zurück! Alle mein Trauer-Träumen hatte mir kein Trauer-Wachen mitgegeben, sondern jedes genommen: wie hätt' ich sonst so froh auf den næchsten Seiten von Alert sprechen können? Ich ging recht früh ins Wäldchen um den Greis noch im Schlafe zu sehen, in diesem alten Vorspiel des Todes, in diesem warmen Traume des kalten Todes. Aber er hatte sich schon in der großgedruckten Bibel bei Hülfe eines flammigen Morgenroths weit über die Sündflut hinausgelesen, wie ich aus den Kupferstichen ersah.

Da ichs für meine Pflicht hielt, seine Einsamkeit nicht lange zu stœren, so sagt' ich zu ihm, ich schiede, und gæbe ihm bloß ein leichtes Abschiedsbriefchen statt Abschiedswörtchen: ein Blättchen das wol niemand zu

lesen bekommen soll. Da heftete er so warme Augen darauf, daß ich reine Freude über den Eindruck den das erste kleine Manuscript von mir auf ihn machte, empfand; bis er mich freundlich fragte ob ich nicht mehr von diesem himmlischen Streusand hätte. Es hatt' ihn næmlich besonders der blaue Streusand ergriffen, in dessen Æther ich die gestirnten Gedanken meines Blättchens gestreuet hatte. Er bat mich geradezu um meine Sandbüchse: «denn es kann seyn» sagt' er, «daß ich noch an jemand schreibe, vielleicht an Gott selber.» Dabei erzählte er mir einmal recht redselig daß das Wort Blau ihn überall besonders gerührt, z. B. die blauen Berge in americanischen Reisebeschreibungen bis zur Sehnsucht; und so hab' er die Flachsblüte und die Kornblumen und blaue große Glasschalen von jeher geschätzt. «Und meine selige Mutter hatte noch im Sarge lebendige blaue Augen» setzt' er dazu.

Ich schied, sehr bewegt, doch verschloßen: es war nicht die Rührung eines Abschieds den man von einem Freunde, einem Jünglinge, einem Greise nimmt, sondern die des Abschieds von einem fremdartigen entfernten Wesen, das uns nur kaum von seinen hohen kalten Wolken, die es zwischen Erde und Sonne halten, nachblickt. Es giebt eine Seelen-Stille, ähnlich der Körper-Stille im Eismeer und auf hohen Gebirgen: jeder Sprachlaut unterbricht, wie einer in einem zartesten Adagio, zu prosaisch hart. Auch das Wort «zum letzten Male» hatte der Greis schon längst hinter sich.

Außer dem Hunde schenkte oder vermachte er mir noch eilig meine in Duft und Farbe romantische Lieblingsblume, eine blaue spanische Wicke, in einem Thontöpfchen: desto lieblicher, da dieser Schmetterling von Blume sich so leicht verhaucht und seinen Düften nachstirbt. Er bat mich es nur nicht übel zu nehmen, da er sein gewöhnliches Morgenlied nach überlebtem Sterbeabende noch nicht angestimmt, wenn er mich gar nicht begleite, oder mir nicht einmal nachschaue; und er könne ohnehin nicht sehr sehen. Darauf sagte er fast wie gerührt «O recht wohl zu leben, Freund! Auf Wiedersehen, wo meine seligen Anverwandte auch dabei seyn werden, und der große Prediger, dessen Namen ich vergeßen habe! Auf Wiedersehen!»

Sogleich trat er ganz ruhig an seine Drehorgel. Ich lœsete mich von ihm wie von einem Leben los. Wiewohl er seine Orgel unter den Bäumen spielte, und sein Gesicht mir nachgerichtet hatte, so wußt' ich doch daß ich seinen blœden Augen bald zum unbeweglichen Nebel werden mußte, und blieb daher stehen, als er das Morgenlied (vom alten Neander) anfing:

«Noch läßt der Herr mich leben.
Mit frœhlichem Gemüth
Eil' ich ihn zu erheben:
Er hœrt mein frühes Lied.»

Unter dem Singen flogen um ihn seine Vœgel; auch die Hunde schienen der Musik gewöhnt und schwiegen, und den Bienenschwarm wehte diese gar in sein Häuschen hinein. So entfernt er mir war, und so sehr von den Jahren gegen das Grab gebückt, so sah er doch von weitem wegen seiner so langen Gestalt noch aufgerichtet genug aus.

Eben bauete in Abend, wohin mein Weg zuführte, die Morgensonne einen Regenbogen mit allen Farben in den frühen Tag hinein, und der Morgen glühte noch mit seiner einzigen rothen nach; und Morgen und Abend, Anfang und Ende, die Farbenthore der Zeit und der Ewigkeit, standen gegen einander aufgethan, und beide führten nur aus Himmel in Himmel. Ich blieb so lange stehen,

bis der Greis den letzten (den zwölften) Vers feines Morgenliedes ausgefungen:

»Bereit den Lauf zu fchließen
Auf deinen Wink, o Gott,
Und lauter im Gewißen,
So finde mich der Tod!«

Dann zog ich meine Straße langfam weiter.

DIE SCHOENHEIT DES STERBENS IN DER BLUETE DES LEBENS, UND EIN TRAUM VON EINEM SCHLACHTFELDE.

Wenn von der Zeit der innigften Seligkeit des Lebens die Rede ift, fo muß man nicht die Kinderzeit anführen, fondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergärtchen find Lenzblümchen, fchœn, doch klein, und artig gefärbte, aber duftlofe Vergißmeinnicht; die hœhern prangenden Freuden des Wißens und des Herzens find noch eingewickelt, und die Farbenwelt der Ideale ift noch in eine dunkle Knofpe zufammengezogen. Wie anders und weiter fchimmert die Jugendzeit! Die himmlifche Zeit der erften Freundfchaft; der erften Liebe; der erften Philofophie; des erften vollen Genußes der Natur, der Mufik und der Bühne; der erften Baurißе der Luftfchlößer für die Zukunft, und der erften eingreifenden Zurüftung für thætige Wirklichkeit: diefe Zeit ift nicht bloß eine unwiederbringliche: denn jede Zeit ift es; fondern die hœchfte (culminierende) des Lebens, eben weil fie als die vollblühende nur den Früchten in fchœnen Hüllen dient: denn in dem Entwickeln arbeitet nothwendig eine mächtigere Triebkraft als in dem Entwickelten, im blühenden Menfchen eine ftärkere als im gereiften. Wenn der Mann in gewiffen Jahren fo felten auf eine neue Bahn des Wißens oder eines fittlich hœheren Lebens zu führen ift, fo entfcheidet fich dagegen der Jüngling mit unauslöfchlichem Feuer für irgend eine Philofophie, für einen Umfturz feiner fittlichen Lebensweife, für eine Bekehrung: aber zur Bekehrung gehœrt eben mehr Kraft als zum faulen Stehenbleiben. Wie die hœchfte Körperkraft, die hœchfte Gefundheit, die Ausficht des längften Lebens, und die hœchfte Schœnheit, kurz die grœften Körpergüter dem jungen Alter zufallen: fo breiten auch, und eben darum, die geiftigen Reichthümer fich aus, welche nicht erworben werden, fondern nur ererbt. Kenntniffe Erfahrungen Uebungen find allerdings Früchte nur des Alters und der Mühe: aber was find diefe gegen den idealen Genuß der erften Wißenfchaften, wo der Baum der Erkenntnifs noch geimpft auf dem üppigen Baume des Lebens treibt; gegen die Entzückung womit uns die neuen Wahrheiten der Meßkunde, der Philofophie, oder einer andern uns zugebornen Lieblingswißenfchaft überfüllen? Denn auch in der Wißenfchaft fteigt der Menfch, ungeachtet ihrer Erweiterung, bergab vom Ideal in die gemeine Kreisfläche der Wirklichkeit. Die Jugend ift der Vollmond, den eine Sonne mit Zauberfchein erhellt; das Alter ift der Neumond, welchem die Tag-Erde (das Leben) ein dürftiges Licht zuwirft.

Wie voller glüht der Jüngling, die Jungfrau für große Herzen und große Opfer! wie heißer entbrennen er und ſie wider die Niedrigkeit welche kriecht, und wider den Eigennutz der wühlt! Wie bauen nicht beide ſich zu einem Sonnentempel ſtralender Thaten die kalte Gottesackerkirche der künftigen wirklichen Wirkſamkeit aus! Der Jüngling wagt: der Mann erwægt nur, daß er einſt gewagt, und ob er wieder wagen dürfe. Der Jüngling glaubt mitten in einer ſeligen Gegenwart noch an eine ſeligere Zukunft der Erde und ſeiner; er glaubt daß die Völker gleich und mit ihm reifen, und daß auf den Bergen und Zinnen der Welt nur ein Gottes Sohn zu ſtehen brauche, damit ihn die Teufel anbeten; in ſeiner Bruſt ſieht er die göttlichen Hœhen, die Ideale, feſtgebauet ſtehen und unerſchüttert. Hingegen der ältere Mann blickt dieſe nur noch im beweglichen Leben nachgebildet an: ſo wanken die feſten ſteilen Alpen auf dem Boden des wallenden Sees geſpiegelt. Die warme Sittlichkeit des Jünglings wird nur zu leicht von ſeiner Unbeholfenheit im Gutes-Thun verdeckt, und dann von ſeinen Leidenſchaften; am meiſten wird ſein heiliges Feuer von den Rauchſäulen der letzten umzogen. Zorn Ehrglut Liebeglut ſind brauſende Dämpfe der Jugend, aber der Sittlichkeit doch næher verwandt, als die eigennützigen Neigungen des Alters, die Furcht, der Geiz, die ruhige ſelbſtiſche Genußſucht. Denn nur ein Greis, nicht ein Jüngling genießt am liebſten einſam. Das Alter hat mooſige Auswürfe der Schwäche, die Jugend hat die grünenden der Kraft. Wahrlich, ein großer Theil unſrer ältern Sittlichkeit ernährt ſich von den Träumen und Zwecken welche die jugendliche hatte und verfolgte.

Wenn die Jugend die Zukunft des Lebens nur voll idealer Blüten, und das Alter ſie voll dürrer Reiſer erblickt, ſo liegt beider Unterſchied des Blicks nicht in der Ferne: denn obgleich dem Jünglinge an den Roſenbüſchen des Lebens in der Ferne nur die ſchœnen Farben und Düfte erſcheinen, nicht aber die Stacheln, ſo ſchenkt ihm auch die Næhe ähnliche Roſen, obwohl nur italiæniſche voll eingegoßnen Wohldufts und voll Farbenglanz ohne Bedornung. Hingegen wird auf der andern Seite das Alter von der Ferne (bei der Gegenwart verſteht ſichs von ſelber) nicht nur nicht bezaubert, ſondern auch entzaubert, und von einem dunklern Rauche als dem Zauberrauche verfinſtert. Seltſam iſt es, daß man in dieſem Falle nicht der Jugend Stärke und dem Alter Schwäche zuſchreibt, ſondern es umkehrt. Um der Wirklichkeit Idealitæt zu leihen iſt ja eigner Reichthum an dieſer nothwendig, und über das äußre trockne Leben kann nur ein reiches innres ſeine Fülle ergießen. Um der Wirklichkeit aber nichts zu geben braucht man nur nichts zu haben, wie der Feuerländer, der Stumpfe, der Greis. Der Jüngling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben für ihn und die Völker, wie ein Schiffer durch das grünblaue Meer hindurch unten die Meergræſer zu hohen Wäldern und die glänzenden Muſcheln zu bunten Felſen vergrœßert und dem Ergreifen genæhert erblickt: der Greis iſt zu dem Meerbodenſchlamm untergeſunken, und was er unten ſieht und fühlt, das wißen wir. Jeder Jüngling, ſogar der proſaiſche, gränzt an den Dichter, wie die Jungfrau eine kurzblühende Dichterinn iſt; beide wenigſtens in der Liebezeit; oder vielmehr die reine Liebe iſt eine kurze Dichtkunſt, wie die Dichtkunſt eine lange Liebe. Daher iſt die hœhere Liebe (nicht etwa ſeit Werther und Siegwart: denn dieſe konnten nur als Hœrer der allgemeinen Menſchennatur nachher deren Sprecher ſeyn, und

wieder Hœrer und Nachfolger finden) die Freundinn des Todes und feiner Bilder, der Gottesäcker und der Schwermuth. Nicht nur dem unglücklichen, felber dem glücklichen Liebenden fchimmert in der Leichenfackel noch die Brautfackel nach; und Traualtar und Grabhügel liegen als verwandte Hœhen neben einander in Einem Tempel. Nicht aus Schwäche kann in diefer Kraftzeit das Sehnen zu fterben, das Lieben und Schmücken des Todes kommen: denn der zu feinem eignen Beinhaufe eingetrocknete Greis will immer noch lange draußen vor feinem tiefer ergrauenden Abendrothe ftehen bleiben, und nur fpæt heimgeführt werden in die ftillfte Nachthütte; fondern die Dichtkraft der Jugend (noch abgerechnet die von Andern dargeftellte phyfifche Næhe aller hœchften Puncte, befonders des Lebens und des Sterbens) thut die Wunder, weil fie die Liebe zu groß macht für den engen Erdboden, und ihr alfo einen Himmel durch den Tod einräumen muß. Als Dichtkunft und wie Dichtkunft verfchœnert fie jeden Schmerz; fie läßt alle Thrænen glänzen und alle Dornen grünen. Wenn der alte Mann und Profaift die Marterwerkzeuge des Lebens in feinem Kopfe fo fcharf verkleinert und verknöchert bei fich führt, wie der Hecht in dem feinigen die Paffioninftrumente Chrifti: fo gleicht der jugendliche Kopf und der Dichter mehr der Paffionblume, welche zwar auch die Marterwerkzeuge vorbildet, aber wie lieblich, farbig und mild! Den Gallenfchwamm ftellt die Blume bloß durch den Befruchthut vor, die Geiffelfäule bloß durch die Blumenfäule, und die Geiffel durch rothe Fæferchen, die Dornenkrone durch Blattfpitzen, die Lanze durch fpitze Blätter, und das Kreuz bildet fie gar nicht ab: und eben fo geht der Dichter mit den Folterleitern des Lebens um.

Nun aber, damit wir uns wieder dem Anfange zuwenden, in folchem Alter, auf folchen Lenzauen wære Sterben nicht fchœn und nicht leicht? Ich tadle hier keinen Schmerz der vorwärts verwaifeten Eltern, denen ihre ermatteten veralteten Ideale zum zweytenmal in den frifchen ihrer davon ziehenden Söhne und Töchter untergehen, und die gleichfam zweymal veralten, weil ihnen ihre Verjüngung abftirbt; ich tadle keine einzige Thræne womit fie fich felber beweinen um ihre langen fchweren Mühen für eine plötzlich abgewehte Lenzblüte ohne herbftliche Fruchtnachlefe. Kein Schmerz der Liebe ift zu verdammen, am wenigften elterlicher; ich mach' ihm auch nicht den Vorwurf, fo wahr er ift: Du willft über den Untergang einer Jugendblüte als über Neues trauern, und fiehft nicht umher daß feit Jahrtaufenden in jedem Jahre ein Frühling ftirbt; fondern ich frage nur wieder: Ift es nicht fchœner, wenn der Tod als wenn das Leben die Antlitzrofen bleicht? Ift es nicht fchœn, zu fterben in folchem Alter, wo der Jüngling und die Jungfrau nur aus dem innern Lande der Ideale überfliegen in ein hœheres Land der Ideale; wo fie in dasfelbe nur die hellen Morgenträume und frifchen Morgenftunden des erften Lebens mitbringen, und ihnen eine mildere Sonne aufgeht als die fchwüle des irdifchen Arbeittags; wo fie, nur kurze Jugend gegen lange vertaufchend, fich nicht erft von einem verbluteten, Jahre lang im Verbande getragnen Leben zu erholen brauchen; und wo ihnen, wenn manche in vielen Leidenstagen wie in kalten düftern bangen gewundnen Katakomben nach Ausgang umher kriechen, plötzlich der Todesengel den Felfen wegfprengt, der die Auferftehung verhinderte? Und ein folches Sterben wære nicht das fchœnfte?

Ich ſage nein: denn es giebt im Blütenalter noch einen ſchœneren Tod, den des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

O ihr Tauſende von Eltern Geſchwiſtern und Bräuten, welchen bei dieſen Worten die alten Thrænen wieder entſtürzen, weil die Thrænen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergeßen könnt welche edle feurige ſchuldloſe ſchœne Jugendherzen an eurer Bruſt nicht mehr ſchlagen, ſondern unkenntlich, verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thrænen wieder! aber wenn ſie abgetrocknet ſind, ſo ſchauet feſter und heller den Kämpfern nach, wie ſie eingeſunken oder vielmehr aufgeſtiegen ſind. Vater, Mutter, ſchaue deinen Jüngling vor dem Niederſinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abſchiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte ſatte Betrübniſs eines Sterbenden, ſtürzt er in den feurigen Schlachttod wie in eine Sonne mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert; vom gemeinſchaftlichen Feuerſturm der Ehre umbrauſet und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauſchenden Todes-Katarakten überdecken die ſtürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles was nur groß iſt im Menſchen, ſteht göttlich glanzreich in ſeiner Bruſt als in einem Götterſaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freyheit, der Ruhm. Nun kommt auf ſeine Bruſt die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe ſogar keine fortſchmerzende empfindet? Nein, zwiſchen ſein Sterben und ſeine Unſterblichkeit drängt ſich kein Schmerz, und die flammende Seele iſt jetzo zu groß für einen großen, und ſein letzter ſchnellſter Gedanke iſt nur der frohe gefallen zu ſeyn für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird ſich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: ſeinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt ſeinen hier unten: ihr könnt wißen daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völker-Beglückung ſeyn kann, und ihr dürft hoffen daß aus der Todesaſche des Schlachtfeuers der Phœnix des Heiligſten auflebt, und daß die ungenannt in den Græbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker ſind welche unten ungeſehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Thrænen vergießen über eure Söhne, ſo weint ſie! aber es ſeyen nur Freudenthrænen über die Kraft der Menſchheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menſchenherz, das lieber die Schmerzen der Thrænen tragen als die Freuden der Geiſterſiege entbehren will. Ja, ſeyt ſogar ſtolz, ihr Eltern! ihr habt mitgeſtritten, næmlich mitgeopfert: denn ihr habt in der kältern Lebens-Jahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasſelbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche ſtand und eures brach, nur geweint und gewünſcht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Die folgenden Traumbilder laſse man ſich als die Wachslichter gefallen womit am Allerſeelentage die Liebe und die Andacht die Græber eines Kirchhofs beſtecken.

Ich hœrte, träumte mir, ein weites Stöhnen im Finſtern: aber wohin ich mich kehrte, von daher ſchien es mir zu kommen. Endlich ging es lauter aus der Pforte eines Thals heraus, vor der eine Sphinx lag, welche ihre Lœwentatzen in ihr Mædchengeſicht ſchreyend eingrub, und ſich die Augen auszog, die noch in den Krallen fort weinten und funkelten. Da füllte ſich der Thaleingang mit einem ſeltſamen Weſen, das eine griechiſche Furienmaſke mit vorgewölbten glæſernen Augen auf dem Geſichte trug, und zwiſchen deſſen Gliedern überall Spinnen emſig ſpannen um Gewebe anzulegen. Das Weſen verbeugte ſich ungemein demüthig vor mir, und küſste ſich die Hand, deren Finger halb ſo lang waren als der Ellenbogen. Die Sphinx winſelte ſehr: aber das Weſen riß ihr den Jungfrauenkopf ab, und warf ihn über einen Baum hinüber. «Der werthe Herr» fing das Weſen an «kann nun in den Thalgang eintreten: das Vieh läuft jetzo herum nach ſeinem Kopfe, und hauet und beißt alſo den werthen Herrn nicht. Scheuet derſelbe ſich nur nicht vor meiner Maſke (mein Geſicht ſieht viel anders aus), ſo kann ich ihn durch die Thalſtraße vor eines der artigſten und friſcheſten Schlachtfelder und Schlachtäckerchen führen, erſt ſeit geſtern angeſæet. Nur iſt leider noch wenig mehr lebendig für den Liebhaber, und ich ließe gerne Manchen aufleben und noch einmal verbluten für den werthen Herrn, wenn ich damit nicht den Tod, der ein hitziger Mann iſt, aufbrächte.»

Es trat hœflich rückwärts über die Pforte ein, und ich folgte ihm in ein langes, von zwey ſchwarzen Felſenrücken gezogenes düſteres Thal. Der Himmel leuchtete mit nichts in die Finſterniſs hinunter als mit einem rothen Kometen, welchem ſein einziges Auge funkelte, und dem vor Mordluft der Schweif ſich heftig bewegte wie bei einem Tieger. Verſchiedne Wagen mit abgenommenen Händen, die einander anfaßten entweder zum Gebet oder zum Zerreißen, kamen uns auf unbeweglichen Rædern leiſe entgegen, und ein kleiner Wagen voll offner Augen ohne Augenlieder, die einander grimmig anſahen und abſpiegelten. Ein langer metallner Sarg auf Kanonenrædern wurde von eiſernen Elephanten ſchwer geſchleppt; mit weißen Buchſtaben ſtand darauf «Aſche des zehnten Heers»; er wurde um die enge felſige Thalkrümme wie ein gefällter langer Baum mit entſetzlicher Kraft gezogen, und mußte, zu ſchwer vollgedrückt, ſich krümmen, und ſein Ende wollte lange gar nicht kommen und nachſchleifen.

«Werther Herr, die Thalſtraße iſt lang, und wir haben noch fünf Ecken oder Leidenſtationen nach dieſer zu paſſieren, eh wir an die eigentlichen Schlachtfeldereyen kommen. Etwas flinker! droben ſchlægts ſchon zwiſchen 11 und 12 Uhr» ſagte das Weſen, und zeigte auf einen brennenden Thurm, in welchem die glühenden Uhrræder ſprühten, und der Stundenhammer mit jedem Schlag an der ſchmelzenden Glocke widrig dumpfe Tropftœne oder Klingtropfen abſchlug. «Ich betheure, Theurer» fuhr es fort, «man weiß auf Erden kaum welche Zeit es iſt: ſo ſehr mengt die Ewigkeit ſich immer zur Unzeit in die Zeit; und Glockenthürme ſind mir ohnehin äußerſt fatal.» Jetzt waren ſeine Spinnen zu Taranteln ge-

schwollen, und stachen alle seine Glieder: aber gemüthlich tanzte das Wesen den Sturmtanz, und die abspringenden Taranteln tanzten ihm unten in guten englischen Tänzen entgegen. Darüber zersprangen dem Wesen die zwey Glasaugen der Furienlarve, hinter welchen ein grausend aufgedrehtes Augenweiß seellos starrte.

Es fing an ein *Te Deum* nach einem Gaßenhauer zu singen, und tanzte dabei unbegreiflich hoch; endlich sah ich daß es von einem ungeheuern Papierdrachen oben im Himmel an einem langen Haare gehalten und gehoben wurde. «Tœdten ist mein Leben: *Te Deum!*» sang es. «Altes Schlachtfeld ist ein lang Stillleben: *Te Deum!* Die Menschheit wird darin gerædert stæts von unten auf: *Te Deum!* Unten bei dem Unterthanenpack und Fußvolk wird begonnen: *Te Deum!* Und alle Thrænen sind für mich Freudenthrænen: *Te Deum!*» Und seine Spinnengewebe hingen davon voll, wie andere an einem Sonnenmorgen voll Thau.

Ich stieß Schreylaute des Zorns und Schmerzes, aber vergeblich, aus: der Schrey sank klanglos in mich selber zurück, so wie man im Traume bei der Anstrengung des Arms zum heftigen Schlage fühlt daß er nur kraftlos und weich auffalle. Aber als hätte das Wesen die erstickten Zornlaute erhorcht, versetzte es mit ungemeiner Leutseligkeit «Werthester, die Menschheit werde doch vor allen Dingen bedacht und bewacht! Sie hangt immer so unentschieden zwischen Gott und Teufel in den Lüften, wie Mahomeds Sarg im Schweben bleibt, weil über ihm ein Magnet hinauf, und unter ihm einer hinab, und jeder mit gleichen Kräften zieht. Nimmt man aber der guten von Himmel und von Hölle auf einmal angezogenen Menschheit durch einen tapfern Kriegsturm den obern Magneten hinweg, so kommt sie sogleich zur Ruhe herunter, und steht fest.»

«Ei, schon die vierte Leidenstation!» unterbrach sich das Wesen, als wir wieder um eine Thalecke einbogen in einen neuen Gang. «Nun kommt das Schlachtfeld bald.» Ich verstand das Wesen nicht ganz. Ich mußte ihm aber, gezogen, folgen, weil es rückwärts gehend mich immer heftend anblickte, und mit den dürren Riesenfingern gegen mich magnetisierte und mich geistig gewaltsam nachschleppte. Wir trafen in dieser Thalkrümme ein anmuthiges Tempethal (nach dem Ausdrucke des Wesens) an. Kinder spielten auf Rainen das Soldatenspiel mit unschædlichen hölzernen Weihnachtflinten, sanken dabei aber immer um, und hatten sich wahrhaft getœdtet. Auch der weite Rasenplatz nahm sich (zufolge dem Wesen) artig genug als ein Hirtenland aus, sowohl von kühlen als von warmen Bächen durchschlängelt, wovon die einen blutroth und die andern thrænenweiß waren. Wölfe, von Schafen geweidet, tranken gern aus beiden. Aus den Felsenhöhlen hingen Nester von lebendigen Pulverschlangen heraus. Man hatte eine Aussicht auf ein niedliches Landstädtchen von Beinhäusern, polizeymæßig mit feuerfesten blutrothen Dachziegeln gedeckt; seitwärts schimmerte weit entgegen ein kostbarer Eispallast, bloß Verwundeten eingeräumt, welche eine weite Aussicht auf Berghœhen voll ewigen Blutschnees hatten. Viel Leben war im Thalzickzack. Kinder spielten auf einer grauen Aue, und hatten neue Pechkränze auf. Gaukler gingen und tanzten auf den Händen daher, streckten ihre hölzernen Beine gen Himmel und spielten damit gelenk. Eine schwarze geköpfte Bildsäule trug auf ihrem Rumpfe zum Verkaufe auf einem Brett geschmackvoll gearbeitete weiße

Gypsbüften der berühmteften Männer und Götter fowohl aus der älteften als aus der neueften Zeit. Einige Leichen lagen neben einander, die fich emfig gegenfeitig die Hände beftrichen. «Die gutmüthigen Leichen» fagte das Wefen «wißen noch vom Leben her daß Berühren mit einer Todtenhand von Warzen befreyt, und fo will denn jede fie der andern vertreiben.» Auf einmal bemerkte ich daß das Wefen fich immer mehr verlängerte, und daß das fpitze dornige Kinn und zwey Haarwangen immer grœßer aus der zu kleinen Furienlarve drangen, aber fürchterlicher als die Larve ausfahen.

«Werther Herr, ja nicht ungeduldig! Kommen wir jetzo nicht fchon zur fünften Leidenftation?» fagte es; und wir traten in einen kurzen Thalgang. Ein langer, ganz fchwarz gekleideter Färber ftand am Eingange, und fuchte feine etwas von Gehirnen weißklebrigen Färberhände in Blut oder Thrænen wieder rein und fchwarz zu wafchen. Bräute ftreueten mit abgewandten Gefichtern dem Wefen bethauete zerfchnittene Brautkränze auf den Weg: aber der Thau war heiß. «Ift denn hier» dacht' ich, «der Morgen- und Abendthau nicht kühl?» «Freylich» fagte das Wefen, «aber er ift nur eben erft kochwarm aus den Augen gefallen.» An beiden Seiten des Wegs faßen einige Argus, jeder mit feinen hundert Augen, welche hundert zugleich weinten: aber das Wefen mußte lachen, da es jeden Argus fich mit dem Schnupftuch abquælen fah um die vielen Augen, die immer wieder floßen, zu trocknen. Überall lagen Menfchen auf der Erde mit dem Angeficht, welche einer Schlacht unter derfelben zuhorchten: «Die Narren wißen nicht daß allemal die Seelen der Gebliebenen fich unter der Erde noch einmal fchlagen, und können das Winfeln nicht begreifen» fagte das Wefen, und trat jedesmal unbefangen auf die Liegenden, wenn es der Drache nicht gerade in die Lüfte zog. Aus einer Köhlerhütte lief uns ein Zigeunerkind mit zwey Keßeln nach, und fchrie, es fey eine Waife, und die Mutter fey eben an feiner Geburt verfchieden, und wir follten warten: es wolle fein Blut gießen und äußerft weißagen. Die neugeborne Zigeunerinn zeigte uns einen Keßel voll gefchmolzenen Kugelbleyes und einen andern voll warmen Blutes, und verfprach mit altkluger Miene, gieße fie Bley in Blut, fo werde jeder Herr fich wundern in welche prophetifche Figuren das Bley zerfahre. «Hexe» fagte das Wefen, und fchüttete ihr das Bley ins Geficht, «du willft den Herrn nur furchtfam machen», und wies mich fogleich auf etwas Anmuthiges hin, auf einen im Felfen ausgehauenen Tanzfaal mit allen Vorrichtungen zu einem Balle, mit Blasinftrumenten Wandlichtern Blumengehäng, und fagte «Sobald der Jüngling, den wir in der Nebenhöhle finden, fein Meifterftück gut verrichtet hat, giebt ihm die Familie den fogenannten Scharfrichterball.» In der Nebenhöhle fah ich einen blutjungen Scharfrichter welcher fich im Köpfen übte, der aber um künftigen Miffethætern nicht wehe zu thun feine Kunft, anftatt wie andere an leblofen Sachen, bloß an wirklichen Lebendigen erlernte, wie einige Rümpfe leicht zeigten.

«Nun, Werther, kommt endlich die fechste Leidenftation: es ift fo zu fagen die Schlachtfchüßel vom Schlachtfelde» fagte das Wefen, und lächelte fichtbar: denn da es noch grœßer geworden, war der graue Mund unter dem Munde der Furienmafke vorgefunken. Die langen Lippen waren fchneeweiß; es legte den Finger auf fie, und fagte, fie wæren bloß ein Muttermaal von der Ewigkeit;

ſonſt hab' es keine Mutter. In dieſem weiten runden Tempe-Thal des Weſens wohnte viel Grauſen, und ich merkte jetzo daß mich dasſelbe in immer tiefere Schauder ſchleppen wollte, und ich entſetzte mich vor dem letzten Schauder: aber ich mußte gehorchen und folgen.. Ein rundes fortblitzendes Gewitter ſtand als Sonne über dem Erdenweh. Durſtige öffneten Fäßer voll Vipern, welche herausſchoßen und durch brennende Stiche den heißen Durſt anſchürten. Hungrige verſchluckten ihre Zähne, und käueten das Zahnfleiſch. Eine glühende Krone, ſo groß wie ein Schild, fuhr abgeſchoßen, aber im Kreiſe fliegend, durch einen Zirkel von Kriegtänzern, und riß ihn um. In lebendige Wunden regnete es Diſteln, welche darin ſchnell Wurzeln ſchlugen und trieben; und in jede gefallne Leiche ſchlug ein Donner ein, und tœdtete ſie noch einmal. Ich ſah auf zum Himmel nach Troſt: aber droben hatte ſich das rauchende Blut als Abendroth und Morgenroth und Nordſchein angelegt; Dörfer und Städte zogen als lange Aſchenwolken pfeilſchnell durch die Lüfte; nur einige von einer Mine aufgeſchleuderte Gaßen hingen mit ihren zerbrochnen Menſchen und Häuſern im Himmel feſt. Auf dem nahen Gebirge ſtanden Gletſcher mit Eisnadeln, an welche Kinder geſpießet hingen; und auf den fernen Gebirgen, wo man in die ſiebente Leidenſtation oder das Schlachtfeld hinabſchauen konnte, ſtanden Eltern und Geſchwiſter und Bräute und ſahen eifrig in einen über das Schlachtfeld ſchief herab hängenden Spiegel; die Männer trugen Gehirnbohrer auf dem Kopfe, und die Weiber Herzbohrer auf der Bruſt, und ſanken im Schauen um. »Die guten Leute können die Schlacht unten nicht recht wahrnehmen: daher iſt ein richtig geſchliffener Vergrœßerſpiegel aufgehangen, worin ſie jede Wunde noch beßer und grœßer ſehen können, als ſtänden ſie neben dabei; nur ſterben zu meinem Leidweſen an manchen drunten verwundeten Mehre aus der Familie oben« ſagte das Weſen und fuhr fort:

»Nun, Gottlob! ſeh' ich endlich das ſchwarze Eiſenthor. Darhinter, Werther, ſteht die Schlacht. Es iſt deine letzte Leidenſtation, mein Werther!«

Das Weſen wuchs wieder rieſenhaft: aber berghoch ſchauete über dasſelbe das ſchwarze Thor herüber. Sträubend, voraus gepeinigt, wurd' ich zugleich vom Weſen und vom Thore wie magnetiſch angezogen. Auf einmal wurde hinter dem Thore ein herzſchneidendes Wehgetœn nahe geweht, welches klang als ſtöhne das Weltall, weil es nicht von Gott, ſondern vom Teufel geſchaffen, und den folternden Ewigkeiten Preis gegeben worden ſey. Munter kehrte ſich das Weſen gegen das Thor, und faßte nach einem Schloße. Wohin der Finger rührte, bohrte er glühend ein Loch in das Eiſen; und ich ſah ſchon hinein, und Kochlöcher in der Erde, in jedem einen Menſchenkopf, und ein Peſtwagen feuerte als ein Streitwagen auf Lebendige mit Peſtleichen, welche ſich anklammerten und anſogen, und dann mit der friſchgemachten Leiche verdoppelt weiter flogen und umklammerten; und ich ſah ein Menſchengerippe voll Ameiſen, das ſich unbändig gegen den Tod wehrte, weil er ihm das vorige Menſchenfleiſch gewaltſam umhängen wollte, in welchem es ſo viele Qualen und Wunden erhalten. »Oho! der Thorſchlüßel ſteckt ganz oben« ſagte das Weſen: »ich muß gar auswachſen.« Sogleich ſtand es berghoch da, und funkelte auf mich grimmig herab; die Furienlarve klebte nur als ſchwaches Schminkpflaſter auf dem Rieſengeſicht; die

Spinnen überliefen lebhaft das Antlitz, und überwebten es mit einem Leichenſchleyer; die Sphinx ſaß auf der einen Schulter, und der Papierdrache auf der andern, und beide wedelten gierig mit den Schweifen. Jetzo riß es die Pforte aus, und warf ſie weit ins Schlachtfeld, und ſagte «Blick' hinein, dummer Menſchenwurm, und ſieh deinen Unendlichen!» und der Wehklagſturm ſtürzte heraus. Da blickte ich hinein in die entſetzliche Welt: aber ich ſank bewußtlos nieder: was ich ſah war zu gräßlich für den Menſchenblick, und hatte keinen Raum in einem Menſchengedächtniſs. Noch vor meinen brechenden Augen wurde ſchnell das bœſe Weſen von der Sphinx und dem Drachen und den wüthigen Spinnen verzehrt.

Allmählich kam mir im Ohnmachttraume vor, als rückte das jammernde Feld weiter und weiter von mir, und ſeine Klagetœne erſtürben fliehend in Schwanengeſängen. Die Ferne ſandte endlich nur Hirtenflœtentœne, und die Wohllaute wehte ein mildes Lüftchen bald weiter, bald næher, und endlich ließ es einen ganzen Klanghimmel nahe an dem Ohre auswogen. Jetzo ward ich getragen, gehoben, von Æther umflügelt, von Glanz umdämmert hinter den geſchloßenen Augenliedern; ein Schöpferfinger rührte mich an, und ich ſchlug auf einer grünen Wolke hoch im Himmel die Augen auf. Über mir war der blaue Sternenabgrund; unter mir ein ausgedehntes blaues Meer, an deſſen Horizont zahlloſe Inſeln der Seligen glänzten, und in einem weiten Abendrothe lagen; um mich ſchwammen zerſtreute farbige Wölkchen, rothe aus Roſenduft, weiße aus Lilienduft, und bunte aus vielfarbiger Blumen Duft.

«Wer, o Gott! hat mich belebt aus meinem Weh?» rief ich. «Menſchenkind, mein Vater» antwortete eine milde Stimme ganz nahe an mir: ich ſah keine Geſtalt; nur ein neben mir ſchwebender Heiligenſchein bezeichnete das Haupt und das Weſen, das mir unſichtbar blieb.

Die alten Trauertœne flogen jetzo oben unter den Sternen als Sphærengeſänge: da fingen die Inſeln am Horizonte ſich zu bewegen an, und ſchwammen luftſpielend um einander: manche tauchten in die dunkeln Wellen unter, und ſtiegen morgenrœthlich glänzend wieder auf; einige ſchifften unter dem Meere fort, und kamen mit Perlen überdeckt empor. Eine aber, mit Palmen Cedern und Eichen geſchmückt, und mit blühenden Rieſenjünglingen am Ufer, zog gerade in die Mitte des Meers nach Oſten zu. «Bin ich auf der Erde?» fragte ich. «Frage mich nicht!» antwortete die Stimme ohne Geſtalt: «denn ich kenne alle deine Gedanken, und will dir antworten in deinem Herzen. Du wirſt auf der Erde ſeyn, wenn ſie aufgeht in Oſten aus dem Meere: unter ihm zieht ſie eilig um die Sonne; das Meer der Zeit iſt nur die Woge auf dem Meere der Ewigkeit.»

Die Cederinſel kam wie von einem Strome gezogen der grünen Wolke immer næher. Jünglinge, grœßer als menſchliche, blickten erfreut in das blaue Meer hinunter, und ſangen Freudenlieder; andere ſchaueten entzückt in den Himmel hinauf, und falteten betende Hände.

«Auf der Cederinſel wohnen die Menſchen welche wie ich für die Erde geſtorben ſind: aber in irdiſchen Geſichten ſoll dir offenbart werden wie der unendliche Vater die Menſchenkinder belohnt, die für das Vaterland ihr Blut vergoßen haben. Die Jünglinge die in die Wellen blicken ſehen ihre unten im Meere laufende alte Erde næher, und die Inſel zieht mit ihr: ſie ſehen nur die glücklichen Länder und ihre Freunde, die ſich

ihrer Thaten freuen, und die Nachwelt, die ſie preiſet; und jede Blume die aus ihrem Blut erwuchs wird ihnen von Gott gezeigt.

Die gen Himmel ſchauen und beten, ſehen einen Altar auf jeder Sonne und noch hœhere Mitbrüder, welche Hœheres opfern dem Hœchſten; und ſie bitten den Vater daß er ſie hœher rufe zum himmliſchen Opfern; und wenn er donnert, ſo ruft er ſie.

Die in Freudenthrænen ſchlummern, ſehen ihre Waffenbrüder muthig ſterben, und erquicken ihren Tod, und ſie ſehen geliebte theure Menſchen aus der Erde in die Inſel ziehen, und halten ſie im weinenden Wiederſehen an der Bruſt.»

Jetzo ſtiegen weiße Blumen unten von der Erde auf die Meerfläche herauf, und alle Schlafenden erwachten. Die Blumen waren die Seelen der Mütter, die nun ihren auf den Schlachtfeldern gefallenen Söhnen nachſtarben. Aus den Blumen wuchſen Genien, und ſie flogen an die Söhne: es war ein Sterben vor Freude, aber ein ewiges an ewiger. Die Mütter, an Thrænen gewöhnt, hätten ſie doch auf der Inſel der Seligen vergoßen, wær' es auch nicht vor Wonne geweſen; wie Blumen, von Glocken bedeckt, ſich doch bethauen. Die leiſen Liebelaute der Wiederfindenden bewegten die Lilien und Roſen wie Lautenſaiten zum Klingen. Aber als die Mütter tœnende Luft athmeten, und überall ein Einklang des Tauſendklangs war, und ihre Herzen zerbebten im harmoniſchen Zittern, verklangen und verdufteten ſie zu einer Blumenwolke, und die Wolke ſtieg empor, und zog im Himmel nach den fernen Inſeln der ſeligen Mütter und Bräute: aber zurück ſchmachtend ſehnten ſie ſich nach der Zeit, wo dann alle Inſeln der Seligen zu Einem gelobten feſten Lande ſich zuſammenreiheten und verſchwiſterten.

«Menſchenkinder, die Freude iſt eine Ewigkeit älter als der Schmerz, und wird eine älter als er, und er iſt kaum da geweſen. Menſchenkinder, opfert die Zeit der Ewigkeit!»

Ein hoher blühender Greis mit einer Märtyrerkrone ſchaute zur grünen Wolke auf, und betete die Stimme ohne Geſtalt neben mir an: da erblickte ich im Auge des Greiſes die abgeſpiegelte Geſtalt des Weſens neben mir: mein Herz warf ſich gedemüthigt und erhoben vor dem grœſten aller Menſchen der Erde nieder, und er ſagte in mir wieder das Wort «Opfere die Zeit der Ewigkeit!»

Jetzo rauchte neben der Cederinſel das Meer wie von einem unten aus dem Boden oder Erdballe aufſteigenden Feuerberg: aber er warf nur Eichenkränze und Friedenzweige und Lichtſtralen aus. Endlich hob ſich ein unendlicher Altar aus den Wogen, mit ſchlafenden Jünglingen und Greiſen bedeckt. Als ſie das Himmellicht berührte, erwachten ſie plötzlich, und ſtanden auf, und ſtürzten an das Inſelufer, und nun lagen dieſe neu geſtorbnen Waffenbrüder an den alten, Herz an Herz, und der Sternenhimmel ſtand über ihnen als unvergängliches Freudenfeuer ihrer Vereinigung. Da rauſchten die Eichenwälder; die Lœwen brüllten freudig; die Adler flogen, vor Luſt ſich in Feuer einwickelnd, in das Gewitter, das jetzo von den Sternen kam. Das Gewitter legte ſich über die Welt, und warf Blitze als Sonnen, es rollte Donner als Erden, und weinte mit den Helden heiße Freudentropfen; und unten im Meer donnerte die tiefe Erde dumpf nach. Nun ſank die Wolke an die Inſel, und nahm brauſend in ſich die Helden auf, welche den Vater angerufen hatten daß er ſie auf hœhern Erden opfern laße.

Als das Gewitter mit ihnen hinter den Sternen verſchwand, war die Schöpfung groß:

das Herz feyerte die Ewigkeit; die Erden waren im Himmel als eine Alpenkette neben einander gelagert; die Sonnen waren der Sonnenhof um die ewige Urſonne, und überall ſtand Gottes Thron.

«Bete, eh du erwachſt! die Erde geht auf» ſagte die Stimme ohne Geſtalt, und durch die Næhe des hohen Weſens war ſchon mein ganzes Herz ein einziges Gebet. Aber nun zog die grüne Wolke mit mir eiliger nach Oſten der kommenden Erde zu, und die Cederinſel flog mit ihren Seligen den andern Inſeln entgegen. Das Meer brannte in Oſten von Morgenroth wie über einer aufgehenden Sonne, und tiefer ſank die grüne Wolke in die Erden-Aurora ein.

Plötzlich wurde der Heiligenſchein der unſichtbaren Geſtalt zu einem hohen Regenbogen, und verſchwand darauf in einem unendlichen den Himmel überdeckenden Glanz.

Und die Erde ging auf, aber als eine Sommernacht.

Ich erwachte, und ſtatt der Wolke grünte um mich eine Auenflur, und über mir ſchimmerten nur die Sterne. An die letzte Frühlingnacht hatte ſich die erſte Sommernacht geſchloßen und geſchlichen. Der Mond ging in der Geiſterſtunde als Silberbogen auf, und in Norden rückte die Abendrœthe des Frühlings zauberiſch als Morgenroth des Sommers um die Berge. Mein Herz hing an den ewigen heiligen Sternen feſt, wo mein Traum noch wach fortlebte, und ich ſeufzte «Ach! dort oben iſt jeder Tag ein Frühlinganfang.» Da hœrt' ich von der Stimme ohne Geſtalt in mir wieder das alte Wort «Menſchenkind, opfere die Zeit der Ewigkeit!» Und ich ſeufzete nicht mehr.

DIE WENIG ERWOGENE GEFAHR

DIE BEIDEN HERRSCHAFTEN WALCHERN UND LIZELBERG IN DER VERLOOSUNG AM KÜNFTIGEN 30. JUNI DIESES JAHRS (1815) ZU GEWINNEN, IN EINEM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN DEM RECTOR SEEMAUS UND MIR.

Wahrhaftig niemand kann gleichgültiger ſein Loos für 12 fl. rheiniſcher Währung hier in Baireuth bei Herrn Gunzenhäuſer genommen haben als ich; und ich dachte mehr daran, daß ich eine kleine Summe zum Fenſter hinaus werfen, als daß ich eine ungeheuere erbeuten könnte. Denn ich bekomme am 30. Juni, næmlich wenn meine gewählte Nummer 19983 gewinnt, nach der unter allerhœchſter kœniglicher Bewilligung in München erſchienenen «Kundmachung» erſtlich die beiden Herrſchaften Walchern und Lizelberg im Hausruckviertel, zwiſchen Salzburg und Linz ungemein reizend liegend, welche ſchon 1750 zu 231,900 fl. rh. gerichtlich eingeſchätzt worden; dazu erhalt' ich noch die Sægemühle und das Bräuhaus von Lizelberg, welche als ſpætere Angebäude man auf 90,000 fl. (außergerichtlich) angeſchlagen; endlich wachſen mir noch fünfzigtauſend Gulden in baarem Gelde zu, welche wenigſtens den Vortheil bringen, daß ich

damit die Schuldenlaſt meiner beiden Herrſchaften bis auf den letzten Heller tilge. Ich führe gar nicht an was meine Nummer noch als Vor- und Nachtreffer gewinnen kann: man findet es in der Münchner Kundmachung genau beſtimmt. Alle dieſe ſo äußerſt beträchtlichen Gewinne fallen, wie geſagt, auf meine Nummer, falls nicht etwa unter den 36000 Zahlen (ſo viel Looſe ſind) eine andre als meine gewinnt; was aber eben noch zu erwarten ſteht.

Indeſs erhielt ich mich ruhig, ſowohl am 31. December 1814, wo die Ziehung und Hebung dieſer Geldbergwerke verſprochen war, als ſpæter darauf, da ſich das Ziehen immer länger verzog; ja nach dem 18. Februar, wo das Münchner Stadtgericht endlich die Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni dieſes Jahres feſtſetzte. Ich konnte jetzo auf den Tag gleichſam mit dem Finger zeigen, wo ich, wie die Aloe nach vierzig dunkeln Jahren in einer Nacht in Blüten zerplatzt, eben ſo in einer Stunde zum deutſchen Crœſus aufſchoß, falls ich (was natürlicher Weiſe immer vorher vorausgeſetzt werden muß) mit meiner Nummer gewann. Aber auf die Lebensgefahren, die das Ziehen und Einlaufen einer ſolchen Silberflotte drohte, und noch droht, wær' ich nie gefallen, hätte mir nicht Rector Seemaus Wind gegeben in ſeinem Brief, den ich ſogleich den Leſern des Morgenblattes reichen werde.

Nur will ich voraus ſchicken daß der gute Seemaus, da er immer ein Schulmann war, nie etwas hatte, außer einige kleine Schulden: denn zu großen hatt' ers aus Mangel an Gläubigern nie zu treiben vermocht. Schon als Schullehrer überhaupt und als Rector eines Marktfleckens insbeſondere hatte er ſeinem Amte gemæß von Tag zu Tag zu hungern. Wie Moſes auf dem Sinai vierzig Tage lang faſten müßen um als Geſetzgeber der Juden herunter zu kommen, ſo kann ſchwerlich ein Staat weniger vom Schullehrer verlangen, als daß er, welcher den Vortheil hat immer von Neuem ein Nach- und Wieder-Moſes und Geſetzgeber für die immer neu nachwüchſige Jugend zu werden, ſich eben deshalb zur Fortſetzung einer häuslichen Faſtenzeit bequeme, welche ſich noch immer ſehr von reinem Hunger unterſcheidet. Daher in der Geſchichte gar keine verhungerten Schullehrer auftreten, ſondern immer nur hungernde; was für die Hauptſache auch wohl hinreicht. Indeſs in vorigen Zeiten trieb der Staat das Kaſteyen weit, und ein Baireuthiſcher Schulmeiſter mit ſeinem Küchenlatein ohne Küche mag wohl auf ſeinem Lehrſtuhl vor einem Katzentiſche unter dem Markgrafen Friedrich I. geſeßen ſeyn, weil damal der Pfarrer den Schulmeiſter beköſtigen mußte, das heißt der Hausarme den Bettelarmen: kurz, ein Paar aßen zuſammen in welchem ein jedes Eingeweide den ſogenannten Leerdarm nachſpielte. Vielleicht aber geht man neuerer Zeit auf der andern Seite zu weit: denn man wirft allen Schullehrern Beſoldungen aus, wenn auch kärgliche, und manche können oft bloß von ihrer Einnahme leben, wenn ſie nicht Frau und Kinder haben. Man vergißt hœhern Orts, ſcheint es, daß, wie verfinſterte Ställe zum Fettmachen der Thiere, ſo umgekehrt Schulſtuben voll Licht zum Entfetten und Abmagern der Inwohner helfen ſollen.

Wer unſern Rector Seemaus, zu welchem wir zurück wollen, zu Geſicht bekommen, weiß wie Armuth und Hypochondrie gepaart ausſehen: zwey gute Wechſel-Gegengifte, die keinem Schulmann fehlen ſollten, weil den Appetit, welchen die Hypochondrie abſpannt, die Armuth wieder aufreizt, und doch zum Vortheil der matten Verdaukräfte ganz zu ſtillen verbeut.

Aber hier ist endlich des Mannes Schreiben selber, worin er so wechfelnd weinerlich und lustig sich gebærdet, daß man nicht weiß mit welchem Wechsel man es halten soll.

P. P.

Ew. Hochwohlgeboren finden an mir noch immer den alten erbärmlichen Rector Seemaus, wie Sie ihn vor vielen Jahren gekannt. Sie selber sind seitdem wacker aufgestiegen, und leben von Ihrem Gelde; was ich freylich auch thue, so oft ich welches habe: sonst standen wir etwas næher beisammen, und ich sehe Sie noch vor mir in Ihrem grünlichen Flausrock schreiten. In meinem elenden Wohn- und Marktflecken kommt mir nichts von Ihnen zu Gesichte als die Lobsprüche welche die Litteraturzeitung Ihnen zollt, unter welchen wohl manche fehlen mœgen die Sie von den Ergänzblättern empfangen, welche letzten aber unser Lesezirkel aus Sparsamkeit nicht mithält. Nachgedruckt werden Sie auch wenig, und ich besitze nur das Campanerthal von Mäcken in Reutlingen.

Um nun auf mich zu kommen (denn meinetwegen schreib' ich überhaupt den Brief), so wachs' ich zwar auch, aber ich weiß nicht wohin zu, wenns nicht unterwärts ins Grab ist. Ich scheine ordentlich in die Länge in meinem Alter zu schießen, wo andere in die Dicke treiben: aber in das lügenhafte Langduodez zieht mich meine elende Abmagerung. Fahr' ich so fort, und laße mir jährlich die Weste eine Hand breit einnæhen, so setzt sich zuletzt hinten eine ganze junge Nebenweste auf der alten an. Alles andere in meinem Hause ist auch lang und dünn, meine Frau, meine Schwiegermutter, und meine mannbaren Töchter, bei welchen ich mich vergeblich nach Enkeln umthue.

Wir heißen im Marktflecken nur die lange Familie. Lungensüchtig sind wir gleichfalls sämmtlich, und gewöhnlich husten unserer fünfe zusammen; welches Chor und Quintett jedoch das Angenehme hat, daß keiner während desselben auf den andern hinhœren und ergrimmen kann. Anlangend meinen Sprachton, so hœrt er sich im Ganzen wie die Stimme eines Schornsteinfegers an der oben aus dem engen Rauchfange einige dumpfe Worte mit dem Ruße herunter fallen läßt. Meinen Humor können Sie sich demnach denken: ich will mit jedem Andern leichter auskommen als mit mir, wenn ich bloß meine Schwiegermutter ausnehme.

Doch ich breche von unsern zehn beschnittenen Lungenflügeln ab. Das Allererbärmlichste ist nur die allgemeine Armuth, die in unserer ganzen Stube regiert. Denn woher, bitt' ich Sie und Jeden, soll ich etwas holen? es müßte aus der Kriegssteuercasse der reichliche Beitrag seyn den ich hinein geliefert, oder aus den einquartierten Mægen der Fleischzehnd und die Tranksteuer welche ich in jene von meinem trocknen Brote entrichten müßen.

Hermes sagt in seinen peinlichen Romanenacten, nichts sey einem Gelehrten ungesunder als allein zu eßen. Nun hab' ich mich wohl, wie jeder Schulmann, gut gedeckt, da eine hinlängliche von mir selber erzeugte Tischgesellschaft mit mir schneidet und spießt. Das Eßen selber aber anlangend, so ist seit Jahrzehnden vom guten ohnehin keine Rede: ganze köstliche Kochbücher giebts die noch nie über meine Zunge gegangen, und ich werde auch wohl nicht eher etwas Ausgesuchtes zu schmecken bekommen, als bis ich als magnetisch-gestrichner Hellseher schlafend aufsitze, und ich die guten Bißen die mein Streicharzt vor mir kaut bei leeren Zähnen ihm ab- und nachschmecke mit der obligaten

Zunge als vorbeſtimmter Harmoniſt mit ſeinem Geſchmack.

Außer dem guten Eßen fehlt mir und den Meinigen auch das ſchlechte. Wenn Cæſar, wie Sie aus Cæſar am beſten wißen, 52 Siege davon getragen, ſo erfechten wir in jedem Jahre von 52 Wochen wohl eben ſo viele, in jeder Woche einen neuen, über unſern alten Familienfeind, den Hunger: ich will aber lieber einen auswärtigen Feind überflügeln als einen inwärtigen, wie der Magen iſt, der grœſte gefræßigſte Eingeweidewurm den man nur hat.

Einiges muß ich Ihnen doch mehr von meiner Lage ſagen, eh ich weiter gehe. Die Schule in meinem Marktflecken ſtellen Sie ſich ſehr gut vor, wenn Sie ſich an die im Marktflecken Schwarzenbach an der Saale erinnern, in welcher Sie ja ſelber geweſen, zwar nicht als Schullehrer, aber doch als Schulknabe. Auch in meiner giebts nur die beiden Schul-Pole, einen Rector und einen Cantor: wir beide treiben unſer Dummvirat zu gleicher Zeit, und ſind in einer Stube zwey Parlamenthäuſer, wie etwa von zwey Rothkehlchen in einer Stube jedes der Bißigkeit wegen den halben Bezirk bewohnt und behauptet. Wir haben uns næmlich in beide Geſchlechter getheilt, und während er über die weibliche Schuljugend ſein Stock-Paraſol aufhebt, bring' ich bei der männlichen meinen Hoheitpfahl an Ort und Stelle, und wir ſchlagen oft luſtig genug wie das Doppelclavier einer Orgel zu gleicher Zeit an zwey Pfeifen. Da Niemand weiter in der Schule ſolche gymnaſtiſche Uebungen treibt als ich und er, ſo ſind wir im alten Sinne die einzigen Gymnaſiaſten darin.

Zu dem gemeinſchaftlichen Ausprügeln feuert uns ſichtbar der bœſe Umſtand an daß wir einander durchaus nicht leiden können, weil Jeder am Nährzweige des Andern nagt und beißt und abknuppert. Denn da des Cantors Schulleben einen noch mattern Goldſchlich führt als meines (vorigen Weihnachten ſoll er einiges Gold auf einem Pfefferkuchen ſeines Jungen geſehen haben in Blättchengeſtalt), ſo will er ſich mit Tauf- und Geburttag- und Hochzeitgedichten durchfreßen, die er der umliegenden Gegend aufſetzt; welche ich alle eben ſo gut auffetzen und abſetzen könnte als er. Aber ich mit meinem Pegaſus werde von den Leuten wie ein Trauerpferd nur für Leichengedichte geſattelt, und für ähnlichen Harm und Ernſt, und muß abgeſchiednen Seelen gleichen, welche nach Jungs Geiſterlehre gewöhnlich in Leichenkleidern auftreten. Aus unglaublicher Dummheit glaubt die Gegend, ich ſey nur im Weinerlichen brauchbar und zu genießen, aber ſonſt kein Mann für den Spaß: denn die Dummheit der Gegend iſt ja ſo groß, daß ſie einen dergleichen Anſatz zum Jammer ſich durchaus erſchließt, weil ich theils wie ein Fleiſch-, ja Blätter-Skelet bei allen innern Früchten ausſehe, und weil ich theils in meinen Sterb-Anzeigen das fremde Wimmern und Schluchzen ſehr weit ausſpinne; wozu ich doch meine ſehr guten, ja frœhlichen Urſachen haben kann. Aber wahrhaftig, ich will ſo oft lachen als der Cantor, und ſtärker dazu, und mitten im verſificierten Klaggeſchrey wandelt mich oft ein halbes Todtlachen an. Dieſes dürft' ich denn nur weiter verfolgen. Ja vor lauter bloßem Hausjammer wollt' ich in ein Gelächter ausbrechen.

Sie ſehen aber aus Allem daß ich immer meine Pfennignoth ſtatt eines Nothpfennigs behalten, und mit dem Cantor in unſerm zweymännigen Tuchmacherſtuhl bis an den jüngſten Tag forttreten und fortſchnarren und die Schiffchen fortwerfen werde, wenn

nicht eine Wunderhand aus den Wolken eingreift. Für eine folche wahre Wunderhand fehen wir alle, ich und meine lungenfüchtige Compagnie (glauben Sie mir gern) die vorjährige Kundmachung einer Verloofung an, in welcher gegen zwölf leichte Gulden die beiden Herrfchaften Walchern und Lizelberg im Hausruckviertel, zu 361,000 fl. rh. Währung taxiert, fammt vielen Geldgewinften, künftigen 30. Juni *a. c.* fo gewifs zu gewinnen find, als München fteht, wo die «Kundmachung» mit hœchfter Genehmigung verfehen und gedruckt worden. Ich lege fie Ihnen hier bei, weil es mich ekelt, das fchon taufendmal gefagte immer zu wiederholen. «Damit find noch 55 Nebengewinfte von 50,000 fl. bis 100 fl. abwärts verbunden, welche in baarem Gelde 120,000 fl. betragen, und wobei jedes Loos fünfmal gewinnen kann.» Man möchte beinah fagen, es fey des Gewinnens zu viel, indem fo große Nebengewinne wie die des zweyten Loofes-Zugs von 16,000 fl., die des dritten von 12,000 fl., des vierten von 10,000 fl., des fünften von 8,000 fl., womit in andern Lotterien jeder Loosnehmer zufrieden wære, wieder ordentlich einkriechen vor einem Hauptgewinft von 100,000 fl. rheinifch.

Ich habe in der Freude nicht überfehen daß der Loofe, wovon jedes nur 12 fl. koftet, oder der Loosinhaber gerade 36,000 find: ich habe vielmehr die Verloofung mit dem Zahlenlotto fcharf verglichen, zum Glücke aber gefunden daß jene Herrfchaften vielmal wahrfcheinlicher zu gewinnen find als eine Quaterne. Noch obendrein halten im fchlimmften Falle noch die Nebengewinfte fchadlos: denn der allerfchwächfte, der für 12 fl. nach der Kundmachung zu ziehen ift, betrægt doch 100 fl.; was immer etwas Beßeres ift als ein Verluft. Ich habe daher oft zu meiner dürftigen Mannfchaft gefagt «Ich habe mich bisher oft gewundert warum ich mich Seemaus fchreibe, wie der Schleimwurm gleiches Namens, der wegen feiner herrlichen angebornen Goldftacheln auch Glanz- und Goldwurm und Goldmaus (*aphrodita aculeata*) heißt, da doch unter allen Seemaufen meines Stammbaums kein einziger je etwas von Gold in den Händen gehabt als etwa den Goldfinger. Aber närrifch wære es, wenn doch am Ende hinter Seemaus etwas fteckte.»

Ich berge daher gar nicht, würdiger Herr Legationrath, daß die bloße Ausficht auf einen folchen Petri-Fifchzug, dem eine Wunderhand beifteht, für uns fämmtlich vielleicht zu ftark jede Nebenficht überwiegt. Aber arme Schulleute wollen fo gut ihr Stückchen Hoffnung haben wie der reichfte Narr. Ohne ein Loos von Hrn Gunzenhäufer, Collecteur in Baireuth, blieben wir bloß heilige Stephane, die fortgefteinigt werden, aber die nicht den Himmel offen fehen. Jeder Menfch will feine Hoffnung haben: aber ein Schulhaus ift Pandorens Büchfe, aus welcher gerade der Bodenfatz, die Hoffnung, ausgeflogen, indefs die Übel im Nefte geblieben.

Zum Glücke hatt' ich fo viele Kinder, daß fechs Pathenlöffel da waren, die wir verfilbern konnten um uns zu vergolden: wir nahmen daher bei dem Baireuther Collecteur die geheimnifsvolle Lotterie-Nummer

(Hier muß erft bei dem Collecteur nachgefehen werden, weil bei Seemaus 0 und 6 und 9, fo wie 3 und 5 gar nicht zu unterfcheiden find.)

Das Schöpfwerk mit den fechs Schöpflöffeln, womit wir einmal ftatt einer Armenfuppe eine Reichenfuppe eßen wollen, foll uns kein Menfch verdenken. Es fetzen Reiche um mich herum hinein: was aber ein Reicher braucht, das brauch' ich noch viel mehr, und wenn fünf und dreißigtaufend neunhundert und neun und neunzig, worunter fo viele Geizhälfe fo wie Spitzköpfe feyn werden, zu ge-

winnen denken, ſo will ich keine Ausnahme ſeyn, ſondern die Zahl voll machen.

Auch ging Alles bei uns erwünſcht, bis endlich die Baireuther Zeitung und der Nürnberger Correſpondent die Bekanntmachung des Baierſchen Stadtgerichts, von Hrn Director Gerngroß und von Hrn von Schmœdl unterſchrieben, in unſer Schulhaus brachten, «daß vor dem kœniglichen Appellation-Gerichte die Intereſſenten des Verlooſung-Geſchäftes auf den Rücktritt und jede weitere Prolongation Verzicht gethan, und die öffentliche Ziehung unwiderruflich auf den 30. Juni 1815 feſtgeſetzt hätten.» Seitdem war nun der Ziehtag und der für Jeden mœgliche Erwerb der beiden Herrſchaften gewiſs; die Geldgewinſte *pro* 129,600 fl waren ſchon baar in ein Münchner Handlunghaus niedergelegt. Die Herrſchaften im Hausruckviertel und ihre 1000 Familien, und die Bräuhäuſer, und das große und neue Schloß, und die Oeconomie, und die mehr als 700 Jauchert Waldung, und der Viehſtand, und die ſehr beträchtlichen Jagden und Fiſchereyen ſchwebten tæglich um einen Tag næher zu uns heran. Ich elender Hectiker, der überall oben hinaus iſt, malte vollends die ungeheuern Schätze des 30. Juni meinen lungenſüchtigen Närrinnen immer heftiger aus, und ſetzte die morſchen Lungenflügel in Flug, und hielt ihnen den künftigen Edengarten aufgeblättert ſo nahe an die Naſe, daß ichs nun endlich, Gott ſeys geklagt! ſo weit gebracht, daß, falls wir mit unſern ſechs Löffeln die zwey Inſeln wirklich errudern, daß nicht nur meine Frau und Schwiegermutter und die beiden mannbaren Töchter, ſondern ſogar ich graues Schaf dazu in dieſem Falle als ausgemacht befürchten auf der Stelle vor lauter Freude auf dem Platze zu bleiben und abzuſegeln. Dann hätte bloß der Tod ſeine fünf Treffer an uns getroffen und gezogen.

Mein Unſtern wollte noch dazu daß ich in Tiſſots zweyten Bandes erſten Theil über die Nervenkrankheiten, von Ackermann überſetzt, hinein geſehen, und darin ſo manchen angetroffen der an weit kühlern Entzückungen kalt geworden: einen Pabſt Leo X. der vor Freude über die Beſiegung der Franzoſen, einen Hühnerhund der (nach den *Mémoires du Marquis de Lang*) vor Freude über die Wiederkunft ſeines Herrn verſchieden, einen Mann der (nach Weber) bei bedeutenden Freuden wenigſtens zu ſtammeln und halb ſchlagflüßig zu werden angefangen. Zu dieſem allen fügte noch der Nürnberger Correſpondent ſehr unkluger Weiſe (da er ſelber Nachrichten der Verlooſung verbreiten half) den nichtpolitiſchen Artikel hinzu, daß ein Banquier am Gewinn des großen Looſes ins Gras gebißen, in welches ein anderer Banquier, aber vor Gram über das Weggeben ſeines Gewinnlooſes, gleichfalls beißen müßen. Ging ich denn nicht ſelber ſo ſchafmæßig zu Werke, daß ich meiner langen dünnleibigen Familie eine weitläuftige Erzählung von einer armen Verwandtinn und Erbinn Leibnitzens vortrug, welche anfangs die Freudenpoſt noch lebendig genug aushielt, nachher aber, als ihr Wäſche- und Silberſchränke aufgeſchloßen wurden, ohne Weiteres das Zeitliche geſegnete und abſtand.

Seitdem ſteht nun mein ganzer, leider eben ſo lungen- als goldſüchtiger Familienzirkel Todesangſt aus, und ſchauet der Hiobspoſt am 30. Juni bloß mit Zittern entgegen. Hiobspoſt ſag' ich mit Bedacht, weil eben Hiob (nach deſſen 42. Capitel) alles zweyfältig wiederbekommen, und 14,000 Schafe, 600 Kamele, 100 Joch Rinder und 1000 Eſel, und 3 Töchter und 7 Söhne erhielt. Mich ſucht der verfluchte Gedanke an unſer Freuden- und Sterbegelag am ſtärkſten im Bette heim, wo ich in der Finſterniſs und Muße ungeſtœrt

mir das Teufelszeug von den beiden Herrfchaften und unfern fünf Tanzftellungen zum Todestanz und Kehraus grob und farbig aus einander male, und zwanzig Mal in Einer Nacht Jeden beneide der bei Gunzenhäufer nichts eingefetzt, alfo nichts zu befürchten hat, næmlich nichts zu hoffen.

Halten Sie dieß ja nicht für den hypochondrifchen Schwindel eines darbenden Schulmanns, welchem das fchnelle Umfetzen feines Schulhaufes in ein Luftfchloß den Kopf verrückt. Ich kann aus der Seelenlehre recht gut erhärten, Seelenkenner, daß der Menfch die Grœße eines Glücks wie eines Unglücks ordentlich für eine Wahrfcheinlichkeit des einen wie des andern anfehen muß: wird aber z. B. ein Tabackbeutel zu 1 fl., das Loos zu 1 Kreuzer, mit 60 Nummern ausgefpielt, fo wird Niemand gerade der unter 60 Menfchen zu feyn glauben, der den Beutel gewinnt: er fetzt bloß zum Scherze und wie verloren feinen Kreuzer.

Ich könnte mich und die Meinigen freylich aus allen Ängften dadurch ziehen und wieder warm fetzen, daß ich meine Loosnummer mit einer fchwachen Einbuße verkaufte: wenn fie aber alsdann gewönne? Hat nicht den Banquier im Nürnberger Correfpondenten der Gram über fremdes Gewinnen abgewürgt? Und hab' ich nicht für drey unerzogne Knaben zu forgen, da fie als Kinder nicht vor Freude mitfterben würden?

Ift es aber nicht närrifch und faft lächerlich, daß wir fonach alle im Haufe eben fo fürchten das Loos zu verlieren (durch Brand oder Mord) als es zu behalten?

Vorgekehrt hab' ich Manches gegen die Sterbeangft der Meinigen. So fuch' ich ihnen mit der Hoffnung zu fchmeicheln daß fich uns vielleicht bloß der Nebengewinft einiger taufend Gulden zuwerfe, wobei man leicht lebendig bleibt: aber fie verfetzen fämmtlich «Einem, Einem, Einem, Einem unter allen 36,000 Mitfpielern fpringen doch, fo gewifs als es Himmel und Hölle giebt, die beiden Herrfchaften in die Hand: warum follen fie gerade uns vorbeifpringen?»

Der Vernünftige wird es daher für gut heißen, daß ich für den fo mœglichen Fall, wo ich armer bis zuletzt geplagter Schulmann unter den goldnen Schlagregen unterfänke und ertränke, aus Liebe für alle Meinige die mir nicht vor Freuden nachfahren einen kleinen letzten Willen aufgefetzt und unterfiegelt, worin ich alle Streitigkeiten und proceffualifchen Weitläuftigkeiten welche fich nach dem Zuge der beiden Herrfchaften unter den Meinigen entfpinnen können, mit gewißenhafter und wahrhaft lächerlicher Genauigkeit im Voraus gefchlichtet habe, fo daß Jeder bis zu meiner Schwiegermutter fein Zugehœriges von dem großen Loofe (theil' ich dasfelbe doch vor dem Gewinne um fo kaltblütiger aus) heben und haben kann.

Aber das Jammern über mein Teftament ließ mich in eine neue Gefahr vom 30. Juni fehen: was næmlich die Freude übrig ließe, das raffte die Trauer über die Andern weg. Kurz, ich komme jetzt zur Abficht meines ungebührlich langen Schreibens. Ich bitte Sie næmlich, da ich weiter Niemand in Baireuth kenne, daß Sie als bekannter Menfchenfreund die Nachrichten über mein Loos, die Niemand als Ihnen Hr Collecteur Simon Gunzenhäufer zufolge meines Briefes an ihn vom 1. April zu übergeben hat, auf eine folche Weife mir und den Meinigen zukommen zu laßen, welche allem Unheil vorbeugt, entweder ftückweife oder fogar täufchend (ich erlaub' es vorher) oder ganz anders. Aber einem Romanendichter fo vieler feiner Minifter Hofleute und Streiche ift es unfchicklich hier etwas vorzufchreiben. Verdient

aber können Sie fich machen um eine ganze bisher dürftige Familie, welche aus dem Glücktopf nicht gern das Todesloos zu ziehen wünfcht. Der ich verharre mit grœfter Verehrung ewig Ew. Hochwohlgeboren

gehorfamfter
Johann Thomas Seemaus,
Rector.

Hier folgt die unabgeänderte Antwort.

Baireuth den 1. May 1815.

Lieber Herr Rector!

Auch ich fitze auf den Tod, fo gut wie Sie, und muß meinem Namentag oder dem Pauls-Tag, næmlich dem 30. Juni, entgegen fehen: denn ich habe ebenfalls ein Loos genommen, die Nummer 19983. Mehre Loosnehmer um mich her haben fich demfelben Schickfal ausgefetzt vor Freude drauf zu gehen. Jedoch will Jeder gern den Freudentod mit Freuden für den Andern fterben, und unter 36,000 Menfchen gern der Einzige werden den das Loos trifft.

Ihre Bitte erfüll' ich bequem, und mit Hrn Gunzenhäufern ift gefprochen; den Sie aber jetzo, da die Juden nach einer neuen Verordnung einen officiellen Namen annehmen mußten, Hr Blumenfeld zu nennen haben. Fünf und zwanzig Vorkehrungen hab' ich Sie zu täufchen im Kopf; nur beding' ich mir aus daß Sie mir vom 30. Juni kein Wort mehr glauben, weder wenn ich Ihnen Nebengewinfte noch fo gewifs berichte: denn Sie könnten fie fonft für eine vorbereitende Jacobsleiter zu Ihrem Himmel anfehen; noch weniger wenn ich Ihnen den Hauptgewinft weis machte. Kurz, Sie follen lebendig wegkommen bei meinen 25 Vorkehrungen.

Mir felber will es fo gut nicht werden: ich bleibe hier, ohne alle Schutzwehr, ganz dem erften Stoße bloßgeftellt welchen der Zug der beiden Herrfchaften an mir verüben will. Sollte man fich nicht zuweilen fragen, Hr Rector, ob der Staat nicht zu leicht in Verloofungen einwillige, durch welche er, da fchlechterdings der hœchfte Gewinn auf irgend einen Loosnehmer fallen muß, eines feiner Mitglieder der Gefahr der Überbereicherung oder gar des Freudentodes Preis giebt? Wie viel anders und fchonender gehen Staaten in ihren eignen Zahlenlottos zu Werke, worin fie zwar für noch ärmere Einfätze einen eben fo großen, ja grœßern und lebensgefährlichern Gewinn in der Quaterne zu ziehen freyftellen, dem wirklichen Ziehen derfelben aber durch die richtigften Berechnungen fo gefchickt vorgebogen haben, daß leichter ein Schwanzftern zum zweyten Male kommt als eine Quaterne zum erften. Bei folchen Vorfichtmaßregeln kann daher Jeder, fogar der kränkfte Hypochondrift, ficher ins Lotto fetzen, und hat fich kaum vor einer Ambe zu ängftigen: wohl aber hat er das Schœnfte, nur für weniger Geld, zu genießen, die Hoffnung (welche gerade fo fehr das Leben verlängert, als es die Freude verkürzt), und zwar welche Hoffnung! die, alle feine Feßeln und das Lotto felber zu fprengen; eine folche, für welche der Ärmfte fein Bett verkauft um außerhalb demfelben noch feliger zu träumen, und für wenige Kreuzer in einen Himmel der Zukunft hinein zu fehen, in welchen er nicht fahren kann (wie nach den Muhamedanern die Weiber in das Paradies nur fchauen, nicht kommen): ein Himmel wie der unfrer celtifchen Vorfahren, der in und auf Wolken beftand. Indefs kann ich Ihnen, wenn der goldne Platzregen auf Sie fällt, folgenden Regenfchirm anbieten, den ich felber bei meiner Nummer 19983 unterhalte, oder wenn Sie rhetorifch lieber wollen, einen Sonnenfchirm gegen die Stechfonne des Glücks. Was næmlich den Menfchen bei dem Ausbreiten eines weiten Goldlandes fo

leicht in Schwindel umwirft, iſt daß jetzo ohne alle Schutzbreter ſtromweiſe zehntauſend Plane darüber einſchießen, was er mit ſeinem Peru anfangen will: zuerſt alles Mœgliche; dann tauſend beſtimmte Sachen; dann jene Sachen nicht, dieſe aber; dann dieſe, aber jene nicht: aus allen Compaſsecken fahren Strœme her, und durchſchneiden ſich, und drehen ihn in ihren Wirbeln. Es iſt ein phyſiologiſches Wunder, wenn der Mann nicht untergeht: denn alle Pulsadern überſchwemmen mit Blut, alle Nerven verſtrœmen den Nervengeiſt: von jenem kann nicht genug fortgeſchafft, von dieſem nicht genug nachgeſchafft werden. Wie viel bedächtiger und vernünftiger aber handelt ein Mann der ſich dagegen deckt, indem er kaltblütig und Monate vorher, ehe die beiden Herrſchaften Walchern und Lizelberg vor ihm gewonnen da liegen, einen Bogen Papier nimmt, und darauf einen überdachten brauchbaren Gebrauchzettel entwirft, næmlich ein Verzeichniſs deſſen, wozu er die beiden Jagden, die Fiſchereyen, die Viehſtände, die 1000 Familien verbrauchen will; welche Reiſen Schenkungen Streiche Freuden Einkäufe Aufwände Plane er mit ſo ungeheuren Hülfmitteln machen will. Darauf erwartet er wahrhaft ruhig die Münchner Zeitung und das Johnſon Uhlfelderſche Handelhaus, welche ihm die Gewinſte ankündigen und aushändigen.

Wenigſtens mich, lieber Seemaus, verſchanz' ich auf dieſe Weiſe, und ich ſehe in meinen Kaſematten meinem Reichthum ſo gelaßen und kugelfeſt wie einer Armuth entgegen. Ich darf behaupten, bis über die erbärmlichſten Kleinigkeiten hab' ich mir auf meinem Seßel in völliger Freudennüchternheit alle Prachtgeſetze gegeben welche ein Capitaliſt braucht: meine Reiſekarten im erſten Jahre ſind ſchon ganz fertig; desgleichen die Bauriße einiger Luſthäuſer zu Hauſe; die Namen ſowohl der Bücher die ich zuerſt anſchaffe, als der Armen die ich fortſchaffe, ſind zum Theil aufgeſetzt; und zwey Abſchreiber und Regiſtratoren zu meinen Excerpten werden gehalten, wenn ich nicht gar einen dritten als Druckfehler-Fiſcal meiner Werke beſonders beſolde; und ich kaufe mir ein Silbermannſches Clavier und ein Pferd. Für Andre wichtiger iſts, daß ich ſogar für die 1000 Familien, die ich aus dem Glückrade ziehe zum Regieren, jeden Tag mehr über die Geſetztafeln meiner geſetzgebenden Gewalt ins Reine komme, und ordentlich mir meine Selber-Wahlcapitulation und goldne Bulle eigenhändig ausfertige. Ich als hœherer Geſammtvater der Familienvæter, als *pater ſuperior*, will für die guten Menſchen im Hausruckviertel zehnmal mehr thun, als ſie erwarten, wiewohl wir alle einander noch nicht geſehen. Statt aller *Eſprits des lois* und Prinzenhofmeiſter ſtudier' ich nichts als die verſchiednen Klagen der Unterthanen in verſchiednen Ländern, und nehme mir aus ihnen das Beſte, næmlich das Gegentheil deſſen, was man gethan. Auch Sie, beſter Seemaus, ſollten, obgleich ſchon ein Schulmonarch, doch ſich auf hœhere Regentenkenntniſſe legen, da es etwas viel andres iſt, wenn man wie eine Præpoſition zum Regieren der Subſtantiven ſogleich geboren iſt, als wenn man erſt ſich ſelber ſpæt aus einem Hœrer des Worts zu einem Sprecher desſelben ſteigern ſoll. Denken Sie an mich, wenn Sie einmal die beiden Herrſchaften beherſchen müßen. Denn das Prügelregale das Sie mit dem Cantor getheilt kann in jedem Falle für nichts mehr gelten als für eine leichte Vorſchule (Propædeutik) zum hœhern Regieren der 1000 Familien. Ja die Lizelberger und die von Walchern werden ſogar wünſchen daß Sie eben deshalb auf eine kleine ſanfte Conſtitution ſinnen und ſchwœ-

ren möchten, nach welcher Sie sich den guten tausend Familien verbinden und binden. Auch ich habe meine künftige Gewalt durch einige selbergemachte Reichsgrundgesetze zum Vortheil der guten Lizelberger im Voraus eingeschränkt: denn Niemand soll hinter dem europæischen Lämmergeyer nachbleiben, welcher früher als erster Consul, spæter als erster Kaiser und zuletzt als letzter Kaiser eine kleine *charta magna* dem Volke austheilte und beschwur um dadurch seiner bißigen Natur, die er zu kennen glaubte, eigenhändig solche Feßeln umzulegen, daß das Volk ohne Gefahr die Kniee vor ihm beugen konnte. So wurden in Ægypten die Krokodille an den Vorderpfoten festgekettet, damit man sie anbeten konnte ohne von ihnen gefreßen zu werden.

Bereiten Sie sich nun, bester Seemaus, auf die Weise wie ich auf den 30. Juni vor, so sind wir beide geborgen, es mag von uns gewinnen welcher will, und das Goldbergwerk kann keinen verschütten. Überhaupt sollten wir uns nicht gerade die Hoffnung (dieser gewisseste Gewinn den wir von unsern 12 fl. rh. erheben) durch Ängstigen verkümmern. Hoffnung ist eben gleichsam die Butter, mit welcher auf der Nase bestrichen, der Hund trocknes Brot für gutes fettes Butterbrot ansieht und annimmt. So gehen jetzo sechs und dreißigtausend Menschen selig herum, und haben alle, jeder für 12 fl., Butter auf der Nase, und allen schmeckt bis zum 30. Juni ihr Pumpernickel, ihr Gesindbrot, ihr Gnadenbrot, ihr Commissbrot, ihr Schiff- und Thrænenbrot wie gutes Butterbrot; zu welchem man in Berlin gewöhnlich Abends eingeladen wird. So wünsch' ich denn, lieber Seemaus, wohl zu leben und wohl zu speisen.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Indess hat mir Seemaus doch manches in den Kopf gesetzt was ich noch nicht recht daraus bringen kann. Der Himmel sollte uns armen Menschen wenigstens nie des Glücks zu viel geben, weil wir schwachen Gefäße leichter davon überlaufen als vom Unglück: er sollte lieber den Pfefferkuchenbäcker nachahmen, welcher mit Honig, da nichts im Sieden so sehr überläuft als dieser, den Keßel nur halb voll macht. Man glaube mir, und koste die Kost nur selber: kein Salat ist so hart und unverdaulich als der kostbare, welchen Philipp II. von Spanien seiner Gemahlinn zuschickte, und woran Topasen das Oel, Rubinen der Eßig waren, Diamanten das Salz, und Smaragde der Salat. Lebenslang bleibt der Salat im Magen, und will nicht abgehen, bis man selber abgeht.

Es könnte mir daher ungeachtet aller Vorkehrungen doch durch den Gewinn der beiden Herrschaften das Brot gebacken seyn, wenn nicht zum Glücke der neue Weltjammer mir zu Hülfe kæme, der neue Krieg gegen den aus weiter Asche wiederauflebenden Gegenphœnix oder Basilisk, welcher, wenn nicht den ganzen kaiserlichen Purpur, doch schon die zwey schwarzen »Præparation-Ärmel« angezogen. Während eines solchen Kriegs muß man schœner sterben als vor Freude. Übrigens ist auch von Kriegsteuern und Einquartierungen und Kosten zu hoffen, falls man zu freudig würde.

Äußerst gespannt bleibt immer der Verfaßer dieses darauf, ob er nach dem 30. Juni d. J. im Morgenblatt wieder erscheinen wird, oder ob er schon jetzo von dessen Lesern Abschied genommen; welches ihm sehr klæglich vorkæme.

JOHANN CHRISTOPH FRIEDRICH VON SCHILLER.

WAS KANN EINE GUTE STEHENDE SCHAUBÜHNE EIGENTLICH WIRKEN?

EINE VORLESUNG,

GEHALTEN ZU MANNHEIM IN DER ÖFFENTLICHEN SITZUNG DER KURPFÄLZISCHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT AM 26. DES JUNIUS 1784.

Nach dem Abdrucke in Schillers Thalia Bd I. Heft I. 1785; in den Werken mannigfach abgekürzt und mit der Überſchrift Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

Wenn uns der natürliche Stolz (ſo nenne ich die erlaubte Schätzung unſers eigenthümlichen Werths) in keinem Verhältniſs des bürgerlichen Lebens verlaßen ſoll, ſo iſt wohl das Erſte dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten ob das Geſchäft dem wir jetzt den beſten Theil unſrer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſers Geiſts ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die hœchſte Spannung der Kräfte, nur ihre edelſte Anwendung kann Grœße gewähren. Je erhabner das Ziel iſt nach welchem wir ſtreben, je weiter, je mehr umfaßend der Kreis worinn wir uns üben: deſto hœher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns ſelbſt erſt entſchieden haben was wir ſind, und was wir nicht ſind, nur dann ſind wir der Gefahr entgangen von fremdem Urtheil zu leiden, durch Bewunderung aufgeblaſen, oder durch Geringſchätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber (dieſe Bemerkung hat ſich mir aufgedrungen ſeitdem ich Menſchen beobachte), woher kommt es, daß der Amtsſtolz ſo gern im entgegengeſetzten Verhältniſs mit dem wahren Verdienſte ſteht? daß die Meiſten ihre Anfoderungen an die Achtung der Geſellſchaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem ſich ihr Einfluß auf dieſelbe vermindert? Wie beſcheiden erſcheint nicht oft der Miniſter, der das Steuerruder des Landes führt, und das große Syſtem der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Hiſtrionen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt! wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menſchlichen Denkens erweiterte, und die Fackel der Aufklærung über Welttheilen ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſeine Quartbände hütet! Man verurtheilt den jungen Mann der gedrungen von innrer Kraft aus

dem engen Kerker einer Brotwißenschaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerey werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit Ernst und Tiefsinn geschätzt bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultæten auf freye Künste herunter sehen. Und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schœnheit, als zwo versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, in wie fern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt «Was wirkt die Bühne?» Die hœchste und letzte Foderung welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk seyn: was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein hœchstes. Bedürfnifs des Thiermenschen ist älter und drängender, Bedürfnifs des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirke, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus als jede andre von ihren Schwestern. Das hœchste Product dieser Gattung ist vielleicht auch das hœchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakespears Julius Cæsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worinn hœhere Geister die menschlichen wægen, um einen mathematischen Punct überschlagen wird. Wenn dieß entschieden ist (und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt?) warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflißen seyn, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das næmliche Maaß von Fæhigkeit, welches dem hœchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einen minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst; sind alle deine geprahlten Einflüße wirklich nur schœne Chimæren deiner Bewunderer; ist die Menschheit nicht deine Schuldnerinn: o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia! laß deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seiner Würde vergaß; der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestætsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Über keine Kunst ist, so viel ich weiß, mehr gesagt und geschrieben worden als über diese: über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit gieng verloren durch Übertreibung. Der härteste Angriff den sie erleiden mußte geschah von einer Seite wo er nicht zu erwarten war. Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. «Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriesenen, was sind sie anders» spricht man «als seine versteckte Giftmischerey, künstlich auf-

geputzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? Eure Repræſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit! Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des geſättigten Luxus, ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satire! Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherinn des Pœbels, oder Staubleckerinn an ſehr kleinen Thronen!" Alle die Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr: doch trifft keine einzige die Bühne. Chriſtus Religion war das Feldgeſchrey, als man America entvölkerte; Chriſtus Religion zu verherrlichen mordeten Damiens und Ravaillac, und ſchoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. Wem aber wird es einfallen, die ſanftmüthigſte der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen von der auch die rohe Thierheit ſich feyerlich losſagen würde? Eben ſo wenig darf die Kunſt es entgelten, daß ſie in Europa nicht iſt was ſie in Aſien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht iſt was unter Aſpaſia und Pericles. Genug für ſie daß ſie es damals geweſen, und daß die Nation bei welcher ſie blühte noch jetzt unſer Muſter iſt. Aber ich ſchreite zur Unterſuchung ſelbſt.

* * *

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen hat nach Sulzers Ausdruck die Bühne hervorgebracht. Erſchöpft von den hœhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen die dem ewigen Trieb nach Thætigkeit zuwider war. Unſre Natur, gleich unfæhig länger im Zuſtand des Thiers fortzudauren als die feinern Arbeiten des Verſtands fortzuſetzen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte, und den wechſelsweiſen Übergang eines Zuſtands in den andern erleichterte. Dieſen Nutzen leiſtet überhaupt nun der æſthetiſche Sinn, oder das Gefühl für das Schœne. Da aber eines weiſen Geſetzgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß unter zwo Wirkungen die hœchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen die Neigungen ſeines Volks nur entwaffnet zu haben: er wird ſie auch, wenn es irgend nur mœglich iſt, als Werkzeuge hœherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn; und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thætigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtands und des Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte daß eines Staats feſteſte Säule Religion ſey, daß ohne ſie die Geſetze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht ohne es zu wollen oder zu wißen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite verteidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ganzen Einfluß der Bühne. Geſetze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten: Religion dehnt ihre Foderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſetze hemmen nur Wirkungen die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflœſen: Religion beſiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herſchen nur über die offen-

baren Äußerungen des Willens; nur Thaten ſind ihnen unterthan: dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft: Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſetzen wollten was nimmermehr iſt; wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchenherz einräumen: wird ſie, oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? Religion (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks; ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen; und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem grœßern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemælde von Himmel und Hölle zernichten; und doch ſind es nur Gemælde der Phantaſie, Ræthſel ohne Auflœſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt; wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemælden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen; wo die Vorſehung ihre Ræthſel auflœſt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt; wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt; wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten, und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet: übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jetzt vorgeladen, und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſetzen verfluchen wir ihr Gedächtniſs. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſetz mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppen des Pallaſtes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewißen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerinn, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns ſah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Laſters, als aufgeſchröckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer ſprang; als er die Donner des erwachten Gewißens zu übertäuben Gott aus der Schöpfung läugnete, und ſeine gepreſste Bruſt, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen ſich Luft machte? Es iſt nicht Übertreibung, wenn man behauptet daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemælde mit der Moral des gemeinen Manns endlich

in eins zuſammenfließen, und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: «Der Menſch iſt ein Franz Moor.» Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchröckende Kunſtgemælde im Herzen des Menſchen wie aus dem Grabe auf. So gewiſs ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt als todter Buchſtabe und kalte Erzählung, ſo gewiſs wirkt die Schaubühne tiefer und daurender als Moral und Geſetze.

Aber hier unterſtützt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur: ihr iſt noch ein weiteres Feld geöffnet. Tauſend Laſter die jene ungeſtraft duldet ſtraft ſie; tauſend Tugenden wovon jene ſchweigt werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen Entſchlüßen Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele! welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung auf! Wenn der gütige Auguſt dem Verræther Cinna, der ſchon den tœdlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: «Laß uns Freunde ſeyn, Cinna!» wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen dem göttlichen Rœmer zu gleichen? Wenn Franz von Sickingen auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er weiter zieht Wort zu halten: wie groß wird mir da der Menſch! wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Töchter pocht; wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt wie unnatürlich ſeine Regan geweſen; wenn ſein wüthender Schmerz zuletzt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrœmt: «Ich gab euch Alles!» wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank! wie feyerlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! Unſre Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausſtehen, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakeſpears Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen; und ſo gewiſs ich den Menſchen vor allem andern zuerſt im Shakeſpear auſſuche, ſo gewiſs weiß ich im ganzen Shakeſpear kein Stück wo er wahrhaftiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpræche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtœrt. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die grœſten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fæden hangen, und wenn wir die Handlungen zu ihrer Quelle zurückbegleiten, wir zehenmal lächeln müßen, ehe wir uns einmal entſetzen. Mein

Verzeichniſs von Bœſewichtern wird mit jedem Tage den ich älter werde kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben den Quelle hervorſpringt; wenn alle die ungeheuren Extreme von Laſter, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur hœhere Grade einer Eigenſchaft ſind die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben: warum ſollte die Natur bei dem andern Geſchlechte nicht die næmlichen Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur Ein Geheimniſs den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Claſſe von Thoren den Spiegel vorhält, und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier, ſchneller vielleicht und unfehlbarer, durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewißen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſre Feigheit: aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſetz und Gewißen ſchützen uns oft für Verbrechen und Laſtern: Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht daß wir einen Freund bevollmächtigen unſre Sitten und unſer Herz anzugreifen: aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſre Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſre Unarten kaum einen Zeugen. Die Schaubühne allein kann unſre Schwächen belachen, weil ſie unſrer Empfindlichkeit ſchont, und den ſchuldigen Thoren nicht wißen will. Ohne roth zu werden ſehen wir unſre Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken ingeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der practiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüßel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewißens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen; ich ſelbſt bin der Meinung daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beßerte, daß der Selbſtmörder Beverley noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraßen nicht viel ſicherer machen wird: aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen ſie gar aufzuheben, wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müßen wir leben. Wir müßen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müßen ſie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchlæge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniſs verrathen ſie ausfindig und unſchædlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maſke ab, und entdeckte das Netz womit uns Liſt und

Kabale umftrickten. Betrug und Falfchheit riß fie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr fchreckliches Angeficht dem Tag. Vielleicht daß die fterbende Sara nicht Einen Wollüftling fchröckt, daß alle Gemælde geftrafter Verführung feine Glut nicht erkälten, und daß felbft die verfchlagene Spielerinn diefe Wirkung ernftlich zu verhüten bedacht ift: glücklich genug daß die arglofe Unfchuld jetzt feine Schlingen kennt, daß die Bühne fie lehrte feinen Schwüren mifstrauen und vor feiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menfchen und Menfchencharacter, auch auf Schickfale macht uns die Schaubühne aufmerkfam, und lehrt uns die große Kunft fie zu ertragen. Im Gewebe unfers Lebens fpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle: den letztern lenken wir, dem erftern müßen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug wenn unausbleibliche Verhängniffe uns nicht ganz ohne Faßung finden, wenn unfer Muth, unfre Klugheit fich einft fchon in ähnlichen übten, und unfer Herz zu dem Schlag fich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Scene menfchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künftlich in fremde Bedrängniffe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüftigen Thrænen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaßenen Ariadne durch das wiederhallende Naxos, fteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entfetzliche Blutgerüfte, und behorchen mit ihr die feyerliche Stunde des Todes. Hier hœren wir was unfre Seele in leifen Ahndungen fühlte die überrafchte Natur laut und unwiderfprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunft feiner Kœniginn. Jetzt, da er fterben foll, entfliegt dem geängftigten Moor feine treulofe fophiftifche Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten Geheimniffe zu offenbaren die kein Lebendiger wißen kann, und der fichere Bœfewicht verliert feinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Græber noch ausplaudern.

Aber nicht genug daß uns die Bühne mit Schickfalen der Menfchheit bekannt macht, fie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen feyn, und nachfichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe feiner Bedrängniffe ausmeßen, dörfen wir das Urtheil über ihn ausfprechen. Kein Verbrechen ift fchändender als das Verbrechen des Diebs: aber mifchen wir nicht alle eine Thræne des Mitleids in unfern Verdammungsfpruch, wenn wir uns in den fchrecklichen Drang verlieren worin Eduard Ruhberg die That vollbringt? Selbftmord wird allgemein als Frevel verabfcheut: wenn aber, beftürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, beftürmt von Liebe, von der Vorftellung fchrecklicher Kloftermauern, Mariane den Gift trinkt, wer von uns will der erfte feyn der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? Menfchlichkeit und Duldung fangen an der herrfchende Geift unfrer Zeit zu werden; ihre Stralen find bis in die Gerichtsfæle, und noch weiter, in das Herz unfrer Fürften gedrungen. Wie viel Antheil an diefem göttlichen Werk gehœrt unfern Bühnen? Sind fie es nicht, die den Menfchen mit dem Menfchen bekannt machten, und das geheime Ræderwerk aufdeckten nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Claffe von Menfchen hat Urfache dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu feyn. Hier nur hœren die Großen der Welt, was fie nie oder felten hœren, Wahrheit; was fie nie oder felten fehen, fehen fie hier, den Menfchen.

So groß und vielfach ift das Verdienft der beßern Bühne um die fittliche Bildung: kein

geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklærung des Verſtandes. Eben hier in dieſer hœhern Sphære weiß der große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet wie ſclaviſch die grœßere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten; daß die reinern Stralen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Canal in welchen von dem denkenden beßern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterſtrœmt, und von da aus in milderen Stralen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarey, des finſtern Aberglaubens verſchwindet: die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beßern Bühne will ich nur zwo auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden! Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beſchæmten, und die göttliche Lehre uns predigten daß Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey; ehe noch Joſeph der Zweyte die fürchterliche Hyder des frommen Haßes bekämpfte: pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz; die abſcheulichen Gemælde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden: in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laßen: das Stück iſt noch zu hoffen wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemælden an ihm vorüberführen; hier könnten unſre Væter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre: deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten. Der gegenwärtig herſchende Kitzel mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerey Menſchen zu drechſeln und es Deucalion gleich zu thun, mit dem Unterſchied freylich daß man aus Menſchen nunmehr Steine macht wie jener aus Steinen Menſchen, verdiente es mehr als jede andere Ausſchweifung der Vernunft, die Geiſſel der Satire zu fühlen.

Nicht weniger ließen ſich, verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats, von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpræche hier durch fremde Symbolen zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen noch ehe ſie laut werden, und beſtæche ſeine Zweifelſucht ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herab laßen wollte ſie zu hœren.

Unmœglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es mœglich, dieſe Übereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wißens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereinigt, und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken Ein Hauptzug herſchte; wenn unſre Dichter unter ſich einig werden, und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten; wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte: mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt an einander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beßeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne, ein Verdienſt das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklærung weſentlich wirke, war zweifelhaft: daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur ertrægt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen; die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thætigkeit gequælt, dürſtet nach beßern auserleſnern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen, und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtœren. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereyen die der Müßiggang ausheckt ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr ein Leben das er dem Staate ſo großmüthig hinopferte mit dem unſeligen Spleen abzubüßen, der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken, der Pœbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet; wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt; wenn trübe Laune unſre einſame Stunden vergiftet; wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln; wenn tauſend Laſten unſre Seele drücken, und unſre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht: ſo empfängt uns die Bühne. In dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg; wir werden uns ſelbſt wiedergegeben; unſre Empfindung erwacht; heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur, und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus; der

Glückliche wird nüchtern, und der Sichere beforgt. Der empfindfame Weichling härtet fich zum Manne; der rohe Unmenfch fängt hier zum erftenmal zu empfinden an. Und dann endlich, welch ein Triumph für dich, Natur! fo oft zu Boden getretene, fo oft wieder auferftehende Natur! wenn Menfchen aus allen Kreifen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feßel der Künfteley und der Mode, herausgerißen aus jedem Drange des Schickfals, durch Eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Gefchlecht wieder aufgelœft, ihrer felbft und der Welt vergeßen, und ihrem himmlifchen Urfprung fich næhern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verftärkt und verfchœnert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und feine Bruft giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum: es ift diefe, ein Menfch zu feyn.

AUS DEM ZWEYTEN BUCH DER GESCHICHTE DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES.

Das reiche Erzbisthum, deffen Hauptfitz die Stadt Magdeburg war, hatten fchon feit geraumer Zeit evangelifche Prinzen aus dem Brandenburgifchen Haufe befeßen, welche ihre Religion darin einführten. Chriftian Wilhelm, der letzte Adminiftrator, war durch feine Verbindung mit Dænemark in die Reichsacht verfallen; wodurch das Domcapitel fich bewogen fah um nicht die Rache des Kaifers gegen das Erzftift zu reizen ihn förmlich feiner Würde zu entfetzen. An feiner Statt poftulierte es den Prinzen Johann Auguft, zweyten Sohn des Kurfürften von Sachfen, den aber der Kaifer verwarf um feinem eigenen Sohne Leopold diefes Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürft von Sachfen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiferlichen Hofe erfchallen: Chriftian Wilhelm von Brandenburg ergriff thætigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiftrats zu Magdeburg verfichert, und von chimærifchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er fich im Stande alle Hinderniffe zu befiegen welche der Ausfpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwey mächtigen Mitbewerbern, und das Reftitutionsedict feiner Wiederherftellung entgegenfetzten. Er that eine Reife nach Schweden, und fuchte fich durch das Verfprechen einer wichtigen Diverfion in Deutfchland der Unterftützung Guftavs zu verfichern. Diefer Kœnig entließ ihn nicht ohne Hoffnung feines nachdrücklichen Schutzes, fchärfte ihm aber dabei ein mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriftian Wilhelm die Landung feines Befchützers in Pommern erfahren, fo fchlich er fich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erfchien plötzlich in der Rathsverfammlung, erinnerte den Magiftrat an alle Drangfale welche Stadt und Land feitdem von den kaiferlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anfchlæge Ferdinands, an die Gefahr der evangelifchen Kirche. Nach diefem Eingange entdeckte er ihnen daß der Zeitpunct

ihrer Befreyung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republicanischen Freyheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstœrende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen denen die erlittenen Misshandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Kœnige von Schweden kam ein Bündnifs zu Stande, in welchem Magdeburg dem Kœnige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreyheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewißenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annæherung eines kaiserlichen Heeres nœthigte ihn bald in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrœßert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich næherte sich der Graf von Pappenheim nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf sich dem Restitutionsedict nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indeſſen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Kœnigs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzœgert; und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandierenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. Merz 1631 erschien endlich Tilly wieder um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten

waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laßen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte die weitläufige Feſtung mit den Vorſtädten zu verteidigen, ſo wurden auch die Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt dem Feinde preisgegeben; der ſie ſogleich in Aſche legte. Pappenheim trennte ſich von Tilly, ging bei Schœnebeck über die Elbe um auf der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Beſatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geſchwächt, belief ſich nicht über zweytauſend Mann Fußvolk und einige Hundert Reiterey: eine ſehr ſchwache Anzahl für eine ſo große und noch dazu unregelmæßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen bewaffnete man die Bürger: ein verzweifelter Ausweg, der grœßern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmæßige Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Ärmern that es weh, daß man ihm allein alle Laſten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß ſtellte, während der Reiche ſeine Dienerſchaft ſchickte, und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Überdruß und Nachläßigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Überlegung Raum, daß Mehrere ſchon anfingen über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatiſmus, die feurige Liebe der Freyheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes entfernten jeden Gedanken an Übergabe, und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man ſich bis aufs Äußerſte zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten ſich entſetzt zu ſehen war auf die hœchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes; ſie wußten um die Annæherung Guſtav Adolfs: beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärſche konnten den Kœnig von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, nnd eben darum eilte er ſo ſehr ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er der Übergabe wegen einen Trompeter mit verſchiedenen Schreiben an den Adminiſtrator, Commandanten und Magiſtrat abgeſendet, aber zur Antwort erhalten daß man lieber ſterben als ſich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet ſey, und die Ankunft des Kœnigs zu Potsdamm, die Streifereyen der Schweden ſelbſt bis vor Zerbſt mußten ihn mit Unruhe, ſo wie die Einwohner Magdeburgs mit den froheſten Hoffnungen erfüllen. Ein zweyter Trompeter den er an ſie abſchickte, und der gemæßigtere Ton ſeiner Schreibart beſtärkte ſie noch mehr in ihrer Zuverſicht, aber nur um ſie in eine deſto tiefere Sorgloſigkeit zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſchoßen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heſtigſte Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingeſtürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſon-

dern ſich ſeitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurde durch treffliche Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung hœrte nach und nach auf den Belagerten zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Hœchſte geſtiegen, und mit heftiger Sehnſucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt von welcher die ſchwediſchen Fahnen wehen ſollten. Guſtav Adolf hielt ſich nahe genug auf um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſtehen. Die Sicherheit ſteigt mit der Hoffnung, und Alles trægt dazu bei, ſie zu verſtärken. Am 9. May fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu ſchweigen; von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten daß ihre Rettung nahe ſey. Der grœſte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle um endlich einmal nach langer Arbeit des ſüßen Schlafs ſich zu erfreuen: aber ein theurer Schlaf, und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entſagt auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeiſtern zu können: er beſchloß alſo ſein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breſche noch geſchoßen, und die Feſtungswerke kaum beſchædigt waren. Aber der Kriegsrath den er verſammelte erklærte ſich für den Sturm, und ſtützte ſich dabei auf das Beiſpiel von Maſtricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſtürmender Hand überwältigt worden ſey. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten wurde mit den nœthigen Anſtalten zugebracht. Alles war in Bereitſchaft, und erwartete der Abrede gemæß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieſes erfolgte, aber erſt zwey Stunden ſpæter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde beordert auf die Neuſtädtiſchen Werke den Angriff zu thun: ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der grœſte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaßen, und die wenigen Zurückgebliebenen feßelte der Schlaf. So wurde es dieſem General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Falkenberg, aufgeſchreckt durch das Knallen des Muſketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er eben beſchäftigt war den zweyten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem Neuſtädtiſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweyte feindliche Partey ſchon im Begriff war die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Muſketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das Überhand nehmende Getœſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, ſtürzen in blinder Betäubung dem

Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig ihn zurück zu treiben: aber der Commandant getœdtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterey in ſeine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr das Feuer fortzuſetzen! Zwey andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblœßt um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entſtandene Verwirrung um auch dieſe Poſten anzugreifen. Der Widerſtand iſt lebhaft und hartnäckig; bis endlich vier kaiſerliche Regimenter, des Walles Meiſter, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und ſo ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitæn, Namens Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Entſchloßenſten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug iſt ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tœdlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwey Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeines Fußvolks einmarſchieren. Es beſetzt ſogleich die Hauptſtraßen, und das aufgepflanzte Geſchütz ſcheucht alle Bürger in ihre Wohnungen dort ihr Schickſal zu erwarten. Nicht lange läßt man ſie im Zweifel: zwey Worte des Grafen Tilly beſtimmen Magdeburgs Geſchick. Ein nur etwas menſchlicher Feldherr würde ſolchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben: Tilly gab ſich auch nicht die Mühe es zu verſuchen. Durch das Stillſchweigen ſeines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, ſtürzte der Soldat in das Innere der Häuſer um ungebunden alle Begierden einer viehiſchen Seele zu kühlen. Vor manchem deutſchen Ohre fand die flehende Unſchuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieſes Blutbad ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterey und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaßen wurden.

Die Würgeſcene fing jetzt an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreye Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schœnheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Væter miſshandelt, und das wehrloſe Geſchlecht hat bloß das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforſchenden Habſucht ſichern. Dreyundfünfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten ſich Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen Säuglinge an den Brüſten ihrer Mütter zu ſpießen. Einige liguiſtiſche Offiziere, von dieſem grauſenvollen Anblicke empört, unterſtanden ſich den Grafen Tilly zu erinnern daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laßen. «Kommt in einer Stunde wieder» war ſeine Antwort. «Ich werde dann ſehen was ich thun werde. Der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben.» In ununterbrochener Wuth dauerten dieſe Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubſucht Grenzen ſetzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerſtand der Bürger zu brechen hatte man gleich Anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete,

und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrœmende Blut. Die Atmoſphære kochte, und die unertrægliche Glut zwang endlich ſelbſt dieſe Würger ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche feſte große Stadt, eine der ſchœnſten Deutſchlands, in der Aſche, zwey Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm ward mit drey Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Offiziere dem Tode um ein theures Lœſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Offiziere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemildert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten um unter Schutt und Aſche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. May erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich empœrend war die Scene welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte. Lebende die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder die mit herzzerſchneidendem Geſchrey ihre Ältern ſuchten, Säuglinge die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als ſechstauſend Leichen mußte man in die Elbe werfen um die Gaßen zu räumen; eine ungleich grœßere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt: die ganze Zahl der Getœdteten wird auf dreißigtauſend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war blieb leben. Gegen tauſend Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drey Tage und zwey Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brot unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feyerliche Meſſe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das *Te Deum* angeſtimmt. Der kaiſerliche General durchritt die Straßen um als Augenzeuge ſeinem Herrn berichten zu können daß ſeit Trojas und Jeruſalems Zerſtœrung kein ſolcher Sieg geſehen worden ſey. Und in dieſem Vorgeben war nichts Übertriebenes, wenn man die Grœße, den Wohlſtand und die Wichtigkeit der Stadt welche unterging mit der Wuth ihrer Zerſtœrer zuſammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grauſenvollem Schickſale verbreitete Frohlocken durch das katholiſche, Entſetzen und Furcht durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den Kœnig von Schweden an, der, ſo nahe und ſo mächtig, dieſe bundsverwandte Stadt hülflos gelaßen hatte. Auch der Billigſte fand dieſe Unthætigkeit des Kœnigs unerklærbar, und Guſtav Adolf um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu deſſen Befreyung er erſchienen war, ſah ſich gezwungen in einer eigenen Schutzſchrift die Gründe ſeines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm in welcher Magdeburg ſchwebte. Sogleich ward ſein Entſchluß gefaßt dieſe

bedrängte Stadt zu befreyen, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterey und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation in welcher sich dieser Kœnig auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze keinen Schritt vorwärts zu thun ohne den Rücken frey zu haben. Mit mißtrauischer Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen wo er von zweydeutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Kœnigreich abschneiden konnte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschloßen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der Kœnig, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreyung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freyheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn als diese Forderung. Der große Dienst welchen Gustav Adolf dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den Brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Übergabe seiner Festungen machte der Kurfürst den Kœnig von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloß stellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst: aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freyheit, sah er nichts als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Hœchste getrieben. Unterdessen næherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der Kœnig nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. «Mein Weg geht auf Magdeburg» sagte er, «nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen wie ich ihn immer nur verlangen kann: aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu wie es euch ergehen wird.» Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war dem Kœnige durch Gewalt zu verschaffen was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem Kœnig zwey Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Übergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Deßau oder Wittenberg, wo er Brücken fand die Elbe zu paßieren, und aus Sachsen

Lebensmittel ziehen konnte. Aber dieß konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachſen nicht geſchehen, in welchen Guſtav ein gegründetes Miſstrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freyen Durchzug und um das Nœthige für ſeine Truppen gegen baare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Kurfürſten bewegen ſeinem Neutralitætsſyſtem zu entſagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſale.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick den allgemeinen Schrecken aufs Beſte zu benutzen. Das Anſehen des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich heruntergebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgang, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebieteriſchen Sprache welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüße des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Decret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schlußes ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchieren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Caſſation der Leipziger Schlüße. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürſtenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Würtemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedict und allen Decreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von einhunderttauſend Thalern erlegen. Ähnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwæbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaiſers über Deutſchland. Die ſchnelle Übermacht welche er durch dieſen Vorfall erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mæßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloßenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheil Guſtav Adolfs beſiegte. So unglücklich alſo die næchſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthætig waren die ſpætern. Die erſtere Überraſchung machte bald einem thætigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freyheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

ÜBER DEN MORALISCHEN NUTZEN ÆSTHETISCHER SITTEN.

Der Verfaßer des Auffatzes über die Gefahr æfthetifcher Sitten im eilften Stücke der Horen des Jahrs 1795 hat eine Moralitæt mit Recht in Zweifel gezogen welche bloß allein auf Schœnheitsgefühle gegründet wird, und den Gefchmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moralifche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schœnheit offenbar den glücklichften Einfluß; und von diefem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Gefchmacke das Verdienft zufchreibe zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, fo kann meine Meinung gar nicht feyn daß der Antheil den der gute Gefchmack an einer Handlung nimmt, diefe Handlung zu einer fittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben als fich felbft. Der Gefchmack kann die Moralitæt des Betragens begünftigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verfuche zu erweifen hoffe: aber er felbft kann durch feinen Einfluß nie etwas Moralifches erzeugen.

Es ift hier mit der innern und moralifchen Freyheit ganz derfelbe Fall wie mit der äußern phyfifchen: frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluße, bloß meinem Willen folge. Aber die Mœglichkeit meinem eigenen Willen uneingefchränkt zu folgen kann ich doch zuletzt einem von mir verfchiednen Grunde zu danken haben, fobald angenommen wird daß der letztere meinen Willen hätte einfchränken können. Eben fo kann ich die Mœglichkeit gut zu handeln zuletzt doch einem von meiner Vernunft verfchiednen Grunde zu danken haben, fobald diefer letztere als eine Kraft gedacht wird die meine Gemüthsfreyheit hätte einfchränken können. Wie man alfo gar wohl fagen kann daß ein Menfch von einem andern Freyheit erhalte, obgleich die Freyheit felbft darin befteht, daß man überhoben ift fich nach Andern zu richten: eben fo gut kann man fagen daß der Gefchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend felbft es ausdrücklich mit fich bringt, daß man fich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hœrt deswegen gar nicht auf frey zu heißen, weil glücklicher Weife derjenige fich ruhig verhält, der fie hätte einfchränken können, fobald wir nur wißen daß der Handelnde dabei bloß feinem eigenen Willen folgte ohne Rückficht auf einen fremden. Eben fo verliert eine innere Handlung deswegen das Prædicat einer fittlichen noch nicht, weil glücklicher Weife die Verfuchungen fehlen, die fie hätten rückgängig machen können, fobald wir nur annehmen daß der Handelnde dabei bloß dem Ausfpruche feiner Vernunft mit Ausfchließung fremder Triebfedern folgte. Die Freyheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Urfprunge aus dem Willen der Perfon; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Beftimmung des Willens durch das Gefetz der Vernunft.

Es kann uns fchwerer oder leichter werden, als freye Menfchen zu handeln, je

nachdem wir auf Kräfte ſtoßen die unſrer Freyheit entgegen wirken, und bezwungen werden müßen. In ſo fern giebt es Grade der Freyheit. Unſre Freyheit iſt grœßer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bei noch ſo heftigem Widerſtande feindſeliger Kräfte behaupten: aber ſie hœrt darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlægt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralitæt. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen die ihren Vorſchriften widerſtreiten, und die wir abweiſen müßen. In ſo fern giebt es Grade der Moralitæt. Unſere Moralitæt iſt grœßer, hervorſtechender wenigſtens, wenn wir bei noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen: aber ſie hœrt deswegen nicht auf, wenn ſie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unſre Willenskraft dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlichgut, ſobald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt, und ohne uns erſt zu fragen ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wære eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden dåß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzœge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Bœſe bloß deswegen, weil es bœſe iſt, vorzuziehn; ſondern daß Jeder ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälliger Weiſe das Angenehme ausſchlöße, oder das Unangenehme nach ſich zœge. Alle Unmoralitæt in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Colliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen, und einerſeits die Stärke der ſinnlichen Antriebe, andrerſeits die Schwäche der moraliſchen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralitæt kann alſo auf zweyerley Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweyerley Weiſe gehindert wird. Entweder man muß die Partey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, daß keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung brechen, damit auch die ſchwächere Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralitæt ſelbſt nichts gewänne, weil mit dem Willen, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das iſt aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nœthig, wo man keinen ſchlimmen Willen der verändert werden mußte, nur einen guten der ſchwach iſt vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſem Wege doch zur Wirkung; was vielleicht nicht geſchehen wære, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralitæt vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralitæt wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralitæt iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und ſobald die Vernunft etwas ihm Anſtœßiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb iſt ohne Aufhœren geſchäftig den Willen in ſein

Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht, und die Verbindlichkeit auf ſich hat ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruche zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz, und will ſein Object durch den Willen realiſiert haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag. Dieſe Tendenz unſrer Begehrungskraft dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf hœhere Geſetze zu gebieten ſteht mit unſrer ſittlichen Beſtimmung im Streite, und iſt der ſtärkſte Gegner den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moraliſcher und æſthetiſcher Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln bloß wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die æſthetiſche Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In æſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fordert Mæßigung und Anſtand; er verabſcheut alles was eckig, was hart, was gewaltſam iſt, und neigt ſich zu allem was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhœren, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dieß fordert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes iſt als ein æſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſierten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſierte Menſch bei Äußerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Act von Selbſtthætigkeit zu unterbrechen, und den raſchen Übergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber was die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor: denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn; aber es macht dem Willen Raum ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affect iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freyheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freyheit. Der Geſchmack befreyt das Gemüth bloß in ſo fern von dem Joche des Inſtincts, als er es in ſeinen Feßeln führt; und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freyheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack næmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens; eines edlern Vergnügens freylich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt: aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralitæt vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bei dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegenſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die ſich auf Ordnung Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch Ein Object mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schœnheitsſinn aushalten; und wenn

jetzt die Vernunft ſpricht und Handlungen der Ordnung Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beiſtimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir næmlich die verſchiedenen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äußern kann, ſo werden wir ſie alle auf die zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgeſetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeſſinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe nach Konſtantinopel zu eſcortieren. Unterwegs, als beide allein zuſammen ritten, bekommt Alexius die Luſt unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und ſich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf; nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geræth in Verſuchung ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freyheit zu ſetzen. Anna Komnena giebt zu verſtehen daß ſie nicht wiße was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicher Weiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wære kein Zweifel daß er moraliſch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunſchweig an den Ufern der reißenden Oder mit ſich zu Rathe ging ob er ſich mit Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strome überlaßen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren; und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig aus Bewußtſeyn ſeiner Pflicht in den Nachen ſprang, den kein Anderer beſteigen wollte: ſo iſt wohl Niemand der ihm abſprechen wird moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Falle von dem vorigen. Die Vorſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft: daher ſind beide moraliſch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmacke darauf Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde eine ſchlimme Handlung zu begehen, und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthætige ihm einen Abſcheu erweckt den nichts überwinden kann: ſo wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, ſchon der bloße æſthetiſche Sinn es verwerfen: es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewißen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der æſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige eine Niederträchtigkeit begangen zu haben nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt,

und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent, eine bloße schœne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andre, dem seine Vernunft vorschrieb etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empœrte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schœnheitssinn, den alles was groß und vollkommen ist entzückt: so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schœne gegen die Neigung hätte thun müßen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiss nicht: denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft; und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen: physisch hingegen ist er bei weitem vollkommner: denn er ist ein weit zweckmæßigeres Subject für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmæßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewißen hätte erkennen müßen, und also Ursache ist daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der grœßern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der grœßern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetze; und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralitæt und einzelnen moralischen Thaten hœrt: vielmehr darf man hoffen daß am Ende der Cultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nutzen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen næmlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack als solcher der wahren Moralitæt in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nutzt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalitæt unsers Betragens im hœchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun daß die schœne Cultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns beßer gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unsrer Gesinnungen sind: aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlaßen durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verwebt, daß Handlungen die

ihrer Form nach moraliſch zweckmæßig ſind durch ihren Inhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmæßigkeit in ſich ſchließen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den hœchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, mœglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſrer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur, ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten iſt daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße; wenn wir bei aller Überzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Mœglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müßen wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſrer beßern Grundſätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieſem Bewußtſeyn unſrer Unzuverläßigkeit erinnern daß das Gebäude der Natur durch jeden unſrer moraliſchen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieſes ins Gedächtniſs rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ungefähr unſrer Tugend ankommen zu laßen. Vielmehr erwächſt hieraus eine Verbindlichkeit für uns wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Inhalt unſrer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten; wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten was wir als vollkommene Perſonen der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deswegen, weil ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalitæt unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo könnte ſich die Weltordnung darüber auflœſen, und ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerrißen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralitæt iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalitæt zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniſs dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo wie der Wahnſinnige der ſeinen nahenden Paroxyſmus ahnt alle Meßer entfernt und ſich freywillig den Banden darbietet um für die Verbrechen ſeines zerſtœrten Gehirns nicht im geſunden Zuſtande verantwortlich zu ſeyn: eben ſo ſind auch wir verpflichtet uns durch Religion und durch æſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Claſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalitæt da zu ſichern, wo die Moralitæt nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine hœhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schœnheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nœthig hätte um ſich bei allen Vorfällen der Vernunft gemæß zu betragen, ſo nœthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaßen, ob er demſelben gleich in der Theorie

nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſre zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern der Religion und des Geſchmacks zu befeſtigen.

LANDTAGSPREDIGT VON FRANZ VOLKMAR REINHARD.

AM SONNTAGE QUASI MODO GENITI 1799.

Zu einer Stunde des Abſchieds und der Trennung ſind die koſtbaren Augenblicke beſtimmt, M. Br., die wir itzt vor dem Angeſichte Gottes mit einander zubringen und durch fromme Betrachtungen heiligen ſollen. Die Stände des Vaterlandes, welche bisher in unſrer Mitte gelebt, und ihren Aufenthalt unter uns zu Sorgen Berathſchlagungen und Arbeiten für das allgemeine Wohl angewendet haben, ſind im Begriff uns wieder zu verlaßen und auf die Plätze zurückzukehren welche ihnen unter unſern Mitbürgern angewieſen ſind. Ihre Geſchäfte ſind vollendet; der Zweck ihrer Zuſammenkunft iſt erreicht; der Vater des Vaterlandes, der ſie gehœrt, der ihnen neue Beweiſe des Vertrauens gegeben und neue Proben der Treue von ihnen erhalten hat, will ſie noch einmal um ſeinen Thron verſammeln, ſobald dieſe Stunde der Andacht vorüber ſeyn wird, und ihr Auseinandergehen bewilligen. Wir, M. Br., wir können dieſen Abſchied, wenn Liebe zum Vaterland und wahre Theilnehmung an dem Wohle desſelben in unſerm Herzen iſt, unmœglich anders als mit Rührung feyern. Es ſind Mitbürger, Freunde, ehrwürdige Männer und Patrioten, die ſich wieder von uns entfernen; ſie haben mit Geſinnungen des Wohlwollens und einer brüderlichen Zuneigung unter uns gelebt und gehandelt; ſie haben bewieſen daß echter Bürgerſinn ſie beſeelt, und daß es ihnen ein Ernſt iſt, ihrer Pflicht zu gehorchen; und was unſre Bemerkung, was unſre Erkenntlichkeit ganz beſonders verdient, ſie haben ihr Geſchäft unter uns mit Eintracht und wechſelſeitigem Vertrauen betrieben; feſt verwahrt gegen die verführeriſchen Beiſpiele des Zeitalters, und gleichgültig gegen alles was die Zwietracht thun konnte ihr Einverſtändniſs zu ſtœren, haben ſie die Beſorgniſſe der Kleinmüthigen widerlegt, die Erwartungen der Übelgeſinnten beſchæmt, und die Wünſche derer, die es mit dem Vaterlande gut meinen, erfüllt: unempfindlich und undankbar würden wir alſo ſeyn, wenn dieſe Stunde des Abſchieds nicht auch unſerm Herzen rührend und feyerlich wære.

Wie wir ſie heiligen, M. Br., durch welche Betrachtungen wir ihr eine bleibende Wichtigkeit geben, und ſie unſern ſcheidenden Mitbürgern und Freunden eben ſowohl als uns ſelber gleichſam unvergeßlich machen wollen: darüber können wir nicht lange unſchlüßig ſeyn, wenn wir an die Zeit denken in welcher wir leben, und uns nach den Geſetzen des Vaterlandes einander wieder zu ſehen hoffen. Mit ſtarken Schritten næhern wir uns der Gränze unſers Jahrhunderts, eines Jahrhunderts das immer merkwürdiger, immer außerordentlicher, immer erſchütternder zu werden ſcheint, je mehr es zu Ende eilt; das beſonders in den zuletzt verfloßenen

Jahren auf dem Felde der Wißenſchaften, im Gebiete der Religion, in dem Zuſtande vieler Völker, und in der Verfaßung unſers ganzen Geſchlechts Veränderungen und Umkehrungen zu Stande gebracht hat, welche die kühnſten Erwartungen übertrafen, welche den Anfang des künftigen nothwendig mit Folgen bezeichnen müßen die kein menſchlicher Verſtand noch zu überſehen vermag. Es iſt der kurze Zeitraum von etwa ein und zwanzig Monaten, der uns noch von dieſem Anfange trennt, und die erſten Jahre des neuen Jahrhunderts werden bereits zurückgelegt ſeyn, ehe ſich die Stände des Vaterlandes von neuem in unſern Mauern verſammeln. Können wir auf der Gränze zweyer Jahrhunderte, wovon ſich das eine unter dem Getœſe des Kriegs, und mit den Trümmern unglücklicher Reiche belaſtet, in den Abgrund der Vergangenheit ſtürzt, und das andre mit einer Finſterniſs hereinbricht die zweydeutiger und ſchaudervoller iſt, als die Dunkelheit der Zukunft ſonſt zu ſeyn pflegt: können wir auf dieſer Gränze des ſcheidenden und kommenden Jahrhunderts uns trennen ohne uns noch einmal ernſthaft herzlich brüderlich gegen einander zu erklæren, ohne uns an alles zu erinnern was uns wichtig und theuer ſeyn muß, ohne uns über alles mit einander zu vereinigen was uns in den Stand ſetzen kann die letzten Stürme des entfliehenden Jahrhunderts ſtandhaft zu ertragen, und in die Dunkelheit des neuen mit dem Muth entſchloßner Männer und mit dem Vertrauen weiſer Chriſten hinüber zu treten?

Wie merkwürdig iſt die Verſammlung in der wir uns heute befinden! Das Vaterland iſt in ſeinen Abgeordneten hier zugegen: dem ganzen Volk iſt das geſagt, was heute vorgetragen wird; ich rede dießmal zu allen meinen Mitbürgern. Und ein neues Jahrhundert wird eingetreten ſeyn, du wirſt dich von den Veränderungen desſelben längſt ergriffen fühlen, mein geliebtes Vaterland, eh es mœglich ſeyn wird, von neuem ſo zu dir zu ſprechen. Und ich ſollte deine Aufmerkſamkeit nicht auf den Übergang in das neue Jahrhundert lenken? ich ſollte dich nicht auf Betrachtungen führen die eine Vorbereitung zu dieſem Übergange ſeyn können? Ja, M. Br., bedenklicher iſt der Wechſel zweyer Jahrhunderte für die Völker Europas wohl nie geweſen als dießmal: es iſt nichts geringers als ein durchaus veränderter Zuſtand, als eine neue Ordnung der Dinge, welche das ſcheidende Jahrhundert für dieſelben angefangen hat, und das kommende vollenden zu wollen ſcheint. O laßet uns nicht aus einander gehen, entfernen Sie ſich nicht von uns, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, bevor wir nicht unſern Zuſtand noch einmal erwogen und feſte Entſchließungen für die Zukunft gefaßt haben. Verzeihen Sie es aber auch dem Manne, der in ſo wichtigen Augenblicken zu Ihnen ſprechen ſoll, wenn er es mit aller der Freymüthigkeit thut, zu der ſein Herz ihn treibt, und ſein Amt ihn verpflichtet. Gott ſey mit uns, und ſegne dieſe Stunde!

Evangelium Joh. XX. v. 19—31.

Auf der Gränze welche die beiden Verfaßungen des alten und neuen Bundes von einander ſchied, beim Eintritt in eine ganz neue Zeit befand ſich die kleine Schaar der Jünger Jeſu, M. Z., als ſich die Geſchichte des vorgeleſenen Evangelii zutrug. Sie waren noch überdieß die Männer, welche die neue Ordnung der Dinge, die nun ihren Anfang nehmen ſollte, überall verkündigen und einführen, und auf alle folgende Jahrhunderte einen großen entſcheidenden und immer währenden Einfluß äußern mußten. Aber ihr ſehet auch mit welchem Ernſte ſie Jeſus im Evangelio zu dieſem Geſchäfte weiht. »Friede

ſey mit euch!" ruft er ihnen zu; «gleich wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch." «Nehmet hin den heiligen Geiſt!" fährt er fort. «Welchen ihr die Sünde erlaßet, denen ſind ſie erlaßen; und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten." Es iſt wahr, zu einem Geſchäft wie dieſes war, zu einer die Zukunft ſo mächtig beſtimmenden Wirkſamkeit iſt Niemand unter uns berufen: einzig wie die Thætigkeit ihres Herrn ſelber war das Werk das dieſe Männer itzt übernahmen. Aber hängt die Zukunft nicht doch in mancherley Hinſicht auch von uns ab? können wir nicht alle dazu beitragen, dem herannahenden Jahrhundert eine gewiſſe Beſchaffenheit zu geben, und es für uns und unſre Nachkommen mehr oder weniger erwünſcht und glücklich zu machen? Muß uns alſo die Sorgfalt mit welcher Jeſus im Evangelio ſeine Apoſtel auf die neue Zeit vorbereitet die itzt anfangen ſollte, nicht ermuntern an den Übergang in das neue Jahrhundert zu denken, und dieſen wichtigen Schritt mit Überlegung und Ernſte zu thun? Doch dieß iſt es eben, wozu ich euch in dieſer feyerlichen Abſchiedsſtunde eine Anleitung geben, wodurch ich euch dieſelbe wichtig machen wollte. Erinnerungen für das Vaterland beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert will ich næmlich dießmal vortragen. Sollen dieſe Erinnerungen vollſtändig und nützlich ſeyn, ſo fällt es in die Augen, worauf ſie ſich beziehen müßen. Beherzigen, wohl beherzigen muß næmlich das Vaterland was es iſt, was es ſeyn ſoll und was es werden kann; oder mit andern Worten, die Erinnerungen welche ich beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert an dasſelbe zu richten habe, betreffen bedenkliche Umſtände die es erwægen muß, nœthige Entſchließungen die es faßen ſoll, und ermunternde Hoffnungen die es nähren darf. Laßet mich bei jedem dieſer drey Puncte einige Augenblicke verweilen.

Es giebt eine Sorgloſigkeit, M. Z., bei welcher ganze Völker die bedenklichſten Umſtände in ihrer Verfaßung entweder gar nicht bemerken, oder doch nicht achten; es giebt eine Verblendung wo ſie dergleichen Übel, dergleichen Urſachen ihres künftigen Verderbens wohl gar für Vorzüge, für Merkmale eines glücklichen Wachsthums und eines raſchen Fortſchritts zu hœherer Vollkommenheit halten. Das Jahrhundert welches nun zu Ende geht hat in der Denkungsart, in den Sitten und in der ganzen Verfaßung der europæiſchen Völker ſo große Veränderungen geſtiftet; es hat inſonderheit der öffentlichen Meinung eine ſo befremdende, von der bisherigen durchaus abweichende Richtung gegeben, daß wir uns des grœſten Leichtſinns ſchuldig machen würden, wenn wir den Einfluß welchen es auf uns gehabt hat nicht næher prüfen, wenn wir nicht unterſuchen wollten ob das, was wir unter dieſem Einfluß angenommen haben, auch alles gut, alles wahre Verbeßerung, alles glückliche Vorbereitung auf das Jahrhundert ſey, dem wir entgegen gehen. Es iſt wahr, undankbar gegen Gott und ungerecht gegen unſre Zeitgenoßen müßten wir ſeyn, wenn wir nicht eingeſtehen wollten daß wir dem ſcheidenden Jahrhunderte viel zu verdanken haben, daß wir am Schluße desſelben den Umfang des menſchlichen Wißens erweitert, alle Theile desſelben berichtigt und bereichert, tauſend Vorurtheile und Miſsbräuche vertilgt, den menſchlichen Geiſt mächtiger als jemals geweckt, die Kräfte der menſchlichen Natur mehr als jemals geſpannt, und unſer ganzes Geſchlecht in allen ſeinen Stämmen und Zweigen inniger und mannigfaltiger als je mit einander verknüpft ſehen. Aber unzertrennlich von dieſen Vortheilen, wenigſtens nach

der Erfahrung damit verbunden, sind gewisse Umstände, die ich nicht anders als bedenklich nennen kann, die ich auch in eurer Verfaßung wahrzunehmen glaube, und an die man euch erinnern, die man euch ernstlich zu Gemüthe führen muß, wenn ihr nicht, mit gefährlichen Übeln behaftet, in das neue Jahrhundert hinüber treten, und euern Zustand in demselben verschlimmert sehen wollet. Daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt; daß Unsittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt; daß die Achtung gegen die Religion sich unläugbar vermindert: dieß, M, Br., dieß sind die drey Hauptpuncte die ich so bedenklich finde, und auf die ihr eure Aufmerksamkeit zu richten habt.

Ich halte es für eine Sache die sich gar nicht bezweifeln läßt, daß der Geist der Ungebundenheit sich immer mehr zu regen anfängt. Besorget nicht, M. Z., daß ich das in der letzten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts auf mancherley Art geschärfte und allgemeiner verbreitete Gefühl von der Würde der menschlichen Natur, die auch in dem niedrigsten Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt und geachtet werden muß, anklagen oder tadeln werde. Es ist ein wahrer Vorzug unsers Zeitalters, daß man immer mehr anfängt den Menschen nicht nach dem zu schätzen, was er seiner Geburt und seinem Glücke verdankt, sondern nach den selbst errungenen Vorzügen seines Geistes und Herzens; daß auch die, welche die bürgerliche Ordnung am tiefsten erniedrigt hat, über ihre Rechte denken lernen, und sich als Geschöpfe fühlen die Achtung fordern können. Aber wollen wir die Sache nehmen wie sie ist, so artet dieses an sich edle Gefühl, das sich mit jeder guten Ordnung verträegt, und vorhandnen Gesetzen sich willig unterwirft, bei unzähligen Menschen in eine Frechheit, in eine Anmaßung wilder Neigungen aus, die alle Rücksichten der Bescheidenheit zu vernachläßigen, allen Unterschied der Stände zu zerstœren, und alle Banden der Pflicht zu zerreißen droht. Ist die Jugend jemals vorlauter unbescheidner und leichtsinniger, ist die große Menge jemals frecher hartnäckiger und unbändiger, ist der Spott über alles was man Herkommen und alte ehrwürdige Gebräuche nennt jemals ausgelaßner und bittrer, ist die Widersetzlichkeit gegen alles Ansehen jemals allgemeiner und entschloßner, ist die Neigung über alles zu sprechen und jeden Schritt der Regierung öffentlich zu tadeln jemals wirksamer und verwegner, ist der Kampf gegen alle bestehende Ordnung, gegen alles was den wilden Leidenschaften des Herzens Zwang anthut, jemals angestrengter gewesen als in unsern Tagen? Ist es nicht offenbar, daß die gewöhnlichen Mittel Unordnungen in allen Theilen der bürgerlichen Verfaßung vorzubeugen nicht mehr hinreichen wollen? Erfolgten nicht bald da, bald dort Ausbrüche, unerwartete gewaltsame Unternehmungen, die es unwidersprechlich beweisen, ein Geist der Ungebundenheit sey der Geist des zu Ende gehenden Jahrhunderts; er habe alle Ordnungen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft ergriffen? Brauche ich zu sagen wie bedenklich dieser Umstand sey, welche Umkehrungen dieser Geist vorbereite, welche Gewaltthætigkeiten er drohe, in welches traurige Chaos er alles zu verwandeln strebe? Ich weiß es, geliebte Mitbürger, so mächtig, so verwegen wie in so manchem andern Land ist der Geist der Ungebundenheit unter uns noch nicht. Mæßigung, gefällige Sitten, ein feines Gefühl für Schicklichkeit und geselligen Wohl-

ſtand hat unſer Volk ſtæts ausgezeichnet, und vor wilden Ausſchweifungen verwahrt. Aber ſollten ſo viel Beiſpiele der Ungebundenheit, mit welchen das Zeitalter uns umgiebt, noch niemand unter uns angeſteckt; ſollten ſo viel Stimmen der Verführung, die ſich inſonderheit an die Jugend und an die große Menge wenden, noch kein Gehœr gefunden; ſollten ſo viel Arten der Verbindung, durch welche wir mit andern Völkern verknüpft ſind, noch gar nichts von fremden Verderbniſſen auf uns fortgeleitet haben? O öffnet nur die Augen, beobachtet nur unparteyiſch welche Geſinnungen immer herſchender unter uns werden; laßet nur die ſprechen, die mit der Menge zu thun haben, und über Ordnung und Zucht halten ſollen; lernet nur die Zeichen gehœrig deuten durch welche der Geiſt eines Volks ſich zu erkennen giebt: ihr werdet einſehen lernen daß auch unter uns eine große Veränderung vorgegangen iſt; daß man überall frecher und widerſpänſtiger zu werden anfängt; daß der Geiſt der Ungebundenheit auch unter uns ſich regt.

Sehr genau iſt hiermit ein andrer bedenklicher Umſtand verknüpft, der unſre Beherzigung eben ſo ſehr verdient, der Umſtand daß Unſittlichkeit in allen Ständen immer mehr Überhand nimmt. Es ſey ferne von mir, die Sitten der vorigen Zeit auf eure Unkoſten zu loben, M. Z., und zu behaupten, beim Anfange dieſes Jahrhunderts ſey unſer Volk tugendhafter geweſen, als es ſeine Enkel am Schluße desſelben ſind. Allerdings hat man auch damals über herſchende Laſter geklagt, und nach dem Zeugniſs der Geſchichte waren dieſe Klagen nichts weniger als ungerecht. Aber geſetzt, wir hätten uns, mit unſern Vorältern verglichen, nicht verſchlimmert: iſt es nicht bedenklich genug, wenn wir nicht beßer geworden ſind; wenn noch immer dieſelben Laſter unter uns herſchen, und ſich nicht einmal den Zwang mehr gefallen laßen, dem ſie ſich ſonſt unterwarfen? Wollte Gott, dieſer Umſtand wære ungegründet, dieſe Beſchuldigung ließe ſich mit nichts beweiſen! Aber welche Art der Unſittlichkeit, ſaget es ſelber, hat denn im Laufe des Jahrhunderts unter uns aufgehœrt? welches Laſter kann man uns am Schluße des Jahrhunderts weniger zum Vorwurfe machen als unſern Vorältern beim Anfange desſelben? Eigennutz, M. Z., und Selbſtſucht ſind der Tod aller wahren Sittlichkeit. Iſt man jemals ſelbſtſüchtiger geweſen als in unſern Tagen? ſcheint dieſe verächtliche Denkungsart nicht das unterſcheidende Merkmal des fliehenden Jahrhunderts zu ſeyn? Sinnlichkeit, herſchende Lüſte des Körpers ſind das Gegentheil aller wahren Sittlichkeit. Haben dieſe Lüſte von ihrer ſchändlichen Gewalt etwas bei uns verloren? ſind wir vielleicht weniger ausſchweifend, als man ſonſt war, weil wir mit mehr Geſchmack und mit feinerer Anordnung ſchwelgen? Häusliche Zerrüttung, Überhand nehmende Unordnung in den Familien iſt das mächtigſte Hinderniſs aller wahren Sittlichkeit. Hat ſich dieſe Unordnung unter uns vermindert? giebt es weniger Häuſer wo ſich Miſsvergnügen und Jammer verbreitet? weniger Familien wo die Erziehung der Kinder vernachläßigt, und ihr zartes Herz mit Laſtern aller Art angeſteckt wird? weniger Ehen die wilder Ausſchweifungen wegen zuletzt getrennt werden müßen? Unredlichkeit in allen Verhandlungen, liſtiges Umgehen der öffentlichen Geſetze, Mangel an Eifer für das allgemeine Beſte ſind ſichre Merkmale einer abnehmenden wahren Sittlichkeit. Fehlt es

an diefen Merkmalen unter uns? ift der Klagen über Unzuverläßigkeit bei allen Gefchäften des Lebens und über Betrügereyen aller Art ein Ende? wird man nicht täglich erfinderifcher den Verordnungen des Staats auf eine Art auszuweichen bei der man nicht in Anfpruch genommen werden kann? und ift man langfamer træger und unwilliger, als wenn man umfonft, aus Liebe für das allgemeine Wohl arbeiten, oder demfelben Opfer bringen foll? Männer, die ihr unfern Zuftand kennet, die ihr unparteyifch und mit Überlegung beobachtet, die ihr Gelegenheit habt zu erfahren was auf allen Stufen der Gefellfchaft und in allen Abtheilungen derfelben gefehlt gefündigt und verdorben wird: entfcheidet felbft ob man mit Grunde fagen kann daß wir in das herannahende Jahrhundert mit beßern Gefinnungen hinüber treten werden, als unfre Vorältern das nun verfloßene anfiengen; ob nicht fo manches was bei ihnen noch ein Antrieb zur Sittlichkeit, noch ein Hilfsmittel derfelben, noch eine Schutzwehr für fie war, bei uns ganz aufgehœrt, oder doch viel von feiner Kraft verloren hat?

Dieß leitet mich von felbft auf eine dritte bedenkliche Erfcheinung unter uns, auf den Umftand daß die Achtung gegen die Religion fich unläugbar vermindert. Ich will es einräumen, M. Z., daß der Eifer mit welchem in der erften Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts über die Anftalten der öffentlichen Verehrung Gottes unter uns gehalten wurde, oft Aberglaube und nichts weniger als Anbetung Gottes im Geift und in der Wahrheit war. Ich will zugeben daß die unaufhœrlichen Streitigkeiten über das, was man damals reine Lehre des Chriftenthums nannte, ein Zanken um Worte, ein ungeiftliches lofes Gefchwätz war, wie Paulus es ausdrückt, das viel zu einem ungöttlichen Wefen half. Wollten wir gebeßert und gereinigt von den Fehlern unfrer Vorältern das herannahende Jahrhundert antreten, fo müßte fich jener abergläubifche Eifer in eine vernünftige Schätzung und weife Benutzung der religiœfen Anftalten verwandelt haben; fo müßte an die Stelle des unfruchtbaren Zankens über die Religion eine forgfältige Anwendung derfelben auf die Beßerung des Herzens und Lebens getreten feyn. Aber ift dieß gefchehen? können wir beweifen, wir feyen noch eben fo eifrig für Religion und Chriftenthum als unfre Vorältern, nur mit mehr Einficht, mit mehr Vortheil für unfre Sittlichkeit und Beruhigung? Wie? fo viel Kirchen des Landes, die faft leer ftehen, wenn große Verfammlungen in denfelben feyn follten; fo viel Beweife der Gleichgültigkeit gegen das Abendmahl des Herrn, und die fich faft jährlich mindernde Anzahl derer, die daran Theil nehmen; fo viel Fefte, die zwar der Religion geheiligt find, aber von Taufenden bloß ihrem Vergnügen und wilden Zerftreuungen gewidmet werden; fo viel Merkmale des Kaltfinns gegen die Schrift, die von Unzähligen gar nicht berührt, und den verderblichften Lefereyen nachgefetzt wird; fo viel leichtfinnige Scherze über Gegenftände der Religion, die man hier und da zum guten Ton in der Gefellfchaft zu rechnen anfängt; fo viel parteyifcher Eifer für Schriften in welchen das Chriftenthum entweder witzig verfpottet, oder vernünftelnd beftritten wird; fo viel Äußerungen eines vornehmen Dünkels, wo man fich nur dann unter die Aufgeklærten rechnen zu können glaubt, wenn man von den Lehren des Chriftenthums wenig oder gar nichts beibehält; fo viel Ausbrüche eines frechen Unglaubens endlich, die felbft unter dem gemeinen Haufen

wahrgenommen werden: alle dieſe Dinge ſollten nicht wider uns zeugen? ſollten nicht darthun daß die Religion ihr Anſehen immer mehr unter uns verliert, und daß wir von der Gleichgültigkeit gegen dieſelbe nicht mehr frey ſind? Nein, wir wollen es uns nicht verhehlen, bedenklich in mehr als einer Hinſicht iſt unſre Stellung am Rande des ſcheidenden Jahrhunderts: wir finden in dem Zuſtande des Vaterlandes Umſtände welche die ernſthafteſte Beherzigung aller Gutgeſinnten verdienen; und unverzeihlich würde unſre Sorgloſigkeit ſeyn, wenn wir unvorbereitet in das künftige Jahrhundert übergehen, und uns nicht bei Zeiten über die zu nehmenden Maßregeln mit einander vereinigen wollten.

Doch dieß war eben die zweyte Art meiner Erinnerungen für das Vaterland beim nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert: ich wollte die nœthigen Entſchließungen angeben die es bei den vorhin erwähnten bedenklichen Umſtänden faßen ſoll. Laßet mich dieß mit eben der Freymüthigkeit thun, mit der ich bisher unſern Zuſtand beſchrieben habe.

Und hier ſcheint mir denn vernünftiges Feſthalten des reinen Evangelii Jeſu und williger Gehorſam gegen dasſelbe die erſte und unentbehrlichſte Vorſchrift zu ſeyn die wir uns machen müßen. Der Geiſt der Zeiten fordert zwar gerade das Gegentheil: ihm iſt die Religion, ſobald vom Wohle des Staats die Rede iſt, die gleichgültigſte Sache von der Welt, und das Chriſtenthum erklært er wohl gar für nachtheilig und gefährlich. Haltet mich nicht für parteyiſch, meine Mitbürger, glaubet nicht daß ich eigennützig bloß die Vortheile meines Standes verteidige, wenn ich für die Sache der Religion und des Chriſtenthums ſpreche; wenn ich behaupte, ohne redliches Feſthalten des Evangelii Jeſu, ohne willigen Gehorſam gegen dasſelbe könne das kommende Jahrhundert unmœglich erwünſcht für euch ſeyn. Hätte ich bei allem Beobachten und Prüfen, bei allem Forſchen und Denken finden können, um auf die Herzen der Menſchen zu wirken, um ſie von ſittlichen Verderbniſſen gründlich zu heilen, um das Gefühl der Pflicht in ihnen zu ſtärken, um ſie mit der Gewißenhaftigkeit, mit dem edelmüthigen Wohlwollen, mit der gemeinnützigen Denkungsart zu erfüllen, ohne welche keine bürgerliche Geſellſchaft beſtehen kann, gebe es beßre kräftigere und zuverläßigere Mittel als lebendigen Glauben an das Evangelium Jeſu und echten chriſtlichen Sinn: vor Gott dem Allwißenden bezeuge ich es, nichts in der Welt würde mich bewegen können auch nur ein Wort für die Sache des Chriſtenthums zu verlieren: ich würde der erſte ſeyn der ſich dagegen erklærte. Aber kann ich der Macht der Wahrheit, kann ich dem Zeugniſs der Geſchichte, kann ich eurer innigſten, eurer lebendigſten Überzeugung widerſprechen, ihr alle, die ihr die Kraft des Evangelii aus Erfahrung kennet? Und urtheilet ſelbſt, M. Br., was kann man euch ſtatt der Einſichten, ſtatt der Ermunterungen, ſtatt der Trœſtungen, ſtatt der Hoffnungen, die euch das Evangelium giebt, darbieten? Wie? unfruchtbare Spitzfindigkeiten ſollten die fruchtbare Weisheit der Schrift, trotziges Berufen auf die Kraft und Würde der menſchlichen Natur ſollte die wohlthætigen Antriebe des Evangelii, kalter Ernſt in Befolgung des Pflichtgebots ſollte die edle Wärme einer chriſtlichen Gottes- und Menſchenliebe, unbeſtimmte Vertrœſtungen auf ewige Fortdauer ſollten die frohen, unſern Bedürfniſſen ſo ganz angemeßenen Hoffnungen des Chriſtenthums erſetzen kön-

nen? wir sollten dabei gewinnen, wenn wir eine Religion die für die Schwachen und Starken gleich heilsam ist, gegen Behauptungen vertauschen wollten die sich unaufhœrlich einander widersprechen, und von den Wenigsten auch nur gefaßt werden können? Finden sich Starke unter uns, die sichs zutrauen, den Glauben an das Evangelium entbehren und auf eignen Füßen stehen zu können: wohlan! sie mœgen ihrer Überzeugung folgen, und zusehen wie weit sie es bringen werden. Aber das Vaterland, M. Br., das Vaterland im Ganzen bedarf eine sittliche Kraft die allen zu Hilfe komme, wenn es mit den nœthigen Mitteln der Bildung versehen in das künftige Jahrhundert hinüber treten will. Überschaut alles was man in dieser Hinsicht jemals gebraucht hat und noch braucht: ihr werdet nichts finden, nichts nennen können, was mit dem Evangelio Jesu auch nur in der Entfernung verglichen werden könnte. So halte sie denn fest, mein theures Vaterland, die Religion die deine Væter bekannten, für die dein Luther eiferte, und unter deren Einfluß du bisher so glücklich gewesen bist. Ein Versprechen das wir uns heute beim Abschied einander geben soll es seyn, unverbrüchliche Treue gegen den zu beweisen, auf den wir getauft sind. Als ein christliches Volk, was sich auch um uns her zutragen mag, als ein christliches Volk wollen wir das alte Jahrhundert beschließen, und das neue antreten. Denn wohin sollen wir gehen, Herr Jesu? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Mit diesem Eifer für das Christenthum verbindet aber auch Anhänglichkeit an eure bürgerliche Verfaßung, wenn ihr auf der Gränze zweyer Jahrhunderte heilsame Entschließungen faßen wollet. Ihr sehet freylich überall um euch her Beispiele vom Gegentheil: nichts scheint den Nationen der Erde mehr zu misfallen als die bisher bestehende Ordnung, und sie hoffen, nur eine andere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse könne den Übeln abhelfen von denen sie sich gedrückt fühlen, könne sie frey und glücklich machen. Laßet euch nicht bethœren, meine Mitbürger! Ihr sehet wie theuer der Versuch einer solchen Umformung allen denen zu Stande kommt, die ihn wagen; ihr sehet daß der Zwang der neuen Ordnung, wo nicht drückender, doch eben so lästig ist als der alten; ihr sehet daß die Übel denen man auf eine so gewaltsame Art abhelfen wollte, unter andern Benennungen, und mit schrecklichen Auftritten und wilden Gräueln begleitet, in die neue Verfaßung zurückkehren. O haltet, haltet was ihr habt, wenn ihr mit Sicherheit in das neue Jahrhundert hinüber treten wollet. Vergeßet es nicht, daß die beste Verfaßung die ist, die am besten verwaltet wird, und daß es nur von euch abhängt, in der eurigen glücklich zu seyn. Heilig und unverletzlich sey euch also das gesellschaftliche Band das euch mit einander vereinigt. Als die Beschützerinn eurer Person, als die Vertheidigerinn eurer Rechte, als die Erhalterinn alles deßen, was euch auf Erden werth und theuer ist, betrachtet die Verfaßung eures Vaterlandes, und fahret fort ihr die Treue zu beweisen, die ihr derselben geschworen habet. Fürchtet nicht, diese Anhänglichkeit an sie, dieses strenge Festhalten derselben werde die vorhandnen Gebrechen gleichsam verewigen; werde alle Verbeßerungen unmœglich machen, und allen Fortschritt hindern; werde verursachen daß ihr hinter andern Völkern zurückbleiben, und an den Wohlthaten des neuen Jahrhunderts keinen Antheil haben werdet. Schließt denn das Festhalten einer Verfaßung ihre allmählige Verbeßerung aus? Muß man um einen Körper von seinen Gebrechen zu heilen ihn erst

tœdten und zerſtœren? Habt ihr nicht geſehen daß bisher ſo mancher Miſsbrauch abgeſtellt, ſo manche Laſt gehoben, und ſo manches Übel ausgerottet worden iſt? Haben eure Stände nicht ſtæts daran gearbeitet, mit Beibehaltung aller Grundgeſetze euren Zuſtand glücklicher zu machen? Haben ſie von dieſem edlen Eifer nicht itzt neue Beweiſe gegeben, und den Grund zu mancher heilſamen Verbeßerung gelegt? Iſt geräuſchloſe Wirkſamkeit für das Gute, iſt vorſichtiges Weiterſtreben, iſt bedächtiges, aber deſto gründlichers Beßern nicht der Geiſt eurer bisherigen Regierung geweſen? Seyd ihr unter der Leitung und dem Einfluße dieſes Geiſtes in irgend einem wahren Vorzug zurückgeblieben? Habt ihr, wenn ihr aufrichtig ſeyn und die Wahrheit geſtehen wollet, Urſache irgend ein Volk, wie ſtolz es auch auf ſeine Verfaßung ſeyn mag, zu beneiden? Wollet ihr alſo auch im kommenden Jahrhundert den Ruhm eines weiſen ehrwürdigen und glücklichen Volks behaupten; wollet ihr euch in der Ordnung, die Gott ſelbſt vorgeſchrieben hat, zu neuen Vollkommenheiten erheben; wollet ihr euern Kindern und Enkeln eine ſichere Bahn zur Ehre und zur Wohlfahrt öffnen: ſo verabſcheuet alle Gewalt, und bleibet Freunde des Rechts; ſo hütet euch vor wildem Leichtſinn, und verfahret mit bedachtſamem Ernſt; ſo tretet den neuen Zeitraum mit dem feſten Entſchluß an der bürgerlichen Verfaßung des Vaterlandes mit aller Gewißenhaftigkeit echter Chriſten treu zu bleiben.

Aber freylich muß ich euch noch ganz beſonders zu einer erhœheten Sorgfalt für die Bildungsanſtalten des Volks ermahnen, wenn das herannahende Jahrhundert erwünſcht für euch ſeyn ſoll. Denn daß dieſe Anſtalten nicht ſind was ſie ſeyn ſollen; daß ſich in unſern kirchlichen Einrichtungen manches findet was zweckwidrig und anſtœßig iſt, und die Wirkſamkeit der Religion mehr hindert als befördert; daß unſre Schulen eine gründliche Verbeßerung bedürfen, und inſonderheit die, wo bei weitem der grœſte Theil des Volks, der künftige Bürger und Landmann, ſeine Bildung erhalten ſoll, zum Theil traurig vernachlæßigt ſind; daß die Männer die dieſen Anſtalten als Lehrer vorſtehen nicht immer ſorgfältig genug gewählt werden, und ſich daher auch unter uns ſo mancher unwißende, elende, ſein Amt und ſeinen Stand entehrende Miethling durch allerley Künſte einen Weg zur Schule und in die Kirche zu öffnen weiß: warum wollten wir uns dieß verhehlen? warum ſollte ich, dem dieſe Mängel auf dem Platz, der mir angewieſen iſt, nur allzuſtark in die Augen fallen, ſie nicht rügen? warum ſollte ich nicht inſonderheit heute auf ſie hinzeigen? Glaubet nicht daß ihr den Geiſt der Ungebundenheit, der ſich auch unter uns zu regen anfängt, unterdrücken; daß ihr der Unſittlichkeit, die auch unter uns herſcht, Gränzen ſetzen; daß ihr der Religionsverachtung, die auch unter uns Überhand nimmt, begegnen; daß ihr den Übeln, die wir nicht mit in das neue Jahrhundert hinüberbringen dürfen, wenn es uns in demſelben wohl gehen ſoll, kräftig ſteuern könnet, wenn ihr ſie nicht bei der Wurzel angreifet, wenn ihr nicht alles aus dem Wege räumet was der Wirkſamkeit der Religion nachtheilig wird, wenn ihr das neue Geſchlecht, welches im künftigen Jahrhundert an eure Stelle treten ſoll, nicht ſchon durch ſeine Erziehung dagegen verwahret. Wer alſo Kraft, wer Macht und Einfluß genug hat die Verbeßerungen zu veranſtalten, welche der öffentliche Gottesdienſt bedarf, und ihn immer rührender und dem Geiſte des Chriſtenthums gemæßer einzurichten: den bitte ich in dieſer feyerlichen Stunde vor Gott der ſinkenden

Religion zu Hilfe zu kommen, und durch weise Anordnungen ihr Ansehen und ihre für das Vaterland so unentbehrliche Wirksamkeit auch für das künftige Jahrhundert zu sichern. An Sie, ehrwürdige Stände des Vaterlandes, wende ich mich hier noch besonders. Sie haben dießmal von der Aufmerksamkeit der sie die Bildungsanstalten des Volks würdigen, und von dem Wunsche sie verbeßert zu sehen Beweise gegeben. Verdienen Sie sich, ehrwürdige Männer, verdienen Sie sich den Dank und die Segnungen des künftigen Geschlechts ganz, und fahren Sie fort diese Angelegenheit als einen Gegenstand ihrer immer währenden Sorgfalt zu betrachten. Den meisten von Ihnen steht das ehrenvolle, aber auch bedenkliche Recht zu für Kirchen und Schulen Lehrer zu wählen, und eine Aufsicht über sie zu führen. Bedenken Sie es ernstlich und vor Gott daß Sie hiermit das Schicksal dieser Anstalten, daß Sie die Bildung und Wohlfahrt ganzer Gemeinen und Städte in den Händen haben; daß Sie Gott und dem Vaterlande dafür verantwortlich sind, wenn Sie bei Ausübung dieses Rechts irgend etwas anders gelten laßen als Ihre Pflicht; daß Sie Licht oder Finsternis, Tugend oder Laster, Segen oder Fluch über das kommende Jahrhundert verbreiten werden, je nachdem Sie sich dieses Auftrags entledigen. O laßen Sie uns auch hier mit Einem Geist und Sinne Gutes schaffen; laßen Sie uns dafür sorgen, daß ein weises tugendhaftes christliches Geschlecht im künftigen Jahrhundert an unsre Stelle trete; daß die Nachwelt den beßern Zustand unsers Kirchen- und Schulwesens von dieser Landesversammlung an rechne, und Ihre Namen mit Dankbarkeit Ehrfurcht und Freude dabei nenne.

Sind dieß die Anstalten und Vorkehrungen, M. Z., welche wir auf der Gränze zweyer Jahrhunderte treffen; trennen wir uns heute mit dem Vorsatz diese Maaßregeln als gewißenhafte Christen und als standhafte Männer zu befolgen: so sind es ermunternde Hoffnungen, welche das Vaterland an der Schwelle des neuen Jahrhunderts faßen darf. Zwar, ich bescheide mich: diese schwache Hand vermag es nicht, den heiligen Vorhang aufzuheben der die Zukunft vor unsern Augen verbirgt. Aber alles müßte uns trügen, M. Z., der Lauf der Dinge müßte sich ändern, das strenge Gesetz welches Ursach und Wirkung mit einander verknüpft müßte seine Kraft verlieren, die Aussprüche und Verheißungen Gottes müßten aufhœren Wahrheit zu seyn, wenn wir, versehen mit allem was ein Volk ehrwürdig und glücklich machen kann, dennoch elend im künftigen Jahrhunderte seyn könnten. Fangen wir es als wahre Christen, als treue Bürger, und unter dem Einfluß wohlthætiger Bildungsanstalten an, so kann es uns nicht fehlen; so ist es Ordnung ohne Zwang, Fortschritt ohne Übereilung, und Wohlfahrt ohne Misbrauch, worauf du rechnen darfst, geliebtes Volk, was dein Glück im künftigen Jahrhundert, was das beneidenswerthe Loos deiner Nachkommen in demselben seyn wird.

Erfreulicher kann keine Aussicht für ein Volk seyn, M. Br., als Ordnung ohne Zwang, als der Anblick eines Zustandes wo alles an seinem Platz ist; wo jeder thut was er soll; wo jeder hat was ihm gebührt; wo jeder genießt was er besitzt; wo sich jede Kraft ungehindert in ihrem Kreise bewegt, und alle frey, alle willig, alle nachdrucksvoll zum Wohle des Ganzen einträchtig zusammenwirken. Das wird dein Zustand seyn, mein Vaterland, unter dem Einfluße dieser heiligen Ordnung wird dir das künftige Jahrhundert versließen, wenn du die Anstalten triffst, und die Zusagen hältst, die ich vorhin angezeigt

habe. Denn wer, M. Br., wer soll auch nur den Willen haben Verwirrung anzurichten, seine Schranken zu durchbrechen, und andre gewaltsam anzufallen, wenn euch der Geist des Christenthums beseelt? Ist es nicht wohlthætige Wirksamkeit, ist es nicht gewißenhafte Pflichttreue, ist es nicht zärtliche Schonung fremder Rechte, womit dieser Geist euch und eure Kinder erfüllen wird? Wer, wer soll das Vermœgen und die Kraft besitzen Unordnungen zu stiften, Gewaltthætigkeiten auszuüben, und seine Mitbürger zu drücken, wenn ihr die Verfaßung des Vaterlandes ehret? Setzt sie nicht jedem seine Gränzen? weiset sie nicht jedem die Vortheile an, auf die er Anspruch machen darf? zeigt sie nicht jedem wie er sein Recht suchen soll, wenn es gekränkt wird? ist sie nicht mit einer Gewalt versehen die auch den Schwächsten und Geringsten unter den Schirm der Gesetze nimmt, und seine Freyheit und Wohlfahrt sichert? Wer, wer soll sich endlich geneigt fühlen die Harmonie des Ganzen zu stœren und sich wilden Leidenschaften zu überlaßen, wenn eure Bildungsanstalten das sind, was sie seyn sollen, wenn sich eure Kirchen und Schulen in ehrwürdige Tempel wahrer Weisheit und Tugend verwandeln? Wird dann der Sinn für das Gute, wird die Achtung gegen die Gesetze, wird der Eifer alles was recht ist aus eigner Bewegung zu thun, und darinn seine Freyheit zu setzen, nicht schon in dem zarten Herzen eurer Kinder sich regen? wird er nicht der Geist des ganzen Volkes werden, und sich in eine herschende unvertilgbare Denkungsart verwandeln? Scheue die Dunkelheit, scheue die Veränderungen, scheue die Gefahren und Stürme des kommenden Jahrhunderts nicht, mein Vaterland, wenn du ihnen so entgegengehst. Ruhig und einig mit dir selbst wirst du seyn, wenn anderwärts Aufruhr und Zwietracht toben. Du wirst die Freyheit haben und genießen, der sich andre bloß rühmen. Du wirst achtungswerth durch Menschlichkeit und Tugend seyn, wenn sich andre durch Barbarey und Laster entehren; immer verjüngt, immer ersetzt durch Enkel die dein Bild an sich tragen und dich noch übertreffen, wirst du eine Zierde der Nachwelt und künftiger Jahrhunderte bleiben.

Denn auch Fortschritt ohne Übereilung darf das Vaterland im neuen Jahrhundert hoffen, wenn es vorbereitet in dasselbe hinübertritt. Eine lange ehrenvolle unabsehliche Bahn zur Vollkommenheit ist dem einzelnen Menschen und ganzen Völkern geöffnet, M. Br., eine Bahn auf der kein Stillestand Statt findet, auf der man weiter gehen, fortstreben, vorwärts dringen muß, wenn man nicht zurückbleiben, wenn man von der erreichten Hœhe nicht wieder herabsinken, unaufhaltsam stürzen, und von dem Abgrunde des Verderbens auf immer verschlungen werden will. Ich sehe dich muthig und mit gesetztem Ernste fortschreiten; ich sehe dich eine Hœhe nach der andern erklimmen; ich sehe dich im weiten Raume des künftigen Jahrhunderts jeden Preis erhalten den du dir wünschen kannst, edles Volk, zu welchem ich rede. Denn jene Ungeduld, die sich übereilt; jenes wilde Streben, das kein festes Ziel hat; jene Verwegenheit, die gefährliche Sprünge versucht, kennst du nicht: dich leitet das Evangelium Jesu, die Treue gegen deine Verfaßung mæßigt deine Bewegungen, und deine Bildungsanstalten ebnen deine Bahn. Es ist kein Traum, M. Z., kein Gaukelspiel einer erhitzten Einbildungskraft, was ich euch da zeige. Haltet ihr das Evangelium Jesu fest, so habt ihr Grundsätze, so habt ihr eine feste, allgemein gültige Regel, nach der ihr alles prüfen und würdigen, nach der ihr sicher handeln könnet. Bei allen Verirrungen der mensch-

lichen Vernunft, bei allen Streitigkeiten in die sie sich verwickelt, bei allen Ausschweifungen auf die sie geræth, wißet ihr dann woran ihr seyd, und bleibet unbethœret; und doch wird euch von dem Wahren das sie entdeckt, von dem Guten das sie findet, und von den Vortheilen die sie erringt, nichts entgehen: ihr werdet alles prüfen, und das Beste behalten. Und seyd ihr eurer Verfaßung treu, ehret ihr die Verhältnisse in die sie euch gebracht hat: wird dann euer Trieb alles zu beßern durch gewaltsame Ausbrüche sich äußern, und gefährliche Unternehmungen wagen? Wird er nicht ein weises Fortstreben werden, das mehr baut als zerstœrt, das nichts Vorhandenes auflœst, als bis es etwas Beßres geben kann? Und wird er nicht auch auf eure Kinder und Enkel übergehen, dieser weise, alles beßernde Geist einer fortschreitenden Bildung, wenn er in euren Schulen weht? wird er in der Jugend, die er da pflegt und durchdringt, nicht Kräfte erwecken, Fæhigkeiten beseelen, und Tugenden wirken, die der Segen der Nachwelt seyn werden?

Und so wird es denn endlich Wohlfahrt ohne Misbrauch seyn, was ihr im künftigen Jahrhunderte finden, und im reichsten Maße genießen werdet. Wohlfahrt ohne Misbrauch! Ein gefährliches Gut ist diese Wohlfahrt, ist Reichthum und Überfluß, ist Macht und Gewalt, ist ungestœrter Friede, ist Vergnügen und Genuß für ein Volk ohne Religion, für Bürger ohne Treue, für Menschen ohne Erziehung: ein solches Volk ist gerade dann, wenn es den hœchsten Gipfel der Wohlfahrt erreicht hat, seinem Sturz und dem Abgrunde des Verderbens am næchsten. Für euch, meine Mitbürger, für euch wird dieser Gipfel an keinen Abgrund gränzen, ihr werdet euch auf demselben erhalten, und alles, alles daselbst finden was das irdische Leben Gutes hat, wenn Gehorsam gegen das Evangelium Jesu, wenn echter Bürgersinn, wenn Eifer für Bildung und Zucht euch nie verlaßen. Denn schützende Engel werden diese Tugenden für euch seyn; ihr werdet da sicher wohnen, wo sich andre nicht halten können; alle Quellen des Genußes werden reichlicher für euch fließen ohne euch zu berauschen; eure Weisheit, eure Frömmigkeit, eure Menschenliebe wird euch neue Quellen öffnen, und euch Seligkeiten bereiten von denen Andere gar nichts wißen; in einen Wohnsitz des Friedens, in ein Gefilde des Segens, in einen Vorhof des Himmels, wo eure Kinder und Enkel für die beßre Welt aufblühen und reifen, wird euer Vaterland sich verwandeln; und euch, euch, die ihr den Grund zu dieser Verwandluug gelegt habt, wird der Dank, wird der Segen glücklicher Nachkommen noch in die Ewigkeit folgen.

Hier stehen wir also, Regierer der Welt, hier stehen wir nachdenkend und ernst, wehmüthig und gerührt an der heiligen Schwelle der Zukunft, und blicken auf zu dir. Was du über uns beschloßen hast, was im Schooße der Dunkelheit die den Eintritt in das neue Jahrhundert umgiebt für uns verborgen liegen mag, ach! das wißen wir nicht: denn wer hat deinen Sinn erkannt, oder wer ist dein Rathgeber gewesen? Aber was du von uns forderst, das wißen wir: darüber sind wir von deinem Sohne belehrt; das sagt uns unser Herz und unser Gewißen. Wir wollen also thun was allein in unsrer Macht ist: einmüthig versprechen, feyerlich geloben, dir dem Allwißenden und Heiligen schwœren wollen wir, im Glauben an dich und deinen Sohn, und gestärkt von deinem Geiste, alles treu, alles willig, alles standhaft zu leisten was dein Wille ist, und so die Bahn des neuen Jahrhunderts anzutreten. Was wir aber Theures auf Erden haben, was unser

Herz mit inniger Zärtlichkeit umfaßt, was wir mit unſrer Macht weder ſchützen noch beglücken können: das legen wir vertrauensvoll in deine Vaterhände, und ſind getroſt. Übergeben ſey dir alſo das Kleinod unſers Vaterlandes, unſer Kurfürſt. Wir flehen zu dir, den Wohlthæter und Regenten unſrer Enkel laß Ihn noch ſeyn; laß Ihn lange die Zierde des künftigen Jahrhunderts bleiben, und Sein Haus einen Segen für alle folgende Zeiten und für unſre Nachkommen werden. Und das Volk, das hier in ſeinen Ständen zugegen iſt, das ſich noch auf dem Scheideweg zweyer Jahrhunderte anbetend vor dir beugt, getroſt, allgütiger Vater, und geſegnet von dir laß es den alten Zeitraum beſchließen, und den neuen anfangen; laß es auf der Bahn des künftigen Jahrhunderts unſern Greiſen nie an Munterkeit und Weisheit, unſern Männern nie an Kraft und Muth, unſern Jünglingen nie an Zucht und Ordnung, laß es uns allen nie an dem fehlen, was uns gut und heilſam iſt. O du, vor dem tauſend Jahre ſind wie der Tag der geſtern vergangen iſt und wie eine Nachtwache, kehre dich zu uns, und ſey deinen Knechten gnædig. Erfülle uns frühe mit deiner Gnade: ſo wollen wir rühmen und frœhlich ſeyn unſer Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern. Amen.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE.

ANWEISUNG ZUM SEELIGEN LEBEN.

FÜNFTE VORLESUNG.

Ehrwürdige Verſammlung!

Nach dem, was wir bisher erſehen, beſteht die Seeligkeit in der Vereinigung mit Gott als dem Einen und Abſoluten. Wir aber ſind in unſerm unaustilgbaren Weſen nur Wißen Bild und Vorſtellung; und ſelbſt in jenem Zuſammenfallen mit dem Einen kann jene unſere Grundform nicht verſchwinden. Selbſt in dieſem unſern Zuſammenfallen mit ihm wird er nicht unſer eigenſtes Seyn ſelber, ſondern er ſchwebt uns nur vor als ein Fremdes und außer uns befindliches, an das wir lediglich uns hingeben und anſchmiegen in inniger Liebe; er ſchwebt uns vor, an ſich als geſtaltlos und gehaltlos, für ſich keinen beſtimmten Begriff oder Erkenntniſs von ſeinem innern Weſen gebend, ſondern nur als dasjenige, durch welches wir uns und unſre Welt denken und verſtehen. Auch nach der Einkehrung in ihn geht die Welt uns nicht verloren: ſie erhält nur eine andere Bedeutung, und wird aus einem für ſich ſelbſtſtändigen Seyn, für welches wir vorher ſie hielten, lediglich zur Erſcheinung und Äußerung des in ſich verborgenen göttlichen Weſens in dem Wißen. Faßen Sie dieſes noch einmal im Ganzen alſo zuſammen. Das göttliche Daſeyn, ſein Daſeyn, ſage ich der früher gemachten Unterſcheidung zufolge, ſeine Äußerung und Offenbarung, iſt ſchlechthin durch ſich und ſchlechthin nothwendig Licht, das inwendige næmlich und das geiſtige Licht. Dieſes Licht, ſich ſelbſt überlaßen

bleibend, zerſtreut und zerſpaltet ſich in mannigfaltige und in unendliche Stralen, und wird auf dieſe Weiſe in dieſen einzelnen Stralen ſich ſelber und ſeinem Urquelle entfremdet. Aber dasſelbe Licht vermag auch durch ſich ſelbſt aus dieſer Zerſtreuung ſich wieder zuſammenzufaßen und ſich als Eines zu begreifen, und ſich zu verſtehen als das was es an ſich iſt, als Daſeyn und Offenbarung Gottes; bleibend zwar auch in dieſem Verſtehen das, was es in ſeiner Form iſt, Licht, doch aber in dieſem Zuſtande und vermittelſt dieſes Zuſtandes ſelber ſich deutend als nichts Reales für ſich;, ſondern nur als Daſeyn und Sich-Darſtellung Gottes.

Insbeſondere war in den beiden letzten Vorleſungen und ganz beſonders in der allerletzten unſer Beſtreben dieß, der Verwandlung des an ſich einzig mœglichen und unveränderlichen Seyns in ein anderes und zwar in ein mannigfaltiges und veränderliches Seyn zuzuſehen, alſo, daß wir in den Punct dieſer Verwandlung eingeführt würden, und dieſelbe vor unſern eigenen Augen vor ſich ginge. Wir fanden Folgendes. Zuvörderſt wurde durch den Character des Wißens überhaupt, als eines bloßen Bildes eines von demſelben unabhängig vorhandenen und beſtehenden Seyns, das, was an ſich und in Gott lauter That und Leben iſt, in ein ruhendes Seyn oder in eine Welt überhaupt verwandelt. Zweytens wurde noch überdieß durch das von allem wirklichen Wißen unabtrennbare Grundgeſetz der Reflexion jene für das bloße Wißen einfache Welt weiter characteriſiert, geſtaltet, und zu einer beſondern Welt gemacht, und zwar zu einer ins Unendliche verſchiedenen und in einem nie zu endenden Strome neuer Geſtaltungen ablaufenden Welt. Die hiedurch zu erzeugende Einſicht war unſers Erachtens nicht bloß dem Philoſophen, ſondern auch der Gottſeeligkeit, falls næmlich die letzte nicht bloß inſtinctartig und als ein dunkler Glaube in dem Menſchen wohnet, ſondern über ihren eigenen Grund zugleich Rechenſchaft ſich abzulegen begehrt, auf die gleiche Weiſe unentbehrlich.

So weit waren wir in der vorigen Vorleſung fortgerückt, [und äußerten zum Beſchluße daß mit dieſer auf das Eine Grundgeſetz aller Reflexion ſich gründenden Spaltung der Welt ins Unendliche noch eine andere Spaltung unzertrennlich verknüpft wære, die wir an dieſem Orte, wenn auch nicht abzuleiten, denn doch hiſtoriſch deutlich anzugeben und zu beſchreiben hätten. Ich faße dieſe neue und zweyte Spaltung im Allgemeinen hier nicht tiefer denn ſo. Erſtens iſt ſie in ihrem innern Weſen von der in der vorigen Stunde abgeleiteten, hier ſo eben wieder erwähnten Spaltung alſo verſchieden, daß jene die durch die Form des Wißens überhaupt aus dem göttlichen Leben entſtandene ſtehende Welt unmittelbar ſpaltet und theilet; dagegen die jetzt zu betrachtende nicht unmittelbar das Object, ſondern nur die Reflexion auf das Object ſpaltet und theilet. Jene iſt eine Spaltung und Eintheilung in dem Objecte ſelber: dieſe iſt nur eine Spaltung und Eintheilung in der Anſicht des Objects, nicht, wie jene, gebend an ſich verſchiedene Objecte, ſondern nur verſchiedene Weiſen die Eine bleibende Welt innerlich anzuſehen, zu nehmen, und zu verſtehen. Zweytens iſt nicht außer Acht zu laßen daß dieſe beiden Spaltungen nicht etwa eine die Stelle der andern vertreten, und ſo ſich gegenſeitig verdrängen können, ſondern daß ſie beide unabtrennlich und ſo in Einem Schlage ſind, ſo wie nur die Reflexion, deren unveränderliche Formen ſie

ſind, überhaupt iſt; daß daher auch die Reſultate der beiden unabtrennlich ſich begleiten und neben einander fortgehen. Das Reſultat der erſten Spaltung iſt, wie wir in der vorigen Rede zeigten, die Unendlichkeit; das Reſultat der zweyten iſt, wie wir damals erwähnten, eine Fünffachheit: ſomit iſt die jetzt behauptete Unabtrennlichkeit beider Spaltungen alſo zu verſtehen, daß die ganze bleibende und nie aufzuhebende Unendlichkeit in ihrer Unendlichkeit auf eine fünffache Weiſe angeſehen werden könne, und wiederum daß jede der fünf mœglichen Anſichten der Welt denn doch wieder die Eine Welt in ein Unendliches ſpalte. Und ſo faßen Sie denn alles bis jetzt geſagte alſo in Einen Überblick zuſammen. Im geiſtigen Sehen wird das, was an ſich göttliches Leben iſt, zu einem Geſehenen, d. i. zu einem vollendet vorhandenen, oder zu einer Welt; welches das Erſte wære. Dieſes Sehen iſt nun immer ein Act, genannt Reflexion; und durch dieſen Act, theils als gehend auf ſein Object, die Welt, theils als gehend auf ſich ſelber, wird jene Welt in ein unendliches Fünffache, oder was dasſelbe ſagt, in eine fünffache Unendlichkeit geſpalten; welches das Zweyte wære. Um nun hier zunæchſt bei der zweyten Spaltung als dem eigentlichen Gegenſtande unſerer heutigen Betrachtung ſtehen zu bleiben, machen wir über dieſelbe noch folgende allgemeine Bemerkungen.

Es giebt dieſe Spaltung, wie ſchon erwähnt, nicht eine Eintheilung im Objecte, ſondern nur eine Eintheilung Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit in der Anſicht des Objects. Es ſcheint ſich der Gedanke aufzudringen daß dieſe Verſchiedenheit, nicht des Objects, ſondern der Anſicht desſelben allenthalben bleibenden Objects, nur in der Dunkelheit oder Klarheit, der Tiefe oder Flachheit, der Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit dieſer Anſicht der Einen bleibenden Welt beruhen könne. Und ſo verhält es ſich denn allerdings; oder, daß ich an etwas hier ſchon vorgetragenes anknüpfe, und das Vorliegende durch Jenes, ſo wie gegenſeitig Jenes durch das Vorliegende verſtändlicher mache, die erwähnten fünf Weiſen die Welt zu nehmen ſind dasſelbe, was ich in der dritten Vorleſung die verſchiedenen mœglichen Stufen und Entwicklungsgrade des innern geiſtigen Lebens nannte, als ich ſagte daß es ſich in der Regel mit dem Fortſchritte des im eigentlichen Sinne uns angehœrigen freyen und bewußten geiſtigen Lebens ſo verhalte, wie mit dem Fortſchritte des phyſiſchen Todes, und daß das erſtere eben ſo wie der letztere in den entfernteſten Gliedmaßen beginne, und von ihnen aus nur allmählig fortrücke zum Mittelpuncte. Was ich in dem damals gebrauchten Bilde die Außenwerke des geiſtigen Lebens nannte, ſind in der gegenwärtigen Darſtellung die niedrigſten dunkelſten und oberflächlichſten unter den fünf mœglichen Weiſen die Welt zu nehmen; was ich edlere Lebenstheile und das Herz nannte, ſind die hœhern und klærern, und die hœchſte und allerklærſte von dieſen Weiſen.

Ohnerachtet aber ſowohl nach unſerm damaligen Gleichniſſe als nach unſerer gegenwärtigen Darſtellung in dem gewöhnlichen Gange des Lebens und nach der Regel der Menſch nur, nachdem er in einer niedrigen Weiſe die Welt zu deuten eine Zeit lang beruhet, zu einer hœhern ſich erhebt: ſo iſt doch darum fürs erſte ja nicht zu läugnen, ſondern ausdrücklich zu bedenken und feſtzuhalten, daß jene vielfache Anſicht der Welt eine wahre und urſprüngliche Spaltung ſey, wenigſtens in dem Vermœgen des Menſchen die Welt zu

nehmen. Verſtehen Sie mich alſo. Jene hœhern Weltanſichten entſtehen nicht etwa erſt in der Zeit und ſo, daß die ihnen durchaus entgegengeſetzten ſie erſt erzeugten und mœglich machten, ſondern ſie ſind von aller Ewigkeit in der Einheit des göttlichen Daſeyns da als nothwendige Beſtimmungen des Einen Bewußtſeyns, geſetzt auch, kein Menſch erfaßte ſie; und keiner der ſie erfaßt kann ſie erdenken und durch Denken erzeugen, ſondern er vermag nur ſie zu finden und ſich anzueignen. Zweytens aber iſt jener allmählige Fortſchritt auch nur der gewöhnliche Gang und die Regel, welche durchaus nicht ohne Ausnahme gilt. Wie durch ein Wunder finden durch Geburt und Inſtinct einige Begeiſterte und Begünſtigte oder ihr eigenes Wißen ſich in einem hœhern Standpuncte der Weltanſicht; welche nun von ihrer Umgebung eben ſo wenig begriffen werden, als von ihrer Seite ſie dieſelbe zu begreifen vermœgen. In dieſem Falle befanden von Anbeginn der Welt an ſich alle Religioſen Weiſen Heroen Dichter, und durch dieſe iſt alles Große und Gute in die Welt gekommen was in ihr ſich befindet. Wiederum ſind andere Individuen, und wo die Anſteckung recht gefährlich wird, ganze Menſchenalter mit wenig Ausnahmen durch denſelben nicht weiter zu erklærenden Inſtinct alſo in die gemeine Anſicht hineingebannt und hineingewurzelt, daß ſelbſt der allerklærſte und einleuchtendſte Unterricht ſie nicht dahin bringt, ihr Auge auch nur Einen Augenblick über den Boden zu erheben, und irgend etwas anderes zu faßen als was mit den Händen ſich faßen läßt.

So viel im Allgemeinen über die angegebene neue Eintheilung in der Weiſe die Eine Welt anzuſehen; und jetzt zur Aufſtellung der einzelnen Glieder dieſer Eintheilung!

Die erſte niedrigſte oberflächlichſte und verworrenſte Weiſe die Welt zu nehmen iſt die, wenn man dasjenige für die Welt und das wirklich daſeyende hält, was in die äußern Sinne fällt, dieß für das Hœchſte Wahrhafte und für ſich beſtehende. Dieſe Anſicht iſt auch in dieſen unſern Vorleſungen, beſonders in der dritten, ſattſam geſchildert, deutlich, wie es mir ſcheint, characteriſiert, und ſchon damals durch einen ſelber nur auf der Oberfläche liegenden Wink in ihrer Verwerflichkeit und Seichtigkeit hinlänglich dargeſtellt worden. Daß es dem ohnerachtet die Anſicht unſerer Weltweiſen und des in ihrer Schule gebildeten Zeitalters ſey, iſt gleichfalls zugeſtanden, ſo wie zugleich gezeigt worden daß dieſe Anſicht keinesweges in ihrer Logik liege, indem überhaupt aller Logik jene Anſicht ins Geſicht widerſpricht, ſondern in ihrer Liebe. Hiebei kann ich nun mich nicht länger aufhalten: denn auch in dieſen Vorleſungen müßen wir weiter kommen, und darum Einiges als nun für immer abgethan hinter uns laßen. Ob nun jemand auf ſeinem Sinne beſtehe, und fortfahre zu ſagen «Aber dieſe Dinge ſind ja offenbar, wirklich und wahrhaftig da: denn ich ſehe ſie ja, und hœre ſie» u. ſ. w.: ſo wiße dieſer daß wir uns durch ſeine dreiſte Verſicherung und ſeinen feſten Glauben gar nicht irre machen laßen, ſondern daß es bei unſerm kategoriſchen, unumwundenen und ganz nach den Worten zu verſtehenden «Nein, dieſe Dinge ſind nicht, gerade darum, weil ſie ſichtbar und hœrbar ſind» auf einmal für immer verbleibt, und daß wir mit einem ſolchen, als der Verſtändigung und Belehrung durchaus unfæhig, gar nicht weiter reden können.

Die zweyte aus der urſprünglichen Spaltung mœglicher Anſichten der Welt hervor-

gehende Anſicht iſt die, da man die Welt erfaßet als ein Geſetz der Ordnung und des gleichen Rechts in einem Syſteme vernünftiger Weſen. Verſtehen Sie mich gerade alſo, wie die Worte lauten. Ein Geſetz, und zwar ein ordnendes und gleichendes Geſetz für die Freyheit Mehrerer, iſt dieſer Anſicht das eigentliche Reale und für ſich ſelber beſtehende; dasjenige, mit welchem die Welt anhebt, und worin ſie ihre Wurzel hat. Falls hiebei jemand ſich wundern ſollte wie denn ein Geſetz, das da ja, wie ein ſolcher ſich ausdrücken würde, ein bloßes Verhältniſs und lediglich ein Abſtractionsbegriff ſey, für ein Selbſtſtändiges gehalten werden könne: ſo kæme einem ſolchen die Verwunderung lediglich daher, daß er nichts als real faßen könnte außer der ſichtbaren und fühlbaren Materie; und er gehœrte ſonach unter diejenigen, mit denen wir gar nicht reden. Ein Geſetz, ſage ich, iſt für dieſe Weltanſicht das erſte was da allein wahrhaftig iſt, und durch welches alles andere was da iſt erſt da iſt. Freyheit und ein Menſchengeſchlecht iſt ihr das Zweyte, vorhanden lediglich, weil ein Geſetz an die Freyheit nothwendig Freyheit und freye Weſen ſetzt; und der einige Grund und Beweis der Selbſtſtändigkeit des Menſchen iſt in dieſem Syſteme das in ſeinem Innern ſich offenbarende Sittengeſetz. Eine Sinnenwelt endlich iſt ihr das Dritte: dieſe iſt lediglich die Sphære des freyen Handelns der Menſchen, vorhanden dadurch, daß ein freyes Handeln Objecte dieſes Handelns nothwendig ſetzt. In Abſicht der aus dieſer Anſicht hervorgehenden Wißenſchaften gehœrt hierher nicht bloß die Rechtslehre, als aufſtellend die juridiſchen Verhältniſſe der Menſchen, ſondern auch die gewöhnliche Sittenlehre, die nur darauf ausgeht, daß keiner dem andern Unrecht thue, und nur jeder das Pflichtwidrige, ob es nun durch ein ausdrückliches Geſetz des Staats verboten ſey oder nicht, unterlaße. Beiſpiele zu dieſer Anſicht der Welt laßen aus der gewöhnlichen Anſicht des Lebens ſich nicht beibringen, indem dieſe, in die Materie gewurzelt, nicht einmal zu ihr ſich erhebt: aber in der philoſophiſchen Litteratur iſt Kant, wenn man ſeine philoſophiſche Laufbahn nicht weiter als bis zur Kritik der practiſchen Vernunft verfolgt, das getroffenſte und conſequenteſte Beiſpiel dieſer Anſicht: den eigentlichen Character dieſer Denkart, den wir oben ſo ausdrückten, daß die Realitæt und Selbſtſtändigkeit des Menſchen nur durch das in ihm waltende Sittengeſetz bewieſen, und daß er lediglich dadurch etwas an ſich werde, drückt Kant aus mit denſelben Worten. Auch wir für unſere Perſon haben dieſe Weltanſicht, niemals zwar als die hœchſte, aber als den eine Rechtslehre und eine Sittenlehre begründenden Standpunct in unſerer Bearbeitung dieſer beiden Diſciplinen angegeben, durchgeführt, und wie wir uns bewußt ſind, nicht ohne Energie ausgeſprochen: es kann daher in unſerm Zeitalter denen, welche für das Geſagte ſich næher intereſſieren, nicht an Exemplaren der beſchriebenen zweyten Weltanſicht fehlen. Übrigens gehœrt die reinmoraliſche innere Geſinnung, daß lediglich um des Geſetzes willen gehandelt werde, die auch in der Sphære der niedern Moralitæt ſtatt findet, und deren Einſchärfung weder von Kant noch von uns vergeßen worden, nicht hierher, wo wir es allein mit den Objecten zu thun haben.

Eine allgemeine Bemerkung, welche für alle folgende Geſichtspuncte mit gilt, will ich gleich bei dieſem, wo ſie ſich am klærſten machen läßt, beibringen. Næmlich dazu, daß man überhaupt einen feſten Standpunct ſeiner Weltanſicht habe, gehœrt daß man

das Reale, das Selbſtſtändige, und die Wurzel der Welt in Einen beſtimmten und unveränderlichen Grundpunct ſetze, aus welchem man das Übrige, als nur theilhabend an der Realitæt des Erſten, und nur unmittelbar geſetzt durch jenes Erſte, ableite; gerade ſo, wie wir oben im Namen der zweyten Weltanſicht das Menſchengeſchlecht als das Zweyte und die Sinnenwelt als das Dritte aus dem ordnenden Geſetze als dem Erſten abgeleitet haben. Keinesweges aber gilt es, daß man die Realitæten miſche und menge, und etwa der Sinnenwelt die ihrige zumeßen, aber doch auch nebenbei der moraliſchen Welt die ihrige nicht abſprechen wolle; wie zuweilen die ganz verworrenen dieſe Fragen abzuthun ſuchen. Solche haben gar keinen feſten Blick und gar keine gerade Richtung ihres geiſtigen Auges, ſondern ſie ſchielen immerfort auf das Mannigfaltige. Weit vorzüglicher denn ſie iſt der, der ſich entſchieden an die Sinnenwelt hält, und alles Übrige außer ihr ableugnet: denn ob er ſchon eben ſo kurzſichtig iſt als ſie, ſo iſt er doch nicht überdieß eben ſo feig und muthlos. *In Summa:* eine hœhere Weltanſicht duldet nicht etwa neben ſich auch die niedere, ſondern jede hœhere vernichtet ihre niedere, als abſolute und als hœchſten Standpunct, und ordnet dieſelbe ſich unter.

Die dritte Anſicht der Welt iſt die aus dem Standpuncte der wahren und hœhern Sittlichkeit. Es iſt nœthig, über dieſen dem Zeitalter ſo gut als ganz verborgnen Standpunct ſehr beſtimmte Rechenſchaft abzulegen. Auch ihm iſt, eben ſo wie dem jetzt beſchriebenen zweyten Standpuncte, ein Geſetz für die Geiſterwelt das Hœchſte Erſte und Abſolutreale; und hierin kommen die beiden Anſichten überein. Aber das Geſetz des dritten Standpunctes iſt nicht ſo wie das des zweyten lediglich ein das Vorhandene ordnendes, ſondern vielmehr ein das Neue und ſchlechthin nicht vorhandene innerhalb des Vorhandenen erſchaffendes Geſetz. Jenes iſt nur negativ, nur aufhebend den Widerſtreit zwiſchen den verſchiedenen freyen Kräften, und herſtellend Gleichgewicht und Ruhe: dieſes begehret die dadurch in Ruhe gebrachte Kraft wieder auszurüſten mit einem neuen Leben. Es ſtrebt an, könnte man ſagen, nicht bloß wie jenes die Form der Idee, ſondern die qualitative und reale Idee ſelber. Sein Zweck läßt ſich kurz alſo angeben. Es will die Menſchheit in dem von ihm ergriffenen, und durch ihn in Andern in der Wirklichkeit zu dem machen, was ſie ihrer Beſtimmung nach iſt, zum getroffenen Abbilde Abdrucke und zur Offenbarung des innern göttlichen Weſens. Die Ableitungsleiter dieſer dritten Weltanſicht in Abſicht der Realitæt iſt daher dieſe. Das wahrhaft reale und ſelbſtſtändige iſt ihr das Heilige Gute Schœne; das Zweyte iſt ihr die Menſchheit, als beſtimmt jenes in ſich darzuſtellen; das ordnende Geſetz in derſelben, als das Dritte, iſt ihr lediglich das Mittel um für ihre wahre Beſtimmung ſie in innere und äußere Ruhe zu bringen; endlich die Sinnenwelt, als das Vierte, iſt ihr lediglich die Sphære für die äußere und innere, niedere und hœhere Freyheit und Moralitæt: lediglich die Sphære für die Freyheit, ſage ich; was ſie auf allen hœhern Standpuncten iſt und bleibt, und niemals eine andere Realitæt an ſich zu bringen vermag.

Exemplare dieſer Anſicht finden ſich in der Menſchengeſchichte; freylich nur für den, der ein Auge hat ſie zu entdecken. Durch hœhere Moralitæt allein und durch die von ihr ergriffenen iſt Religion, und insbeſondre die chriſtliche Religion, iſt

Weisheit und Wißenſchaft, iſt Geſetzgebung und Cultur, iſt die Kunſt, iſt alles Gute und Achtungswürdige das wir beſitzen in die Welt gekommen. In der Litteratur finden ſich, außer in Dichtern zerſtreut, nur wenig Spuren dieſer Weltanſicht: unter den alten Philoſophen mag Plato eine Ahndung derſelben haben, unter den neuern Jacobi zuweilen an dieſe Region ſtreifen.

Die vierte Anſicht der Welt iſt die aus dem Standpuncte der Religion; welche, falls ſie hervorgehet aus der dritten ſo eben beſchriebenen Anſicht, und mit ihr vereinigt iſt, beſchrieben werden müßte als die klare Erkenntniſs daß jenes Heilige Gute und Schœne keinesweges unſre Ausgeburt oder die Ausgeburt eines an ſich nichtigen Geiſtes Lichtes Denkens, ſondern daß es die Erſcheinung des innern Weſens Gottes in uns als dem Lichte unmittelbar ſey, ſein Ausdruck und ſein Bild durchaus und ſchlechthin und ohne allen Abzug, alſo wie ſein inneres Weſen herauszutreten vermag in einem Bilde. Dieſe, die religiœſe Anſicht, iſt eben diejenige Einſicht, auf deren Erzeugung wir in den bisherigen Vorleſungen hingearbeitet haben, und welche wir nun in dem Zuſammenhange ihrer Grundſätze ſchärfer und beſtimmter alſo ausdrücken können. 1) Gott allein iſt, und außer ihm nichts: ein, wie mir es ſcheint, leicht einzuſehender Satz, und die ausſchließende Bedingung aller religiœſen Anſicht. 2) Indem wir nun auf dieſe Weiſe ſagen «Gott iſt», haben wir einen durchaus leeren, über Gottes inneres Weſen ſchlechthin keinen Aufſchluß gebenden Begriff. Was wollten wir denn aus dieſem Begriffe auf die Frage antworten, was denn nun Gott ſey? Der einzig mœgliche Zuſatz, daß er abſolut ſey, von ſich, durch ſich, in ſich, iſt ſelbſt nur die an ihm dargeſtellte Grundform unſers Verſtandes, und ſagt nichts weiter aus als unſre Denkweiſe desſelben; noch dazu nur negativ, und wie wir ihn nicht denken ſollen, d. h. wir ſollen ihn nicht von einem Andern ableiten, ſo wie wir, durch das Weſen unſers Verſtandes genœthiget, mit andern Gegenſtänden unſers Denkens verfahren. Dieſer Begriff von Gott iſt daher ein gehaltloſer Schattenbegriff; und indem wir ſagen «Gott iſt», iſt er eben für uns innerlich Nichts, und wird gerade durch dieſes Sagen ſelber zu Nichts. 3) Nun aber tritt Gott dennoch, wie wir dieß oben fleißig aus einander geſetzt haben, außer dieſem leeren Schattenbegriffe in ſeinem wirklichen wahren unmittelbaren Leben in uns ein; oder ſtrenger ausgedrückt, wir ſelbſt ſind dieſes ſein unmittelbares Leben. Wohl! von dieſem unmittelbaren göttlichen Leben aber wißen wir nicht; und da gleichfalls nach unſrer Äußerung unſer eigenes, uns angehœriges Daſeyn nur dasjenige iſt, was wir im Bewußtſeyn erfaßen können, ſo bleibt jenes unſer Seyn in Gott, ohnerachtet es in der Wurzel immer das unſrige ſeyn mag, uns dennoch ewig fremd, und ſo in der That und Wahrheit für uns ſelbſt nicht unſer Seyn; wir ſind durch jene Einſicht um nichts gebeßert, und bleiben von Gott eben ſo entfernt als je. Wir wißen von jenem unmittelbaren göttlichen Leben nichts, ſagte ich: denn mit dem erſten Schlage des Bewußtſeyns ſchon verwandelt es ſich in eine todte Welt, die ſich noch überdieß in fünf Standpuncte ihrer mœglichen Anſicht theilt. Mag es doch immer Gott ſelber ſeyn der hinter allen dieſen Geſtalten lebet, wir ſehen nicht ihn, ſondern immer nur ſeine Hülle; wir ſehen ihn als Stein Kraut Thier; ſehen ihn, wenn wir hœher uns ſchwingen, als Naturgeſetz, als Sittengeſetz: und alles dieſes iſt doch immer nicht Er. Immer verhüllet die

Form uns das Weſen, immer verdeckt unſer Sehen ſelbſt uns den Gegenſtand, und unſer Auge ſelbſt ſteht unſerm Auge im Wege. Ich ſage dir, der du ſo klageſt: Erhebe dich nur in den Standpunct der Religion, und alle Hüllen ſchwinden; die Welt vergehet dir mit ihrem todten Princip, und die Gottheit ſelbſt tritt wieder in dich ein in ihrer erſten und urſprünglichen Form, als Leben, als dein eignes Leben, das du leben ſollſt und leben wirſt. Nur noch die eine unaustilgbare Form der Reflexion bleibt die Unendlichkeit dieſes göttlichen Lebens in dir, welches in Gott freylich nur Eins iſt: aber dieſe Form drückt dich nicht: denn du begehrſt ſie und liebſt ſie; ſie irret dich nicht: denn du vermagſt ſie zu erklæren. In dem, was der heilige Menſch thut lebet und liebet, erſcheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, ſondern in ſeinem eignen unmittelbaren und kräftigen Leben, und die aus dem leeren Schattenbegriffe von Gott unbeantwortliche Frage «Was iſt Gott?» wird hier ſo beantwortet: Er iſt dasjenige, was der ihm ergebene und von ihm begeiſterte thut. Willſt du Gott ſchauen wie er in ſich ſelber iſt, von Angeſicht zu Angeſicht? Suche ihn nicht jenſeit der Wolken: du kannſt ihn allenthalben finden wo du biſt. Schaue an das Leben ſeiner Ergebenen, und du ſchauſt Ihn an; ergieb dich ſelber ihm, und du findeſt ihn in deiner Bruſt.

Dieß, E. V., iſt die Anſicht der Welt und des Seyns vom Standpuncte der Religion.

Die fünfte und letzte Anſicht der Welt iſt die aus dem Standpuncte der Wißenſchaft. Der Wißenſchaft, ſage ich, der Einen abſoluten und in ſich ſelber vollendeten. Die Wißenſchaft erfaßet alle dieſe Puncte der Verwandlung des Einen in ein Mannigfaltiges und des Abſoluten in ein Relatives vollſtändig, in ihrer Ordnung und in ihrem Verhältniſſe zu einander; allenthalben und von jedem einzelnen Standpuncte aus zurückzuführen vermœgend nach dem Geſetze jedes Mannigfaltige auf die Einheit, oder aus der Einheit abzuleiten vermœgend jedes Mannigfaltige; ſo wie wir die Grundzüge dieſer Wißenſchaft in dieſer und in den letzten beiden Vorleſungen vor Ihren Augen entwickelt haben. Sie, die Wißenſchaft, geht über die Einſicht daß ſchlechthin alles Mannigfaltige in dem Einen gegründet und auf daſſelbe zurückzuführen ſey, welche ſchon die Religion gewährt, hinaus zu der Einſicht des Wie dieſes Zuſammenhanges, und für ſie wird genetiſch was für die Religion nur ein abſolutes Factum iſt. Die Religion ohne Wißenſchaft iſt irgendwo ein bloßer, dem ohngeachtet jedoch unerſchütterlicher Glaube: die Wißenſchaft hebt allen Glauben auf, und verwandelt ihn in Schauen. Da wir hier dieſen wißenſchaftlichen Standpunct keinesweges als zu unſrem eigentlichen Zwecke gehœrig, ſondern nur um der Vollſtändigkeit willen angeben, ſo ſey es genug, über ihn nur Folgendes hinzuzuſetzen. Das gottſeelige und ſeelige Leben iſt durch ihn zwar keinesweges bedingt: dennoch aber gehœrt die Anforderung dieſe Wißenſchaft in uns und Andern zu realiſieren in das Gebiet der hœhern Moralitæt. Der wahrhaftige und vollendete Menſch ſoll durchaus in ſich ſelber klar ſeyn: denn die allſeitige und durchgeführte Klarheit gehœrt zum Bilde und Abdrucke Gottes. Von der andern Seite aber kann freylich keiner die Anforderung an ſich ſelber thun, an den ſie nicht ſchon ohne alles ſein Zuthun ergangen, und dadurch ſelbſt ihm erſt klar und verſtändlich geworden iſt.

Noch iſt Folgendes über die angezeigten fünf Standpuncte anzumerken, und dadurch das Bild des Religioſen zu vollenden.

Die beiden zuletzt genannten Standpuncte, der wißenfchaftliche fowohl als der religiœfe, find lediglich betrachtend und befchauend, keinesweges an fich thætig und practifch. Sie find bloße ftehende und ruhende Anficht, die im Innern des Gemüthes bleibt, keinesweges aber zu einem Handeln treibende und in demfelben ausbrechende Anficht. Dagegen ift der dritte Gefichtspunct, der der hœhern Moralitæt, practifch und zu einem Handeln treibend. Und jetzt fetze ich hinzu: die wahrhafte Religion, ohnerachtet fie das Auge des von ihr ergriffenen zu ihrer Sphære erhebt, hält dennoch fein Leben in dem Gebiete des Handelns und des echt moralifchen Handelns feft. Wirkliche und wahre Religiofitæt ift nicht lediglich betrachtend und befchauend, nicht bloß brütend über andächtigen Gedanken, fondern fie ift nothwendig thætig. Sie befteht, wie wir gefehen, in dem innigen Bewußtfeyn daß Gott in uns wirklich lebe und thætig fey und fein Werk vollziehe. Ift nun in uns überhaupt kein wirkliches Leben, und geht keine Thætigkeit und kein erfcheinendes Werk von uns aus, fo ift auch Gott nicht in uns thætig. Unfer Bewußtfeyn von der Vereinigung mit Gott ift fodann täufchend und nichtig, ein leeres Schattenbild eines Zuftandes welcher der unfrige nicht ift; vielleicht die allgemeine, aber todte Einficht daß ein folcher Zuftand mœglich, und in Andern vielleicht wirklich fey, an welchem wir jedoch nicht den geringften Antheil haben. Wir find aus dem Gebiete der Realitæt gefchieden, und wieder in das des leeren Schattenbegriffs verbannt. Das letztere ift Schwärmerey und Träumerey, weil ihr keine Realitæt entfpricht; und diefe Schwärmerey ift eines der Gebrechen des Myfticifmus, deffen wir früher erwähnten, und ihn der wahren Religion entgegenfetzten: durch lebendige Thætigkeit unterfcheidet fich die wahre Religiofitæt von jener Schwärmerey. Die Religion ift nicht bloßes andächtiges Träumen, fagte ich; die Religion ift überhaupt nicht ein für fich beftehendes Gefchäft, das man abgefondert von andern Gefchäften, etwa in gewiffen Tagen und Stunden treiben könnte: fondern fie ift der innere Geift, der alles unfer, übrigens feinen Weg ununterbrochen fortfetzendes Denken und Handeln durchdringt belebt und in fich eintaucht. Daß das göttliche Leben und Walten wirklich in uns lebe, ift unabtrennlich von der Religion, fagte ich. Doch kommt es dabei, wie es nach dem unter dem dritten Standpuncte gefagten fcheinen möchte, keinesweges an auf die Sphære in welcher man handelt. Wen feine Erkenntnifs zu den Objecten der hœhern Moralitæt erhebt, diefer wird freylich, falls ihn die Religion ergreift, in diefer Sphære leben und handeln, weil diefe fein eigenthümlicher Beruf ift. Wer einen niedern hat, dem wird felbft diefer niedere durch die Religion geheiliget, und erhält durch fie, wenn auch nicht das Materiale, dennoch die Form der hœhern Moralitæt; zu welcher nichts mehr gehœrt als daß man fein Gefchäft als den Willen Gottes an uns und in uns erkenne und liebe. So jemand in diefem Glauben fein Feld beftellt, oder das unfcheinbarfte Handgewerbe mit Treue treibt, fo ift diefer hœher und feeliger, als ob jemand, falls dieß mœglich wære, ohne diefen Glauben die Menfchheit auf Jahrtaufende hinaus beglückfeeligte.

Dieß daher ift das Bild und der innere Geift des wahrhaft religiofen. Er erfaßet feine Welt, den Gegenftand feiner Liebe und feines Strebens, nicht als irgend einen Genuß: keinesweges, als ob Trübfinn oder abergläubifche Scheu ihm den Genuß und die Freude als etwas Sündliches vorftellte, fondern weil er weiß daß kein Genuß ihm wirk-

liche Freude gewähren kann. Er erfaßet feine Welt als ein Thun, welches er eben darum, weil es feine Welt ift, allein lebt, und nur in ihm leben mag, und nur in ihm allen Genuß feiner felbft findet. Diefes Thun will er nun wiederum nicht darum, damit fein Erfolg in der Sinnenwelt wirklich werde; wie ihn denn in der That der Erfolg oder Nichterfolg durchaus nicht kümmert, fondern er nur im Thun, rein als Thun, lebt: fondern er will es darum, weil es der Wille Gottes in ihm und fein eigener eigentlicher Antheil am Seyn ift. Und fo fließet denn fein Leben ganz einfach und rein ab, nichts anderes kennend wollend oder begehrend, über diefen Mittelpunct nie herausfchwebend, durch nichts außer ihm liegendes gerührt oder getrübt.

So ift fein Leben. Ob dieß nun nicht nothwendig die reinfte und vollkommenfte Seeligkeit fey, wollen wir zu einer andern Zeit unterfuchen.

DER REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION VIERZEHNTE.

Die Reden welche ich hierdurch befchließe haben freylich ihre laute Stimme zunæchft an Sie gerichtet: aber fie haben im Auge gehabt die ganze deutfche Nation, und fie haben in ihrer Abficht alles was, fo weit die deutfche Zunge reicht, fæhig wære diefelben zu verftehen, um fich herum verfammlet in den Raum in dem Sie fichtbarlich athmen. Wære es mir gelungen, in irgend eine Bruft, die hier unter meinem Auge gefchlagen hat, einen Funken zu werfen der da fortglimme und das Leben ergreife, fo ift es nicht meine Abficht, daß diefe allein und einfam bleiben, fondern ich möchte über den ganzen gemeinfamen Boden hinweg ähnliche Gefinnungen und Entfchlüße zu ihnen fammlen und an die ihrigen anknüpfen, fo daß über den vaterländifchen Boden hinweg bis an deffen fernefte Gränzen aus diefem Mittelpuncte heraus eine einzige fortfließende und zufammenhängende Flamme vaterländifcher Denkart fich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müßiger Ohren und Augen haben fie fich diefem Zeitalter beftimmt, fondern ich will endlich einmal wißen, und jeder Gleichgefinnte foll es mit mir wißen, ob auch außer uns etwas ift das unferer Denkart verwandt ift. Jeder Deutfche der noch glaubt Glied einer Nation zu feyn, der groß und edel von ihr denkt, auf fie hofft, für fie wagt duldet und trægt, foll endlich herausgerißen werden aus der Unficherheit feines Glaubens: er foll klar fehen ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer fey; er foll von nun an entweder mit ficherem und freudigem Bewußtfeyn feinen Weg fortfetzen, oder mit rüftiger Entfchloßenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und fich allein mit dem himmlifchen trœften. Ihnen, nicht als diefen und diefen Perfonen in unferm tæglichen und befchränkten Leben, fondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehœrswerkzeuge der ganzen Nation rufen diefe Reden alfo zu:

Es find Jahrhunderte herabgefunken feitdem ihr nicht alfo zufammenberufen worden

seyd wie heute: in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf und gehet in euch, laßet ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal hœret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur dieses Mal nicht von der Stelle ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder der diese Stimme vernimmt faße diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sey, und alles allein thun müße. Wenn recht viele Einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes da stehen, das in eine einige eng verbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die Übrigen hofft, und den Andern die Sache überläßt, so giebt es gar keine Anderen, und alle zusammen bleiben so, wie sie vorher waren. Faßet ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht «Laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Beßerung von selber komme.» Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wære zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch træger, und wiegt uns nur noch tiefer in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. Ihr seyd zusammenberufen einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu faßen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an Andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr faßen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es reicht hiebei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen irgend einmal zu wollen, jenes træge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber beßer würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet und zerfloßen zu einem hohlen Schatten ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft, und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt da liegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ohngefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt daß man dadurch nur schmæhen wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten auch von ihrer Seite wiederum zurückzuschmæhen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im Übrigen hat nicht die mindeste Änderung oder Beßerung sich spüren laßen. Habt ihr es vernommen; ist es fæhig gewesen euch zu entrüsten: nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeiget euch

anders vor aller Welt Augen, und jene ſind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwieſen. Vielleicht daß ſie gerade in der Abſicht von euch alſo widerlegt zu werden, und weil ſie an jedem andern Mittel euch aufzuregen verzweifelten, alſo hart von euch geredet haben. Wie viel beßer hätten ſie es ſodann mit euch gemeint als diejenigen, die euch ſchmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trægen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenloſigkeit.

So ſchwach und ſo kraftlos ihr auch immer ſeyn mœget, man hat in dieſer Zeit euch die klare und ruhige Beſinnung ſo leicht gemacht, als ſie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unſre Lage, in unſre Gedankenloſigkeit, in unſer blindes Gehenlaßen uns ſtürzte, war die ſüße Selbſtzufriedenheit mit uns und unſrer Weiſe da zu ſeyn. Es war bisher gegangen, und gieng eben ſo fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir ſtatt einer andern Widerlegung triumphierend unſer Daſeyn und Fortbeſtehen, das ſich ohne alles unſer Nachdenken ergab. Es gieng aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe geſtellt wurden. Wir ſind ſeitdem durch ſie hindurch gegangen. Seit dieſer Zeit ſollten doch wohl die Täuſchungen, die Blendwerke, der falſche Troſt, durch die wir uns alle gegenſeitig verwirrten, zuſammengeſtürzt ſeyn? Die angebornen Vorurtheile, welche ohne von hier oder da auszugehen wie ein natürlicher Nebel über alle ſich verbreiteten, und alle in dieſelbe Dämmerung einhüllten, ſollten doch wohl nun verſchwunden ſeyn. Jene Dämmerung hält nicht mehr unſre Augen: ſie kann uns alſo auch nicht ferner zur Entſchuldigung dienen. Jetzt ſtehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir ſelbſt ſind. Jetzt muß es ſich zeigen, was dieſes Selbſt iſt, oder nicht iſt.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen «Was giebt gerade Dir, dem einzigen unter allen Deutſchen Männern und Schriftſtellern, den beſondern Auftrag Beruf und das Vorrecht uns zu verſammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tauſenden der Schriftſteller Deutſchlands eben daſſelbe Recht dazu wie du; von denen keiner es thut, ſondern du allein dich hervordrängſt?» Ich antworte daß allerdings jeder daſſelbe Recht gehabt hätte wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat und daß ich ſchweigen würde, wenn ein Anderer es früher gethan hätte. Dieß war der erſte Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbeßerung: irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerſt lebendig einſah: darum wurde ich der, der es zuerſt that. Es wird nach dieſem irgend ein anderer Schritt der zweyte ſeyn: dieſen zu thun haben jetzt alle daſſelbe Recht: wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein Einzelner. Einer muß immer der Erſte ſeyn; und wer es ſeyn kann, der ſey es eben.

Ohne Sorge über dieſen Umſtand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir ſchon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zuſtande Deutſchland ſeyn würde, und in welchem die Welt, wenn das erſtere das Glück ſeiner Lage zu benutzen und ſeinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehro ſind, und laßet euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen der jeden Edlen hiebei erfaßen muß. Kehret dann zurück zu euch ſelbſt, und ſehet daß Ihr es ſeyd, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt losſprechen, von deren Augen ſie

den Nebel hinweg nehmen will, wenn ihr es zulaßt; daß es Euch verliehen iſt, wie keinem Geſchlechte vor Euch, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwiſchenraum auszutilgen aus dem Geſchichtsbuche der Deutſchen.

Laßet vor euch vorübergehen die verſchiedenen Zuſtände zwiſchen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner ſo hin in eurer Dumpfheit und Achtloſigkeit, ſo erwarten euch zunæchſt alle Übel der Knechtſchaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Übermuth des Überwinders; ihr werdet herumgeſtoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege ſeyd, ſo lange bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalitæt und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf dieſe Weiſe allmählich euer Volk auslöſcht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, ſo findet ihr zuvörderſt eine ertrægliche und ehrenvolle Fortdauer, und ſehet noch unter euch und um euch herum ein Geſchlecht aufblühen das euch und den Deutſchen das rühmlichſte Andenken verſpricht. Ihr ſehet im Geiſte durch dieſes Geſchlecht den deutſchen Namen zum glorreichſten unter allen Völkern erheben; ihr ſehet dieſe Nation als Wiedergebærerinn und Wiederherſtellerinn der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende ſeyn wollt und die Letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiſs ſogar über die Gebühr verachteten Geſchlechtes, bei deſſen Geſchichte die Nachkommen, falls es næmlich in der Barbarey, die da beginnen wird, zu einer Geſchichte kommen kann, ſich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende iſt, und das Schickſal preiſen werden daß es gerecht ſey; oder ob ihr der Anfang ſeyn wollt und der Entwicklungspunct einer neuen, über alle eure Vorſtellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenſchaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket daß ihr die letzten ſeyd in deren Gewalt dieſe große Veränderung ſteht. Ihr habt doch noch die Deutſchen als Eins nennen hœren; ihr habt ein ſichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, geſehen, oder davon vernommen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen ſich hœren laßen die von dieſer hœhern Vaterlandsliebe begeiſtert waren. Was nach euch kommt wird ſich an andere Vorſtellungen gewöhnen; es wird fremde Formen und einen andern Geſchäfts- und Lebensgang annehmen: und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe der Deutſche geſehen oder von ihnen gehœrt habe?

Was von euch gefordert wird iſt nicht viel. Ihr ſollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zuſammenzunehmen, und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur ſollt ihr euch eine feſte Meinung bilden, derſelben treu bleiben, und ſie in eurer næchſten Umgebung auch äußern und ausſprechen. Es iſt die Vorausſetzung, es iſt unſre ſichere Überzeugung, daß der Erfolg dieſes Denkens bei euch allen auf die gleiche Weiſe ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingeht in der bisherigen Achtloſigkeit, ihr übereinſtimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geiſt euch anſchaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geiſtes von ſelbſt kommen werde. Iſt es aber einmal dazu gekommen, ſo wird alles übrige was uns nœthig iſt ſich von ſelbſt ergeben.

Dieſes Denken aber wird denn auch in der That gefordert von jedem unter euch der da noch denken kann über etwas offen vor ſei-

nen Augen liegendes, in ſeiner eignen Perſon. Ihr habt Zeit dazu: der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraſchen; die Acten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt ſie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden ſeyd mit euch ſelbſt. Laßet, o laßet euch ja nicht läßig machen durch das Verlaßen auf Andere oder auf irgend etwas das außerhalb eurer ſelbſt liegt, noch durch die unverſtändige Weisheit der Zeit daß die Zeitalter ſich ſelbſt machen ohne alles menſchliche Zuthun, vermittelſt irgend einer unbekannten Kraft. Dieſe Reden ſind nicht müde geworden euch einzuſchärfen daß euch durchaus nichts helfen kann denn ihr euch ſelber, und ſie finden nœthig es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mœgen Regen und Thau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte und nicht unter unſrer Gewalt ſtehende Macht: aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menſchen, die menſchlichen Verhältniſſe machen nur die Menſchen ſich ſelber, und ſchlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn ſie alle insgeſammt gleich blind und unwißend ſind, fallen ſie dieſer verborgenen Macht anheim: aber es ſteht bei ihnen, nicht blind und unwißend zu ſeyn. Zwar in welchem hœhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dieß mag abhängen theils von jener unbekann- Macht, ganz beſonders aber von dem Verſtande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen ſind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen ſoll, dieß hängt ganz allein von uns ab, und es wird ſicherlich nie wieder irgend ein Wohlſeyn an uns kommen, wenn wir nicht ſelbſt es uns verſchaffen, und insbeſondre wenn nicht jeder Einzelne unter uns in ſeiner Weiſe thut und wirket als ob er allein ſey, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geſchlechter beruhe.

Dieß iſts, was ihr zu thun habt; dieß ohne Säumen zu thun beſchwœren euch dieſe Reden.

Sie beſchwœren euch Jünglinge. Ich, der ich ſchon ſeit geraumer Zeit aufgehœrt habe zu euch zu gehœren, halte dafür, und habe es auch in dieſen Reden ausgeſprochen, daß ihr noch fæhiger ſeyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch næher liegt den Jahren der kindlichen Unſchuld und der Natur. Ganz anders ſieht dieſen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Dieſe klaget euch an der Anmaßung, des vorſchnellen vermeßenen und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberey, der Neuerungsſucht. Jedoch lächelt ſie nur gutmüthig dieſer eurer Fehler. Alles dieſes, meint ſie, ſey begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniſs der Welt, d. h. des allgemeinen menſchlichen Verderbens: denn für etwas anders an der Welt haben ſie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgeſinnte Gehülfen zu finden hofftet, und den grimmigen und hartnäckigen Widerſtand den man euren Entwürfen des Beßern entgegenſetzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verflogen ſeyn werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbſtſucht Trægheit und Arbeitsſcheu wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleiſe ſelbſt einmal recht würdet geſchmeckt haben, ſo werde euch die Luſt beßer und klüger ſeyn zu wollen denn die andern alle ſchon vergehen. Sie greifen dieſe gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft: ſie haben dieſelbe an ihrer eigenen Perſon beſtætigt gefunden. Sie müßen bekennen daß ſie in

den Tagen ihrer unverſtändigen Jugend eben ſo von Weltverbeßerung geträumet haben wie ihr jetzt: dennoch ſeyen ſie bei zunehmender Reife ſo zahm und ruhig geworden, wie ihr ſie jetzo ſæhet. Ich glaube ihnen: ich habe ſelbſt ſchon in meiner nicht ſehr langwierigen Erfahrung erlebt daß Jünglinge, die erſt andere Hoffnung erregten, dennoch ſpæterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieſes reifen Alters vollkommen entſprachen. Thut dieß nicht länger, Jünglinge: denn wie könnte ſonſt jemals ein beßeres Geſchlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhœren ſich aus ſich ſelber zu ernähren: aber faßet dieſe Flamme und verdichtet ſie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunſt dieſes Denkens, und ihr werdet die ſchœnſte Ausſtattung des Menſchen, den Character, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte: wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geiſt wird in ſtæts erneuerter Friſchheit ſich wiedergebæren, und euer Character feſt ſtehen und ohne Wandel. Ergreift ſogleich die ſich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenſtand: die Klarheit, die in Einem Puncte für euch angebrochen iſt, wird ſich allmählich auch über alle übrige verbreiten.

Dieſe Reden beſchwœren euch Alte. So wie ihr eben gehœrt habt, denkt man von euch, und ſagt es euch unter die Augen; und der Redner ſetzt in ſeiner eignen Perſon freymüthig hinzu daß, die freylich auch nicht ſelten vorkommenden und um ſo verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Abſicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geſchichte der letzten zwey oder drey Jahrzehende: Alles, außer ihr ſelbſt, ſtimmt überein, ſogar ihr ſelbſt, jeder in dem Fache das ihn nicht unmittelbar trifft, ſtimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit geſehen, in allen Zweigen, in der Wißenſchaft ſo wie in den Geſchäften des Lebens, die grœßere Untauglichkeit und Selbſtſucht ſich bei dem hœheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angeſehen, daß jeder der das Beßere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit ſeiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen noch den ſchwerſten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des feſten Vorſatzes waret, es müße nichts aufkommen was ihr nicht eben ſo gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beſchimpfung eures Verſtandes anſahet, und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet um in dieſer Bekämpfung des Beßeren zu ſiegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich ſiegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbeßerungen welche die gütige Natur aus ihrem ſtæts jugendlichen Schooße uns darbot, ſo lange bis ihr verſammelt wurdet zu dem Staube der ihr ſchon vorher waret, und das folgende Geſchlecht im Kriege mit euch euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln wie ihr bisher bei allen Antrægen zur Verbeßerung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwiſchen Himmel und Erde nichts ſeyn ſolle das ihr nicht ſchon erforſcht hättet, dem gemeinſamen Wohle vorziehen: ſo ſeyd ihr durch dieſen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben: es wird keine Verbeßerung erfolgen, ſondern Verſchlimmerung auf Verſchlimmerung, ſo daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben daß ich das Alter als Alter verachte und herabſetze. Wird

nur durch Freyheit die Quelle des urſprünglichen Lebens und ſeiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, ſo wächſt die Klarheit, und mit ihr die Kraft, ſo lange das Leben dauert. Ein ſolches Leben lebt ſich beßer; die Schlacken der irdiſchen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt ſich herauf zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines ſolchen Alters ſöhnt nicht aus mit dem Bœſen, ſondern ſie macht nur die Mittel klarer und die Kunſt gewandter um daſſelbe ſiegreich zu bekämpfen. Die Verſchlimmerung durch zunehmendes Alter iſt lediglich die Schuld unſrer Zeit, und allenthalben wo die Geſellſchaft ſehr verdorben iſt muß daſſelbe erfolgen. Nicht die Natur iſt es, die uns verdirbt: dieſe erzeugt uns in Unſchuld; die Geſellſchaft iſts. Wer nun der Einwirkung derſelben einmal ſich übergiebt, der muß natürlich immer ſchlechter werden, je länger er dieſem Einfluße ausgeſetzt iſt. Es wære der Mühe werth, die Geſchichte anderer ſehr verdorbener Zeitalter in dieſer Rückſicht zu unterſuchen, und zu ſehen ob nicht z. B. auch unter der Regierung der rœmiſchen Imperatoren das, was einmal ſchlecht war, mit zunehmendem Alter immer ſchlechter geworden.

Euch Alte ſonach und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderſt beſchwœren dieſe Reden: beſtætigt, beſtärkt, berathet in dieſer Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel ſeyd, beſchwœren ſie: helfen ſollt ihr nicht, ſtœret nur dieſes einzige Mal nicht, ſtellt euch nicht wieder wie bisher immer in den Weg mit eurer Weisheit und euren tauſend Bedenklichkeiten. Dieſe Sache, ſo wie jede vernünftige Sache in der Welt, iſt nicht tauſendfach, ſondern einfach; welches auch unter die tauſend Dinge gehœrt die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, ſo würde ſie uns ja früher gerettet haben. Dieß iſt nun, ſo wie alles Andere, vergeben, und ſoll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch ſelbſt erkennen, und ſchweiget.

Dieſe Reden beſchwœren euch Geſchäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wißenſchaft die für ſich ſelbſt etwas zu ſeyn begehrte von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet als ob ihr dieſes alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer die dergleichen trieben und ihre Vorſchlæge ſo weit von euch weg, als ihr irgend konntet, und der Vorwurf des Wahnſinnes oder der Rath ſie ins Tollhaus zu ſchicken war der Dank auf den ſie bei euch am gewöhnlichſten rechnen konnten. Dieſe hinwiederum getrauten ſich zwar nicht über euch mit derſelben Freymüthigkeit ſich zu äußern, weil ſie von euch abhiengen: aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen ſeichte Schwätzer ſeyet und aufgeblaſene Prahler, Halbgelehrte die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutapper und Fortſchleicher im alten Geleiſe, und die ſonſt nichts wollten oder könnten. Straft ſie durch die That der Lüge, und ergreifet hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wißenſchaft; laßt euch bedeuten, und hœret und lernet was ihr nicht wißt: außerdem behalten eure Anklæger Recht.

Dieſe Reden beſchwœren euch Denker Gelehrte Schriftſteller, die ihr dieſes Namens werth ſeyd. Jener Tadel der Geſchäftsmänner an euch war in gewiſſem Sinne nicht ungerecht. Ihr gienget oft zu unbeſorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und

nachzuſehen wie jenes an dieſe angeknüpft werden könne; ihr beſchriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verſchmæhet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Geſtaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom hœheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleiſe thuts ihm nicht: dieß iſt eine ewige Wahrheit, und drückt in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder der es wagt, ſich mit den Geſchäften zu befaßen ohne dieſes zu wißen. Zwiſchen dem Begriffe jedoch und der Einführung desſelben in jedwedes beſondere Leben liegt eine große Kluft. Dieſe Kluft auszufüllen iſt ſowohl das Werk des Geſchäftsmanns, der freylich ſchon vorher ſo viel gelernt haben ſoll, um euch zu verſtehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergeßen ſollt. Hier trefft ihr beide zuſammen. Statt über die Kluft hinüber einander ſcheel anzuſehen und herabzuwürdigen, beeifere ſich vielmehr jeder Theil von ſeiner Seite dieſelbe auszufüllen und ſo den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide unter einander euch alſo nothwendig ſeyd, wie Kopf und Arm ſich nothwendig ſind.

Dieſe Reden beſchwœren noch in andern Rückſichten euch Denker Gelehrte Schriftſteller, die ihr dieſes Namens noch werth ſeyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit Gedankenloſigkeit und Verfloßenheit, über den Klugdünkel und das unverſiegbare Geſchwätz, über die Verachtung des Ernſtes und der Gründlichkeit in allen Ständen mœgen wahr ſeyn; wie ſie es denn ſind. Aber welcher Stand iſt es denn, der dieſe Stände insgeſammt erzogen hat, der ihnen alles Wißenſchaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der früheſten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geſchwätze ſie angeführt hat? Wer iſt es denn, der auch die der Schule entwachſenen Geſchlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendſte Grund der Dumpfheit des Zeitalters iſt der, daß es ſich dumpf geleſen hat an den Schriften die ihr geſchrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch ſo angelegen ſeyn dieſes müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publicum, ſchmeichelt ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber, und ſucht dieſen blinden und verworrnen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich ſelbſt in euren Recenſieranſtalten und Journalen ihm ſo Stoff wie Beiſpiel ſeiner vorſchnellen Urtheilerey, indem ihr da ebenſo ohne Zuſammenhang und ſo aus freyer Hand in den Tag hinein urtheilt, meiſt ebenſo abgeſchmackt, wie es auch der letzte eurer Leſer könnte? Denkt ihr nicht alle ſo, giebt es unter euch noch beßer geſinnte, warum vereinigen ſich denn nicht dieſe Beßergeſinnten um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbeſondere jene Geſchäftsmänner anbelangt, dieſe ſind bei euch durch die Schule gelaufen: ihr ſagt es ſelbſt. Warum habt ihr denn dieſen ihren Durchgang nicht wenigſtens dazu benutzt, um ihnen einige ſtumme Achtung für die Wißenſchaften einzuflœßen, und beſonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht ſchon damals geſchmeichelt, und ihn ungebührlich hervorgehoben, ſo traget nun was ihr ſelbſt veranlaßt habt.

Sie wollen euch entſchuldigen, dieſe Reden, mit der Vorausſetzung daß ihr die Wichtigkeit eures Geſchäfts nicht begriffen hättet; ſie beſchwœren euch daß ihr euch von Stund

an bekannt macht mit dieſer Wichtigkeit, und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch ſelbſt achten, und zeigt in eurem Handeln daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erſte Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß den ihr auf die angetragene Entſchließung euch geben, und durch die Weiſe wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Dieſe Reden beſchwœren euch Fürſten Deutſchlands. Diejenigen, die euch gegenüber ſo thun, als ob man euch gar nichts ſagen dürfte, oder zu ſagen hätte, ſind verächtliche Schmeichler; ſie ſind arge Verleumder eurer ſelbſt: weiſet ſie weit weg von euch. Die Wahrheit iſt daß ihr eben ſo unwißend geboren werdet als wir andern alle, und daß ihr hœren müßt und lernen gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen ſollt aus dieſer natürlichen Unwißenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schickſals das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, iſt hier auf die mildeſte, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weiſe dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeicheley, niemals aber Wahrheit hœren wollt, über dieſe Reden nicht beklagen. Dieß alles ſey vergeßen, ſo wie wir andern alle auch wünſchen daß unſer Antheil an der Schuld vergeßen werde. Jetzt beginnt, ſo wie für uns alle, alſo auch für euch ein neues Leben. Möchte doch dieſe Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit ſtolzem Selbſtgefühl darf ſie euch ſagen: Ihr beherſchet Völker, treu, bildſam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürſten ſie beherſcht haben. Sie haben Sinn für die Freyheit, und ſind derſelben fæhig: aber ſie ſind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freyheit ſchien, weil ihr es ſo wolltet. Einige unter euch haben ſpæterhin anders gewollt, und ſie ſind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg ſcheinen mußte gegen einen der letzten Reſte deutſcher Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit; auch weil ihr es ſo wolltet. Sie dulden und tragen ſeitdem die drückende Laſt gemeinſamer Übel, und ſie hœren nicht auf euch treu zu ſeyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr ſie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frey von den Umgebungen, die nicht immer die ſchœnſte Seite der Menſchheit euch darbieten, herabſteigen können in die Häuſer des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem ſtillen und verborgenen Leben dieſer Stände, zu denen die in den hœhern Ständen ſeltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben ſcheint, betrachtend folgen können: gewiſs, o gewiſs würde euch der Entſchluß ergreifen ernſtlicher denn jemals nachzudenken wie ihnen geholfen werden könne. Dieſe Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeſchlagen das ſie für ſicher, durchgreifend, und entſcheidend halten. Laßet eure Ræthe ſich berathſchlagen ob ſie es auch ſo finden, oder ob ſie ein beßeres wißen; nur daß es eben ſo entſcheidend ſey. Die Überzeugung aber daß etwas geſchehen müße, und auf der Stelle geſchehen müße, und etwas durchgreifendes und entſcheidendes geſchehen müße, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber ſey: dieſe Überzeugung möchten ſie gern, wenn ſie könnten, bei euch ſelbſt hervor bringen, indem ſie zu eurem Biederſinne noch das meiſte Vertrauen hegen.

Euch Deutſche insgeſammt, welchen Platz in der Geſellſchaft ihr einnehmen mœget, beſchwœren dieſe Reden daß jeder unter euch

der da denken kann zuvörderſt denke über den angeregten Gegenſtand, und daß jeder dafür thue was gerade ihm an ſeinem Platze am næchſten liegt.

Es vereinigen ſich mit dieſen Reden und beſchwœren euch eure Vorfahren. Denket daß in meine Stimme ſich miſchen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern ſich entgegengeſtemmt haben der heranſtrœmenden Rœmiſchen Weltherrſchaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge Ebenen und Strœme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden ſind. Sie rufen euch zu «Vertretet uns, überliefert unſer Andenken ebenſo ehrenvoll und unbeſcholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen iſt, und wie ihr euch deſſen und der Abſtammung von uns gerühmt habt. Bis jetzt galt unſer Widerſtand für edel und groß und weiſe; wir ſchienen die Eingeweihten zu ſeyn und die Begeiſterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unſer Geſchlecht aus, ſo verwandelt ſich unſre Ehre in Schimpf, und unſre Weisheit in Thorheit. Denn ſollte der Deutſche Stamm einmal untergehen in das Rœmerthum, ſo war es beßer, daß es in das alte geſchæhe, denn in ein neues. Wir ſtanden jenem, und beſiegten es: ihr ſeyd verſtäubt worden vor dieſem. Auch ſollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen alſo ſtehen, ſie nicht beſiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geiſt ſoll ſich ihnen gegenüber erheben und aufrecht ſtehen. Euch iſt das grœßere Geſchick zu Theil worden überhaupt das Reich des Geiſtes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgeſammt als Beherſchendes der Welt zu vernichten. Werdet ihr dieß thun, dann ſeyd ihr würdig der Abkunft von uns.»

Auch miſchen in dieſe Stimmen ſich die Geiſter eurer ſpætern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreyheit. «Rettet auch unſere Ehre» rufen ſie euch zu. «Uns war nicht ganz klar wofür wir ſtritten: außer dem rechtmæßigen Entſchluße in Sachen des Gewißens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu laßen trieb uns noch ein hœherer Geiſt, der uns niemals ſich ganz enthüllte. Euch iſt er enthüllt, dieſer Geiſt, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geiſterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemiſch der ſinnlichen und geiſtigen Antriebe durch einander ſoll überhaupt der Weltherrſchaft entſetzt werden, und der Geiſt allein, rein und ausgezogen von allen ſinnlichen Antrieben, ſoll an das Ruder der menſchlichen Angelegenheiten treten. Damit dieſem Geiſte die Freyheit werde ſich zu entwickeln und zu einem ſelbſtſtändigen Daſeyn empor zu wachſen, dafür floß unſer Blut. An euch iſts, dieſem Opfer ſeine Bedeutung und ſeine Rechtfertigung zu geben, indem ihr dieſen Geiſt einſetzt in die ihm beſtimmte Weltherrſchaft. Erfolgt nicht dieſes, als das letzte worauf alle bisherige Entwickelung unſrer Nation zielte, ſo werden auch unſre Kämpfe zum vorüberrauſchenden leeren Poßenſpiele, und die von uns erfochtene Geiſtes- und Gewißensfreyheit iſt ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geiſt oder Gewißen geben ſoll.»

Es beſchwœren euch eure noch ungeborne Nachkommen. «Ihr rühmt euch eurer Vorfahren» rufen ſie euch zu, «und ſchließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet daß auch wir uns eurer rühmen können und durch euch als untadeliches Mitglied hindurch uns anſchließen an dieſelbe glorreiche Reihe. Veranlaßet nicht daß wir uns der Abkunft von euch ſchæmen müßen als einer niedern barbariſchen ſclaviſchen, daß wir unſre Ab-

ſtammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müßen um nicht ſogleich ohne weitere Prüfung weggeworfen und zertreten zu werden.' Wie das næchſte Geſchlecht, das von euch ausgehen wird, ſeyn wird, alſo wird euer Andenken ausfallen in der Geſchichte: ehrenvoll, wenn dieſes ehrenvoll für euch zeugt; ſogar über die Gebühr ſchmæhlich, wenn ihr keine laute Nachkommenſchaft habt, und der Sieger eure Geſchichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt um die Überwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er ſie herabwürdigt, deſto gerechter ſteht er ſelbſt da. Wer kann wißen welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergeßenheit gerathen ſind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Überwinder ſeinen Zwecken gemæß, unwiderſprochen, Bericht über ſie erſtattete.

Es beſchwœret euch ſelbſt das Ausland, inwiefern dasſelbe nur noch im mindeſten ſich ſelbſt verſteht, und noch ein Auge hat für ſeinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther die noch immer nicht glauben können daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft, und der Wahrheit an das Menſchengeſchlecht eitel und ein leeres Trugbild ſeyen, und die daher annehmen daß die gegenwärtige eiſerne Zeit nur ein Durchgang ſey zu einem beßern Zuſtande. Dieſe, und in ihnen die geſammte neuere Menſchheit rechnet auf euch. Ein großer Theil derſelben ſtammt ab von uns; die Übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beſchwœren uns bei dem gemeinſamen vaterländiſchen Boden, auch ihrer Wiege, den ſie uns frey hinterlaßen haben; dieſe bei der Bildung die ſie von uns als Unterpfand eines hœhern Glücks bekommen haben, uns ſelbſt auch für ſie und um ihrer willen zu erhalten, ſo wie wir immer geweſen ſind, aus dem Zuſammenhange des neu entſproßenen Geſchlechts nicht dieſes ihm ſo wichtige Glied herausreißen zu laßen, damit, wenn ſie einſt unſers Rathes, unſers Beiſpiels, unſrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, ſie uns nicht ſchmerzlich vermiſſen.

Alle Zeitalter, alle Weiſe und Gute die jemals auf Erden geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Hœhern miſchen ſich in dieſe Stimmen, und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; ſelbſt, wenn man ſo ſagen darf, die Vorſehung und der göttliche Weltplan bei Erſchaffung eines Menſchengeſchlechts, der ja nur da iſt um von Menſchen gedacht und durch Menſchen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beſchwœret euch ſeine Ehre und ſein Daſeyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müße immer beßer werden mit der Menſchheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derſelben ſeyen keine leere Träume, ſondern die Weißagung und das Unterpfand der einſtigen Wirklichkeit, Recht behalten ſollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinſchlummern, und jedes Auffluges in hœhere Welten ſpotten: darüber ein letztes Endurtheil zu begründen iſt euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Grœße ſowie mit ihren Mängeln iſt verſunken durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Væter. Iſt in dem, was in dieſen Reden dargelegt worden, Wahrheit, ſo ſeyd unter allen neuren Völkern ihr es, in denen der Keim der menſchlichen Vervollkommnung am entſchiedenſten liegt, und denen der Vorſchritt in der Entwicklung derſelben aufgetragen iſt. Gehet ihr in dieſer eurer Weſenheit zu Grunde, ſo gehet mit euch zugleich

alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zu Grunde. Hoffet nicht und trœstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweytes Mal nach Untergang der alten Bildung eine neue auf den Trümmern der ersten aus einer halb barbarischen Nation hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Untergangs zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich faßen ließen? Ich denke, jeder der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müßen. Es ist daher kein Ausweg: wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dieß war es, ehrwürdige Versammlung, was ich Ihnen als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesammten Nation am Schluße dieser Reden noch einschärfen wollte und sollte.

FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING.

AUS DEN PHILOSOPHISCHEN UNTERSUCHUNGEN ÜBER DAS WESEN DER MENSCHLICHEN FREYHEIT.

Die Naturphilosophie unsrer Zeit hat zuerst in der Wißenschaft die Unterscheidung aufgestellt zwischen dem Wesen sofern es existiert, und dem Wesen sofern es bloß Grund von Existenz ist. Diese Unterscheidung ist so alt als die erste wißenschaftliche Darstellung derselben. Ohnerachtet es eben dieser Punct ist, bei welchem sie aufs Bestimmteste von dem Wege des Spinoza ablenkt, so konnte doch in Deutschland bis auf diese Zeit behauptet werden, ihre metaphysischen Grundsätze seyen mit denen des Spinoza einerley; und obwohl eben jene Unterscheidung es ist, welche zugleich die bestimmteste Unterscheidung der Natur von Gott herbeiführt, so verhinderte dieß nicht sie der Vermischung Gottes mit der Natur anzuklagen. Da es die næmliche Unterscheidung ist, auf welche die gegenwärtige Untersuchung sich gründet, so sey hier Folgendes zu ihrer Erläuterung gesagt.

Da nichts vor oder außer Gott ist, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst

haben. Das ſagen alle Philoſophieen: aber ſie reden von dieſem Grund als einem bloßen Begriff ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieſer Grund ſeiner Exiſtenz, den Gott in ſich hat, iſt nicht Gott, abſolut betrachtet, d. h. ſofern er exiſtiert: denn er iſt ja nur der Grund ſeiner Exiſtenz; er iſt die Natur in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterſchiednes Weſen. Analogiſch kann dieſes Verhältniſs durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur erläutert werden. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als deſſen ewig dunkler Grund, der ſelbſt nicht *actu* iſt, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Exiſtierende) aufgeht. Selbſt das Licht lœſt das Siegel nicht völlig unter dem ſie beſchloßen liegt. Sie iſt eben darum weder das reine Weſen noch auch das actuale Seyn der abſoluten Identitæt, ſondern folgt nur aus ihrer Natur, oder iſt ſie, næmlich in der beſtimmten Potenz betrachtet: denn übrigens gehœrt auch das, was beziehungsweiſe auf die Schwerkraft als exiſtierend erſcheint, an ſich wieder zu dem Grunde, und Natur im Allgemeinen iſt daher alles was jenſeits des abſoluten Seyns der abſoluten Identitæt liegt. Was übrigens jenes Vorhergehen betrifft, ſo iſt es weder als Vorhergehen der Zeit nach noch als Prioritæt des Weſens zu denken. In dem Zirkel daraus alles wird iſt es kein Widerſpruch, daß das, wodurch das Eine erzeugt wird, ſelbſt wieder von ihm gezeugt werde. Es iſt hier kein Erſtes und kein Letztes, weil alles ſich gegenſeitig vorausſetzt, keins das andre und doch nicht ohne das andre iſt. Gott hat in ſich einen innern Grund ſeiner Exiſtenz, der in ſo fern ihm als Exiſtierenden vorangeht: aber eben ſo iſt Gott wieder das *Prius* des Grundes, indem der Grund, auch als ſolcher, nicht ſeyn könnte, wenn Gott nicht *actu* exiſtierte.

Auf dieſelbe Unterſcheidung führt die von den Dingen ausgehende Betrachtung. Zuerſt iſt der Begriff der Immanenz völlig zu beſeitigen, inwiefern etwa dadurch ein todtes Begriffenſeyn der Dinge in Gott ausgedrückt werden ſoll. Wir erkennen vielmehr daß der Begriff des Werdens der einzige der Natur der Dinge angemeßene iſt. Aber ſie können nicht werden in Gott, abſolut betrachtet, indem ſie *toto genere*, oder richtiger zu reden, unendlich von ihm verſchieden ſind. Um von Gott geſchieden zu ſeyn müßen ſie in einem von ihm verſchiednen Grunde werden. Da aber doch nichts außer Gott ſeyn kann, ſo iſt dieſer Widerſpruch nur dadurch aufzulœſen, daß die Dinge ihren Grund in dem haben, was in Gott ſelbſt nicht Er Selbſt iſt, d. h. in dem, was Grund ſeiner Exiſtenz iſt. Wollen wir uns dieſes Weſen menſchlich næher bringen, ſo können wir ſagen, es ſey die Sehnſucht die das ewige Eine empfindet ſich ſelbſt zu gebæren. Sie iſt nicht das Eine ſelbſt, aber doch mit ihm gleich ewig. Sie will Gott d. h. die unergründliche Einheit gebæren: aber in ſo fern iſt in ihr ſelbſt noch nicht die Einheit. Sie iſt daher für ſich betrachtet auch Wille, aber Wille in dem kein Verſtand iſt, und darum auch nicht ſelbſtſtändiger und vollkommner Wille, indem der Verſtand eigentlich der Wille in dem Willen iſt. Dennoch iſt ſie ein Willen des Verſtandes, næmlich Sehnſucht und Begierde desſelben; nicht ein bewußter, ſondern ein ahndender Wille, deſſen Ahndung der Verſtand iſt. Wir reden von dem Weſen der Sehnſucht an und für ſich betrachtet, das wohl ins Auge gefaßt werden muß, ob es gleich längſt durch das Hœhere das ſich aus ihm erhoben verdrängt iſt, und obgleich wir es nicht ſinnlich, ſondern nur mit dem Geiſte und den Gedanken erfaßen können. Nach der ewigen

That der Selbſtoffenbarung iſt næmlich in der Welt, wie wir ſie jetzt erblicken, alles Regel Ordnung und Form: aber immer liegt noch im Grunde das Regelloſe, als könnte es einmal wieder durchbrechen, und nirgends ſcheint es, als wæren Ordnung und Form das Urſprüngliche, ſondern als wære ein anfänglich regelloſes zur Ordnung gebracht worden. Dieſes iſt an den Dingen die unergreifliche Baſis der Realitæt, der nie aufgehende Reſt, das was ſich mit der grœſten Anſtrengung nicht in Verſtand auflœſen läßt, ſondern ewig im Grunde bleibt. Aus dieſem Verſtandloſen iſt im eigentlichen Sinne der Verſtand geboren. Ohne dieß vorangehende Dunkel giebt es keine Realitæt der Creatur; Finſternifs iſt ihr nothwendiger Erbtheil. Gott allein, Er ſelbſt der Exiſtierende, wohnt im reinen Lichte: denn er allein iſt von ſich ſelbſt. Der Eigendünkel des Menſchen ſträubt ſich gegen dieſen Urſprung aus dem Grunde, und ſucht ſogar ſittliche Gründe dagegen auf. Dennoch wüßten wir nichts das den Menſchen mehr antreiben könnte aus allen Kräften nach dem Lichte zu ſtreben, als das Bewußtſeyn der tiefen Nacht aus der er ans Daſeyn gehoben worden. Die weibiſchen Klagen daß ſo das Verſtandloſe zur Wurzel des Verſtandes, die Nacht zum Anfang des Lichtes gemacht werde, beruhen zwar zum Theil auf Mifsverſtand der Sache; indem man nicht begreift wie mit dieſer Anſicht die Prioritæt des Verſtandes und Weſens dem Begriff nach dennoch beſtehen kann: aber ſie drücken das wahre Syſtem heutiger Philoſophen aus, die gern *fumum ex fulgore* machen wollten; wozu aber ſelbſt die gewaltſamſte Fichteſche Præcipitation nicht hinreicht. Alle Geburt iſt Geburt aus Dunkel ans Licht: das Samenkorn muß in die Erde verſenkt werden und in der Finſternifs ſterben, damit die ſchœnere Lichtgeſtalt ſich erhebe und am Sonnenſtral ſich entfalte; der Menſch wird im Mutterleibe gebildet; und aus dem Dunkeln des Verſtandloſen, aus Gefühl, Sehnſucht, der herrlichen Mutter der Erkenntnifs, erwachſen erſt die lichten Gedanken. So alſo müßen wir die urſprüngliche Sehnſucht uns vorſtellen, wie ſie zwar zu dem Verſtande ſich richtet, den ſie noch nicht erkennt, wie wir in der Sehnſucht nach unbekanntem namenloſem Gut verlangen, und ſich ahndend bewegt als ein wogend wallend Meer, der Materie des Platon gleich, nach dunkelm ungewiſſem Geſetz, unvermœgend etwas Dauerndes für ſich zu bilden. Aber entſprechend der Sehnſucht, welche als der noch dunkle Grund die erſte Regung göttlichen Daſeyns iſt, erzeugt ſich in Gott ſelbſt eine innere reflexive Vorſtellung, durch welche, da ſie keinen andern Gegenſtand haben kann als Gott, Gott ſich ſelbſt in einem Ebenbilde erblickt. Dieſe Vorſtellung iſt das erſte worin Gott, abſolut betrachtet, verwirklicht iſt, obgleich nur in ihm ſelbſt; ſie iſt im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott ſelbſt. Dieſe Vorſtellung iſt zugleich der Verſtand, das Wort jener Sehnſucht; und der ewige Geiſt, der das Wort in ſich und zugleich die unendliche Sehnſucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er ſelbſt iſt, ſpricht das Wort aus, daß nun der Verſtand mit der Sehnſucht zuſammen frey ſchaffender und allmächtiger Wille wird, und in der anfänglich regelloſen Natur als in ſeinem Element oder Werkzeuge bildet. Die erſte Wirkung des Verſtandes in ihr iſt die Scheidung der Kräfte, indem er nur dadurch die in ihr unbewußt, als in einem Saamen, aber doch nothwendig enthaltne Einheit zu entfalten vermag; ſo wie im Menſchen in die dunkle Sehnſucht etwas zu ſchaffen dadurch Licht tritt, daß in dem chaotiſchen Gemenge der Gedanken, die alle

zusammenhängen, jeder aber den andern hindert hervorzutreten, die Gedanken sich scheiden, und nun die im Grunde verborgen liegende, alle unter sich befaßende Einheit sich erhebt; oder wie in der Pflanze nur im Verhältniss der Entfaltung und Ausbreitung der Kräfte das dunkle Band der Schwere sich lœst, und die im geschiedenen Stoff verborgne Einheit entwickelt wird. Weil næmlich dieses Wesen der anfänglichen Natur nichts anders ist als der ewige Grund zur Existenz Gottes, so muß es in sich selbst, obwohl verschloßen, das Wesen Gottes gleichsam als einen im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick enthalten. Die Sehnsucht aber, vom Verstande erregt, strebt nunmehr den in sich ergriffnen Lebensblick zu erhalten, und sich in sich selbst zu verschließen, damit immer ein Grund bleibe. Indem also der Verstand, oder das in die anfängliche Natur gesetzte Licht, die in sich selbst zurückstrebende Sehnsucht zur Scheidung der Kräfte (zum Aufgeben der Dunkelheit) erregt, eben in dieser Scheidung aber die im Geschiedenen verschloßene Einheit den verborgnen Lichtblick hervorhebt, so entsteht auf diese Art zuerst etwas Begreifliches und Einzelnes, und zwar nicht durch äußre Vorstellung, sondern durch wahre Ein-Bildung, indem das Entstehende in die Natur hineingebildet wird, oder richtiger noch durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgene Einheit oder Idee hervorhebt. Die in dieser Scheidung getrennten, aber nicht völlig aus einander getretenen Kräfte sind der Stoff woraus nachher der Leib configuriert wird; das aber in der Scheidung, also aus der Tiefe des natürlichen Grundes, als Mittelpunct der Kräfte entstehende lebendige Band ist die Seele. Weil der ursprüngliche Verstand die Seele aus einem von ihm unabhängigen Grunde als Inneres hervorhebt, so bleibt sie eben damit selbst unabhängig von ihm als ein besondres und für sich bestehendes Wesen.

Es ist leicht einzusehen daß bei dem Widerstreben der Sehnsucht, welches nothwendig ist zur vollkommnen Geburt, das allerinnerste Band der Kräfte nur in einer stufenweise geschehenden Entfaltung sich lœst, und bei jedem Grade der Scheidung der Kräfte ein neues Wesen aus der Natur entsteht, dessen Seele um so vollkommner seyn muß, je mehr es das, was in den andern noch ungeschieden ist, geschieden enthält. Zu zeigen wie jeder folgende Procefs dem Wesen der Natur næher tritt, bis in der hœchsten Scheidung der Kräfte das allerinnerste Centrum aufgeht, ist die Aufgabe einer vollständigen Naturphilosophie. Für den gegenwärtigen Zweck ist nur Folgendes wesentlich. Jedes der auf die angezeigte Art in der Natur entstandnen Wesen hat ein doppeltes Princip in sich, das jedoch im Grunde nur ein und das næmliche ist, von den beiden mœglichen Seiten betrachtet. Das erste Princip ist das, wodurch sie von Gott geschieden oder wodurch sie im bloßen Grunde sind: da aber zwischen dem was im Grunde, und dem was im Verstande vorgebildet ist, doch eine ursprüngliche Einheit statt findet, und der Procefs der Schöpfung nur auf eine innere Transmutation oder Verklærung des anfänglich dunkeln Princips in das Licht geht, weil der Verstand, oder das in die Natur gesetzte Licht, in dem Grunde eigentlich nur das ihm verwandte, nach ihm gekehrte Licht sucht: so ist das seiner Natur nach dunkle Princip eben dasjenige, welches zugleich in Licht verklært wird, und beide sind, obwohl nur in bestimmtem Grade, Eins in jedem Naturwesen. Das Princip, sofern es aus dem Grunde stammt und dunkel ist, ist der Eigenwille der Creatur, der aber, sofern er noch

nicht zur vollkommnen Einheit mit dem Licht, als Princip des Verſtandes, erhoben iſt, es nicht faßt, bloße Sucht oder Begierde d. h. blinder Wille iſt. Dieſem Eigenwillen der Creatur ſteht der Verſtand als Univerſalwille entgegen, der jenen gebraucht, und als bloßes Werkzeug ſich unterordnet. Wenn aber endlich durch fortſchreitende Umwandlung und Scheidung aller Kräfte der innerſte und tiefſte Punct der anfänglichen Dunkelheit in einem Weſen ganz in Licht verklært iſt, ſo iſt der Wille desſelben Weſens zwar, inwiefern es ein Einzelnes iſt, ebenfalls ein Particularwille, an ſich aber, oder als das Centrum aller andern Particularwillen, mit dem Urwillen oder dem Verſtande Eins, ſo daß aus beiden jetzt ein einiges Ganzes wird. Dieſe Erhebung des allertiefſten *Centri* in Licht geſchieht in keiner der uns ſichtbaren Creaturen außer im Menſchen. Im Menſchen iſt die ganze Macht des Princips, und in eben demſelben zugleich die ganze Kraft des Lichts. In ihm iſt der tiefſte Abgrund, und der hœchſte Himmel, oder beide *Centra*. Der Wille des Menſchen iſt der in der ewigen Sehnſucht verborgene Keim des nur noch im Grunde vorhandnen Gottes; der in der Tiefe verſchloßene göttliche Lebensblick, den Gott erſah, als er den Willen zur Natur faßte. In ihm (im Menſchen) allein hat Gott die Welt geliebt, und eben dieſes Ebenbild Gottes hat die Sehnſucht im *Centro* ergriffen, als ſie mit dem Licht in Gegenſatz trat. Der Menſch hat dadurch, daß er aus dem Grunde entſpringt (creatürlich iſt), ein relativ auf Gott unabhängiges Princip in ſich: aber dadurch, daß eben dieſes Princip, ohne daß es deshalb aufhœrte dem Grunde nach dunkel zu ſeyn, in Licht verklært iſt, geht zugleich ein Hœheres in ihm auf, der Geiſt. Denn der ewige Geiſt ſpricht die Einheit oder das Wort aus in die Natur. Das ausgeſprochene (reale) Wort aber iſt nur in der Einheit von Licht und Dunkel (Selbſtlauter und Mitlauter). Nun ſind zwar in allen Dingen die beiden Principien, aber ohne völlige Conſonanz wegen der Mangelhaftigkeit des aus dem Grunde erhobenen. Erſt im Menſchen alſo wird das in allen andern Dingen noch zurückgehaltne und unvollſtändige Wort völlig ausgeſprochen. Aber in dem ausgeſprochnen Wort offenbart ſich der Geiſt d. h. Gott als *actu* exiſtierend. Indem nun die Seele lebendige Identitæt beider Principien iſt, iſt ſie Geiſt; und Geiſt iſt in Gott. Wære nun im Geiſt des Menſchen die Identitæt beider Principien eben ſo unauflœslich als in Gott, ſo wære kein Unterſchied, d. h. Gott als Geiſt würde nicht offenbar. Diejenige Einheit, die in Gott unzertrennlich iſt, muß alſo im Menſchen zertrennlich ſeyn: und dieſes iſt die Mœglichkeit des Guten und des Bœſen.

DER VORLESUNGEN ÜBER DIE METHODE DES ACADEMISCHEN STUDIUMS ZEHNTE.

ÜBER DAS STUDIUM DER HISTORIE UND DER JURISPRUDENZ.

Wie das Abſolute ſelbſt in der Doppelgeſtalt der Natur und Geſchichte als Ein und dasſelbige erſcheint, zerlegt die Theologie als Indifferenzpunct der realen Wißenſchaften ſich von der einen Seite in die Hiſtorie, von der andern in die Naturwißenſchaft, deren jede ihren Gegenſtand getrennt von dem andern und eben damit auch von der oberſten Einheit betrachtet.

Dieß verhindert nicht daß nicht jede derſelben in ſich den Centralpunct herſtellen, und ſo in das Urwißen zurückgehen könnte.

Die gemeine Vorſtellung der Natur und Geſchichte iſt daß in jener alles durch empiriſche Nothwendigkeit, in dieſer alles durch Freyheit geſchehe. Aber eben dieß ſind ſelbſt nur die Formen oder Arten außer dem Abſoluten zu ſeyn. Die Geſchichte iſt in ſo fern die hœhere Potenz der Natur, als ſie im Idealen ausdrückt was dieſe im Realen: dem Weſen nach aber iſt eben deswegen dasſelbe in beiden, nur verändert durch die Beſtimmung oder Potenz unter der es geſetzt iſt. Könnte in beiden das reine An-ſich erblickt werden, ſo würden wir dasſelbe, was in der Geſchichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freyheit, als Erſcheinung, kann nichts erſchaffen: es iſt Ein Univerſum welches die zweyfache Form der abgebildeten Welt, jede für ſich und in ihrer Art, ausdrückt. Die vollendete Welt der Geſchichte wære demnach ſelbſt eine ideale Natur, der Staat, als der äußere Organiſmus einer in der Freyheit ſelbſt erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freyheit. Die Geſchichte, ſofern ſie die Bildung dieſes Vereins zum vorzüglichſten Gegenſtand hat, wære Geſchichte im engern Sinn des Wortes.

Die Frage welche uns hier zunæchſt entgegenkommt, næmlich ob Hiſtorie Wißenſchaft ſeyn könne, ſcheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulaßen. Wenn næmlich Hiſtorie als ſolche, und von dieſer iſt die Rede, der letzten entgegengeſetzt iſt, wie im Vorhergehenden allgemein angenommen wurde, ſo iſt klar daß ſie nicht ſelbſt Wißenſchaft ſeyn könne, und wenn die realen Wißenſchaften Syntheſen des Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen ſind, ſo kann eben deswegen die Hiſtorie ſelbſt nicht wieder eine ſolche ſeyn, ſo wenig als es Philoſophie ſeyn kann. Sie træte alſo in der letzten Beziehung mit dieſer auf gleichen Rang.

Um dieſes Verhältniſs noch beſtimmter einzuſehen unterſcheiden wir die verſchiedenen Standpuncte auf welchen Hiſtorie gedacht werden könnte.

Der hœchſte der von uns im Vorhergehenden erkannt wurde iſt der religiœſe, oder derjenige, in welchem die ganze Geſchichte als Werk der Vorſehung begriffen wird. Daß dieſer nicht in der Hiſtorie als ſolcher geltend gemacht werden könne folgt daraus, daß er von dem philoſophiſchen nicht weſentlich verſchieden iſt. Es verſteht ſich,

daß ich hiemit weder die religiœſe noch die philoſophiſche Conſtruction der Geſchichte läugne: allein jene gehœrt der Theologie, dieſe der Philoſophie an, und iſt von der Hiſtorie als ſolcher nothwendig verſchieden.

Der entgegengeſetzte Standpunct des Abſoluten iſt der empiriſche, welcher wieder zwey Seiten hat: die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des Geſchehenen, welche Sache des Geſchichtforſchers iſt, der von dem Hiſtoriker als ſolcher nur eine Seite repræſentiert; die der Verbindung des empiriſchen Stoffs nach einer Verſtandes-Identitæt, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für ſich ſelbſt liegen kann, indem dieſe empiriſch viel mehr zufällig und nicht harmoniſch erſcheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in ſo fern didactiſch oder politiſch iſt. Dieſe Behandlung der Geſchichte in ganz beſtimmter, nicht allgemeiner Abſicht iſt was der von den Alten feſtgeſetzten Bedeutung zufolge die pragmatiſche heißt. So iſt Polybius, der ſich über dieſen Begriff ausdrücklich erklært, pragmatiſch wegen der ganz beſtimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Abſicht ſeiner Geſchichtsbücher; ſo Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des rœmiſchen Staats die Wirkungen der Sittenloſigkeit und des Deſpotiſmus darſtellt.

Die Modernen ſind geneigt den pragmatiſchen Geiſt für das Hœchſte in der Hiſtorie zu halten, und zieren ſich ſelbſt unter einander mit dem Prædicat desſelben als mit dem grœſten Lob. Aber eben wegen ihrer ſubjectiven Abhängigkeit wird Niemand der Sinn hat die Darſtellungen der beiden angeführten Geſchichtſchreiber in den erſten Rang der Hiſtorie ſetzen. Bei den Deutſchen hat es nun überdieß mit dem pragmatiſchen Geiſt in der Regel die Bewandtniſs, wie bei dem Famulus in Gœthes Fauſt: »Was ſie den Geiſt der Zeiten nennen iſt ihr eigner Geiſt, worinn die Zeiten ſich beſpiegeln.« In Griechenland ergriffen die erhabenſten gereifteſten erfahrungsreichſten Geiſter den Griffel der Geſchichte um ſie wie mit ewigen Characteren zu ſchreiben. Herodotus iſt ein wahrhaft Homeriſcher Kopf; im Thucydides concentriert ſich die ganze Bildung des Pericleiſchen Zeitalters zu einer göttlichen Anſchauung. In Deutſchland, wo die Wißenſchaft immer mehr eine Sache der Induſtrie wird, wagen ſich gerade die geiſtloſeſten Köpfe an die Geſchichte. Welch ein widerlicher Anblick das Bild großer Begebenheiten und Charactere im Organ eines kurzſichtigen und einfältigen Menſchen entworfen! beſonders wenn er ſich noch Gewalt anthut Verſtand zu haben, und dieſen etwa darein ſetzt, die Grœße der Zeiten und Völker nach beſchränkten Anſichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, dieſen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen, zu ſchätzen, und überhaupt einen ſo viel mœglich gemeinen Maaßſtab an alles Erhabene zu legen; oder wenn er auf der andern Seite den hiſtoriſchen Pragmatiſmus darinn ſucht, ſich ſelbſt durch Ræſonnieren über die Begebenheiten oder Ausſchmücken des Stoffs mit leeren rhetoriſchen Floſkeln geltend zu machen, z. B. von den beſtändigen Fortſchritten der Menſchheit, und wie Wir's denn zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Dennoch iſt ſelbſt unter dem Heiligſten nichts das heiliger wære als die Geſchichte, dieſer große Spiegel des Weltgeiſtes, dieſes ewige Gedicht des göttlichen Verſtandes; nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatiſche Zweck der Geſchichte ſchließt von ſelbſt die Univerſalitæt aus, und fodert nothwendig auch einen beſchränkten Gegenſtand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empiriſch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verſtand zwar aufgeklært wird, die Vernunft aber ohne andere Zuthat unbefriedigt bleibt. Auch Kants Plan einer Geſchichte im weltbürgerlichen Sinn beabſichtigt eine bloße Verſtandesgeſetzmæßigkeit im Ganzen derſelben, die nur hœher, næmlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur, geſucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt ſogar der ewige, und aus vielen andern Verirrungen endlich die echte Rechtsverfaßung entſtehen ſoll. Allein dieſer Plan der Natur iſt ſelbſt nur der empiriſche Wiederſchein der wahren Nothwendigkeit, ſo wie die Abſicht einer darnach geordneten Geſchichte nicht ſowohl eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang næmlich der Menſchheit zum ruhigen Verkehr Gewerbe und Handelsbetrieb unter ſich, und dieſes ſonach überhaupt als die hœchſten Früchte des Menſchenlebens und ſeiner Anſtrengungen darzuſtellen.

Es iſt klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empiriſcher Nothwendigkeit immer nur pragmatiſch ſeyn kann, die Hiſtorie aber in ihrer hœchſten Idee von aller ſubjectiven Beziehung unabhängig und befreyt ſeyn muß, auch überhaupt der empiriſche Standpunct nicht der hœchſte ihrer Darſtellungen ſeyn könne.

Auch die wahre Hiſtorie beruht auf einer Syntheſis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philoſophie, da dieſe die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal iſt, Hiſtorie aber ganz in jener und doch zugleich ideal ſeyn ſoll. Dieſes iſt nirgend als in der Kunſt mœglich, welche das Wirkliche ganz beſtehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geſchichten, aber in einer Vollendung und Einheit darſtellt wodurch ſie Ausdruck der hœchſten Ideen werden. Die Kunſt alſo iſt es, wodurch die Hiſtorie, indem ſie Wißenſchaft des Wirklichen als ſolchen iſt, zugleich über dasſelbe auf das hœhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wißenſchaft ſteht; und der dritte und abſolute Standpunct der Hiſtorie iſt demnach der der hiſtoriſchen Kunſt.

Wir haben das Verhältniſs desſelben zu den vorher angegebenen zu zeigen.

Es verſteht ſich, daß der Hiſtoriker nicht einer vermeinten Kunſt zu lieb den Stoff der Geſchichte verändern kann, deren oberſtes Geſetz Wahrheit ſeyn ſoll. Eben ſo wenig kann die Meinung ſeyn daß die hœhere Darſtellung den wirklichen Zuſammenhang der Begebenheiten vernachläßige: es hat vielmehr hiermit ganz dieſelbe Bewandtniſs wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der erſten Syntheſis mit Nothwendigkeit entſpringen muß, die Aufeinanderfolge ſelbſt aber nicht empiriſch, ſondern nur aus einer hœhern Ordnung der Dinge begreiflich ſeyn muß. Erſt dann erhält die Geſchichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empiriſchen Urſachen, indem ſie den Verſtand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erſcheinung einer hœheren Nothwendigkeit gebraucht werden. In ſolcher Darſtellung kann die Geſchichte die Wirkung des grœſten und erſtaunenswürdigſten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiſte gedichtet ſeyn kann.

Wir haben die Hiſtorie auf die gleiche Stufe mit der Kunſt geſetzt. Aber was dieſe darſtellt iſt immer eine Identitæt der Nothwendigkeit und Freyheit, und dieſe Erſcheinung, vornehmlich in der Tragœdie, iſt der eigentliche Gegenſtand unſerer Bewunderung. Dieſe ſelbe Identitæt aber iſt zugleich der Standpunct der Philoſophie und ſelbſt der Religion für die Geſchichte, da dieſe in der Vorſehung nichts anders als die Weisheit erkennt welche in dem Plane der Welt die Freyheit der Menſchen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt dieſe mit jener vereinigt. Nun ſoll aber die Hiſtorie wahrhaft weder auf dem philoſophiſchen noch auf dem religiœſen Standpunct ſtehen. Sie wird demnach auch jene Identitæt der Freyheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darſtellen müßen, wie ſie vom Geſichtspunct der Wirklichkeit aus erſcheint, den ſie auf keine Weiſe verlaßen ſoll. Von dieſem aus iſt ſie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identitæt erkennbar, als Schickſal. Die Meinung iſt nicht daß der Geſchichtſchreiber das Schickſal im Munde führe, ſondern daß es durch die Objectivitæt ſeiner Darſtellung von ſelbſt und ohne ſein Zuthun erſcheine. Durch die Geſchichtbücher des Herodotus gehen Verhängniſs und Vergeltung als unſichtbare überall waltende Gottheiten; in dem hœheren und völlig unabhängigen Styl des Thucydides, der ſich ſchon durch die Einführung der Reden dramatiſch zeigt, iſt jene hœhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erſcheinung gebracht.

Über die Art wie Hiſtorie ſtudiert werden ſoll mœge Folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen beſtimmten Anfang und kein beſtimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punct heraus, den man für den bedeutendſten und intereſſanteſten hält, und von dieſem aus bilde und erweitere ſich das Ganze nach allen Richtungen.

Man meide die ſogenannten Univerſalhiſtorien, die nichts lehren: andere giebt es noch nicht. Die wahre Univerſalgeſchichte müßte im epiſchen Styl, alſo in dem Geiſte verfaßt ſeyn, deſſen Anlage im Herodotus iſt. Was man jetzt ſo nennt ſind Compendien, darinn alles Beſondere und Bedeutende verwiſcht iſt. Auch derjenige aber, der Hiſtorie nicht zu ſeinem beſondern Fach wählt, gehe ſo viel mœglich zu den Quellen und den Particulargeſchichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geſchichte die naive Einfalt der Chroniken lieb gewinnen, die keine prætenſionvollen Characterſchilderungen machen, oder pſychologiſch motivieren.

Wer ſich zum hiſtoriſchen Künſtler bilden will halte ſich einzig an die großen Muſter der Alten, welche nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon abſehen, deſſen Werk die umfaßende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunctes der neueren Zeit für ſich hat, obgleich er nur Redner, nicht Geſchichtſchreiber iſt, exiſtieren bloß wahrhaft nationelle Hiſtoriker, unter denen die ſpætere Zeit nur Macchiavelli und Johannes Müller nennen wird.

Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weiſe die Geſchichte verzeichnen will, könnten die, ſo dieſem Beruf ſich weihen, vorerſt nur aus den Briefen welche dieſer als Jüngling geſchrieben ohngefähr ermeßen. Aber überhaupt alles was Wißenſchaft und Kunſt, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermœgen, muß dazu beitragen den Hiſtoriker zu bilden.

Die erften Urbilder des hiftorifchen Styls find das Epos in feiner urfprünglichen Geftalt und die Tragœdie: denn wenn die univerfelle Gefchichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils unerkennbar, die epifche Form und Fülle liebt, will die befondere dagegen mehr concentrifch um einen gemeinfchaftlichen Mittelpunct gebildet feyn; davon zu fchweigen, daß für den Hiftoriker die Tragœdie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart ift, zu welcher er gebildet feyn muß.

Als den Gegenftand der Hiftorie im engern Sinne beftimmten wir die Bildung eines objectiven Organifmus der Freyheit oder des Staats. Es giebt eine Wißenfchaft desfelben, fo nothwendig es eine Wißenfchaft der Natur giebt. Seine Idee kann um fo weniger aus der Erfahrung genommen feyn, da diefe hier vielmehr felbft erft nach Ideen gefchaffen, und der Staat als Kunftwerk erfcheinen foll.

Wenn die realen Wißenfchaften überhaupt nur durch das hiftorifche Element von der Philofophie gefchieden find, fo wird dasfelbe auch von der Rechtswißenfchaft gelten: aber nur fo viel von dem Hiftorifchen derfelben kann der Wißenfchaft angehœren, als Ausdruck von Ideen ift; nicht alfo was feiner Natur nach bloß endlich ift, wie alle Formen der Gefetze, die fich allein auf den äußeren Mechanifmus des Staats beziehen; wohin faft der ganze Inbegriff derjenigen gehœrt, welche in der gegenwärtigen Rechtswißenfchaft gelehrt werden, und in denen man den Geift eines öffentlichen Zuftandes nur noch wie in Trümmern wohnen fieht.

In Anfehung derfelben giebt es keine andere Vorfchrift als fie empirifch, wie es zu dem Gebrauch in einzelnen Fällen vor Gerichtshœfen oder in öffentlichen Verhältniffen nœthig ift, zu erlernen und zu lehren, und nicht die Philofophie zu entweihen, indem man fie in Dinge einmifcht welche an ihr keinen Theil haben. Die wißenfchaftliche Conftruction des Staats würde, was das innere Leben desfelben betrifft, kein entfprechendes hiftorifches Element in den fpæteren Zeiten finden, außer inwiefern felbft das Entgegengefetzte wieder zum Reflex desjenigen dient, von dem es dieß ift. Das Privatleben und mit ihm auch das Privatrecht hat fich von dem öffentlichen getrennt: jenes hat aber, abgefondert von diefem, fo wenig Abfolutheit, als es in der Natur das Seyn der einzelnen Körper und ihr befonderes Verhältnifs unter einander hat. Da in der gänzlichen Zurückziehung des allgemeinen und öffentlichen Geiftes von dem einzelnen Leben diefes als die rein endliche Seite des Staats und völlig todt zurückgeblieben ift, fo ift auf die Gefetzmæßigkeit die in ihm herfcht durchaus keine Anwendung von Ideen, und hœchftens die eines mechanifchen Scharffinnes mœglich um die empirifchen Gründe derfelben in einzelnen Fällen darzuthun oder ftreitige Fälle nach jenen zu entfcheiden.

Was allein von diefer Wißenfchaft einer univerfell-hiftorifchen Anficht fæhig feyn möchte ift die Form des öffentlichen Lebens, inwiefern diefe auch ihren befondern Beftimmungen nach aus dem Gegenfatz der neuen mit der alten Welt begriffen werden kann, und eine allgemeine Nothwendigkeit hat.

Die Harmonie der Nothwendigkeit und Freyheit, die fich nothwendig äußerlich und in einer objectiven Einheit ausdrückt, differentiiert fich in diefer Erfcheinung felbft wieder nach zwey Seiten, und hat eine verfchiedene Geftalt je nachdem fie im Realen oder Idealen ausgedrückt wird. Die vollkommene Erfcheinung derfelben im Er-

ſtern iſt der vollkommene Staat; deſſen Idee erreicht iſt, ſobald das Beſondere und das Allgemeine abſolut Eins, alles was nothwendig zugleich frey, und alles frey geſchehende zugleich nothwendig iſt. Indem das äußere und öffentliche Leben in einer objectiven Harmonie jener beiden verſchwand, mußte es durch das ſubjective in einer idealen Einheit erſetzt werden; welche die Kirche iſt. Der Staat in ſeiner Entgegenſetzung gegen die Kirche iſt ſelbſt wieder die Naturſeite des Ganzen, worinn beide Eins ſind. In ſeiner Abſolutheit mußte er das Entgegengeſetzte für die Erſcheinung verdrängen, eben deswegen weil er es begriff; wie der griechiſche Staat keine Kirche kannte, wenn man nicht die Myſterien dafür rechnen will, die aber ſelbſt nur ein Zweig des öffentlichen Lebens waren: ſeit die Myſterien exoteriſch ſind, iſt der Staat dagegen eſoteriſch, da in ihm nur das Einzelne im Ganzen, zu welchem es im Verhältniſs der Differenz iſt, nicht aber das Ganze auch im Einzelnen lebt. In der realen Erſcheinung des Staats exiſtierte die Einheit in der Vielheit, ſo daß ſie völlig mit ihr eins war: mit der Entgegenſetzung beider ſind auch alle andere in dieſer begriffnen Gegenſätze im Staat hervorgetreten. Die Einheit mußte das Herſchende werden, aber nicht in der abſoluten, ſondern abſtracten Geſtalt, in der Monarchie, deren Begriff mit dem der Kirche weſentlich verflochten iſt. Im Gegentheil mußte die Vielheit oder Menge durch ihre Entgegenſetzung mit der Einheit ſelbſt ganz in Einzelnheit zerfallen, und hœrte auf Werkzeug des Allgemeinen zu ſeyn. Wie die Vielheit in der Natur als Einbildung der Unendlichkeit in die Endlichkeit wieder abſolut, in ſich Einheit und Vielheit iſt: ſo war in dem vollkommnen Staat die Vielheit eben dadurch, daß ſie zu einer abgeſchloßenen Welt (im Sclavenſtand) organiſiert war, innerhalb derſelben abſolut, die geſonderte, aber eben deswegen in ſich beſtehende, reale Seite des Staats; während aus dem gleichen Grunde die Freyen in dem reinen Æther eines idealen und dem der Ideen gleichen Lebens ſich bewegten. Die neue Welt iſt in allen Beziehungen die Welt der Miſchung, wie die alte die der reinen Sonderung und Beſchränkung. Die ſogenannte bürgerliche Freyheit hat nur die trübſte Vermengung der Sclaverey mit der Freyheit, aber kein abſolutes und eben dadurch wieder freyes Beſtehen der einen oder andern hervorgebracht. Die Entgegenſetzung der Einheit und der Vielheit machte in dem Staat die Mittler nothwendig, die aber in dieſer Mitte von Herſchen und Beherſchtſeyn zu keiner abſoluten Welt ſich ausbildeten, und nur in der Entgegenſetzung waren, niemals aber eine unabhängige, ihnen eigenthümlich inwohnende und weſentliche Realitæt erlangten.

Das erſte Streben eines jeden der die poſitive Wißenſchaft des Rechts und des Staats ſelbſt als ein Freyer begreifen will, müßte dieſes ſeyn, ſich durch Philoſophie und Geſchichte die lebendige Anſchauung der ſpæteren Welt und der in ihr nothwendigen Formen des öffentlichen Lebens zu verſchaffen: es iſt nicht zu berechnen, welche Quelle der Bildung in dieſer Wißenſchaft eröffnet werden könnte, wenn ſie mit unabhängigem Geiſte frey von der Beziehung auf den Gebrauch und an ſich behandelt würde.

Die weſentliche Vorausſetzung hiezu iſt die echte und aus Ideen geführte Conſtruction des Staats, eine Aufgabe von welcher bis jetzt die Republik des Plato die einzige Auflœſung iſt. Obgleich wir auch hierinn

den Gegenſatz des Modernen und Antiken anerkennen müßen, wird dieſes göttliche Werk doch immer das Urbild und Muſter bleiben. Was ſich über die wahre Syntheſis des Staats in dem gegenwärtigen Zuſammenhang ausſprechen ließ, iſt im Vorhergehenden wenigſtens angedeutet und kann ohne die Ausführung oder die Hinweiſung auf ein vorhandenes Document nicht weiter erklært werden. Ich beſchränke mich daher auf die Anzeige desjenigen, was in der bisherigen Behandlung des ſogenannten Naturrechts allein beabſichtigt und geleiſtet worden.

Faſt am hartnäckigſten hat in dieſem Theil der Philoſophie ſich das analytiſche Weſen und der Formaliſmus erhalten. Die erſten Begriffe wurden entweder aus dem rœmiſchen Recht oder von irgend einer gangbaren Form hergenommen, ſo daß das Naturrecht nicht nur alle mœglichen Triebe der menſchlichen Natur, die ganze Pſychologie, ſondern auch alle erdenkliche Formeln nach und nach durchgewandert iſt. Durch Analyſe derſelben wurde eine Reihe formaler Sätze gefunden, mit deren Hülfe man nachher in der poſitiven Jurisprudenz aufzuräumen hoffte.

Beſonders haben Kantiſche Juriſten dieſe Philoſophie als Magd ihrer Scienz zu brauchen fleißig angefangen, und zu dieſem Behuf auch richtig immer das Naturrecht reformiert. Dieſe Art des Philoſophierens äußert ſich als ein Schnappen nach Begriffen, gleich viel welcher Art ſie ſind, nur daß ſie eine Einzelheit ſeyen, damit der, welcher ſie aufgefangen, durch die Mühe die er ſich giebt die übrige Maſſe nach ihr zu verziehen, ſich das Anſehen eines eignen Syſtems geben könne; das aber dann in kurzer Zeit wieder durch ein anderes eigenes verdrängt wird u. ſ. w.

Das erſte Unternehmen den Staat wieder als reale Organiſation zu conſtruieren war Fichtes Naturrecht. Wenn die bloß negative Seite der Verfaßung, die nur auf Sicherſtellung der Rechte geht, iſoliert, und wenn von aller poſitiven Veranſtaltung für die Energie, die rhythmiſche Bewegung und die Schœnheit des öffentlichen Lebens abstrahiert werden könnte: ſo würde ſich ſchwerlich überhaupt ein anderes Reſultat oder eine andere Form des Staats ausfindig machen laßen, als in jenem dargeſtellt iſt. Aber das Herausheben der bloß endlichen Seite dehnt den Organiſmus der Verfaßung in einen endloſen Mechaniſmus aus, in dem nichts Unbedingtes angetroffen wird. Überhaupt aber kann allen bisherigen Verſuchen die Abhängigkeit ihres Beſtrebens vorgeworfen werden, næmlich eine Einrichtung des Staats zu erſinnen, damit jenes oder dieſes erreicht werde. Ob man dieſen Zweck in die allgemeine Glückſeligkeit, in die Befriedigung der ſocialen Triebe der menſchlichen Natur, oder in etwas rein formales, wie das Zuſammenleben freyer Weſen unter den Bedingungen der mœglichſten Freyheit, ſetzt, iſt in jener Beziehung völlig gleichgültig: denn in jedem Fall wird der Staat nur als Mittel, als bedingt und abhängig begriffen. Alle wahre Conſtruction iſt ihrer Natur nach abſolut und immer nur auf Eines, auch in der beſondern Form, gerichtet. Sie iſt z. B. nicht Conſtruction des Staats als ſolchen, ſondern des abſoluten Organiſmus in der Form des Staats. Dieſen conſtruieren heißt alſo nicht ihn als Bedingung der Mœglichkeit von irgend etwas Äußerem faßen; und übrigens, wenn er nur vorerſt als das unmittelbare und ſichtbare Bild des abſoluten Lebens dargeſtellt iſt, wird er auch von ſelbſt alle Zwecke erfüllen; wie die Natur nicht iſt, damit ein Gleichgewicht der Materie ſey, ſondern dieſes Gleichgewicht iſt, weil die Natur iſt.

AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL.

AUS DEM ATHENÆUM.

LITTERARISCHER REICHS-ANZEIGER.

PREIS-AUFGABEN.

Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerley fremde Geister gesehn, und wünscht sehnlich nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmæßige Belohnung versprochen.

Derjenige, welcher beweisen kann daß er ohne irgend eine Nebenabsicht, bloß um das Fortkommen der Æsthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende gelesen habe, soll zur Præmie die Æsthetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lectüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthisson.

MEDICINISCHE ANZEIGE

Das Philosophieren ist eine bekanntlich zwar nur seltene, aber in allen Gestalten welche sie annimmt hœchst bedenkliche und gefährliche Krankheit hoffnungsvoller Jünglinge. Ein wunderbares, ununterbrochen heftiges Delirium, eine auszehrende und besonders die Sprachwerkzeuge völlig austrocknende Waßerscheu, und eine gewöhnlich unheilbare Unfæhigkeit verständliche Werke und mæßiges Raisonnement hervorzubringen, oder auch nur mit Anstand und Geschmack zu genießen: das sind die gewöhnlichsten Übel die aus dieser Quelle entspringen, und die jeder verständige Mann, der das Glück der Gesundheit zu schätzen weiß, nicht ohne das innigste Mitleid ansehen kann. Leider ist es bekannt genug, daß überdieß viele ganz gesunde junge Leute sich einbilden an dieser Krankheit darniederzuliegen, und daß diese sonderbare Art von Hypochondrie, deren Ursache mit Recht in der außerordentlichen Witterung unsers Jahrzehends gesucht worden ist, dem litterarischen Gemeinwesen eben so viel gute Köpfe entzieht als die Krankheit selbst. Man glaubt daher allen, denen das Beste der deutschen Litteratur aufrichtig am Herzen liegt, wie auch allen wahren Freunden der Jugend einen nicht geringen Dienst zu leisten, wenn man sie auf ein gegen beide Übel, die leider oft ganz falsch behandelt werden, bewährtes Mittel aufs neue aufmerksam macht. Es ist dieses die bereits rühmlich bekannte antiphilosophische Latwerge, von deren großem Nutzen in den verwickeltsten Fällen die glaubhaftesten Zeugniße beigebracht werden können. Noch ist es keinem Chemiker gelungen, die wahren Bestandtheile dieses im Grunde sehr einfachen Mittels zu entdecken, indem sich

alle durch einen Geſchmack nach geſundem Verſtand und reifer Erfahrung, der dieſem Medicament ſehr künſtlich beigemiſcht iſt, haben hintergehen laßen, und das Publicum wird hiemit vor allem was darüber verbreitet worden iſt nachdrücklichſt gewarnt. Ein Theil desſelben hat ſich zwar über die widrige Zæhigkeit und das große Volumen dieſer trefflichen Arzeney beſchwert: man kann aber auf Glauben verſichern daß wegen des Aufbrauſens, welches bei der Compoſition nicht zu vermeiden iſt, eine andere Form nicht ausgemittelt werden kann, und dieſe Eigenſchaften vielmehr die Kennzeichen der hœchſten Güte und Vortrefflichkeit ſind; daher auch der Erfinder es immer weiter darin zu bringen ſucht. Die Latwerge wird einzig und allein in Fr. Nicolais Laboratorien zu Berlin und Schöneiche aufrichtig fabriciert, und iſt in allen Buchhandlungen und Trœdelbuden in Commiſſion zu haben: die ganze Portion in 17 Bänden koſtet $5\frac{1}{2}$ Rthl.; halbe Portionen ohne die Reiſebeſchreibung $2\frac{2}{3}$ Rthl. Beſondere Gebrauchszettel ſind nicht nœthig, da man die Doſis nicht leicht zu ſtark nehmen kann, und es iſt im Allgemeinen zu bemerken, daß eine magere Diæt zu halten iſt, und man ſich mit gutem Nutzen nebenbei der Schriften der Herren Schwab und Eberhard als ſchweißtreibender Mittel bedienen kann.

DIENSTENTLASSUNG.

In Erwægung

daß niemand ſich mit Erfolg über das Zeitalter luſtig machen kann als wer auf der Hœhe desſelben ſteht;

daß es der Mathematik auf eine gefährliche Art vergolten werden könnte, wenn ſie ſich herausnimmt über die Philoſophie zu ſpotten;

daß in einem Zuſtande wo gewiſſe Vorſtellungen fix geworden, z. B. wenn jemand nach den Begebenheiten des jetzigen franzœſiſchen Krieges immer noch nicht von der Schlacht bei Roſsbach aufhœren kann, keine wahrhaft neuen Einfälle mehr zu hoffen ſind;

daß man von dem Satiriker und Epigrammatiſten billig erwartet, ſie werden die Schärfe ihrer Cenſur gegen ſich ſelbſt richten, und ihre unnützen Papierſchnitzeln ſtatt ſie in alle Taſchenbücher und bis in den Litterariſchen Anzeiger ausfliegen zu laßen an einen ganz andern Ort befördern;

daß endlich nichts trauriger an das Loos der menſchlichen Dinge erinnert, als wenn ein halbwitziger Einfall wegen Abgang der zum Verſificieren nœthigen Geſchmeidigkeit auf dem halben Wege zum Epigramm ermattet liegen bleibt:

iſt mit Anerkennung der vieljährigen geleiſteten Dienſte und Beibehaltung aller Titel und Beſoldungen der Witz des Hofrath Kästners gnædigſt in einen ehrenvollen Ruheſtand verſetzt worden.

BERICHTIGUNG.

Durch einen Druckfehler ſteht auf dem Titel eines der neueſten Werke von Jean Paul »Palingeneſien«. Es ſoll »Palillogien« heißen.

NEUE FABRIK.

Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunſt erfunden aus den Faſern von Heidekraut Diſteln Binſen Mauerpfeffer und

dgl. einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Mufter find ebenfalls von feiner Hand: fie ftellen theils einheimifche Blumen vor, die nicht nur nach der Zahl und Græße der Blätter, fondern mit allen Staubfædchen und Pünctchen auf das genauefte abgebildet find; theils ländliche Hausgeræthe, als Butterfäßer Kinderftühlchen Bierkrüge. Auf einigen græßeren zu Bettvorhängen beftimmten Muftern find die romantifchen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. f. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatverfuche gemacht: da er diefe aber verfchiednen gelehrten Gefellfchaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, fo ift er entfchloßen die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und befonders Landpredigers-Töchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er fich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden.

CITATIO EDICTALIS.

Nachdem über die Poefie des Hofrath und *Comes Palatinus Cæfareus* Wieland in Weimar auf Anfuchen der Herren Lucian Fielding Sterne Bayle Voltaire Crebillon Hamilton und vieler andern Autoren *Concurfus Creditorum* eröffnet, auch in der Maffe mehreres verdächtige und dem Anfchein nach dem Horatius Ariofto Cervantes und Shakfpeare zuftehendes Eigenthum fich vorgefunden: als wird jeder der ähnliche Anfprüche *titulo legitimo* machen kann, hiedurch vorgeladen fich binnen Sächfifcher Frift zu melden, hernachmals aber zu fchweigen.

AUS DEN NOTIZEN DES DRITTEN BANDES.

Eine Bemerkung über Matthissons Diction und befonders feinen Gebrauch des Reimes wird fich mit dem verbinden laßen, was uns der Mufenalmanach für 1800 von Vofs, der letzte, über diefen Punct bei Voss und F. W. A. Schmidt zu fagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Überfetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in der fchon bekannten Weife ausgeftattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreife giebt einen Auffchluß: denn es ift ein Kennzeichen der fchon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernfteren Inhalts næhern fich dem, was aufgeklærte Kirchenlieder leiften follen (denen es freylich mit aller echten Myftik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt); die Gefinnung darin ift lœblich: der Gedanke aber und die ganze Anficht des Lebens und feiner Verhältniffe geht nicht über den Horizont des gemeinen Menfchenverftandes hinaus. Andre find in einer fremden Perfon gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Næherinn erzählen Schalkheiten, womit fich eine unfchuldige Liebfchaft anfpinnt; ein Bauerburfch fagt einer waßertragenden Magd allerley artiges; und dergleichen mehr. Das Lied ift zu eigentlicher Mimik nicht die gefchicktefte Form: wenigftens muß alsdann der muficalifche Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des Mimifchen erfetzen; und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn fich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienftlich das Ergreifen der gemeinften Naturen in ihrer ganzen Befchränktheit im

Zuſammenhange eines Romans oder Schauſpiels ſeyn kann, ſo wenig ſagt es uns zu, wo ſie für ſich allein etwas bedeuten ſollen: in einem lyriſchen Gedicht erwarten wir ſchœne oder wenigſtens anziehende Individualitæt. Allein wenn jenes recht gelungen ſeyn ſollte, ſo müßte man nicht ſowohl in der Klarheit der eingeführten Perſonen über ſich und ihre Empfindungen als in Eigenheiten der Sprache den Dichter immer hindurch hœren.

Die grœſte Zahl der Lieder bezieht ſich auf Familienfeſte, und würde, mit den bisherigen derſelben Art zuſammengetragen, ein ziemlich vollſtändig œconomiſch-poetiſches, nicht grade Noth- und Hülfs-, aber doch Luſt- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem *Introite, nam et heic dI ſunt!* ſoll zwar die Poeſie überall und alſo auch in die Haushaltung eingeführt werden: hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poeſie eingeführt ſeyn. Verſification und Sprache müßen das Beſte thun um das, was bei einer gewiſſen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angeſtellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu ſtempeln. Und welchen Ton geſelliger Luſtigkeit ſoll man ſich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmauſe ſeine Bitten vortrægt:

Frau, du biſt ſo gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feſte u. ſ. w.

oder wenn es in der Merzfeyer heißt:

Klingt! und flecke Wein den Drillig:
Unſre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der Bunten Reihe die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernſt mit dem Lecken der jungen Bæren verglichen wird? Der Enthuſiaſmus des Eßens bricht in der Kartoffelerndte in ganz eigne fromme Ergießungen aus:

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Überſchwang!
Ob wir voll bis oben ſchütten
Alle Mulden Körb' und Bütten,
Noch iſt immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut wie voll es lebt und webt!
O die ſchœn gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man græbt!

.

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen.
Kaum ſind Hände gnug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt.

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für Alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied geſungen wird, und man ſieht nicht was ſich gegen ein ſo ſchweſterlich angebotnes Accompagnement einwenden ließe, da ſie ſolche Vorſtellungen von Gott, daß er «da unten ſein Weſen treibt», allenfalls auch noch erſchwingen mag.

Wo die Darſtellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verſchwendet, ſondern ſich einem idealiſchen Bilde næhert, wie in dem Roſenkranz, und der Schlæferinn, fehlt doch ein gewiſſes Etwas, jener zauberiſche Duft, der alles lieblich verſchmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas hœherem und bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und ſicher ſie ſey, iſt immer noch zu ſichtbar. Gæbe es außer der Kunſt noch ein Handwerk der Poeſie, ſo würde Voſſens Liedern der erſte Rang nicht abzuſtreiten ſeyn. Hierin ver-

halten fie fich zu den Schmidtfchen bei aller Ähnlichkeit der Gegenftände und zum Theil auch der Sinnesart wie echte Englifche Manufacturen zu fchlecht nachgemachten. Für jemanden der genau in diefe Studien eingeht kann Voßens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemifch aus Erneuerung altdeutfcher Wörter und Wendungen, aus niederfächfifchem Provincialifmus und gelehrter Ummodelung ift) und der Sylbenmaße immer lehrreich feyn. So hat er in der Schlæferinn die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutfchen felten, und feit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. fehr aus der Acht gelaßen find, mit Glück durchgeführt; nur würde es noch anmuthiger feyn, wenn fie mit weiblichen, nicht mit männlichen, abwechfelten. Die verfuchten Combinationen des Reimes mit claffifcher Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts neues hinzugekommen ift, fetzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte, ganz entgegengefetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genauefte Beftimmung der Quantitæt fodern, diefe ihrem Wefen nach fie mehr fchwebend erhalten und den Accent und die Sylbenzahl herfchend machen.

Die Verwandtfchaft zwifchen den Voffifchen und Schmidtfchen Liedern ift einleuchtend genug: bei manchen gehœrt fchon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim erften Vorlefen zu entfcheiden von wem fie find. Ich glaube, es würde fich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Vofs und unter der Reife Schmidt læfe. Der Unterfchied liegt mehr in Äußerlichkeiten: fo wird z. B. bei den Voffifchen Feften meiftens jubiliert daß es etwas fo gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut fich hingegen daß er nichts beßeres hat: ihm hat das Schickfal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armfeligkeit befchieden. Paradoxer könnte es fcheinen, wenn Matthiffon mit beiden zufammengeftellt wird. Von Schmidt fteht er durch die Gegenftände am weiteften ab; und doch kann man Spuren genug aufweifen daß bei einer Vertaufchung des ganzen Kreifes der Anfchauungen, wenn fich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasfelbe herausgekommen wære. In Matthiffons Kinderjahren (Gedichte S. 13) find viele Züge ganz im Schmidtfchen Gefchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenlefe kam;
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke fchwamm;
Die alten Eichenftümpfe
Am fchilfumraufchten Moor;
Die blaue Waßernymphe
Gewiegt am fchlanken Rohr;

.

Die Schule dumpf und düfter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernfte Küfter
Ein Weltgebieter fchien u. f. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüfch,

fo ift hier fo viel Matthiffon als mœglicher Weife in zwey Zeilen feyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verfchmelzen
Allgemach des Abends Rofengluten,
Schwebend im Gewäßer, deffen Fluten
Sanfter fich ans Mufchelufer wälzen.
Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Äpfelftämm' und Kirfchenruthen,

Raſt' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüſch von Haſelnußgehölzen.
Nun, mein Liebchen, wider Durſt und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglaſe.
Klapp' ein Tiſchchen auf in dieſem Graſe,
Daß wir frœhlich unſre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im erſten Quartett Matthiſſons überladne Eleganz und fleißige Landſchaftspinſeley, im zweyten Voſſens häusliche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetts ſeine ſelbſteigne Lobpreiſung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines ſolchen Mangels an Haltung wære wohl Matthiſſon, aber gewiſs nicht Voſs fæhig geweſen; und Miſsgriffe wie das Geſchlepp der fünffüßigen Trochæen bei lauter weiblichen Reimen (nur einmal hat Bürger dieſe unſelige Wahl getroffen) und die Zwängung eines ſolchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrierende Gipfel des Ganzen ſeyn ſoll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgeſpeiſt wird: das ſind Unglücksfälle die dem Märkiſchen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinſchaftliche Jagd nach ſeltnen und ſchwierigen Reimen iſt eine hervorſtehende Ecke, wobei man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das ſcheinbar Abweichende auf innre Übereinſtimmung zurückführen kann. Unſtreitig können dergleichen Reime ſelbſt im edlen Stil von ſehr guter Wirkung ſeyn, wenn ſie ſelbſt edel und wohlklingend ſind, wie lichte Puncte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle ſtehen. Wiederum wirft der ſcherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt ſich zum Scheine von ihm beherſchen, weil die poetiſche Form auf dieſe Art ſich ſelbſt drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernſthaften Gedichte ganz ernſtlich das Regiment; brüſtet er ſich mit ſeiner Seltenheit, und mit nichts als ſeiner Seltenheit, wie bei Matthiſſon, Voſs und Schmidt ſo häufig der Fall iſt: ſo fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundſätzen ausgeſprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße «Das Dichten iſt ein Mittel zum Verſemachen; das Verſemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen; welches der letzte und endliche Zweck von allem iſt.» Ebenſo mit den Spracherweiterungen: ſie ſind dem echten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorſchwebenden Nüance. Wo ſie an ſich Zweck werden, da fallen ſo verſchiedenartige Dinge wie die Provincialiſmen und Kunſtwörter der Landwirthſchaft bei Voſs und Schmidt, und die claſſiſchen und artiſtiſchen Namen, die geſuchten Zuſammenſetzungen bei Matthiſſon, in poetiſcher Hinſicht in Eine Claſſe.

FRIEDRICH SCHLEGEL

ÜBER DIE SPRACHE UND WEISHEIT DER INDIER.

ERSTES BUCH. FÜNFTES CAPITEL.

VOM URSPRUNGE DER SPRACHEN.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſeyn, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie ſtatt ſich willkürlicher Dichtung zu überlaßen auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkürliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwickelung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannigfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtætigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantchouſprache durch, und man wird erſtaunen über die ganz unverhältniſsmæßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoetiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wære dieß eine der wichtigſten Hauptſprachen, wæren noch viele andre Sprachen eben ſo beſchaffen, ſo würde man der Meinung, welche alle Sprache aus dieſem Princip entſtehen läßt, den Vorzug geben müßen. Aus dieſem Beiſpiel kann man aber auch ſehen welche Geſtalt eine Sprache hat und haben muß die grœſtentheils auf dieſem Wege entſtanden ſeyn mag, und wird den Gedanken aufgeben Sprachen die ein ganz andres Anſehen haben auf eben die Art erklæren zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen mit denen wir es hier zunæchſt zu thun haben. Im Deutſchen iſt die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoetiſchen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beiſpiel, aber doch noch ſehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Perſiſchen; welches man aus der Einmiſchung tatariſcher ſlaviſcher und andrer nordiſchen Sprachen erklæren mag; im Griechiſchen und noch mehr im Rœmiſchen werden ihrer immer weniger; und im Indiſchen verſchwinden ſie ſo durchaus, daß ſelbſt die Mœglichkeit einer ſolchen Entſtehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie ſind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie iſt das Indiſche, oder falls auch dieſes zwar die ältere, aber doch auch nur eine abgeleitete Form iſt, wie iſt diejenige Sprache entſtanden, welche wo nicht für alle andre, doch für dieſe Familie die Urſprache und der gemeinſchaftliche Quell war? Eines wenigſtens läßt ſich auf dieſe wichtige Frage mit Gewiſsheit antworten: ſie iſt nicht aus einem bloß phyſiſchen Geſchrey und allerley ſchallnachahmenden oder mit dem Schall ſpielenden Sprachverſuchen entſtanden; wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wære. Vielmehr iſt dieſe Sprache ſelbſt ein Beweis mehr, wenn es deſſen noch bei ſo vielen andern bedarf,

daß der Zuſtand des Menſchen nicht überall mit thieriſcher Dumpfheit angefangen, woran ſich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angeſetzt habe; zeigt vielmehr daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigſtens grade da, wohin uns dieſe Forſchung zurückführt, gleich von Anfang die klarſte und innigſte Beſonnenheit Statt gefunden: denn das Werk und Erzeugniſs einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die hœchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeyns nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprung zu dieſer bewundrungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſey, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einem Male geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermœgen nennen, erklært werden könne: darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaßung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt um zu erwægen ob ſich etwa unzweydeutige Spuren des noch Ältern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüßig ſie anders als ganz natürlich erklæren zu wollen: wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeyen anfangs alle gleich wild und roh geweſen: eine Behauptung die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage: mit derſelben aber, mit dem tiefen Gefühl und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben, und zwar eine ſo ſchœne kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute welche der Menſch vermœge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimniſsvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchœne, einer unendlichen Entwickelung fæhige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache, die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint: denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpæter beim Unterricht wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach dem Gefühl der damaligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hilfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchœnen Sprache entbehrt hätten: dieß zu unterſuchen würde uns hier zu weit führen. Genug daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit,

einfach, aber felig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anfchauung der künftlicheren Ausbildung feiner Kräfte noch leicht entbehrte, oder aber mit einem Zuftande begann der wirklich an thierifche Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen fcheinen in der That nicht als ein organifches Kunftgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, fondern ihrem grœßern Theile nach wirklich aus mancherley Schallnachahmungen und Schallfpielen, dem bloßen Gefchrey des Gefühls, und endlich den endeiktifchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweifung und Verdeutlichung entftanden zu feyn; wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverftändnifs und willkürliche Beftimmung hinzukam.

Daß die indifche Sprache älter fey als die griechifche und rœmifche, gefchweige denn die deutfche und perfifche, fcheint aus allem angeführten wohl mit Gewifsheit hervorzugehen. In welchem Verhältnifs als die ältefte der abgeleiteten fie aber eigentlich zu der gemeinfchaftlichen Urfprache ftehe, darüber wird fich vielleicht dann etwas næheres beftimmen laßen, wenn wir die Vedas in echter Geftalt fammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verfchiedenheit der Sprache in den Vedas felbft vom Samfkrit fchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeftellt wird, könnte auf die Vermuthung führen daß die indifche Sprache auch fchon in der frühesten Zeit beträchtliche fremdartige Einmifchung von einverleibten Völkerfchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indifcher Bildung und Sage ift in dem nördlichen Theile des Landes: auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingalefen, der ehedem vielleicht fich weiter erftrecken konnte. Doch fpricht die regelmæßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indifchen Sprache dafür, daß die Einmifchung wohl nicht fo verfchiedenartig und gewaltfam feyn konnte als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaßung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langfamer verändert worden als die andrer Völker, fo ift dasfelbe von ihrer Sprache fchon hiftorifch wahrfcheinlich, die allzu innig mit der indifchen Denkart und Verfaßung verwebt ift, als daß willkürliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläßigung fo leicht als bei andern Völkern Statt finden konnte. Noch mehr wird dieß beftætigt, wenn man den Bau diefer Sprache felbft betrachtet. Es ift wahr, beinah die ganze indifche Sprache ift eine philofophifche oder vielmehr religiœfe Terminologie, und vielleicht ift keine Sprache, felbft die griechifche nicht ausgenommen, fo philofophifch klar und fcharf beftimmt als die indifche: aber freylich ift es kein veränderliches Combinationsfpiel willkürlicher Abstractionen, fondern ein bleibendes Syftem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte fich gegenfeitig erhellen beftimmen und tragen. Und diefe hohe Geiftigkeit ift zugleich fehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß finnlichen Ausdrücken erft mitgetheilt, fondern in der erften und eigentlichen Bedeutung felbft der einfachen Grundbeftandtheile fchon urfprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ift, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen ganz metaphyfifchen, läßt fich das

hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Phantaſie allein herſche: bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunæchſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fæhig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehœrt einer ganz ſpæten Epoche der indiſchen Bildung an: je hœher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freylich nicht trocken und leblos abstract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchœn durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Monus metriſch abgefaßtem Geſetzbuch, wo die grœßere Alterthümlichkeit und Verſchiedenheit von den Puranas ſchon ſehr merklich iſt, wenn gleich wohl nicht ganz ſo ſtark, als man ſie ſich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniſs der Sprache in den Fragmenten der Zwölf-Tafel-Geſetze zu dem Stil des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indiſchen Sprache immer genug um einen Zwiſchenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müßen.

DRITTES BUCH. VIERTES CAPITEL.

VOM ORIENTALISCHEN UND INDISCHEN STUDIUM ÜBERHAUPT UND DESSEN WERTH UND ZWECK.

. .

Möchte doch überhaupt das indiſche Studium dazu beitragen, uns zu der grœßern Art und Anſicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert das griechiſche und das orientaliſche Studium zuerſt geſtiftet haben, da man noch nicht glaubte daß bloße Sprachkenntniſs Anſpruch auf den Namen eines Gelehrten gebe, und faſt keiner unter jenen genannt werden kann bei dem nicht ſeltne Sprachkenntniſs mit der Fülle hiſtoriſcher Kenntniſſe und mit einem ernſten Studium der Philoſophie wære vereint geweſen. Dann würden alle Theile der hœhern Erkenntniſs, als ein untheilbares Ganzes vereint, mit deſto grœßerer Kraft wirken, und es würden die Herrlichkeiten der Alterthums auch in unſre Zeit lebendig eingreifen und ſie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entſtand noch ein wahrhaft Neues das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch ſeinen Geiſt belehrt, an ſeiner Kraft genährt und gebildet worden wære. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiſt derſelben ſich lenken und beherſchen laßen, faſt ohne Ausnahme dem verderblichen und zerſtœrenden Grundſatze ergeben ſind, Alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erſchaffen zu wollen, iſt auf der andern Seite wahre Kenntniſs des Alterthums und der Sinn für daſſelbe faſt verſchwunden, die Philologie zu einer in der That ſehr ſchalen und unfrucht-

baren Buchstabengelehrsamkeit herabgesunken, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen doch das Ganze zersplittert, und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil was in dieser Rücksicht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkürlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wære. In der Völkergeschichte sind die Bewohner Asiens und die Europæer wie Glieder Einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientalischen Stil und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des Alten Testaments, insofern sie bloß als Poesie beurtheilt werden: auf mehre andre Völker paſst es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorstellungsart in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Phantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Überall wo eine solche herscht, sie sey nun philosophisch tief und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüst, wie die Begeisterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed: es wird überall, so lange noch poetischer Geist vorhanden ist, die Phantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden als den jener kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Character eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiænischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perser und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unsre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa und in Asien dieselben Folgen hervorrufen mußten. Wie paſst nun aber diese Farbenglut zu der prosaischen Trockenheit der chinesischen Bücher, oder zu der schœnen Einfalt des indischen Stils? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenschmuck und Bilderfülle, doch auch hier ohne alle Überspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen: die tiefe Seele die in Allem lebt und athmet, die helle Klarheit in der Alles dasteht, bedarf nicht dieses wilden Feuers und keiner unerwarteten Schlæge und Stralen der glühenden Phantasie.

Eine andre Eigenschaft die man auch als eine characteristische Eigenthümlichkeit orientalischer Werke ansieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und selbst die Anordnung und Composition, die sich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterscheidet. Auf die indischen Werke ist dieses wiederum gar nicht anwendbar, sondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zusammen mit der eben geschilderten Üppigkeit bildlicher Phantasie und dem Hange zur Allegorie: wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe bloß andeu-

tende Kühnheit herfchen, und daher Dunkelheit entfpringen. Zum Theil dürfte es fich aber auch aus denjenigen Grundverfchiedenheiten der Grammatik, die wir im erften Buch entwickelt haben, erklæren laßen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gefetz ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein hœherer Geift es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachläßigung noch tiefer hinabfinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Præfixa bilden, die Conftruction im Einzelnen fchwer ift, fo wird auch der Gedankengang leicht verworren und dunkel feyn. In den Sprachen, die fich ihr Gefchäft durch Hülfsverba und Præpofitionen für den Gebrauch am bequemften abkürzen, wird die Compofition zwar leicht und verftändlich, gern aber auch nachläßig und formlos feyn: Sprachen aber die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeftimmungen des urfprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechifche und die indifche, führen von felbft zur fchœnen Form, wie im Einzelnen der grammatifchen Conftruction, fo auch im Ganzen der Anordnung und der Compofition.

Auch in diefer letzten Beziehung alfo hat was man orientalifchen Geift und Stil nennt nur eine fehr befchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Übergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Æfchylus, befonders in den Chœren, obwohl in einer ganz hellenifchen Form, dennoch wirklich etwas Orientalifches; was aber mehr von der leidenfchaftlichen Aufregung, dem gewaltfamen Zuftande der Phantafie überhaupt herrührt als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfæhigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrifche Kühnheit der Gleichniffe und Anfpielungen und die Abgerißenheit der Übergänge einen orientalifchen Anftrich; feine Milde und Weichheit bei der heroifchen Grœße des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Character der indifchen Gedichte, fo weit wir fie bis jetzt kennen. So wie die grœften Denker, die tieffinnigften Philofophen Europas fich faft immer durch eine entfchiedne Vorliebe für das orientalifche Alterthum auszeichneten, fo næherten fich mehre und zwar befonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weife, der orientalifchen Eigenthümlichkeit und Grœße.

So wie nun in der Völkergefchichte die Afiaten und die Europæer nur Eine große Familie, Afien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, fo follte man fich immer mehr bemühen auch die Litteratur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten; wo denn manche einfeitige und befchränkte Anficht von felbft verfchwinden, vieles im Zufammenhange erft verftändlich, alles aber in diefem Lichte neu erfcheinen würde.

Wenn es natürlich ift, daß der tieffinnige Geift des Mittelalters, auf den unfre ganze Verfaßung und jetziges Leben fich gründen und noch lange gründen werden, uns in der Gefchichte Dichtkunft und Sittenlehre vor allen am næchften fteht, und die Kenntnifs desfelben für das Leben am wichtigften ift; wenn das griechifche Studium die befte nicht nur, fondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrfamkeit bleibt, weil nirgends fonft wo die Kritik als Kunft fo vollftändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunft, die Philofophie und Poefie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ftehen

bleiben wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Æſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europæiſchen Bildung und der orientaliſchen Überlieferung ſind, ſo wie die rœmiſche Litteratur den Übergang von den Griechen zum Mittelalter bildet: ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schœnheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller hœhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganz neue Kenntniſs und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniſs des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wißen erſt Licht und Leben giebt.

LUDWIG TIECK.

DER GETREUE ECKART UND DER TANNENHÄUSER

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunderlande
Litt manchen Feindesſtoß
Wohl auf dem ebnen Sande.
Er ſprach «Mich ſchlægt der Feind:
Mein Muth iſt mir entwichen;
Die Freunde ſind erblichen,
Die Knecht geflohen ſeynd.
Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?
Er war mir ſonſt zur Seite
In jedem harten Strauß,
Und doch iſt er nun heute
Geblieben in ſeinem Haus.
Es mehren ſich die Haufen:
Ich muß gefangen ſeyn;
Mag nicht wie Knecht entlaufen:
Drum will ich ſterben fein.»
So klagt der von Burgund,
Will in ſein Schwert ſich ſtechen:
Da kommt zur ſelben Stund
Eckart den Feind zu brechen.
Geharniſcht reit't der Degen
Keck in den Feind hinein;
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne ſein.
Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft «Gott ſey gelobt!»
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erſt getobt.
Da ſchlug mit treuem Muthe
Eckart ins Volk hinein:
Doch ſchwamm im rothen Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da ſprach der Herzog laut:
«Es iſt dir wohl gelungen,
Doch ſo, daß es mir graut.
Du haſt viel Mann geworben
Zu retten Reich und Leben;
Dein Söhnlein liegt erſtorben:
Kanns dir nicht wieder geben.»
Der Eckart weinet faſt,
Bückt ſich, der ſtarke Held,
Und nimmt die theure Laſt,
Den Sohn in Armen hält.
«Wie ſtarbſt du, Heinz, ſo frühe,
Und warſt noch kaum ein Mann!
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich ſeh dich gerne an,
Weil wir dich, Fürſt, erlœſten
Aus deiner Feinde Hohn;
Und drum will ich mich trœſten:
Ich ſchenke dir den Sohn.»
Da ward dem Burgund trübe
Vor ſeiner Augen Licht,
Weil dieſe große Liebe
Sein edles Herze bricht.
Er weint die hellen Zähren,
Und fällt ihm an die Bruſt;
«Dich, Mann, muß ich verehren»
So ſpricht er in der Luſt.
«So treu biſt du geblieben,
Da alles von mir floch:
So will ich dich auch lieben
Wie meinen Bruder noch.
Und ſollſt in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr:
Wenn ich dir lohnen kunnte,
So gæb' ich gern noch mehr.»
Drauf als man dieß erfahren,
So freut ſich jedermann:
Man nennt den Held ſeit Jahren
Eckart den treuen Mann.

Die Stimme eines alten Landmanns klang über die Felſen herüber, die dieſes Lied ſang, und der getreue Eckart ſaß in ſeinem Unmuthe auf dem Berghang und weinte laut. Sein jüngſtes Söhnchen ſtand neben ihm und fragte «Warum weinſt du alſo laut, mein Vater Eckart? Wie biſt du doch ſo groß und ſtark, hœher und kräftiger als alle übrigen Männer: vor wem darfſt du dich denn fürchten?»

Indem zog die Jagd des Herzogs heim nach Hauſe; Burgund ſaß auf einem ſtattlichen, ſchœn geſchmückten Roſs, und Gold und Geſchmeide des fürſtlichen Herzogs flimmerten und blinkten in der Abendſonne, ſo daß der junge Konrad den herrlichen Aufzug nicht genug ſehn, nicht genug preiſen konnte. Der getreue Eckart erhob ſich und ſchaute finſter hinüber, und der junge Konrad ſang, nachdem er die Jagd aus dem Geſichte verloren hatte:

«Wenn du willt
Schwert und Schild,
Gutes Roſs,
Speer und Geſchoß
Führen,
Muß dein Mark
In Beinen ſtark,
Dir im Blut
Mannesmuth
Durchaus regieren.»

Der Alte nahm den Sohn und herzte ihn, wobei er gerührt ſeine großen hellblauen Augen anſchaute. «Haſt du das Lied jenes guten Mannes gehœrt?» fragte er ihn dann.

«Wie nicht?» ſprach der Sohn; «hat er es doch laut genug geſungen, und biſt du ja doch der getreue Eckart, ſo daß ich gern zuhœrte.»

«Derſelbe Herzog iſt jetzt mein Feind» ſprach der alte Vater; «er hält mir meinen zweyten Sohn gefangen, ja hat ihn ſchon hingerichtet, wenn ich dem trauen darf, was die Leute im Lande ſagen.»

«Nimm dein großes Schwert, und duld' es nicht!» ſagte der Sohn; «ſie müßen ja alle vor dir zittern, und alle Leute im ganzen Lande werden dir beiſtehn: denn du biſt ihr grœſter Held im Lande.»

«Nicht alſo, mein Sohn!» ſprach jener; «dann wære ich der, für den mich meine Feinde ausgeben: ich darf nicht an meinem Landesherrn ungetreu werden. Ach nein, ich darf nicht den Frieden brechen, den ich ihm angelobt habe und in ſeine Hände verſprochen.»

«Aber was will er von uns?» fragte Konrad ungeduldig.

Der Eckart ſetzte ſich wieder nieder, und ſagte «Mein Sohn, die ganze Erzählung davon würde zu umſtändlich lauten, und du würdeſt es dennoch kaum verſtehn. Der Mächtige hat immer ſeinen grœſten Feind in ſeinem eigenen Herzen, den er ſo Tag wie Nacht fürchtet: ſo meint der Burgund nunmehr, er habe mir zu viel getraut, und in mir eine Schlange an ſeinem Buſen auferzogen. Sie nennen mich im Land den kühnſten Degen; ſie ſagen laut daß er mir Reich und Leben zu danken; ich heiße der getreue Eckart, und ſo wenden ſich Bedrängte und Nothleidende zu mir, daß ich ihnen Hülfe ſchaffe: das kann er nicht leiden. So hat er Groll auf mich geworfen, und jeder der bei ihm gelten möchte vermehrt ſein Miſstrauen zu mir: ſo hat ſich endlich ſein Herz von mir abgewendet.»

Dieſes erzählte der Held Eckart mit ſchlichten Worten ſeinem Sohne, der ihm gern zuhœrte; worauf er ihm auch ſagte wie der Herzog ihn endlich von ſeinem Angeſicht verbannt habe, und wie ſie ſich ganz fremd geworden ſeyen; wie jener gearg-wohnt, er wolle ihm gar ſein Herzogthum entreißen. Eckart war ſehr betrübt, wie er dieſe Sachen vortrug, und ihm dann ſagte daß der Herzog ſeinen Sohn gefangen genommen, und ihm ſelber als einem Verræther nach dem Leben ſtehe. Konrad ſprach zu ſeinem Vater «So laß mich nun hingehn, mein alter Vater, und mit dem Herzoge reden, damit er verſtändig und dir wieder gewogen werde. Hat er meinen Bruder erwürgt, ſo iſt er ein bœſer Mann, und du ſollſt ihn ſtrafen. Doch kann es nicht ſeyn, weil er nicht ſo ſchnœde deiner großen Dienſte vergeßen kann.»

«Weiſt du nicht den alten Spruch» ſagte Eckart:

«Wenn der Mächtigere dein begehrt,
Biſt du ihm als Freund was werth.
Wie die Noth von ihm gewichen,
Iſt die Freundſchaft auch erblichen.

Mein geführtes Leben erſcheint mir oft wie unnütz verſchwendet, und ich möchte von neuem zu leben anfangen. Warum machte er mich groß um mich dann deſto tiefer herabzuwerfen? Die Freundſchaft der Fürſten iſt wie ein tœdtendes Gift, das man nur gegen Feinde nützen kann, und womit ſich der Eigener aus Unbedacht endlich ſelbſt erwürgt.»

«Ich will zum Herzoge hin» rief Konrad aus; «ich will ihm alles was Ihr gethan, was Ihr für ihn gelitten, in die Seele zurückrufen, und er wird wieder ſeyn wie ehemals.»

«Du haſt vergeßen» ſagte Eckart «daß man uns für Feinde, für Verræther erklært hat: darum bleibe hier, und laß uns mit einander flüchten in ein fremdes Land, wo wir wohl ein beßeres Glück antreffen mœgen.»

«In deinem Alter» ſagte Konrad «willſt du deiner lieben Heimat noch den Rücken wenden? Das thu nicht: laß uns lieber das Äußerſte verſuchen. Ich will zum Burgunder, ihn verſöhnen und zufrieden ſtellen:

denn was kann er mir thun wollen, wenn er dich auch haßt und fürchtet?»

«Ich laße dich sehr ungern» sagte Eckart: «denn meine Seele weißagt mir nichts Gutes; und doch möchte ich gern mit ihm ausgesöhnt seyn: denn er ist mein alter Freund; auch deinen Bruder erretten, der in gefänglicher Haft bei ihm schmachtet.»

Die Sonne warf ihre letzten milden Stralen auf die grüne Erde, und Eckart setzte sich nachdenkend am Stamm eines Baums nieder; er beschaute den Konrad noch einmal, und sagte dann «Wenn du gehn willst, mein Sohn, so gehe jetzt, bevor die Nacht vollends herein bricht. Die Fenster in der herzoglichen Burg glänzen schon von Lichtern; ich vernehme aus der Ferne Trompetentœne vom Feste: vielleicht ist die Gemahlinn seines Sohnes schon angelangt, und sein Gemüth ist freundlicher gegen uns.»

Der Eckart ließ ungern den Sohn von sich, weil er nun schon seinem Glücke nicht mehr traute: der junge Konrad aber war um so muthiger, weil es ihm ein Leichtes dünkte, das Gemüth des Herzogs umzudrehen, der noch vor weniger Zeit so freundlich mit ihm gespielt hatte. «Kommst du mir gewiss zurück, mein liebes Kind?» klagte der Alte; «wenn du mir verloren gehst, ist keiner mehr von meinem Stamme übrig: dann bin ich allein in weiter Welt.» Der Knabe trœstete ihn und schmeichelte mit Liebkosungen dem Greise; endlich trennten sie sich.

. .

Es war Nacht geworden, und wurde Tag, und Konrad kam nicht zurück: da irrte Eckart durch das Gebirge, und wandte seine sehnenden Augen vergebens nach dem Schloße: aber er sah ihn nicht. Da ward er unruhig, und tausend argwöhnische Gedanken kamen in sein Gemüth; er bemerkte ein Getümmel, das ihm aus der Burg entgegen zog: er hielt sich nicht länger zurück, und trachtete nicht mehr sich zu verbergen, sondern er bestieg sein Ross, das er an einem Baume angebunden hatte, und ritt in die Schaar hinein, die mit wildem Geschrey über das Blachfeld zog. Als er unter ihnen war, erkannten sie ihn: aber keiner wagte Hand an ihn zu legen oder ihm ein hartes Wort zu sagen, sondern sie wurden aus Ehrerbietung stumm, umgaben ihn in Verwunderung, und giengen dann ihres Weges. Einen von den Knechten rief er zurück, und fragte ihn «Wo ist mein Sohn Konrad?» «O fragt mich nicht!» sagte der Knecht: «denn es würde Euch doch nur Jammer und Wehklagen erregen.» «Und Dietrich?» rief der Vater. «Nennt ihre Namen nicht mehr» sprach der alte Knecht: «denn sie sind dahin: der Zorn des Herzogs war gegen sie entbrannt; er gedachte Euch in ihnen zu strafen.»

Hier stieg ein heißer Zorn in Eckarts Gemüth auf, und er war vor Schmerz und Wuth sein selber nicht mehr mächtig. Er spornte sein Ross mit aller Gewalt, und ritt in das Burgthor hinein. Alle traten ihm mit scheuer Ehrfurcht aus dem Wege, weil sie seinen Heldenmuth wohl kannten, und so kam er vor dem Pallaste an. Er stieg vom Pferde ab, und gieng mit wankenden Schritten die großen Stiegen hinan. «Bin ich hier in der Wohnung eines Mannes» sagte er zu sich selber «der ehemals mein Freund war?» Er wollte seine Gedanken sammeln: aber immer wildere Gestalten bewegten sich vor seinen Augen; und so trat er in das Gemach des Fürsten.

Der Herzog von Burgund war sich seiner nicht gewärtig, und schrak heftig zusammen, als er den Eckart vor sich sah. «Bist du der Herzog von Burgund?» redete er ihn an. Worauf der Herzog mit Ja antwortete. «Und du hast meinen Sohn Dietrichen hinrichten

laßen?» Der Herzog ſagte Ja. «Und auch mein jüngſtes Söhnlein Konrad» rief Eckart in Schmerzen aus «iſt dir nicht zu gut geweſen, und du haſt ihn auch umbringen laßen?» Worauf der Herzog wieder mit Ja antwortete.

Hier ward Eckart übermannt, und er ſprach in Thrænen «O antworte mir nicht ſo, Burgund! denn dieſe Reden kann ich nicht aushalten; ſprich nur daß es dich gereut, daß du es jetzt ungeſchehn wünſcheſt, und ich will mich zu trœſten ſuchen: aber ſo biſt du meinem Herzen überall zuwider.»

Der Herzog ſagte «Entferne dich von meinem Angeſichte, ungetreuer Verræther! denn du biſt mein ärgſter Feind den ich nur auf Erden haben kann.»

Eckart ſagte «Du haſt mich wohl ehedem deinen Freund genannt: aber dieſe Gedanken ſind dir nunmehr fremde geworden. Nie hab' ich dir zuwider gehandelt; ſtæts hab' ich dich als meinen Fürſten geehrt und geliebt: aber du biſt mir ein Tyrann geworden; und behüte mich Gott daß ich nun, wie ich wohl könnte, die Hand an mein Schwert legen ſollte um mir Rache zu ſchaffen! Nein, ich will mich ſelbſt von deinem Angeſichte verbannen und in der Einſamkeit ſterben.»

Er gieng mit dieſem Worte fort, und der Burgund war in ſeinem Gemüthe bewegt: doch erſchien auf ſein Rufen die Leibwache mit ihren Lanzen, die ihn von allen Seiten umgab, und den Eckart mit den Spießen aus dem Gemach treiben wollte.

Es ſchwang ſich auf ſein Pferd
Eckart der edle Held,
Und ſprach «In aller Welt
Iſt mir nun nichts mehr werth.

Die Söhn' hab' ich verloren:
So find' ich nirgends Troſt;
Der Fürſt iſt mir erboſt,
Hat meinen Tod geſchworen.»

Da ritt er in den Wald,
Und klagt mit bangem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Klage ſchallt.

«Die Menſchen ſind wie todt:
Ich muß mir Freunde ſuchen
In wild verwachſnen Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

Kein Kind das mich ergötzt:
Erwürgt von einem Leuen,
Blieb keiner von den dreyen;
Der Liebſte ſtarb zuletzt.»

Wie Eckart alſo klagte,
Verlor er allen Muth;
Er reitet noch in Wuth,
Als ſchon der Morgen tagte.

Das Roſs, das treu geblieben,
Stürzt in dem wilden Lauf:
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüſtung abe,
Wirft ſich zu Boden hin;
Auf Sterben ſteht ſein Sinn,
Er ſehnt ſich nach dem Grabe.

Niemand in der Gegend wußte wohin ſich der Eckart gewendet habe: denn er hatte ſich in die wüſten Waldungen hinein verirrt, und vor keinem Menſchen ließ er ſich ſehen. Der Herzog fürchtete ſeinen Sinn, und es gereute ihn nun, daß er ihn von ſich gelaßen ohne ihn zu fangen. Darum machte er ſich an einem Morgen auf mit einem großen Zuge von Jægern und anderm Gefolge um die Berge und Wälder zu durchſtreifen, den Eckart aufzuſuchen, weil er meinte daß mit ſeinem Tode nur ſeine völlige Sicherheit hergeſtellt wære. Alle waren unermüdet, und ließen ſich den Eifer nicht verdrießen: aber die Sonne war ſchon untergegangen ohne daß ſie von Eckart eine Spur angetroffen hätten.

Ein Sturm brach herein, und große Wolken flogen ſauſend über dem Walde dahin;

der Donner rollte, und Blitze fuhren in die hohen Eichen: von einem ungeſtümen Schrecken wurden alle angefaßt, und einzeln in den Gebüſchen, auf den Fluren zerſtreut. Das Roſs des Herzogs rannte in das Dickicht hinein: ſein Knappe vermochte nicht ihm zu folgen; das edle Roſs ſtürzte nieder, und der Burgund rief im Gewitter vergeblich nach ſeinen Dienern: denn es war keiner der ihn hœren mochte.

Wie ein wildes Thier war Eckart umhergeirrt ohne von ſich, von ſeinem Unglücke etwas zu wißen; er hatte ſich ſelber verloren, und in dumpfer Betäubung ſeinen Hunger mit Kräutern und Wurzeln geſtillt; unkenntlich wære der Held jetzt jedem ſeiner vorigen Freunde geweſen: ſo hatten ihn die wenigen Tage ſeiner Verzweiflung entſtellt. Wie der Sturm aufbrach, erwachte er aus ſeiner Betäubung: er fand ſich in ſeinen Schmerzen wieder, und erkannte ſein Unglück. Da erhub er ein lautes Jammergeſchrey um ſeine Kinder; er raufte ſeine weißen Haare, und klagte laut im Brauſen des Sturmes «Wohin, wohin ſeyd ihr gekommen, ihr Theile meines Herzens? und wie iſt mir ſo alle Macht genommen, daß ich nicht euren Tod zum wenigſten rächen darf? Warum hielt ich meinen Arm zurück, und gab nicht dem den Tod, der meinem Herzen den tœdlichſten Streich zutheilte? O du verdienſt es, mit Tyranney beherſcht zu werden, da dein ohnmächtiger Arm ſich der Gewalt niemals widerſetzt. Jetzt ſollt' er hier ſeyn! Nun wünſch' ich Rache, da der Augenblick vorüber iſt.»

So kam die Nacht herauf, und Eckart irrte in ſeinem Jammer umher: da hœrte er aus der Ferne wie eine Stimme die um Hülfe rief. Er richtete ſeine Schritte nach dem Schalle, und fand in der Dunkelheit einen Mann der an einen Baum gelehnt ſtand, und da er ihn kommen ſah, ihn wehmüthig bat ihm wieder auf die rechte Straße zu helfen. Eckart erſchrak vor der Stimme: denn ſie ſchien ihm bekannt; und bald ermannte er ſich und erkannte daß der Verirrte der Herzog von Burgund ſey. Da erhub er ſeine Hand und wollte ſein Schwert faßen um den Mann nieder zu ſtechen, der der Mörder ſeiner Kinder war; es überfiel ihn die Wuth mit neuen Kräften, und er war des feſten Willens jenem den Garaus zu machen; als er plötzlich inne hielt, und ſeines Schwurs und des gegebenen Wortes dachte. Er faßte die Hand ſeines Feindes, und führte ihn nach der Gegend wo er die Straße vermuthete.

Der Herzog ſank darnieder
In dem verlaßnen Hain:
Da nahm der Helde bieder
Ihn auf die Schultern ſein.

Er ſprach «Gar viel Beſchwerden
Mach' ich dir, armer Mann.»
Der ſagte «Auf der Erden
Muß man gar viel beſtahn.»

«Doch ſollſt du» ſprach Burgund
«Dich freun, bei meinem Worte,
Komm' ich nur erſt geſund
Zu einem ſichern Orte.»

Der Held fühlt Thrænen heiß
Auf ſeinen alten Wangen;
Er ſagt «Auf keine Weis
Trag' ich darnach Verlangen.»

«Es mehren ſich die Plagen»
Sprach der Burgund in Noth;
«Wohin willſt du mich tragen?
Du biſt wohl gar der Tod?»

«Tod bin ich nicht genannt»
Sagt' Eckart noch im Weinen;
«Du ſtehſt in Gottes Hand:
Sein Licht mag dich beſcheinen.»

«Wohl iſt es mir bewußt»
Sprach jener drauf in Reue,

«Trag Sünden in der Bruſt,
Und zittre daß er dräue.
Ich hab dem treuſten Freunde
Die Kinder umgebracht:
Drum ſteht er mir zum Feinde
In dieſer finſtern Nacht.
Er war mir recht ergeben
Als wie der treuſte Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.
Die Kindlein ließ ich tœdten:
Das kann er nie verzeihn:
Drum treff' ich in den Nœthen
Ihn wahrlich hier im Hain.
Das ſagt mir mein Gewißen,
Mein Herze inniglich:
Die Kind hab' ich zerrißen:
Dafür zerreißt er mich.»
Der Eckart ſagt «Empfinden
Muß ich ſo ſchwere Laſt,
Weil du nicht rein von Sünden,
Und ſchwer geſündigt haſt.
Daß du den Mann wirſt ſchauen
Iſt auch gewiſslich wahr:
Doch, magſt du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar.»

So giengen ſie in Geſpræchen fort, als ihnen im Walde eine andre Mannsgeſtalt begegnete: es war Wolfram, der Knappe des Herzogs, der ſeinen Herrn ſchon lange geſucht hatte. Die dunkle Nacht lag noch über ihnen, und kein Sternlein blickte zwiſchen den ſchwarzen Wolken hervor. Der Herzog fühlte ſich ſchwächer, und wünſchte eine Herberge zu erreichen, in der er die Nacht ſchlafen möchte; dabei zitterte er auf den Eckart zu treffen, der wie ein Geſpeuſt vor ſeiner Seele ſtand. Er glaubte nicht den Morgen zu erleben, und ſchauderte von neuem zuſammen, wann ſich der Wind wieder in den hohen Bäumen regte, wann der Sturm von unten herauf aus den Bergſchluften kam und über ihren Häuptern hinweg gieng. «Beſteige, Wolfram» rief der Herzog in ſeiner Angſt, «dieſe hohe Tanne, und ſchaue zu ob du kein Lichtlein, kein Haus oder keine Hütte erſpæhſt, zu der wir uns wenden mœgen.»

Der Knappe kletterte mit Gefahr ſeines Lebens zum hohen Tannenbaum hinauf: denn der Sturm warf ihn von einer Seite zur andern, und bog ihn je zuweilen faſt bis zur Erde hinunter, ſo daß er oben wie ein Eichkätzchen ſchwankte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, und rief «Im Thal da unten ſeh' ich den Schein eines Lichtes: dorthin müßen wir uns wenden.» Sogleich ſtieg er ab, und zeigte den beiden den Weg, und nach weniger Zeit ſahen ſie alle den erfreulichen Schein, worüber der Herzog anfieng ſich wieder wohl zu gehaben. Eckart blieb nun immer ſtumm und in ſich gekehrt; er ſprach kein Wort, und ſchaute ſeinen innern Gedanken zu, die ihn beängſteten. Als ſie vor der Hütte ſtanden, klopften ſie an, und ein altes Mütterchen öffnete ihnen die Thür. So wie ſie hineintraten, ließ der ſtarke Eckart den Herzog von ſeinen Schultern nieder, der ſich alsbald auf ſeine Kniee warf und Gott in einem brünſtigen Gebete für ſeine Rettung dankte. Eckart ſatzte ſich in einen finſtern Winkel nieder, und traf dort den Greis ſchlafend, der ihm vor wenigen Tagen das Unglück mit ſeinen Söhnen erzählt hatte.

Als der Herzog ſein Gebet vollendet, ſprach er «Wunderbar iſt mir in dieſer Nacht zu Sinne geworden, und die Güte Gottes wie ſeine Allmacht haben ſich meinem verſtockten Herzen noch niemals ſo nahe gezeigt. Auch daß ich bald ſterbe ſagt mir mein Gemüth, und ich wünſche nichts ſo ſehr, als daß Gott mir vorher meine vielen und ſchweren Sünden vergeben mœge. Euch

beide, die ihr mich hieher geführt habt, will ich aber vor meinem Ende noch belohnen, ſo viel ich kann. Dir meinem Knappen ſchenk' ich die beiden Schlößer, die hier auf den næchſten Bergen liegen: doch ſollſt du einen andern Namen annehmen, und dich zum Gedächtniſs dieſer Begebenheit künftig den Tannenhäuſer nennen. Und wer biſt du, Mann, der ſich dort im Winkel gelagert hat? Komm hervor» ſo fuhr der Herzog fort, «damit ich auch dir deine Belohnung geben kann.»

Da ſtand der Eckart von der Erden,
Und trat herfür ans helle Licht;
Er zeigt mit traurigen Gebærden
Sein hochbekümmert Angeſicht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten;
Den Adern ſein entweicht das Blut,
In Ohnmacht iſt er feſtgehalten.

Es ſtürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
«Allmächtiger Gott!» ſo ſchreyt er laut,
«Du biſt es, den mein Auge ſchaut?
Wohin ſoll ich vor dir entfliehn?
Muſt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erſchlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?
Die Arme müßen mir Schützer ſeynd,
Die tœdten konnten ihren Feind?»

So fährt der Burgund fort zu ſprechen,
Und fühlt im Buſen das Herze brechen;
Er ſinkt dem Eckart an die Bruſt,
Iſt ſich ſein ſelber nicht bewußt.
Der Eckart leiſe zu ihm ſpricht:
«Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es ſehe frey:
Der Eckart war dir ſtæts getreu.»

So vergieng die Nacht. Am andern Morgen kamen andre Diener, die den kranken Herzog fanden. Sie legten ihn auf Maulthiere, und führten ihn in ſein Schloß zurück. Eckart durfte nicht von ſeiner Seite kommen, und oft nahm er ſeine Hand, und drückte ſie ſich gegen die Bruſt, und ſah ihn mit einem flehenden Blicke an. Eckart drückte ihm die Hand, und ſprach dann einige liebevolle Worte, womit ſich der Fürſt beruhigte. Er verſammelte alle ſeine Ræthe um ſich her, und ſagte ihnen dann daß er den Eckart, den getreuen Mann, zum Vormund über ſeine Söhne ſetze, weil dieſer ſich als den edelſten erwieſen. So ſtarb er.

. .

PROLOG ZUM ZWEYTEN THEILE DES FORTUNAT.

EIN GERICHTSSAAL.
ZWEY RÆTHE, EIN SCHREIBER.

1. Rath. So haben wir nun heute das Protocoll ohne unſern Herrn Præſidenten ſchließen müßen.

2. Rath. Die Reiſe die der Herr gemacht hat war nicht länger aufzuſchieben: er mußte bei der Viſitation gegenwärtig ſeyn.

1. Rath. Dazu iſt es ſo ſchœnes und warmes Frühlingswetter, daß es zugleich eine Luſtreiſe wird; die Ausſichten ſind unterwegs vortrefflich, die Chauſſeen ausgebeßert, die Wirthshäuſer unvergleichlich, und ſein neuer Wagen der bequemſte auf der Welt: da iſt es nicht zu verwundern, wenn man die Geſchäfte willig übernimmt, und einen ziemlichen Dienſteifer ſehn läßt.

2. Rath. Herr College, der Mann ist ein würdiger Mann, und es ist ein Glück für uns, daß er unserm Departement vorgesetzt ist. Hätte einer von uns das Glück künftig einmal diesen Posten zu bekleiden —

1. Rath. Daran kann keiner von uns denken: dergleichen Fortun, dergleichen Carriere macht kein anderer.

2. Rath. Glück? Verdienste, mein Lieber! Das, was man Glück nennt, giebt es in so wohl eingerichteten Staaten nicht.

1. Rath. Nun, so nennen Sie es Zufall!

2. Rath. Noch weniger. Zufall? Lieber, wie vertrüge es sich mit der gesunden Philosophie, diesen zu statuieren?

1. Rath. Je nun, leben und leben laßen: seyen wir tolerant, damit Andre uns auch unser bißchen Talent und Verdienst gönnen. Eins nicht ohne das andere. – Doch welch ein Getümmel draußen? Neue Parteyen? Die Leute wißen ja doch daß die Session vorüber ist. Nun, das Trappeln, das Rufen, das Streiten wird wahrlich immer ärger. Hœren Sie nur die Ungezogenheit! Herr Secretær, bedeuten Sie doch einmal den Leuten! (Secretær ab.) Meine Frau wird schon zu Hause mit dem Eßen warten.

2. Rath. Herr College, Sie sollten sich unmaßgeblich vor dem jungen Menschen nicht so bloß geben: er ist ja im Stande und trægt dem Præsidenten alles wieder zu.

1. Rath. Menschenfurcht, Herr College, ist mir unbekannt: ich verläumde, ich verfolge nicht; ich laße dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren: aber das Glück ist doch am Ende das, was die Welt regiert. Doch Sie gehœren zu den Ängstlichen; Sie sind allzu milde, auch zu fromm, und meinen gleich, man thut dem Schicksal und der Religion zu nahe, wenn man dem Glück seine Rechte einräumt.

2. Rath. Nur, ums Himmels willen, klare Begriffe!

1. Rath. Ich kann kaum mehr hœren: so lärmet das Gesindel draußen. — Nun, Herr Secretær? (Der Secretær kommt zurück.)

Secretær. Meine Herren Ræthe — ich bin außer mir — so etwas ist hier auf unserm Saal, in diesem Rathhause noch nie erhœrt worden — ich dachte erst, es wære ein Comœdienspiel, oder ein allegorischer Aufzug: aber es ist die Wirklichkeit.

1. Rath. Was ist es denn?

Secretær. Ich komme hinaus – und sehe — und sehe — und erstaune und weiß mich nicht zu faßen.

2. Rath. Sie wollen ohne Noth unsre Neugier spannen.

Secretær. Es giebt Augenblicke im Leben wo sich unser Daseyn und unsre Seele wie zum Traum verflüchtigen, wo wir einen Blick thun in die Ræthsel des Universums, und uns die Sylbe schon wie auf der Zungenspitze schwankt, und wir in Ahndung die Auflœsung schon heraus kosten und schmecken möchten, die die Charade die uns hienieden ängstigt, in ihrer nackten Blœße darlegen würde: und diesen Zustand hab' ich jetzt erlebt.

1. Rath. Herr Belletrist, zur Sache! Laßen Sie die neumodischen Aufstutzungrn für Ihre gelehrte Gesellschaft!

Secretær. Sie werden nicht glauben, ja ihren Augen selbst nicht trauen.

2. Rath. Lieber, wir verlieren die Geduld.

Secretær. Ich komme hinaus, und sehe — was? halb schwebend, halb wandelnd, halb bekleidet, halb nackt, halb freundlich, halb ernst, auf einer rollenden Kugel, fliegend den Schleyer, mit entblœßten Schultern und Bein, ein weiblich Gebild, in dem ich zu meinem Erstaunen erkenne, auch von allen Umstehenden so nennen hœre, die Fortuna, die weltbekannte, die allgesuchte, die allerwünschte.

1. Rath. Die Fortuna? Iſt es mœglich?

2. Rath. Das Glück? perſonificiert? Albernheit! Der junge Menſch iſt dumm, abgeſchmackt und abergläubiſch geworden.

Secretær. Und um ſie her ſtehn ſechs Klæger, ſechs wunderliche Figuren, die ſie mit Gewalt ins Haus geſchleppt haben, und hier von einer hohen Obrigkeit Recht und Gerechtigkeit gegen die nichtsnutzige Perſon, wie ſie ſie im Zorne nennen, verlangen und begehren. Dieß iſt das Schreyen und Lärmen draußen.

1. Rath. Aber wir leben doch in einem merkwürdigen Jahrhundert: das muß man geſtehn.

2. Rath. Lieber, es wird die fremde Schauſpielerinn ſeyn, die um Conceſſion anhält: halb bekleidet, halb nackt, halb lächelnd, halb ernſt, halb ſchwebend, halb wandelnd, alles paſst aufs Haar, und der Phantaſt weiß nicht was er ſpricht.

Secretær. Verdutzt, angepflöckt ſtand ich am Treppengeländer, als ich von neuem das Gerümpel hœrte das vorher die Herren ſtœrte und betäubte; und was wars? Ein kleiner dicker Kerl, mit groben Gliedern, ſchlecht gekleidet, mit ſtarken Stiefeln und tüchtigen Abſätzen, der ſich damit abgiebt, nicht anders zu gehn als indem er Rad ſchlægt, der poltert zum Zeitvertreib die Treppe auf und ab; die Dame Fortuna rief nach ihm als nach ihrem Bedienten: der dumme Kerl rappelt herauf, bald Kopf oben, bald unten, ſchlægt ſo gegen mich, der ich hingerißen oben lehne, wirft mir die harten Abſätze gegen das Haupt, und mich ſelbſt eiligſt die Treppe hinunter, die ich, wie mir es ſchien, im raſchen anapæſtiſchen Maß abpurzelte, und noch von den langen Anſchlagsſylben die Beulen am Kopfe habe. Die Göttinn ſagte, der Zufall habe mich hinabgeſtürzt, und ich verwunderte mich ſtill über die unverſchæmte Lüge.

2. Rath. Da haben wirs! der Menſch iſt auf den Kopf gefallen, und ſpricht im Wahnſinn.

Secretær. Ich will die Dame herein laßen: ſo können Sie ſich ſelbſt überzeugen.

Es treten ein DIE SECHS KLÆGER, FORTUNA, IHR DIENER, der im Hereintreten ein Rad ſchlægt.

1. Rath. Ums Himmels willen, was iſt das? Wer ſind Sie? Wo kommen Sie her? Was wollen Sie?

Die Klæger. Hier bringen wir endlich –

1. Klæger. Schweigt! laßt mich reden! Wir bringen hier vor Ihren Richterſtuhl das falſche Weib, welches mich ſo wie alle jene Menſchen durch ihre Bosheit unglücklich gemacht hat.

2. Klæger. Immer will er noch commandieren und herſchen. Dieſe Gewohnheit ſcheint tief im Menſchen zu wurzeln, und ſchwer auszurotten.

1. Rath. Wir wißen immer noch nicht wen wir vor uns haben.

1. Klæger. Dieſe Frau heißt Fortuna, die Göttinn des Glücks, die uns aber alle, wie wir hier ſind, hœchſt unglücklich gemacht hat. Es iſt uns gelungen, ſie einzufangen, und wir übergeben ſie hiermit dem lœblichen Magiſtrat um ſie abzuſtrafen.

1. Rath. Ganz wohl. Herr Secretær, führen Sie das Protocoll!

1. Klæger. Vor vielen Jahren war ich ſchon genannt, gerühmt, und in allen Unternehmungen glücklich; man gab mir Gewalt, und hob mich hœher und hœher; ich ward der Herſcher des Volks: und nun, als mein Glück beginnen ſollte, als ich die Früchte aller meiner Anſtrengungen genießen und mich als Monarch fühlen wollte, ward ich geſtürzt, und mir wieder aus den Händen gerißen was ich kaum errungen hatte: nun bin ich das Sprichwort der Welt, das Gelächter der Thoren, der Spott des Volks.

Fortuna. Er ſpricht die Wahrheit: aber er vergißt zu ſagen daß er mir wohl ſeine Erhebung zu danken, doch mich nicht wegen ſeines Sturzes zu beſchuldigen hat. Hätte er mit Weisheit meine Gunſt gebraucht, ſich nicht durch Willkür und Tyranney verhaßt gemacht, durch Treuloſigkeit die Freunde entfernt, durch Hochmuth und Falſchheit ſich Feinde erweckt; hätte ihn ſein Glück ſtatt ihn weiſe und vorſichtig zu machen nicht zum wahnwitzigen Dünkel geführt, ſo daß er die Klugheit von ſich ſtieß, ſich ſein eigner Götze ward, und ſo ſelbſt ſeinen Untergang herbeirief: ſo glänzte er noch mit meinen Gaben, und meine freygebige Güte umkleidete ihn noch. Seht! er ſteht ſtumm und weiß nichts zu ſagen.

2. Rath. Das läßt ſich hœren.

Secretær. Liegt Moral in dieſer Antwort; die Frau zeigt Beleſenheit und Bildung.

1. Klæger. Kein Wort werde ich gegen euch Elende verlieren. (geht ab.)

2. Klæger. Was aber ſoll ich ſagen? Welche Beſtrafung des bœſen Weibes ſoll ich begehren? Denn in mir hat ſie ſich nicht bloß an einem einzelnen Weſen, ſondern an der ganzen Menſchheit verſündigt. Doch was ſage ich? Immer wieder behaupte ich daß ſie gar nicht exiſtiert, oder daß ich ihr gar nichts zu danken habe, ſondern alles mir ſelbſt und meinem großen Genie.

1. Rath. Machen Sie ſich deutlich: worüber klagen Sie denn?

2. Klæger. Freund, ich war der grœſte, der berühmteſte Weltweiſe und Denker: mein Name flog von Pol zu Pol; meiner Schüler waren unzählige, meiner Verehrer ſo viel es Menſchen gab; Journale, Zeitungen waren voll von meinem Lobe; man nahm meinen Namen zum Motto, mein Bildniſs zum Aushängeſchild; ich dachte und dachte, unterſuchte, unterſchied; bis endlich durch einen unglücklichen Zufall —

Diener. Holla ho! was ſoll das nun wieder?

2. Rath. Warum mengt Er ſich denn hinein?

Diener. Ich? Weil ich keine Schuld daran trage, und meinen ehrlichen Namen nicht ſo will verläſtern laßen.

1. Rath. Sprech' Er mit, wenn Er gefragt wird!

Diener. Mit Einem Wort, der gute ehrliche Herr, den Fortuna mit einem unvergleichlichen Ingenium ausgeſtattet hatte, ließ ſich nicht genügen: er ſtrebte über ſein und das Ziel der Menſchen hinaus, ward hoffährtig, leugnete Gott und Welt, am Ende ſich ſelbſt, ſchnappte richtig über, ward Schwärmer und Zweifler, gieng alle Narrheiten durch, und kommt nun, da ihm das Rædlein im Kopf abgelaufen iſt, und ſagt, der Zufall habe gethan was er allein verſchuldet hat.

Fortuna. Eigendünkel hat ihn verleitet die Mæßigkeit zu verachten, die auch im Sinnen und Dichten nur die rechte Bahn findet; aus Hochmuth hat er ſelbſt die Spiegel in ſeinem Innern zerſchlagen, in denen er das Verhältniſs der Welt und ſich ſelbſt betrachten konnte: was ſeine Sünde gethan ſoll ich büßen, die ich ihn mit Wohlthaten überſchüttet habe.

1. Rath. Dieſe Unterſuchung gehœrt nicht vor unſer Forum: hier mangeln die Thatſachen; dieß pſychologiſche Problem muß auf andre Art aufgelœſt werden.

2. Rath. Iſt der Herr Weltweiſe denn wirklich toll und unbrauchbar geworden? kann er keine Vorleſungen mehr halten? ſchreibt er nicht mehr?

Diener. Ganz ruiniert iſt er, manchmal raſend, immer dumm, alſo zu gar nichts mehr zu brauchen.

Secretær. Sehr merkwürdig daß ſich der Geiſt, oder ſo zu ſagen die inwendigen Spring-

federn und Reſſorts ſo anſtrengen können, daß ſie vor zu geſpannter Elaſticitæt dieſe ganz verlieren. Sie ſind alſo jetzt ohne alle Einſichten, Herr Philoſoph?

2. Klæger. Dummkopf! Ich ohne Einſichten? ich, der tiefſinnigſte der Menſchen?

Secretær. Warum klagen Sie denn alſo?

2. Klæger. Weil — weil — Beſter, wer ſitzt gern im Narrenhauſe? Dahin hat man mich unter dem Vorwande geliefert, ich ſey nicht bei mir ſelber. Und wenn ich auch dunkle Augenblicke haben ſollte —

Secretær. Ah ſo! Treten Sie mir nicht ſo nahe! ich fürchte mich vor tollen Menſchen. Es ſteckt außerdem an, wie Sie werden geleſen haben, und wer weiß ob ich nicht jetzt gerade ſehr reizbar und empfänglich bin.

ZWEY WÄCHTER treten herein.

1. Wächter. Nichts vor ungut! wir ſuchen unſern Narren, der uns entſprungen iſt. — Ei, da ſteht er ja und ſpeculiert. Kommen Sie nur im Guten, lieber Mann!

2. Klæger. Gern! die ganze Welt iſt ja ein Narrenhaus.

2. Wächter. Richtig! darum gehn ſo vernünftige Leute wie Sie gleich vor die rechte Schmiede um nicht lange vergeblich anzufragen. (ſie führen ihn ab.)

3. Klæger. Hœren Sie mich an, meine Herren, und laßen Sie ſich nicht mit Verrückten ein! Was mich betrifft, ſo werden Sie gewiſs einſehen daß mich die falſche Frau unglücklich gemacht hat. Sie hat mich reich gemacht, das iſt wahr: aber wie elend neben meinem Reichthum! Kannſt du es läugnen, du Falſche, daß ich mit der innigſten Dankbarkeit deine Gaben annahm? Bewillkommte ich nicht den erſten Goldhaufen wie einen Gott in meinem Hauſe? Kniete ich nicht vor dem Glanz? Schloß ich ihn nicht in mein innerſtes Herz? Kann ein Menſch, Geſchwiſter Verwandte Freunde, ſagen daß ich ihn ſeitdem geachtet und geliebt? Hat noch ein andres Gut der Erde meine Seele an ſich gezogen? Nein, ganz und ausſchließend ergab ich mich dieſem: er war mein Herr, ich ſein Knecht. Aber hat dieſer Herr mich, ſo treu ich ihm war, gütig behandelt? Half es mir, daß ich vor ihm kniete und ihn anbetete? Nein, er gönnte mir keine Ruhe in der Nacht, keine Freude am Tage, ja keinen Bißen Brot: ſeht ſelbſt wie ich zum Gerippe geworden bin. Nun hab' ich nicht Frau noch Kinder, keine Geſchwiſter noch Verwandte, nicht Freunde und Theilnehmende, und dieſes Geld ſelbſt quælt und martert mich; und iſt mein Verfolger, ſo ſehr ich es auch liebe.

1. Rath. Es ſcheint, Beſter, Sie haben keinen guten Gebrauch von den Reichthümern gemacht die Ihnen das Schickſal gönnen wollte: nach Ihrer eignen Beſchreibung ſind Sie äußerſt geizig, und dafür kann dann freylich die gute Göttinn nicht.

2. Rath. Wenn Sie aber mit Wohlhabenheit ſo geſegnet ſind, wie Sie ſelbſt ſagen, ſo könnten Sie viel für das Vaterland und dieſe unſre gute Stadt in ihren Bedrängniſſen thun, wenn Sie zu billigen oder gar keinen Zinſen ein Capital uns anvertrauen wollten.

3. Klæger. Iſt das das Ende vom Liede? Ich empfehle mich, da kein Recht noch Gerechtigkeit hier zu finden iſt. (geht ab.)

1. Rath. Sonderbare Menſchen! Was giebt es denn noch zu klagen?

4. Klæger. Seht mich an, meine Herren! Nicht wahr, ich bin ein Schauſpiel zum Erbarmen? Ein Bein verloren, einen Arm zu wenig, den Kopf bepflaſtert und voll Wunden, die Naſe lædiert, ein Auge ausgeſtoßen, und mein ganzer noch übriger Leichnam ſo dick vernarbt wie die Rinde

einer alten Eiche. Bei jeder Wetterveränderung ſpüre ich meine Wunden. Iſts nicht klæglich?

1. Rath. Warum ſind Sie aber ſo zerhackt und fragmentiert worden?

4. Klæger. Richtig! ein Auszug, ein Epitome eines Menſchen bin ich nur noch, eine abgekürzte Überſicht, eine philoſophiſche Reduction: denn was ich nur irgend habe entbehren können, was nicht zum äußerſten Bedarf war, hat man mir abgenommen. Und wer iſt Schuld als jene bœſe Sieben, die mir Stärke und Tapferkeit verlieh, mich aber dafür ſo wie eine geſtutzte Weide hat behauen laßen.

Fortuna. Nicht ich! Dieſer Mann konnte ſich begnügen mit dem Ruhm ſeines Muthes; aus vielen Gefechten war er glücklich und unbeſchædigt gekommen; er war ein geliebter Anführer: aber er konnte nicht ruhen; wo er nur von Händeln und Kriegen hœrte mußte er zugegen ſeyn; er ſelbſt ſtritt und zankte mit jedem; es war nicht anders, als fiele ſein eigner Körper ihm zur Laſt: und ſo hat er dem Glück und Schickſal Trotz geboten, und nur ſelbſt ſich beſchædigt.

1. Rath. Dieß läßt ſich hœren.

4. Klæger. Was läßt ſich hœren? Ein Narr ließ ſich eben hœren; und wenn ich nicht mehr bedächte, Teufel! ich wollte Euch mit dem Degen ſo um die Ohren ſchlagen — Hätt' ich nur noch meinen ehemaligen rechten Arm, ſo ſolltet Ihr andre Dinge ſehn. (geht ab.)

5. Klæger. Sehen Sie in mir einen ſehr alten alten Mann; ich bin nun ſchon über die Maßen alt, und habe die traurige Ausſicht noch viel älter zu werden: denn das iſt die elende Gabe die ich von jener Frau erhalten habe, ein unendlich langes Leben zu führen. Ich kann ihr nicht dafür danken: denn ich habe nie gewußt wie ich meine Zeit zubringen ſoll. Sehn Sie, es iſt doch eigentlich ſehr langweilig, ſo zu leben und immerfort zu leben: es fällt, genau genommen, nicht viel Neues vor; ja, genau beſehn, iſt das, was die Leute etwas Neues nennen, immer ſchon etwas Altes. Wie ſoll man nur ein ſo langes Leben hinbringen? Alles ermüdet mich, alles ekelt mich an. Ich weiß nicht wie ſo viele ein hohes Alter ein Gut nennen können. Und doch will ich freylich auch nicht gern ſterben. (gähnt.) Nicht wahr, ich bin recht unglücklich?

1. Rath. Lieber alter langweiliger Mann —

5. Klæger. Sagen Sie nichts, ich bitte Sie recht ſehr! ſchon vorher hat mich alles das Sprechen herzlich gelangweilt; ich habe es auch nur vergeßen fortzugehen: aber jetzt ſoll mich nichts mehr aufhalten; vielleicht iſt draußen oder auf der Straße etwas das mir beßer gefällt. (geht.)

6. Klæger. Alle ſind fortgegangen, und es ſcheint wohl, daß wir hier kein ſonderliches Recht finden werden. Wenn Sie mich anſehen, ſo werden Sie noch jetzt die Spuren finden daß ich ein ſehr ſchœner Mann geweſen bin: aber gerade dieſe Gabe der Dame Fortuna hat mich unglücklich gemacht: denn alle Menſchen ſind mir aufſäßig geworden: die Weiber haben mich gehaßt, die Männer verachtet; die häßlichſten erbärmlichſten Geſchöpfe machten neben mir Glück; meine Verdienſte wurden nie bemerkt: darüber bin ich ein Menſchenfeind und Verächter aller Geſchöpfe geworden, ſtehe einſam und verlaßen im Alter da, und fluche dem Geſchenk welches mir die Frau zu meinem Verderben zugetheilt hat.

1. Rath. Aber, mein Herr, vielleicht haben Sie durch Eitelkeit und Hoffahrt die Menſchen von ſich geſtoßen.

6. Klæger. Recht so! das ist auch so eine Nase, solche glatte Physiognomie, die mitsprechen, die sich etwas herausnehmen will, wo unser eins auftritt, die wir doch den Stempel des Überirdischen, des hohen Menschlichen wenigstens empfangen haben: aber solch pockengrübiges verhacktes und schief ausgeschnittenes Gesicht, wo die Gartenscheere beim Silhouettieren ausgefahren ist, weil ein boshafter Geist dem Bildner an den Ellenbogen gestoßen hat; solch gekrümmtes versessenes verstudiertes Wesen —

1. Rath. Ich weiß nicht, mein Herr, warum ich diese Grobheiten dulde, und den veralteten, mit Moos überzogenen Herrn Antinous nicht —

6. Klæger. Sie sind unter mir: ich entferne mich um mich nicht zu vergeßen: denn man soll immer nur mit seines Gleichen streiten. (ab.)

1. Rath. Grobes Gesindel!

Fortuna. Sie sehn selbst mit welchem Unrecht ich geschmæht bin, und ich danke Ihnen für den geleisteten Beistand. (schwebt hinweg.)

Secretær. Sehn Sie, sehn Sie doch die artige Tournure, den allerliebsten Pas, die graticese Wendung, mit der die Holdselige zur Thür hinausschwebt!

Diener. Leben Sie wohl! (will gehn.)

Secretær. Wer ist Er denn eigentlich?

Diener. Der Diener, der Begleiter, der lustige Gesellschafter der Dame. Wollte ich klagen, so fände ich gar kein Ende: denn wie ich auf Erden verläftert und verläumdet werde, ist nicht mit Worten auszudrücken. Fällt einer auf die Nase, so hat es der Zufall verursacht; brennt ein Haus ab, stürzt ein Mensch aus dem Fenster und bricht den Hals, geht ein Schiff zu Grunde, platzt einem Soldaten das Gewehr: wer hat alles dieß veranstaltet? Der Zufall! Am auffallendsten war es mir neulich, als ich hœrte, einem sey durch einen Zufall das Maul aufstehn geblieben: Unsinn und kein Ende! Tæglich hœrt man «Durch einen Zufall gieng die Thür auf»: nein, wenn sie zugeschlagen wird, meine Herren, wenn das Maul zusammen klappt, dann ist es ein Zufall, anders nicht; der Fuchs und Wolf werden in den Eisen nur durch einen Zufall gefangen, wenn es der Jæger auch noch so künstlich veranstaltet hat; die Maschinerie der Mausfallen beruht einzig auf einem Zufall: darauf bitte ich in Zukunft Rücksicht zu nehmen.

Secretær. Bester, er spricht Unsinn: für den vernünftigen Menschen giebt es gar keinen Zufall.

Diener. So? Weg da! Platz da! (er schlægt Rad, wirft die Tische um, und kollert zur Thür hinaus.)

Secretær. Himmel und Erde! Sehn Sie, Herr Rath, alle Scripturen, meine saubern Abschriften, die großen Tintenfäßer drüber und hinein gegoßen, die Tintenflaschen zerbrochen, alles ein schwarzes Meer, in welchem alle Buchstaben, alle Beweise, alle Protocolle wie Pharao mit seinem Gefolge ersoffen sind!

1. Rath. Der Bœsewicht!

2. Rath. Was soll man denken? Soll man dieß einen Zufall nennen?

Secretær. Ich bin ganz dumm geworden und irre an mir selbst; und nun alles wieder ins Reine zu schreiben! Und wer es nur lesen könnte! Wir müßen die Acten aus allen Fenstern hinaus hängen, daß die Sonne sie wieder trocknen kann.

DER PRÆSIDENT tritt herein.

Præsident. Was giebt es hier für Verwirrung, meine Herren?

1. Rath. Wir hatten hier das sonderbarste Verhœr von der Welt, Herr Præsi-

dent: fechs Klæger brachten in diefen Saal Niemand anders herein als die Göttinn des Glücks, die berühmte Fortuna; ihr folgte ein wilder fataler Kerl als Diener, der Zufall, der hier auch alles durch einander geworfen hat, fo daß wir viele Mühe werden anwenden müßen um die alte Ordnung wieder herzuftellen.

Præfident. Wie? Und Sie haben die Leute wieder fort gelaßen? Himmel! fefthalten hätten Sie fie müßen: die Frau hätte uns Weisheit abgeliefert für ewige Zeiten: bis zu den letzten Kanzelliften hinab hätten alle Salomos werden müßen; und Geld, Geld, welches wir alle fo hœchft nœthig brauchen um unfre Verbeßerungen in den Gang zu bringen: eine lebendige unerfchöpfliche Münze hätte fie uns werden müßen. Und den Zufall, den verderblichen, der oft die beften klügften Plane vernichtet, der fo oft aller Weisheit fpottet, der fchon fo viel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn hätten wir bei Waßer und Brot dort im tiefften Loch des Thurmes feftgefetzt: man hätte ihn fo nach und nach verkommen und verderben laßen, daß kein Hahn darnach kræhte. Denken Sie doch welchen Ruhm! welchen Nutzen wir unferm Vaterlande, ja der Menfchheit geftiftet hätten! Das vergebe ich Ihnen niemals, meine Herren: war keine Wache da, fo mußten Sie zum allgemeinen Beften felber zugreifen.

2. Rath. Wir dachten nicht daran: wir haben nicht den practifchen Blick, das fchnelle Genie, welches den Herrn Præfidenten vor allen Staatsbeamten fo fehr auszeichnet.

1. Rath. Der Herr Præfident tragen ja den Arm in einer Binde? Ihnen ift doch kein Unglück begegnet?

Præfident. Eine kleine Verletzung, die nichts zu bedeuten haben wird. Hier draußen vor der Stadt, nahe am Thore, ift mir etwas hœchft feltfames begegnet. Indem ich hereinfahren will, erhebt fich vor mir ein weibliches fchœnes Gebilde: es fchien, als wollte fie in den Wagen zu mir herein fchweben; ich hätte fie halten können: aber fie flog über die Chaife hinweg; und indem ich ihr erftaunt nachfehe, wälzt fich radfchlagend ein dicker plumper Kerl in den Weg, zwifchen die Pferde hinein, fchlægt im Purzelbaum den Kutfcher vom Sitz, macht die Pferde fcheu, poltert zu mir herein, verletzt mich am Kopf, der Wagen wirft um, und indem wir uns befinnen, aufraffen, den Wagen richten, Bediente und Kutfcher wieder ihre Stellen einnehmen, find fchon beide Gefpenfter weit weg entfchwunden. Der Arm aber ift mir ausgerenkt.

Secretœr. Das war fie, das war fie, Ihr Gnaden! Fortuna und der Zufall. Ach, hätten Sie fie doch gegriffen und feftgehalten, die Bœfewichter!

Præfident. Hœchft fonderbar! Ja, ich hätte fie nur am langen Haupthaar, am Schleyer feßeln follen: fie war mir fo nahe, fo — Doch gehn wir, meine Herren, fchweigen wir von der ganzen Gefchichte um nicht feltfame Gerüchte und albernes Gefchwätz in der Stadt zu veranlaßen. Alles nährt jetzt leider die Vorurtheile und den Aberglauben: man kann nicht behutfam genug verfahren. Kommen Sie! (Alle gehen ab.)

AUS DEM AUFRUHR IN DEN CEVENNEN.

»Wie ſehr ich dieſe Hugenotten haßte« fieng Edmund wieder an, »wie ſehr ich ihren Krieg gegen den Kœnig, ihre Schwärmer und Propheten verabſcheute, und den groben Betrug des Geſindels verachtete, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen: denn meine gereizte Empfindung machte Sie unglücklich, und es ſcheint mein Schickſal, daß ich Ihr Elend bin, ich mag mich auf eine Seite ſtellen auf welche ich will, ſo jetzt wie damals.« Er hielt ein Weilchen inne, und ſprach dann weiter. »Mit dieſen Empfindungen zog ich die Bauernkleider an, die mir ſo verhaßt waren; unſer Freund verließ mich, wie Sie wißen, und ich gieng mit ſeinem Sohne in das Gebirgsthal hinauf. Florentin ſcherzte über unſere Wanderung; ich war tief verdrießlich, und ſchæmte mich meiner Abſicht.

Als wir tiefer im Gebirge waren, ſchlichen auf dem einſamen Fußſtege uns einige Geſtalten vorüber: wir folgten demſelben Wege. Wir gelangten mit ihnen nach einer halben Stunde zu einer einſamen Scheune. Man klopfte an: ſie wurde uns aufgethan. Ich kann die Empfindung nicht beſchreiben mit welcher ich in dieſe bäuriſche Verſammlung trat. Es war ein Ekel des Körpers und der Seele. Einige knieten, andere ſtanden betend. Ich begab mich zu dieſen, und ſuchte ihre Stellung nachzuahmen. Alles gieng ſtill zu: Aller Augen waren auf den Boden geheftet; nur einige alte Weiber murmelten zwiſchen den Zähnen ihre Pſalmen. Plötzlich fiel ein Knabe von ohngefähr acht Jahren nieder, und zuckte wie in Krämpfen. Mein Widerwille erreichte ſeine hœchſte Stimmung: denn nun ſah ich ja das fratzenhafte Schauſpiel vor mir, das ſchon ſeit Jahren in der Erzählung meinen heftigſten Verdruß erregt hatte. Das Kind erhob die Bruſt, bäumte ſich, und ließ ſich dann wieder fallen, und ich glaubte deutlich die willkürlichſte Anſtrengung wahrzunehmen. Alle Gläubigen wandten hoffend und getrœſtet ihre Augen dahin. Nie in meinem Leben war ich noch meiner ſelbſt ſo ſicher geweſen, ſo felſenfeſt in meiner Überzeugung. Meine Gedanken wurden immer zorniger; ich wünſchte mich nur erſt zurück um meinen Haß ſo ganz frey gewähren zu laßen. Plötzlich ertœnt es mit heiſerer Stimme aus dem Kinde »Wahrlich, ich ſegne Euch; Ihr ſollt geſegnet ſeyn!« Nun im Strom, der unaufhaltſam floß, eine Menge von Gebeten und Ermahnungen, ſo wie Stellen aus der heiligen Schrift und ihre Erklærung, alles auf die gegenwärtige Zeit gedeutet. Ich erſtaunte; noch mehr, als der Knabe rief »Wahrt Euch, Brüder: denn zwey Verræther ſind mit in dieſe Verſammlung gedrungen, die es bœſe mit Euch meinen!« Ich ſah auf: der junge Vila war blaß; er ſtand an der Thür, und ſchlüpfte hinaus, indem ſie wieder Neuankommenden geöffnet wurde. »Der eine iſt entronnen« wimmerte der Knabe, indem er mit verſchloßenen Augen und Sinnen da lag; »aber der zweyte Spötter iſt noch zugegen: er weiß es nicht daß ich, der Herr, ihn ſelber hieher geführt habe der Meinige zu werden.« Ich erſchrak; mein Inneres war bewegt, und Empfindungen ſtiegen in meinem Herzen auf die ich noch nie gekannt hatte. Man fieng an Pſalmen zu ſingen, und ſo widerwärtig ſie auch klangen, ſo machten ſie mir doch keinen gehäßigen

Eindruck: mein Gemüth folgte den herrlichen Worten; das Unglück dieser Verlaßenen, ihre Zerknirschung vor dem Herrn, der grauenhafte Hochmuth ihrer Gegner zitterten und kreischten herzzerreißend in diesem unharmonischen Gewinsel; es dünkte mir lächerlich, daß mir vorher immer der Wohllaut nothwendig gewesen war, wenn ich mein Herz im Gebet hatte erheben wollen. Schlægt nicht die allgemeine Wehklage der Schöpfung an sein Ohr? eilt nicht Preis und Dank mit der Thræne und dem Geschrey des Schmerzes zugleich vor seinen Thron? An dieses Gefühl reihte sich manches andere, und blœde arm und unzusammenhängend dünkte mir mein bisheriger Lebenslauf. «Ist es denn etwas anders mit den Bildern Lichtern Tempeln?» sagte ich zu mir selber; «mit dem ganzen Prunk des Reichthums und Glanzes? Wird der Herr der als Knecht unter uns wandelte und sich misshandeln ließ, nicht dadurch verhöhnt? Stellen ihn diese Armseligen nicht von neuem unsern Augen dar? Kann ich nicht in jedem dieser Verfolgten ihn selber begrüßen? ihn selber speisen, kleiden, ihn verteidigen?» Da war mir als wenn aller Schmerz und Kampf den diese Gebirge seit Jahren erduldet, auf einmal in einer unermeßlichen Heerschaar durch meinen wunden Busen zog. Ein anderer Knabe fiel jetzt nieder, und rief «Geht hinaus in den Wald: Elias Marion und einige Gläubige ziehn heran; sie sind verirrt: lockt sie mit Psalmen herbei: denn heut habt ihr keine Verfolger zu fürchten.» Einige aus der Versammlung giengen hinaus, und sangen mit lauter Stimme, und bald darauf kamen sie mit einer Anzahl Begeisterter wieder, unter denen ein großer Mann hervorragte, den sie alle ehrfurchtsvoll begrüßten. «Triumph!» sprach der Knabe am Boden laut, «der Ungläubige hat überwunden: er wird in das Reich des Herrn eingehn.» Da war mir als wenn ich plötzlich gegen meine Brust den Schlag eines großen Hammers empfände. Ich widerstrebte noch diesem Gefühl, und bezwang es. Der demüthige Gottesdienst der armen Gemeine ward mit Gesang und stillbegeisterter Rede fortgesetzt. Marion sprach Worte des Lebens: es durchdrang alle meine Kräfte, in welchem ungeheuern Irrthum ich bis dahin gewandelt hatte. Alles Zufällige fiel vor mir nieder; es wurde mir vergönnt, den Herrn und die Kraft seiner Wunder in ihrer einfachen Herrlichkeit und in seiner demüthigen Gestalt anzuschauen. War durch Prunk, Legende, falsche Rührung und kunstreiche Erhebung bis dahin mein Gemüth doch nur verschattet worden, wie prachtvolle Umhänge von Seide und Gold den reinen Stral des klaren Lichtes nur hemmen und seine Glorie mit falschem Glanze färben. Mein Herz zerknirschte sich, und ward wie Eine Wunde von Schmerz und Rührung; mein Geist wurde zum Kinde. Ganz nahe stand der Hœchste neben mir, und reichte mir die blutende Hand, die jetzt wieder von uns Frevlern war durchstochen worden. Der Blick seines Thrænenauges gieng in meinem Geiste auf: da ward alles in mir zornige Wehmuth und freudiger Gram, und in der Bewegung empfand ich wieder einen Schlag; als sich jetzt die Versammlung trennte.

«Was ist Natur?» So hatte ich mich oft gefragt, wenn ich begeistert durch Waldberge und grüne Thæler geschweift war, vom Morgenhauch magisch verdeckt und erleuchtet, vom frischen Wind durchrauscht, und in der Fülle aller lieblichen Ahndungen die uns zu süßen Träumen laden. O mein Vater, nun verstand ich die tiefe Klage in Wald und Berg, im rauschenden Strom: das Wort des Ewigen selbst und sein hohes Mitleid mit uns armen verlornen brauste mir aus

allen Wellen, von jedem Gezweige entgegen. Mit Millionen Zungen fchalten die unendlichen Laubbäume meine træge Säumnifs. In Vergangenheit und Zukunft drang mein Blick. Mein Gedanke war Anbetung, heiligende Andacht mein Gefühl.

Im tiefften Walde warf ich mich hin, und ließ meinen fließenden Thrænen ihren Lauf. Nun ergieng die dritte Mahnung an mich, und ich widerftand ihr nicht länger. In nächtlicher Einfamkeit ergoß fich mein ganzes Wefen in Gebet und Lobgefang; wundervoll fanden fich ohne alle Bemühung die feltenften Worte zufammen: wie die Thræne ohne Vorfatz rinnt, wie Welle der Welle im Strom folgt, wie der Wind das unzählige Laub des Waldes erregt, fo von einem hœhern unfichtbaren Geift getrieben, ward meine Rede Weißagung. Dann war ich erfchöpft und wie ein neuer Menfch. Ich kannte mein Geftern nicht mehr. Im Spiegel meines Innern fah ein ander Auge mir entgegen als das gewohnte, und doch war diefes nur mein wahrhaftes Selbft.

Bald ruhend, bald wandelnd, kam ich mit der Dämmerung der Frühe in die Gegend von Sauve hinüber, im innern Gebirge. Sie kennen, mein Vater, die hohe Lage der dortigen traurigen Landfchaft: kein Baum, kein Strauch weit umher; kaum einzelne Grashalme auf dem dürren weißen Kalkboden, und fo weit das Auge reicht, Blöcke Gruppen Maffen von Kalkfteinen in allen Formen, wie Menfchen Thiere Häufer, blendend und ermüdend umhergeftreut, und dazwifchen Kiesgerülle, und etwas tiefer das finftre einfame Stædtchen. Hier warf ich mich wieder nieder, und fchaute in die wüfte Zerftœrung hinaus und über mir in den dunkelblauen Himmel hinein. Sonderbar wie fich hier mein Gemüth verwirrte. Ich kann es in keinen menfchlichen Worten wiedergeben, wie mir plötzlich hier jedes glaubende Gefühl, jeder edle Gedanke unterfank; wie mir die Schöpfung, die Natur, und das feltfamfte Ræthfel, der Menfch, mit feinen wunderbaren Kräften und feiner gemeinen Abhängigkeit vom Element, wie toll widerfinnig und lächerlich mir alles dieß erfchien. Ich konnte mich nicht zähmen: ich mußte unaufhaltfam dem Triebe folgen und mich durch lautes Lachen erleichtern. Da war kein Gott, kein Geift mehr; da war nur Albernheit Wahnwitz und Fratze in allem das kreucht fchwimmt und fliegt, am meiften in diefer Kugel, die denkt finnt und weint, und unterhalb frißt und käut. O laßen Sie mich verfchweigen, und nicht wieder finden, welche rafende Gebilde meinen Sinn bemeifterten. Vernichtung, todtes kaltes Nichtfeyn fchienen mir einzig wünfchenswerth und edel. Ich war ganz zerftœrt, und fchwer ward mir der Rückweg zum Leben: aber ich fand ihn endlich mit Hülfe des Erbarmenden.'

FRIEDRICH VON GENTZ.

AUS DEM SENDSCHREIBEN AN FRIEDRICH WILHELM III.

Sobald der Bürger ſeine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freye Gebrauch ſeines Eigenthums in keinem Falle mehr beſchränkt werden, als wenn er, nicht etwa der Convenienz, ſondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beſchränkung über dieſe Grenze hinaus iſt Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthætigſte Abſicht des Urhebers, kann ſie rechtfertigen. Unter Ew. Majeſtæt erhabenem Schutze müße alles was nicht die ſtrengſte Nothwendigkeit bindet, ungebunden ſich regen und bewegen! Jeder ſuche ſeinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der næchſte zum Ziel dünkt; jeder benutze ſeine Kräfte in dem Kreiſe, den ihm ſeine freye Wahl vorzeichnete. Kein abſchreckendes Monopol, kein niederſchlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Beſorgniſſe, keine Einmiſchung in die Privatinduſtrie durch unnütze Reglements hindere den Landwirth, den Fabricanten, den Kaufmann aus ſeinem mit Freyheit hervorgebrachten Product den grœſtmœglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um ſich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken ſoll, muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber was Feßeln ſcheut kann nichts ſo wenig ſie ertragen als der Gedanke des Menſchen. Der Druck der dieſen trifft iſt nicht bloß ſchædlich weil er das Gute verhindert, ſondern auch weil er unmittelbar das Bœſe befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr ſeyn. Er gehœrt zu den veralteten Übeln, worüber zu einer Zeit wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiœſer Ideen als ein fanatiſcher Miſsbrauch derſelben zu beſorgen iſt, nur noch ſeichte Schwätzer declamieren. Mit der Freyheit der Preſſe verhält es ſich anders. Von einer falſchen, durch die Zeitumſtände wenigſtens entſchuldigten Anſicht geleitet, könnten hier ſelbſt weiſere Männer ein Syſtem begünſtigen welches, aus ſeinem wahren Standpuncte betrachtet, dem Intereſſe der Regierung nachtheiliger iſt, als es je, auch in ſeiner ſchlimmſten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was ohne alle Rückſicht auf andere Gründe jedes Geſetz welches Preſszwang gebietet ausſchließend und peremtoriſch verdammt, iſt der weſentliche Umſtand, daß es ſeiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden ſolchen Geſetze nicht ein wahres Inquiſitionstribunal wacht, ſo iſt es in unſern Tagen unmœglich, ihm Anſehen zu verſchaffen. Die Leichtigkeit Ideen ins Publicum zu bringen iſt ſo groß, daß jede Maßregel die ſie beſchränken will vor ihr zum Geſpötte wird. Wenn aber Geſetze dieſer Art auch nicht wirken, ſo können ſie doch erbittern; und das iſt eben das Verderben, daß ſie erbittern ohne zu ſchrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind, zu einem Widerſtande der nicht immer nur glücklich bleibt, ſondern am Ende ſogar

rühmlich wird. Die armſeligſten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwey Stunden ſichern würde, drängen ſich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu ſeyn ſcheint. Die nüchternſten Scribenten fangen an für «helle Köpfe» zu gelten, und die feilſten erheben ſich auf einmal zu «Märtyrern der Wahrheit.» Tauſend bœsartige Inſecten, die Ein Sonnenſtral der Wahrheit und des Genies verſcheucht hätte, ſchleichen ſich jetzt, begünſtiget von der Finſterniſs die man ihnen gefliſsentlich ſchuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks, und ſetzen ihr Gift, als wære es eine verbotene Koſtbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der beßern Schriftſteller, verliert ſeine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken ſpricht, mit dem verwechſelt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht alſo weil der Staat oder die Menſchheit dabei intereſſiert wære, ob in dieſem von Büchern umfluteten Zeitalter tauſend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, ſondern weil Ew. Majeſtæt zu groß ſind um einen fruchtloſen und eben deshalb ſchædlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum ſey Preſsfreyheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für geſetzwidrige Thaten, für Schriften die den Character ſolcher Thaten anziehen, müße Jeder verantwortlich, ſtrenge verantwortlich ſeyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widerſacher als die entgegengeſetzte, und wenn ſie irrig iſt, die Wahrheit. Nie kann dieß Syſtem einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten; nie hat es einem ſolchen geſchadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerſtœrung ſchon vorangegangen, und der gefræßige Schwarm wuchs nur aus der Verweſung hervor.

Wenn dem Bürger eines Staates alles was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung ſeiner Kräfte gehœrt offen ſteht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geſchützt, ſein frey gewähltes Gewerbe in ungeſtœrter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine ſtrenge, unparteyiſche, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie ſeines Eigenthums und die beruhigende Ausſicht gewährt daß nie einer ſeiner Mitbürger mächtiger ſeyn wird als die Geſetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundſätzen geordnete, ohne Druck und Chicane erhobene Abgaben ihm nur ſo viel von ſeinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich iſt, und eine weiſe und gewißenhafte Adminiſtration die zweckmæßige Verwendung ſeiner Beitræge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverſtandene Einſchränkungen ihn hindern ſeine Fæhigkeiten, ſeine Kenntniſſe, ſein Vermœgen nach eigner Neigung und Einſicht, nach der Idee die er ſelbſt von ſeinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdieß ſeine Gedanken über alles was ihn umgiebt vortragen, und ſeinen Zeitgenoßen ſogar ſeine Irrthümer und ſeine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit das, was noch in der Organiſation des Staates fehlerhaft ſeyn möchte, zu verbeßern durch Thaten darlegt: dann iſt alles erſchöpft was der Menſch in der bürgerlichen Geſellſchaft ſuchte. Die Vereinigung dieſer Güter, aber auch nur die Vereinigung derſelben, füllt die ganze Sphære der Wünſche und Erwartungen eines vernünftigen Weſens aus. Die, welche lehren möchten daß es mit «etwas weniger» gethan ſey, ſind geheime Bundesgenoßen oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, iſt ein Feind der Ordnung, des Friedens, der müh-

ſam erworbnen Schätze einer langen Cultur; ein Feind der fortſchreitenden Vervollkommnung des Menſchen; ein Feind Ew. Majeſtæt und des Vaterlandes.

Der Inbegriff dieſer Güter iſt die bürgerliche Freyheit, die unter einer monarchiſchen Verfaßung bis zu ihrer hœchſten Reife gedeihen kann. Was jenſeits derſelben liegt, davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller ſittlichen Grundſätze, ein wüſter Schauplatz von Trümmern Thrænen und Blut. Mehr als ein unglückliches Volk iſt vor unſern Augen in dieſen bodenloſen Schlund geſtürzt, und hat mit einer Maſſe von Elend worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler ſeiner Regierung oder die Schuld ſeiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor dieſem letzten und grœſten aller Übel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; ſo lange Ew. Majeſtæt uns beherſchen, iſt jede Beſorgniſs fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den ſeligſten Tag. Von einer weit verbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben iſt wahrlich kein kleiner Gewinn: dieß ſtille Glück bewirkt, dieß ſtille Glück bewahrt zu haben wird von nun an der hœchſte Genuß, der hœchſte Triumph im Leben eines guten Kœnigs ſeyn.

ALEXANDER VON HUMBOLDT

ÜBER DIE STEPPEN UND WUESTEN.

Am Fuße des hohen Granitrückens welcher im Jugendalter unſeres Planeten bei Bildung des antilliſchen Meerbuſens dem Einbruch der Waßer getrotzt hat, beginnt eine weite unabſehbare Ebene. Wenn man die Bergthæler von Caracas und den inſelreichen See Tacarigua, in dem die nahen Piſangſtämme ſich ſpiegeln, wenn man die Fluren welche mit dem zarten Grün des thaitiſchen Zuckerſchilfes prangen, oder den ernſten Schatten der Cacaogebüſche zurückläßt: ſo ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, ſcheinbar anſteigend, in ſchwindender Ferne den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organiſchen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den œden Rand einer pflanzenleeren Wüſte. Kein Hügel, keine Klippe erhebt ſich inſelförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzſchichten von zweyhundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar hœher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen dieſe Erſcheinung, gleichſam im Geiſt der Sprache den alten Zuſtand der Dinge ahnend, da jene Erhœhungen Untiefen, die Steppen ſelbſt aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuſchung dieſe Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raſchen Aufſteigen und Niederſinken die leitenden Geſtirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn ſie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünſte, glaubt man den küſten-

loſen Ocean vor ſich zu ſehen. Wie dieſer erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich iſt der Anblick des klaren Meeresſpiegels, in dem die leichtbewegliche, ſanft aufſchäumende Welle ſich kräuſelt. Todt und ſtarr liegt die Steppe hingeſtreckt, wie die nackte Felsrinde eines verœdeten Planeten.

.

Von der Küſtenkette von Caracas erſtreckt ſich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana, von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenſtand des religiœſen Aberglaubens der Eingebornen iſt, bis zu dem großen Delta welches der Orinoco an ſeiner Mündung bildet. Südweſtlich zieht ſie ſich gleich einem Meeresarme jenſeits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbeſuchten Quellen des Guaviare oder bis zu dem einſamen Gebirgsſtock hin, den ſpaniſche Kriegsvölker im Spiel ihrer regſamen Phantaſie den Paramo de la Suma Paz, gleichſam den ſchœnen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Dieſe Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Aus geographiſcher Unkunde hat man ſie oft in gleicher Breite, als ununterbrochen bis an die Magellaniſche Meerenge fortlaufend geſchildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflußes, welche gegen Norden und Süden von den Grasſteppen des Apure und des LaPlata-Stromes begränzt wird. Die Andes-Kette von Cochabamba und die braſilianiſche Berggruppe ſenden zwiſchen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche ſich entgegen. Eine ſchmale Ebene vereinigt die Hylæa des Amazonenflußes mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreymal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung iſt ſo wundervoll groß, daß ſie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüſche begränzt, und auf der ſüdlichen faſt mit ewigem Eiſe bedeckt ſind. Der Caſuar-ähnliche Touyou iſt dieſen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche geſellig in unterirdiſchen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menſchen anfallen, für deſſen Verteidigung ihre Stammvæter kämpften.

Gleich der Wüſte Zahara liegen die Llanos, oder die nördlichſte Ebene von Südamerica, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erſcheinen ſie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verſchiedenen Geſtalt: bald verœdet wie das libiſche Sandmeer, bald eine Grasflur wie die hohe Steppe von Mittel-Aſien.

.

Allerdings ſind die Llanos zur Viehzucht geeignet: aber die Pflege milchgebender Thiere war den urſprünglichen Einwohnern des Neuen Continents unbekannt. Keiner der americaniſchen Völkerſtämme wußte die Vortheile zu benutzen welche die Natur auch in dieſer Hinſicht ihnen dargeboten hatte. Zwey Arten einheimiſcher Rinder weiden in den Grasfluren von Weſt-Canada, in Quivira, wie um die coloſſalen Trümmer der Azteken-Burg, welche, ein americaniſches Palmyra, ſich verlaßen in der Einœde am Gyla-Fluße erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schafes, ſchwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelſen von Californien umher. Der ſüdlichen Halbinſel ſind die kamelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle dieſe nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtauſende lang ihre natürliche Freyheit bewahrt. Genuß von Milch und Kæſe iſt wie der Beſitz und die Cultur mehlreicher Grasarten ein characteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

.

Blieb demnach das Hirtenleben, diefe wohlthætige Mittelftufe, welche nomadifche Jægerhorden an den grasreichen Boden feßelt und gleichfam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Americas unbekannt, fo liegt in diefer Unbekanntfchaft felbft der Grund von der Menfchenleere der füdamericanifchen Steppe. Defto freyer haben fich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergeftalten entwickelt; frey, und nur durch fich felbft befchränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenæe und dem riefenftämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menfchen, fondern nur der üppige Anhang fchlingender Gewächfe drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirfche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdifchen Hafen in feiner Höhle auffchrecken, Heerden træger Chiguires, fchœn geftreifte Viverren, welche die Luft verpeften, der große ungemähnte Lœwe, buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen felbfterlegten Stier am Hügel aufwärts fchleppen: diefe und viele andere Thiergeftalten durchirren die baumlofe Ebene.

Faft nur ihnen bewohnbar, hätte fie keine der nomadifchen Völkerhorden, die ohne dieß nach indifcher Art die vegetabilifche Nahrung vorziehen, feßeln können, ftände nicht hie und da die Fächerpalme (Mauritia) zerftreut umher. Weit berühmt find die Vorzüge diefes wohlthætigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausfluße des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattftielen der Mauritia gewebt, fpannen fie künftlich von Stamm zu Stamm um in der Regenzeit, wenn das Delta überfchwemmt ift, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diefe fchwebenden Hütten werden theilweife mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage fchüren die Weiber zu häuslichen Bedürfniffen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Fluße vorüberfährt fieht die Flammen reihenweife auflodern, hoch in der Luft, vom Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer phyfifchen und vielleicht felbft ihrer moralifchen Unabhängigkeit dem lockeren halbflüßigen Moorboden, über den fie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freyftatt, zu der religiœfe Begeifterung wohl nie einen americanifchen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß fichere Wohnung, auch mannigfaltige Speife gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenfcheide ausbricht, und nur in diefer Periode der Pflanzenmetamorphofe, enthält das Mark des Stammes ein fagoartiges Mehl, welches wie das Mehl der Jatropha-Wurzel in dünnen brotartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baums ift der füße beraufchende Palmwein der Guaraunen. Die engfchuppigen Früchte, welche rœthlichen Tannenzapfen gleichen, geben wie Pifang und faft alle Früchte der Tropenwelt eine verfchiedenartige Nahrung, je nachdem man fie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerftoffes oder früher, im mehlreichen Zuftande, genießt. So finden wir auf der unterften Stufe menfchlicher Geiftesbildung, gleich dem Infect das auf einzelne Blütentheile befchränkt ift, die Exiftenz eines Völkerftammes an einen einzigen Baum gefeßelt.

Seit der Entdeckung des Neuen Continents ift die Ebene dem Menfchen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwifchen der Küfte und der Guayana zu erleichtern find hie und da Stædte an den Steppenflüßen

erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereifen von einander entfernt, liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllofe Schaaren verwildeter Stiere Pferde und Maulefel fchwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung diefer Thiere der alten Welt ift um fo bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren find, mit denen fie in diefen Erdftrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem fenkrechten Stral der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ift, klafft der erhärtete Boden auf, als wære er von mächtigen Erdftœßen erfchüttert. Berühren ihn dann entgegengefetzte Luftftrœme, deren Streit fich in kreifender Bewegung ausgleicht, fo gewährt die Ebene einen feltfamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, fteigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht electrifchgeladene Mitte des Wirbels empor, gleich den raufchenden Waßerhofen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes ftrohfarbiges Halblicht wirft die nun fcheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verœdete Flur. Der Horizont tritt plötzlich næher. Er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße ftaubige Erde, die im nebelartig verfchleyerten Dunftkreife fchwebt, vermehrt die erftickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Oftwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verfchwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünftung fchützte. Wie im eifigen Norden die Thiere durch Kälte erftarren, fo fchlummert hier unbeweglich das Crocodil und die Boafchlange, tief vergraben im trocknen Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürftenden im Spiele des gebogenen Lichtftrals das Trugbild des wellenfchlagenden Waßerfpiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durfte geängftigt, fchweifen die Pferde und Rinder umher, diefe dumpf aufbrüllend, jene mit langgeftrecktem Halfe gegen den Wind anfchnaubend um durch die Feuchtigkeit des Luftftroms die Næhe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verfchlagener fuchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durft zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verfchließt unter feiner ftachlichten Hülle ein waßerreiches Mark. Mit dem Vorderfuße fchlægt das Maulthier die Stacheln feitwärts, und wagt es dann erft, die Lippen behutfam zu næhern, und den kühlen Diftelfaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus diefer lebendigen vegetabilifchen Quelle ift nicht immer gefahrlos: denn oft fieht man Thiere welche von Cactusftacheln am Hufe gelähmt find.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, fo können Rinder und Pferde felbft dann nicht der Ruhe fich erfreuen. Ungeheure Fledermäufe faugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen fich an dem Rücken feft, wo fie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos Hippobofcen und eine Schaar ftechender Infecten fich anfiedeln. So führen die Thiere ein fchmerzvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Waßer auf dem Erdboden verfchwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthætige Regenzeit ein, fo verändert fich plötzlich die Scene in der Steppe. Das

tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den ſchwarzen Raum im Sternbild des ſüdlichen Kreuzes. Der ſanfte phosphorartige Schimmer der Magellaniſchen Wolken verliſcht. Selbſt die ſcheitelrechten Geſtirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetariſchem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erſcheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünſte ſich über dem Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielriſpigem Paſpalum und mannigfaltigen Græſern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimoſen die ſchlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vœgel und die ſich öffnenden Blüten der Waßerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufſchießenden Graſe verſteckt ſich der ſchœn gefleckte Jaguar, und erhaſcht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der aſiatiſche Tiger.

Bisweilen ſieht man (ſo erzählen die Eingeborenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten ſich langſam und ſchollenweiſe erheben. Mit heftigem Getœſe, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geſchleudert. Wer des Anblicks kundig iſt flieht die Erſcheinung: denn eine rieſenhafte Waßerſchlange oder ein gepanzertes Crocodil ſteigen aus der Gruft hervor, durch den erſten Regenguß aus dem Scheintode erwecket.

Schwellen nun allmählig die Flüße welche die Ebene ſüdlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara, ſo zwingt die Natur dieſelben Thiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waßerleeren ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaßer. Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die hœheren Bänke zurück, welche inſelförmig über dem Seeſpiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt ſich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammengedrängten Thiere ſtundenlang umher, und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasriſpe, die ſich über dem braungefärbten gährenden Waßer erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Crocodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert, und verſchlungen. Nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder die, dem Rachen dieſer blutgierigen Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieſer Anblick erinnert unwillkürlich den ernſten Beobachter an die Biegſamkeit mit welcher die alles aneignende Natur gewiſſe Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, ſo ſind Stier und Roſs dem Menſchen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges bis an den Plataſtrom, von der africaniſchen Meeresküſte bis zur Gebirgsebene des Antiſana, welche hœher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ſchützt die nordiſche Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Stral der Mittagsſonne. Dieſelbe Thiergattung, welche im öſtlichen Europa mit Bæren und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsſtriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht.

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein ſtellen den ſüdamericaniſchen Pferden nach: auch unter den Fiſchen haben ſie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaßer von Bera

und Raftro find mit zahllofen electrifchen Aalen gefüllt, deren fchleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erfchütternde Kraft nach Willkür ausfendet. Diefe Gymnoten haben fünf bis fechs Fuß Länge. Sie find mächtig genug die grœften Thiere zu tœdten, wenn fie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günftiger Richtung entladen. Die Steppenftraße von Uritucu mußte einft verändert werden, weil fie fich in folcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fifche die Næhe diefer furchtbaren Aale. Selbft den Angelnden am hohen Ufer fchrecken fie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erfchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electrifches Feuer tief aus dem Schooß der Gewäßer aus.

Ein malerifches Schaufpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fifche zum Angriff reizt. Schlangenartig fieht man fie auf dem Waßer fchwimmen, und fich verfchlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diefen erliegen viele unter der Stärke unfichtbarer Schlæge. Mit gefträubter Mähne, fchnaubend, wilde Angft im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusftæben bewaffnet, treiben fie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerftreuen fich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung um zu fammeln was fie an galvanifcher Kraft verfchwendet haben. Schwächer und fchwächer erfchüttern nun allmählig ihre Schlæge. Vom Geräufch der ftampfenden Pferde erfchreckt, nahen fie fich furchtfam dem Ufer, wo fie durch Harpune verwundet, und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß ift der wunderbare Kampf der Pferde und Fifche. Was unfichtbar die lebendige Waffe diefer Waßerbewohner ift; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt; was Eifen an Eifen bindet, und den ftillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtftrals, fließt aus Einer Quelle; alles fchmilzt in Eine ewige allverbreitete Kraft zufammen.

.

JACOB GÖRRES.

AUS DEN DEUTSCHEN VOLKSBUECHERN.

Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers D. J. Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniss, abentheuerlicher Lebenswandel, und mit Schrecken genommenes Ende. Cöln am Rhein und Nürnberg.

Daß Satans Reich groß und mächtig auf Erden ſey, hatte man frühe ſchon verſtanden. Was oben am dunkeln Himmel glänzte blinkte ſtralte, das war den Menſchen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll, ſchreckhaft: was aber der Erde dunkler Schooß verbarg, was im Erdbeben ihn durchzuckte, was aus geborſtenen Rißen dunſtig ſchwefelflammig Seuchen-verbreitend ſich ergoß, das war ihnen unheimlich verdächtig grauſenhaft: da ſchien ihnen kein Stern herauf; finſterer und immer finſterer wurde die Finſternifs, je tiefer ſich die Phantaſie in den Abgrund hinabverſenkte, bis endlich die geſchreckte ſelbſt erſtarrte, und unten, ganz unten die Nacht in ſchwarzen Klumpen gerann; und in dem Abgrund, den nimmer des fernen Himmels Morgenroth erreichte, da brannte der Hölle Pfuhl, da lag der alte Lindwurm mit allen Erdenübeln und ſchlief, ſo lange der Sonne Licht der Erde Oberfläche beſcheint, und die Gemeinde gottſelig fromm vor den Altæren kniet; wenn aber die Nacht die Erde nicht mehr mit Himmelslichte tränkt, wenn der Kerzen Schein am Altar erliſcht, wenn der Hölle Reich dann weiter wird und freyer, wenn die Lebenden ſchlafen, die Todten aber wachen und wandeln: dann ſendet der grimme Wurm die junge Brut hinaus auf Raub und Nahrung, und durch die Lüfte ſtreift dann das Gezücht, und die Werke der Finſternifs treiben, die treten dann auf den Kreuzwegen in ihren Zauberkreiſen mit ihnen in Verkehr, und die ungethümen Kinder der Lüge helfen ihnen Unheil und Bœſes ſchaffen. Denn die Fürſten des Himmels, hat man geſchloßen, die Sterne, ſind an der Aſtrologen Kreiſe feſtgebunden: der Menſchen Geiſt vermag ſo gleicher Weiſe durch nigromantiſchen Zauber die Fürſten der Finſternifs in gleiche Kreiſe einzubannen, daß ſie ihm Rede ſtehen, daß ſie die arge, aber übermenſchliche Kraft zu ſeinem Dienſt verwenden, daß ſie die Geheimniſſe und die Schätze der dunkeln Nacht ihm öffnen, daß ſie die Naturkräfte ihm dienſtbar machen, und ihn durch ihre Macht zum Erdenfürſten erheben, dafür daß er ſich ſelbſt und den irdiſchen Leib ihnen erb- und eigenthümlich verſchreibt. Das iſt daher das Weſen der Magie, ein furchtbarer Bann, der hinunter in der Erde Abgrund reicht; und wenn des Menſchen Thun die Schranken des Irdiſchen verläßt, wenn er in ſeinem Treiben ſich in ſich ſelber ſcheidet, und himmelan die Flamme der frommen Gottſeligkeit ſchlægt, und endliche Menſchen zu Heiligen des Himmels ſich verklæren, dann muß in der Scheidung der Gegenſatz nothwendig ſich ebenfalls mit hervordrängen: während die einfältige ſchuldloſe Gottesfurcht in ſtiller Hingebung des Himmels Reich

gewinnt, muß der kecke übermüthige Trotz der Hölle Pforten ſtürmen; dort wird irdiſche Mühſeligkeit mit himmliſcher Glorie dann vergolten, hier irdiſche Wohlfahrt mit ewiger Höllenqual gebüßt. Daher iſt die Magie mit ihrer ganzen Encyclopædie der Goetie Necromantie Necyomantie Anthropomantie Eiconomantie Gaſtromantie Catoptromantie Oneiromantie Hydromantie Geomantie Pyromantie Capnomantie Ichthyomantie Tephromantie*), mit allen ihren Künſten und Zauberformeln und Beſchwœrungen, mit ihren Kreiſen und Sprüchen durchaus ein deſcendenter religiœſer Cultus: gottlos ſchwœrt das Menſchenkind den Himmel ab, und mildthætig nimmt die Hölle ihn dafür zum Heiligen auf.

Das war der conſequente Volksglauben der Zeit, die in religiœſer Genialitæt ſo viele Selige dem Himmelreiche eingeboren hat: er hat auch dieſen Fauſt geboren, der zwar als ein Product der jüngeren Zeit erſcheint, von dem aber die Propheten der vergangenen Alter wie von einem noch kommenden geweißagt hatten. Eben ſo iſt hauptſächlich auch von ihm, als die religiœſe Genialitæt in eine poetiſche ſich verlor, jenes neue unendliche Object der Kunſt ausgegangen, an dem ſie in den neueren Zeiten ſo vielfältig ſich verſucht, die Darſtellung des Teufels næmlich. Das Zerrißene, Grundbœſe in plaſtiſchen Umrißen, alſo in Harmonie darzuſtellen; das durch ſeine innere falſche Natur immerfort verzerrte zur Ordnung und Einheit zuſammenzuzwingen; das Miſsverhältniſs ſelbſt in Verhältniſſe einzuſchließen, und der abſoluten Verlogenheit doch eine Kunſtwahrheit zu leihen: das iſt die ſchwer zu lœſende Aufgabe; gleichſam als ob man freßendes Gift bereiten ſollte in einem Becher der ſeine Berührung ſcheut und davon in Stücke zerſpringt. Durchaus fällt daher das Problem jenſeits der Gränzen der eigentlichen Kunſtſchœnheit hinaus: gerade der negative Gegenſatz alles Schœnen muß ſich in ihm bilden, und ein vollendeter Teufel kann uns unmœglich Liebe abgewinnen: er kann nur auf unſern Haß Anſpruch machen; teufeliſch müßen wir ihn ſelbſt erblicken, und teufeliſch uns an ihm freuen, und dieß Erwecken unſerer Teufelhaftigkeit durch die äußere kann allein die Genialitæt des Werkes conſtituieren. Indem wir aber uns an ihm ergötzen, haben wir ſelbſt gleichfalls gewiſſermaßen ſchon einen Bund mit ihm geſchloßen: Fauſts Sympathie mit ihm war eine gleiche, nur enger; er lebte mit ihm gleichſam in einer umgekehrten Ehe, der nicht Liebe, ſondern Feindſeligkeit zum Grunde lag, und die daher mit der Vernichtung des ſchwächeren Gehaßten endete.

Das Volksbuch über den D. Fauſt iſt Auszug eines grœßeren Werkes unter dem Titel »Erſter Theil der wahrhafftigen Hiſtorien von den grewlichen und abſchewlichen Sünden und Laſtern, auch von vielen wunderbarlichen und ſelzamen Ebentheuern, ſo D. Johannes Fauſtus, ein weitberuffener Schwarzkünſtler und Erzzauberer, durch ſeine Schwarzkunſt bis an ſeinen erſchrecklichen End hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen und ſchœnen Exempeln, menniglichem zur Lehr und Warnung außgeſtrichen und erklehret durch G. R. Widman. Gedruckt zu Hamburg 1599.« 4. Zweyter Theil. Dritter Theil. Früher, wie man glaubt, ſchon 1587. 8. Berlin herausgekommen. Daß Fauſt gegen das Ende des fünf-

*) Eiconomantie — Catoptromantie Oneiromantie — Ichthyomantie Tephromantie] *bei Görres* Leconomantie — Captromantie Onomantie — Ichtiomantie Thephramantie.

zehnten und den Anfang des fechzehnten Jahrhunderts wirklich exiftiert habe geht aus einer Menge hiftorifcher Zeugniffe von Augenzeugen, die ihn gefehen zu haben verfichern, hervor. Er lebte gleichzeitig mit Paracelfus, und war, wie es fcheint, Freund von ihm und dem gleich berüchtigten Cornelius Agrippa. Melanchthon gedenkt feiner in feinen Briefen, und eben fo Konrad Gesner, als feines Zeitgenoßen. Manlius in feinen *Collectaneis Locorum communium* fagt von ihm *p.* 38 «*Novi quendam nomine Fauftum de Kundling, quod eft parvum oppidum patriæ meæ vicinum.*» Widman führt in der Einleitung mehrere Äußerungen Luthers über ihn an, und fagt dabei am Ende «Diefe und andere mehr kurzweilige und frœhlich erzählte Gefpræch hab ich aus einem befondern Schreiben, fo mir bekannt, wollen erzählen.» Aus allen diefen Zeugniffen, obgleich fie fich häufig, fogar in Rückficht auf fein eigentliches Vaterland, widerfprechen, geht fo viel hervor, daß er, als hiftorifche Perfon angefehen, als ein pfiffiger, verfchlagener, feinem Jahrhundert imponierender, vielleicht auch in geiftiger Bildung und technifcher Gefchicklichkeit wirklich überlegener Menfch erfcheint, der befonders feine Wichtigkeit eben durch fein Zeitalter erhielt. Indem næmlich die Reformation den erfchlafften religiœfen Sinn wieder aufs Neue weckte, konnte diefer bei dem durchhin nüchternen nordifchen Character der fie bezeichnete unmœglich in glühender Andacht fich in religiœfe Transfcendenz verlieren: fie mochte lieber polemifch hervorbrechen, und den Gegenfatz des Heiligen dem öffentlichen Abfcheu hingeben; wie fie überhaupt den ältern Cultus als einen gleich negativ gewordnen dargeftellt und dem gleichen Abfcheu preisgegeben hatte. So erfcheint Fauft daher in der Gefchichte gleichfam als der allgemeine Repræfentant der ganzen fchwarzkünftlerifchen zauberifchen Tendenzen, die durch alle Jahrhunderte durchgegangen waren, jetzt aber an der Gränze, wo das einige Ganze der Religion fchifmatifch in fich felbft zerfiel, und Haß und Feindfchaft in den getrennten Gegenfätzen erwuchs, endlich ihren gemeinfchaftlichen Sammelpunct in einem Manne fanden der bei feinen vielfältigen Reifen in mannigfaltige Berührung mit allen Claffen des Volks gekommen war, und überall fich der Gemeinfchaft mit dem Bœfen rühmte. Schon in den früheften Zeiten trug fich das Volk mit ähnlichen Erzählungen von Teufelsbannungen, wie fie im Fauft fich finden. Außerdem, daß das ganze Hexenwefen unmittelbar damit zufammenhieng, in dem durchaus die myftifche Verzuckung, aber nicht in die Seligkeiten des Himmels, fondern in den Abgrund der Hölle, auf den Blocksberg oder unter das Hochgericht, wiederkehrte, hatte das Volk zu allen Zeiten Menfchen die es im Bunde mit dem Teufel glaubte. Zoroafter Democrit Empedocles Apollonius waren in den älteren Zeiten diefem Urtheil nicht entgangen, und in der neuern Zeit mußten Raimund Lullius, Arnold von Villeneuve, Albertus Magnus, Johann Tritheim, H. Cornelius Agrippa, Theophraftus Paracelfus, Hieronymus Cardanus der Reihe nach diefem Verdachte fich preis geben. Zoroafter, nachdem er viele Bücher von der Zauberey gefchrieben, und fich zum Kœnige durch feine Kunft emporgefchwungen, wurde vom Teufel erfäuft. Robert der Teufel, Herzog der Normandie, im Jahr 768, vermochte in alle Thiergeftalten fich zu verwandeln; er that drey Jahre Buße: doch nahm ihn am Ende der Teufel, führte ihn in die Luft, und ließ ihn herabfallen, daß er zerfchmet-

terte. Baian, Fürſt in Bulgarien, zu Lothars Zeiten, übte auf gleiche Weiſe Zauberkünſte; am Ende flüchtete er ſich nach Rom; der Pabſt legte ihm St. Peters Ketten an: allein der Teufel erwürgte ihn nichts deſto weniger. So hatte gleichermaßen der kriegeriſche Pabſt Silveſter der Zweyte, der Mathematiker, einen Bund mit dem Teufel, der in Geſtalt eines ſchwarzen zottichten Hundes ihn begleitete, und ihn nach Verlauf ſeiner Zeit aus der Kirche nahm. So Johann XIII. XIX. XX. XXI; ſo legte man Gregor VII. einen Zauberſpiegel bei; er hatte dem Teufel den Cœlibat angelobt, und er nahm ihn in Geſtalt eines ſchwarzen Mohren. Benedict IX. hatte ſieben Stück geſchworne Geiſter in einem Zuckerglaſe; Paul II. verſchrieb ſich mit Blut aus ſeinem Daumen dem Teufel in Geſtalt eines grauen Männleins, war reich wie kein Pabſt, führte ein greulich Leben, und als ſeine Zeit um war, nahm ihn Satanas von der Seite ſeiner Concubine weg. So hatte jedes Zeitalter gewiſſermaßen ſeinen Fauſt; von jedem wußten die Zeitgenoßen irgend etwas Übermenſchliches beizubringen, das nur als Emanation des Bœſen ihnen begreiflich wurde: alle dieſe Einzelheiten ſammelten ſich endlich in dem wahren und dem letzten Fauſt, der als der Heermeiſter aller vorhergegangenen Zauberer ſich an ihre Spitze ſtellte, und alles vollbrachte was dieſe gekonnt, und noch Mehreres. Fauſt iſt daher gewiſſermaßen mehr Buch als Perſon: alles was von ſeinen Zauberkünſten die Geſchichte ſeines Lebens erzählt, iſt früher viele Jahrhunderte ſchon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fauſts Bildniſs war gleichſam das Siegel nur was man auf die Sammlung Aller gedrückt. Wirklich iſt kaum irgend ein Factum in Fauſts Leben das ſich nicht mit einer früheren gleichlautenden Tradition belegen ließe. Wie Fauſt den Kaiſer Maximilian, ſo bewirthete Albertus Magnus im Jahre 1248 in dieſer Sage den Kaiſer Wilhelm zu Köln um Weihnachten, wo Alles von Froſte ſtarrte, in einem grünen Garten mit belaubten Bäumen, die alle blühten beim Geſang der Nachtigallen. Als ein andermal ein Fürſt von ihm Auſtern verlangte, klopfte er nur ans Fenſter: da reichte gleich jemand eine Schüßel voll dar, auf welcher die franzœſiſchen Lilien geſtochen waren. Da man deshalb nachfragte, war zur ſelbigen Zeit eine Schüßel mit Auſtern in des Kœnigs Küche weggekommen (Therſander). Auch dieſe Sage iſt in den Fauſt aufgenommen. Vom Erlolfus, Abt von Fulda, erzählte man auf gleiche Weiſe wie er Speiſe nach Belieben herbeizuſchaffen wiße, und Wein jeder Art aus hölzernen Pflöcken auszuzapfen verſtände. Die Erzählung von den vier Gauklern zu Frankfurt die ſich enthaupten ließen, iſt gleichfalls eine ſehr alte Sage: ſie wurde ſchon vom Simon Magus erzählt, und eben ſo vom Johannes Teutonicus, Domherr zu Halberſtadt um 1271, der einen ſeiner beſoffenen Cumpane auf ſeiner Stube enthauptete, den Kopf auf der Schüßel den Übrigen herunterbrachte, und wie dieſe nun beſtürzt heraufgelaufen waren, und den Rumpf geſehen und die Stube voller Blut gefunden hatten, da trafen ſie den Getœdteten geſund und munter unten wieder am Tiſche ſitzen. Dasſelbe erzählt Hondorff in ſeinem *Theat. hiſt. p.* 188, wie *Anno* 1272 ein zauberiſcher Gaukler aus den Niederlanden gen Kreuznach gekommen ſey: der habe auf öffentlichem Markte ſeinem Knechte den Kopf abgehauen, und nachdem der Körper eine halbe Stunde auf der Erde gelegen, habe er ihm denſelben wieder aufgeſetzt. Er fuhr auch mit den Hunden in der Luft herum, und machte ein Geſchrey

dabei als wenn er auf die Jagd gienge. Dieſe Luftjagd, wie auch Fauſt ſie vor dem italiænifchen Abgeſandten veranſtaltete, wurde eben ſo dem Scotus zu Frankfurt, dem Zoroaſter und dem Robert von der Normandie beigelegt. Auch die Mantelfahrt hatte man frühe ſchon von Simon Magus und Andern erzählt. Teutonicus hatte drey Pfründen, zu Halberſtadt Mainz und Köln; er mußte in der Chriſtnacht an jedem Orte eine Chriſtmeſs ſingen, und dafür hatte er in ſeinem Schreibſtüblein einen Roſszaum hängen, und wenn er dem Diener ſagte »Jung, nimm den Zaum, geh in den Hof, ſchüttle ihn!« dann kam alsbald ein Roſs hineingelaufen, der Pfaff ſetzte ſich auf, und fuhr damit davon. Daraus wurde die Geſchichte der Pfalzgrafen die gegen Heidelberg fuhren, die ſich aber nicht im Volksbuche findet. Die Erzählung von dem Adelichen aus Dresden den Fauſt auf dem Mantel aus der Türkey abholte, und zu ſeiner Frau zurückbrachte, die ſich eben an einen Andern verheirathen wollte, iſt aus Heinrich dem Lœwen genommen. Das Roſstauſcherſtück iſt der alte bœhmiſche Schwank von dem Bäcker und den Schweinen. Der Fürſt Baian zauberte ganze Schwadronen Kriegsvolk herbei, wie Fauſt als der Ritter von Hard ihn verfolgte; er konnte dabei jede beliebige Geſtalt annehmen. Roger Baco trieb, wie Fauſt, Schiffe ſtromaufwärts. Von Paracelſus verſichern ſeine Freunde J. Oporin in Baſel und G. Wetter, die auf ſeinen Wanderungen ihn begleiteten, er habe oft den Teufel ſeinen Freund und Geſellen genannt, und zuweilen, berauſcht, um Mitternacht ganze Schwärme bœſer Geiſter citiert, und mit ſeinem Degen ſich mit ihnen herumgeſchlagen. Wie Fauſt den Alexander vor dem Kaiſer Maximilian citierte, ſo meldet die franzœſiſche Chronik wie Robert von der Normandie Karl den Großen durch den Zauber herbeigerufen habe. Zu der Geſchichte wie Fauſt ein Fuder Heu als Salat um einen Lœwenpfennig gefreßen, gieng ebenfalls ein Pendant ſchon in früheren Zeiten um, wie næmlich der Abt Erlolfus einem Wirthe alle Gerichte weggegeßen habe, und am Ende des Wirthes Weib ſelber mit, die jener aber hernach in der Küche wieder unverſehrt, ſo wie die Speiſen in der obern Kammer gefunden habe. Auch die Geſchichte mit dem aufgefreßenen Wirthsjungen iſt daher keineswegs allein ihm eigen. Als Karl IV. mit der bayeriſchen Prinzeſſinn Sophie Beilager feyerte, brachte der Braut Herr Vater einen ganzen Wagen voll Schwarzkünſtler mit nach Prag. Da es aber am K. Hofe an ſolchen Leuten auch nicht fehlte, ſo mußten ſie mit einander certieren wer die Kunſt am beſten gelernt hatte. Hier ergriff der bœhmiſche Zauberer Zytho den Meiſter der bayeriſchen, Namens Gonin, ſperrte das Maul auf bis an beide Ohren, und fraß ihn mit Haut und Haaren bis auf die Schuhe; welche, weil ſie ſehr kothig waren, er wieder von ſich ſpie. Hernach ſetzte er ſich über ein großes Gefäß mit Waßer, und gab den verſchlungenen wieder von ſich (Therſander). So ſchlægt daher überall im Fauſt die Tradition durch: er hat die alten Zauberer alle um ſich her citiert, und weil er allein noch unter den Lebendigen iſt, darum führt er für ſie alle auch das Wort. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt ſein eigener Compilator geweſen ſey, und ſich geſammelt habe aus den mannigfaltigen Überlieferungen der Vergangenheit. Widmanns Schrift gründet ſich, wie der Herausgeber ſelber mehrmal ſagt, auf ein Autographum von Fauſt, das eines gelehrten alten Doctoris in Leipzig drey Herren Söhne in ſeiner Liberey gefunden und Andern mitgetheilt haben, was er dann weiter aufgeſtutzt und mit moraliſchen Anmer-

kungen versehen; wie denn die zehn schlechten Disputationen Fausts mit dem Teufel über Himmel Hölle Geister Welt und Teufel ganz von ihm zu seyn scheinen. Es wære indessen auch nicht unmœglich, daß jenes Autographum von Johann Waiger oder Wagner, Fausts Schüler, sich herschriebe. Faust selbst giebt ihm das Zeugnifs wie er verschwiegen sey, und viel bœser Schalkheit in ihm stecke, dabei mit ziemlichem Verstand begabt; wie er in der Schule bei Bäckern Metzgern und andern Handwerksleuten für stumm gegolten habe, im Hause aber fertig redete; dabei Bankert. Er setzte ihn deswegen zu seinem Erben ein, vermachte ihm alle seine Bücher, und in einer Unterredung vor seinem Tode sagte er ihm ausdrücklich «Daneben bitte ich dich daß du meine Kunst, Thaten und was ich getrieben habe, nicht offenbarest, dann allererst lang nach meinem Tode: alsdann wollest du es fleißig aufzeichnen, es zusammenschreiben und in ein Historien bringen; darzu dir dein Geist und Auerhahn helfen wird: was dir vergeßen ist, das wird er dich wieder erinneren. Dann man wird diese meine Geschichte von dir haben wollen.» Über Wagner selbst erschien spæter eben auch wieder eine gleiche Biographie wie die hier von ihm gefoderte unter dem Titel «Des durch seine Zauberkunst bekannten Chr. Wagner Leben und Thaten. Weyland von Fr. Schotus Tolet, in teutscher Sprache beschrieben von P. S. M.» Berlin 1712; spæteres Machwerk, nachgestoppelt, und ohne allen innern Werth.

Faust ist übrigens keineswegs der einzige und älteste Zauberroman: früher scheint ihm die Schrift vorangegangen zu seyn die Koch anführt «Lucifers mit seiner Gesellschaft val. Und wie derselben geist einer sich zu einem Ritter verdingt, und ym wol dienete.» Bamberg 1493. 4. Eben so Theophilus, eine Romanze, wo dieser sich mit Leib und Seele dem Teufel verschreibt um wohl leben zu können, und die Handschrift in der Hölle dann niedergelegt wird. Am Ende schließt er jedoch minder tragisch als Faust damit, daß er die Sünde bereut, und Maria ihn aus des Teufels Gewalt befreyt. Aber weit älter noch und in die früheften Jahrhunderte fallend ist die Geschichte des Zauberers Virgilius. Mir ist nur die holländische Übersetzung desselben zu Gesicht gekommen: «*Een schone Historie van Virgilius, van zijn Leuen, Doot, ende van zijn wonderlijcke werken, di hy dede by Nigromantien, ende by dat behulpe des Duyvels. T'Amsterdam by H. S. Muller* 1552.» Virgil als Jüngling geræth hier in eine Berghöhle; ein Teufel, der darin gebannt ist bis zum jüngsten Tage, wenn ein Mensch ihn nicht befreyt, ruft ihn bei Namen, bittet ihn um Hülfe, und verspricht ihn dafür die Schwarzkunst zu lehren. Virgil willigt ein, läßt sich unterrichten, und öffnet dem Teufel dann die enge Öffnung in der er eingesperrt ist: dieser schlüpft hervor, und Virgilius stellt sich erstaunt daß durch dieses enge Loch die ansehnliche Figur hindurch gekonnt, findet es unmœglich; der Teufel verspricht um ihn zu überzeugen den Durchgang noch einmal vorzunehmen: er drängt sich hinein, und Virgilius schließt die Öffnung, und versperrt ihn von neuem. So findet von diesem Faust der Teufel sich dasmal überlistet. Virgilius geht nun hin mit seiner Kunst, und baut sich zunæchst ein Castell; seine Feinde hetzen den Kaiser gegen ihn auf, daß er ihn belagert: er aber verzaubert die ganze Armee, daß sie alle nicht vorwärts noch rückwärts können; und da ein anderer Nigromant den Bann lœst, seine Leute in Schlaf versetzt, und die Belagerer nun stürmen, findet V. noch eine stärkere Beschwœrung im Buche, daß Alle

wie ſie ſtehen auf Leitern, Mauern, und der Kaiſer ſelbſt wie erſtarrt bleiben müßen, bis ſie ſich mit ihm ausſöhnen, und er ſie wieder lœſt. Dann baut er einen Pallaſt, in deſſen vier Flügeln man alles hœrt was in den vier Quartieren von Rom geſprochen wird. Weiter gründete er *Salvatio Romæ*, einen Thurm mit Bildniſſen, die nach allen Gegenden die Glocken in den Händen tragen, mit denen jedesmal diejenige läutet, nach deren Weltgegend hin ein Volk die Stadt bedroht. Weiter verfertigt er ein kupfernes Pferd mit einem Reuter von derſelben Materie, das Nachts durch die Straßen ritt, und mit einem Flegel alle Diebe tœdtete; dann eine Lampe, die immer brannte, bis ſie dreyhundert Jahre nach ſeinem Tode von einem Metallmann erſchoßen wurde, den er mit geſpanntem Bogen dabei geſetzt. Dann legt er ſich einen Baumgarten an, worin tæglich Früchte reiften, Blumen blühten, unſichtbare Vœgel ſangen, Quellen rieſelten in denen Fiſche ſpielten; Alles nur mit einer Luftwand, und doch ſo beſchloßen, daß niemand hineindringen mochte. Er verliebt ſich weiterhin in des Sultans Tochter von Babylon, führt ſie auf ihre Bitte mehrmal durch die Luft in ſeinen Baumgarten; der Sultan, der einſt ihre nächtliche Abweſenheit bemerkte, und ſie Morgens wieder im Bette findet, fragt ſie um ihr Abentheuer: ſie entdeckt ihm des Meiſters Kunſt. Der Sultan gebietet ihr ihm, wenn er wiederkehre, einen Schlaftrank zu geben: ſie thut wie er ihr geheißen, und V. wird gefangen, und ſoll getœdtet werden. Da zaubert er dem Sultan den Euphrat auf den Richtplatz, daß er mit ſeinem ganzen Hofe in ihm ſchwimmt und zappelt wie die Fiſche; er ſelbſt aber baut ſich eine Luftbrücke, entführt ſeine Geliebte, und gründet dann Neapel mit einem Thurme darin, auf dem ein Apfel an einer eiſernen Kette hängt, und wenn man ihn erſchütterte, dann mußte ein Erdbeben die ganze Stadt erſchüttern; wenn man ihn aber wegbrach, dann ſollte die Stadt verſinken. Er ſtiftete auch Schulen dort, und las ſelbſt Nigromantie, und nachdem er noch viel Anderes vollbracht, wollte er wieder ſich verjüngen, und nahm ſeinen getreueſten Knecht, gieng mit ihm in ſein Caſtell, und gebot ihm ihn in Stücken zu hauen, und alle Gliedmaßen dann, den Kopf zu unterſt, das Herz in die Mitte, die Füße zu oberſt, in eine Tonne zu legen, über der eine ewige Lampe brannte, und dieſe dann jeden Tag zu erneuen: nach drey Wochen werde er als Jüngling wieder auferſtehen. Der Diener ließ ſich mit Mühe nur bereden: nachdem aber der Proceſs ſieben Tage fortgedauert hatte, vermiſst der Kaiſer den Meiſter: er inquiriert auf den Diener, und dieſer muß ihn endlich nach vielem Widerſtande in das Caſtell einführen, das Metallrieſen mit eiſernen Dreſchflegeln bewachen: als man aber dort die Stücke in der Tonne findet, wird der Diener als Mörder umgebracht, und ein nacktes Kind wurde da geſehen, und rief «Vermaledeyt ſey der Tag wo ihr hergekommen!» und verſchwand. Man ſieht wie Alles friſcher romantiſcher ſüdlicher als in dem nordiſchen Fauſt iſt, der mehr gegen das Komiſche oder das Schreckliche hinneigt. Es iſt, wie mehrere Spuren andeuten, italiæniſchen Urſprungs, und entweder unmittelbar von einem Italiæner, oder auch wohl von einem Spanier oder Griechen in Italien geſchrieben. Mehreres aus dem Romane, wie z. B. die *Salvatio Romæ*, die auch in den *Geſtis Romanorum* und den Sieben weiſen Meiſtern vorkömmt, deutet auf einen ſehr frühen Urſprung des Werkes, der vielleicht hinter dem zwölften Jahrhundert liegt.

BEGINN DER EINLEITUNG ZU DEN ALTTEUTSCHEN VOLKS- UND MEISTERLIEDERN.

Unter den verſchiedenen merkwürdigen Gegenſtänden wodurch die gegenwärtige Heidelberger Bibliothek die allgemeine Aufmerkſamkeit mit Recht in Anſpruch nimmt, hat neben den großen epiſchen Geſängen die darin aufbewahrte Maſſe von Liedern die Betrachtung des Herausgebers dieſer Blätter beſonders auf ſich gezogen. Es war zu erwarten, daß zunæchſt die Volkspoeſie hier nicht leer ausgegangen, und daß eine Sammlung die ſo viele Stimmen alter Zeit in ſich aufgenommen, und mitten in dem ſangreichen Schwaben entſtanden war, ſich den friſchen muntern Tœnen nicht verſchloßen haben werde, die unten von der Stadt herauf, aus dem umringenden Walde, in dem die Hirſche zahm und heimlich bis an die Thore æßten, von den Ufern des Neckars und der Bergſtraße herüber zu den Fenſtern des alten Thurmes hereinſchlugen, in dem ſie früher aufbewahrt wurde. Dann jener zarte milde ſüße Minnegeſang, jene liebliche Dichtung, die in ihren bunten chromatiſchen Fortſchreitungen bald den May und den Frühling und die Waldfreude jubelnd begrüßt, und mit munterm Harba-harba-loriſa den frœhlichen Reigen führt; dann Sanges Hort in Herzens Schrein aufthuend, in reichen Tœnen die Geliebte beſingt, die beßer iſt danne gut, mit dem kuslichen Munde und den roſenvarwen Wangen ein wunder wohl gemachet Weib, die, thut ſie weh, auch bas wieder thut; und wieder mit frohem Leid und klagender Liebe des Winters Gewalt und das riſende Laub und die wehthuende Noth der Minne klagt, bis ſie mit Heinrich von Morunge »ſchweigt rechte als ein Stummer, der von ſeiner Noth nicht geſprechen kann, wann daß er mit der Hand ſein Wort deuten muß, und fällt nieder und neigt ihr auf den Fuß"; dann wieder hœher anſteigend die begrüßt, die mit der Sonnen iſt bekleidt, gekrœnet mit zwölf Sternen klar, und der Schemel iſt der Mane; oder in das Land gedingt da Gott viel menſchlich inne gieng; überall aber, welches Getœne ſie immer ſinge, wie Konrad von Wirzburg von ihr fodert, nicht gelernt, ſondern von ihr ſelb gewachſen und entſprungen, aus dem Herzen klingt im Beginn von Gottes Gunſt. Es gehen viele Sagen in den Rheinländern von altem Weine, den man vergeßen im Schutte alter Burgkeller gefunden, der, weil das Feuer in dem Phlegma durch die lange Zeit ſich abgelöſcht, in einem milden Oele ſeine Glut gefangen: dieſem iſt jene Poeſie füglich zu vergleichen; und der geflügelte Wind, der klingend durch Harfe und Laute der alten Meiſter durchgezogen, hat ſein mit Tœnen reich getränktes Gefieder vor der Burg der Pfalzgrafen hier geſchüttelt, und wie goldne brennende Tropfen ſind zahlreiche Lieder von ihm herabgeſtäubt, die in ſilbernen Schalen ſich geſammelt. Man weiß wie die Liederbuche in denen die Maneßen in Zürich, wie Meiſter Hadloub ſingt, guten Sang womit man den Frauen wohlgethan ihr Lob kann mehren, niedergelegt, daß ihrem Hofe mochten neigen alle Singere: wie dieſe Bücher, ehe ſie in die Pariſer Bibliothek wanderten, geraume Zeit hier aufbehalten wurden, und wie neben ihnen eine

andere kleinere Sammlung ſich gerettet. Dazu hat ſich dann drittens jener alte Meiſtergeſang gefügt, in dem die Dichterey ſich bürgerlich eingezünftet, ſolange im Frieden das Waffenſpiel und die Fechtſchule, im Kriege die wehrhafte Theilnahme und Selbſtthætigkeit den Bürger lebendig und rüſtig erhalten, ſelbſt rüſtig und lebendig; dann aber, als das Gezweige, vom Lebensblut verlaßen, dorrte, freylich auch in dürrem Laube und welken Blumenkränzen ſpielte, und wie ein verſpæteter Sangvogel noch einige abgerißene Weiſen des alten Schlages in der kalten trüben Zeit verſuchte.

Seit ein großes verhängtes Unglück die Zeit aus ihrer Selbſtvertiefung und Selbſtabgötterey herausgeſchreckt, wendet ſich, indem ſie eine beßere Zukunft zu gründen ſucht, mehr und mehr ihr Blick mit Liebe gegen eine ferne Vergangenheit zurück, in der ſie ihr beßeres Selbſt wieder zu erkennen ſucht. Nirgend aber ſpricht dieſes Selbſt ſich in ganzer Eigenthümlichkeit ſo ſcharf und klar und gediegenen Gepræges aus als eben in der lyriſchen Poeſie, die wie Pulsſchlag und Athemzug Zeichen und Maaß des innerſten Lebens iſt, und wie der Lichttræger das Licht das er am Tage eingeſogen in die Nacht ausſtrœmt, ſo die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in ſich aufbewahrt und ſie auf die Ferne übertrægt. Während die großen epiſchen Strœme den Character eines ganzen weitumgreifenden Flußgebietes in Zeit und Geſchichte ſpiegeln, ſind dieſe lyriſchen Ergüße die Brunnen und die Quellen die mit ihrem Adernnetz das ganze Land durchtränken, und das Geheimniſs ſeiner innerſten Eingeweide zu Tage bringen, und in den Liedern ſein wärmſtes Herzblut ausſprudeln. Und wie aus ſolchen Quellen und Brunnen eben jene großen Strœme zuſammenlaufen, ſo wird die ganze Maſſe dieſer Dichtungen, deren jede für ſich das freye, ja zufällige Erzeugniſs einer durchaus eigenthümlichen beſondern Stimmung und Begeiſterung erſcheint, im Ganzen als durch ein großes durchgehendes Geſetz der Nothwendigkeit in ſich verknüpft und geordnet ſich darſtellen, und dadurch wieder zu einem epiſchen Ganzen werden; gerade wie in unzähligen Rückſtralungen von vielen Waßertropfen ſich ein ausgezogenes Sonnenbild im Regenbogen mahlt, das mitten im bewegten Waßerſtaube allein ruhig und unbeweglich ſteht. Aus dieſem Geſichtspuncte, die Sonne im Rücken, muß die hier gebotene Sammlung betrachtet werden. Es mußte, eben weil es zeitgemæß, ſich auch als ein dankbares Geſchäft erweiſen, alles was ſich aus dieſer Gemüthswelt nach Rom gerettet, und nun Teutſchland zurückgegeben war, mit offnem Sinn und ſcharfem Auge zu betrachten, und das Erleſenſte wieder ins Leben einzuführen. Das iſt in dieſer Sammlung verſucht, die in fünf innerlich wieder organiſch gegliederten Abtheilungen die Ausbeute dieſes Studiums zuſammenſtellt, und das innere Leben der Nation durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten an unſerm Auge vorüberführt. Zuerſt jener Blumenflor von Liebesliedern, die wie ein blühender Frühling an den Eingang treten, und die durchgängig volksmæßig ein ganzes Herz bis zum Grund ausſchöpfen, und ihm durch Leid und Luſt, in Schwellen und Entleeren, in Erhebung und Niederſteigen durch alle die feinſten Schattierungen ſeiner Lebensbewegung folgen. Die ſcherzhaften ſodann, in denen allerley Spaß und Übermuth ſich aufgethan um mit ſich ſelbſt und der ernſthaftigen Welt zu ſpielen und ihrer würdevollen Breite einen Zeitvertreib abzugewinnen. Weiter eine ſpærliche Nachleſe von Romanzen und Balladen, an denen wir ſo ſehr viel

ärmer als die Engländer und die übrigen Nordifchen, weil der lebendige Sagengefang bei uns fo viel früher verftummt, und zur rechten Zeit feinen Sammler nicht gefunden. Viertens die hiftorifchen Dichtungen, worin was feit den Zeiten der erften Kreuzzüge die Nation bewegt, wiedertœnt, und ihre ganze Gefchichte in ihren großen Maffen an uns vorübergeht. Endlich die Ergüße religiœfer Begeiftrung und eines frommen Kinderglaubens, die, weil an ihnen Anfang und Ende fich berühren, und in der Gefinnung die fie hervorgebracht aller Streit feine Beruhigung findet, billig an den Schluß des ganzen Unternehmens treten. Es ift nicht zu zweifeln, daß wenn eine ähnliche Sammlung die ganze vorhandne Maffe der frühern Volks- und Kunftpoefie der Nation beherfchen könnte, allerdings ein noch weit gediegeneres, mehr vielfeitiges und tœnereiches Werk aus fo reichlichem Stoffe hervorgehen würde: allein die næhere Anficht wird überzeugen daß fchon diefe einzige Liberey, in der doch Zufall im Geben und Nehmen fo fehr gewürkt, eine nicht zu verachtende Ausbeute gegeben, die auf den Gefammtreichthum des Volkes in allen feinen Stämmen und Zeiten leicht fchließen läßt. Vieles kann fich keck dem Beften an die Seite fetzen was in feiner Art zur Hervorbringung gekommen; und wenn Einiges die Anfprüche ftrenger Kunftform unbefriedigt läßt, fo entfchædigt es alsdann doch jedesmal durch irgend ein anderes Intereffe, während felbft fein Unzulängliches und fein Abfall vom rechten Ebenmaße in einer hiftorifchen Sammlung feine Stelle fordert.

FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER.

DER MONOLOGEN FÜNFTER.

JUGEND UND ALTER.

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt: fo leb ich, ich weiß es, immer næher dem Tode entgegen. Aber dem Alter auch? dem fchwachen ftumpferen Alter auch, worüber Alle fo bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verfchwunden ift die Luft der frohen Jugend, und der innern Gefundheit und Fülle übermüthiges Gefühl? Warum laffen fie verfchwinden die goldene Zeit, und beugen dem felbftgewählten Joch feufzend den Nakken? Auch ich glaubte fchon einft, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend; leifer und bedächtig wollte ich einhergehn, und durch der Entfagung weifen Entfchluß mich bereiten zur trüberen Zeit. Aber es wollten nicht dem Geift die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den erften Ruf die freundliche

Jugend zurük, und hält mich immer feitdem umfaßt mit fchüzenden Armen. Jezt, wenn ich wüßte, daß fie mir entflœhe, wie die Zeiten entfliehen, ich ftürzte mich lieber bald dem Tode freiwillig entgegen, damit nicht die Furcht vor dem ficheren Übel mir jegliches Gute bitter vergälle, bis ich mir endlich doch durch unfæhiges Dafein ein fchlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht alfo fein kann: denn es foll nicht. Wie? das geiftige Leben, das freie, das ungemeßne müßte mir eher verrinnen als das irdifche, welches beim erften Schlage des Herzens fchon die Keime des Todes enthielt? Nicht immer follte mir mit der vollen gewohnten Kraft aufs Schœne gerichtet die Fantafie fein? nicht immer fo leicht der heitere Sinn, und fo rafch zum Guten bewegt und liebevoll das Gemüth? Bange follt ich horchen den Wellen der Zeit, und fehen müffen, wie fie mich abfchliffen und aushœlten, bis ich endlich zerfiele? Sprich doch Herz, wie viele Male dürft ich bis das Alles kæme noch zählen die Zeit, die mir jezt eben verging bei dem Jammergedanken? Gleich wenig wæren mir, wenn ichs abzählen könnte, Taufende oder Eins. Daß du ein Thor wæreft zu weiffagen aus der Zeit auf die Kraft des Geiftes, deffen Maaß jene nimmer fein kann! Durchwandeln doch die Geftirne nicht in gleicher Zeit daffelbe von ihrer Bahn, fondern ein hœheres Maaß mußt du fuchen um ihren Lauf zu verftehn: und der Geift follte dürftigern Gefezen folgen als fie? Auch folgt er nicht. Frühe fuchte Manchen das Alter heim, das mürrifche dürftige hofnungslofe, und ein feindlicher Geift bricht ihm ab die Blüte der Jugend, wenn fie kaum fich aufgethan; lange bleibt Andern der Muth, und das weiße Haupt heben noch und fchmükken Feuer des Auges und des Mundes freundliches Lächeln. Warum foll ich nicht länger noch, als der am längften daftand in der Fülle des Lebens, mir im glüklichen Kampf abwehren den verborgenen Tod? Warum nicht ohne die Jahre zu zählen und des Körpers Verwittern zu fehen, durch des Willens Kraft fefthalten bis an den lezten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend? Was denn foll diefen Unterfchied machen, wenn es der Wille nicht ift? Hat etwa der Geift fein beftimmtes Maaß und Grœße, daß er fich ausgeben kann und erfchöpfen? Nuzt fich ab feine Kraft durch die That, und verliert etwas bei jeder Bewegung? Die des Lebens fich lange freuen, find es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? Dann træfe Schande und Verachtung jedes frohe und frifche Alter: denn Verachtung verdient, wer Geiz übt in der Jugend.

Wære fo des Menfchen Loos und Maaß: dann möcht ich lieber zufammendrängen was der Geift vermag in engen Raum; kurz möchte ich leben um jung zu fein und frifch, fo lange es währt! Was hilfts die Stralen des Lichts dünn ausgießen über die große Fläche? es offenbart fich nicht die Kraft und richtet nichts aus. Was hilft Haushalten mit dem Handeln, und Ausdehnen in die Länge, wenn du fchwächen mußt den innern Gehalt, wenn doch am Ende deß nicht mehr ift, was du gehabt haft? Lieber gefpendet in wenig Jahren das Leben in glänzender Verfchwendung, daß du dich freuen könneft deiner Kraft, und überfehen was du gewefen bift. Aber es ift nicht fo unfer Loos und Maaß; es vermag nicht folch irdifch Gefez unter feine Formeln zu bannen den Geift. Woran follte fich brechen feine Gewalt? was verliert er von feinem Wefen, wenn er handelt und fich mittheilt? was giebts das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühl ich mich jezt nach jedem Handeln, ftärker und gefunder: denn

bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungsstoffe der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ists nur so, weil ich jezt noch in die Hœhe des Lebens hinaufsteige? wol; aber wann kehrt sich denn plözlich um das schœne Verhältniß? wann fang ich an durch die That nicht zu werden sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung? Kommt sie, so muß ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber der Tod, als in langem Elend anzuschaun an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Übel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnœde Furcht vor dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper! Aber ich kenne den Wahn, und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr, daß auch er ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt: so muß wol auch stumpfer werden die Erinnerung, und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? dies die Jugend, deren Ewigkeit ich anbetete? Wie lange wær ich schon des Alters Sklave, wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte! Wie lange hätte ich schon der schœnen Jugend das lezte Lebewol zugerufen! Aber was noch nie mich gestœrt hat im kräftigen Leben, soll es auch nimmer vermœgen. Wozu denn haben Andere neben mir besseren Leib und schärfere Sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig sein zum liebreichen Dienste wie jezt? Daß ich trauren sollte über des Leibes Verfall, wære mein leztes! was kümmert er mich? Und welches Unglükk wird es denn sein, wenn ich nun vergesse was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen aus dem engen Kreise den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphære meines innern Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die hœhere Bestimmung verkennt, wem die Jugend nur lieb war, weil sie dieses besser gewährt, der klage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Brauch ich um anzuschaun die Menschheit das Auge, dessen Nerve sich jezt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jezt schon langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanæle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod, und springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermœgen die mancherlei Leiden niederzudrükken den Geist, daß er unfæhig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widerstehn ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Übel sein, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die spæteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jezt

erfreut, ſoll mich immer erfreuen; ſtark ſoll mir bleiben der Wille und lebendig die Fantaſie, und nichts ſoll mir entreißen den Zauberſchlüſſel, der die geheimnißvollen Thore der hœhern Welt mir öfnet, und nimmer ſoll mir verlöſchen das Feuer der Liebe. Ich will nicht ſehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daſeins nicht trift, und ewige Jugend ſchwœr ich mir ſelbſt.

Doch verſtoß ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Iſt denn das Alter, entgegengeſtellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menſchen an den greiſen Häuptern, auch an denen die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der ſchœnſten Frucht der Freiheit? Ach oft iſt es nichts, als daß die Luft, die ſie einathmeten, und das Leben, das ſie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam ſich länger erhält ohne die Verweſung zu ſehen, und dann verehrt ſie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinſtocks iſt ihnen der Geiſt, von dem ſie glauben, ſei es auch ſchlechter Natur, es werde doch beſſer und hœher geſchäzt, wenn es alt wird. Doch nein! ſie reden gar viel von den eigenen Tugenden der hœheren Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten Beſonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungsloſen gelaſſenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menſchheit vergängliche Blüte ſei die reizende Jugend; aber die reife Frucht ſei das Alter, und was dieſes dem Geiſte bringt. Dann ſei erſt aufs hœchſte geläutert durch Luft und Sonne der Geiſt, dann in Reife verſprechender Geſtalt vollendet und zum köſtlichen Genuß für die Verſtändigen bereitet das Innerſte der menſchlichen Natur. O der nordiſchen Barbaren, die nicht das ſchœnere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüte, und in reichem Wetteifer immer beide ſich vereinigen! Iſt denn die Erde ſo kalt und unfreundlich, daß der Geiſt ſich nicht zu dieſer hœhern Schœnheit und Vollendung erheben dürfte? Wol beſizt nicht Jeder Alles ſchœne und gute; aber unter die Menſchen ſind die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs iſt Jeder; aber wie er iſt, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was ſich in Demſelben vereinigen kann, das Alles kann derſelbe auch neben einander haben und erhalten, kann es und ſoll es ja auch.

Wie kommt dem Menſchen die beſonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird ſie ihm gegeben von oben herab, und iſts hœhere Beſtimmung, daß er ſie nicht eher erhält, als wenn er beweiſen kann, daß ſeine Jugend verblüht iſt? Ich fühle, wie ich ſie jezt erwerbe; es iſt eben der Jugend treibende Kraft und das friſche Leben des Geiſtes, was ſie hervorbringt. Umſchaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innerſten Sinn; beſiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thræne, ſeis der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle ſeine Bilder; raſch ſich von einem zum andern bewegen, und unerſättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend abbilden: das iſt das muntere Leben der Jugend, und eben das iſt das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je beweglicher die Fantaſie, je ſchneller die Thætigkeit des Geiſtes: deſto eher wachſen und werden beide. Und wenn ſie geworden ſind, dann ſollte dem Menſchen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das ſie erzeugt hat? Sind ſie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn ſie durch die Jugend und in ihr geworden

ſind, bedürfen ſie nicht immer derſelben Kraft um noch mehr zu werden und zu wachſen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen ſich die Menſchen um ihr ſchœnſtes Gut, und auf den tiefſten Grund der beſchränkteſten Unwiſſenheit iſt die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen ſie, ſei das Treiben deſſen der noch ſucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der ſchon an des Lebens Ende ſteht; er müſſe ſich ſchmükken mit weiſer Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verſtandes; ſo müſſe der Menſch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu ſuchen ſcheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab ſteigen müſſe in den Tod. So jene; aber ihre weiſe Stille iſt nur træge Unbeweglichkeit, und ein leeres iſt ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines ſuchte, dem ſei es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich iſt, was ich erkennen und beſizen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich ſelbſt ganz beſtimmen. Von mir ſoll nie weichen der Sinn, der den Menſchen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie geſättigt von dem, was geweſen iſt, immer Neuem entgegen geht. Das ſei der Ruhm den ich ſuche, zu wiſſen, daß unendlich mein Ziel iſt, und doch nie ſtill zu ſtehn im Lauf; zu wiſſen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verſchlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich ſie ſehe, und doch nicht zu verzœgern den Schritt. Darum ziemt es dem Menſchen, immer in der ſorgloſen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wære; aber nie werd ich fertig ſein, weil ich weiß und will, was ich ſoll. Auch kann es nicht ſein, daß des Alters Schœne und der Jugend einander widerſtrebe: denn nicht nur wächſt in der Jugend, weshalb ſie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend friſches Leben. Beſſer gedeiht ja, wie Alle ſagen, der junge Geiſt, wenn das reiſe Alter ſich ſeiner annimmt: ſo verſchœnt ſich auch des Menſchen eigne innere Jugend, wenn er ſchon errungen hat, was dem Geiſte das Alter gewährt. Schneller überſieht was da iſt der geübte Blikk, leichter faßt Jedes wer ſchon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe ſein, die aus einem hœhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So ſoll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich ſtärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir ſelbſt. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen ſei von der belebenden Wärme. Was iſts denn worüber ſie klagen im Alter? Es ſind nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schaz der bewahrten Gedanken ſtumpf des Menſchen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem feſten Wort zulezt banger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Iſt die Bildung ein Verbrennungsgeſchäft, das in todte Maſſe den Geiſt verwandelt? Was ſie klagen iſt nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt ſie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt ſei die Vermählung. Jezt ſchon ſei im ſtarken Gemüthe des Alters Kraft, daß ſie Dir erhalte die Jugend, damit ſpæter die Jugend Dich ſchüze gegen des Alters Schwäche. Wie ſie es theilen, ſoll gar nicht das Leben getheilt ſein. Es erniedrigt ſich ſelbſt

wer zuerst jung sein will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit; und das ist die Bilduug und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignes Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Hœchste die Blüte, die schœne Vollendung des eigenthümlichen Daseins; für die Welt ist ihr Hœchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen mœge. So ist auch für den Menschen das muntere Leben der Jugend das Hœchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er soll alt sein, damit Früchte reifen je eher je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu spæt die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sei schon jezt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weise in Allem was der Welt gehœrt. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansezt, da werde sie ein süßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der sich einst entwikkele zu eignem neuen Leben. Was du der Welt bietest, sei leicht sich ablœsende Frucht. Opfre nicht den kleinsten Theil deines Wesens selbst in falscher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abpflükken, welches Nahrung dir einsaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuschenden Auswuchs, ungestaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich sticht; sondern Alles, was nicht für dich selbst ist Wachsthum der Gestalt oder Bildung neuer Organe, das sei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geistes erzeugt, als freie That seines jugendlichen Lebens Denkmal. Hat sie aber eignes Leben gewonnen: so trete sie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde sie weiter gebildet nach des äußern Handelns Gesez. Dann sei Klugheit um sie geschäftig und nüchterne Besonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wæge bedachtsam Mittel und Zwekk, sorge und schaue umher mit weiser Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverdrossen des glüklichen Augenbliks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die frische Kraft, die Alles zu Boden wirft, was sie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter strebt, sich je bemengte mit des Alters Geschäft, und mit schlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verschwendete, die sie dem innern Leben entzœge! So mœgen nur die untergehn, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und also mißverstehend den heiligen Trieb jugendlich sein wollen im äußeren Thun. Im Augenblikk soll eine Frucht reifen, wie eine Blüte sich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raschen Wechsel widersprechender Mittel zerstœrt sich jedes angefangene Werk. Haben sie so in vergeblichen Versuchen die schœne Hälfte des Lebens verschwendet, und nichts gewirkt

find, bedürfen fie nicht immer derfelben Kraft um noch mehr zu werden und zu wachfen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen fich die Menfchen um ihr fchœnftes Gut, und auf den tiefften Grund der befchränkteften Unwiffenheit ift die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen fie, fei das Treiben deffen der noch fucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der fchon an des Lebens Ende fteht; er müffe fich fchmükken mit weifer Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verftandes; fo müffe der Menfch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu fuchen fcheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab fteigen müffe in den Tod. So jene; aber ihre weife Stille ift nur træge Unbeweglichkeit, und ein leeres ift ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines fuchte, dem fei es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich ift, was ich erkennen und befizen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich felbft ganz beftimmen. Von mir foll nie weichen der Sinn, der den Menfchen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gefättigt von dem, was gewefen ift, immer Neuem entgegen geht. Das fei der Ruhm den ich fuche, zu wiffen, daß unendlich mein Ziel ift, und doch nie ftill zu ftehn im Lauf; zu wiffen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verfchlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich fie fehe, und doch nicht zu verzœgern den Schritt. Darum ziemt es dem Menfchen, immer in der forglofen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wære; aber nie werd ich fertig fein, weil ich weiß und will, was ich foll. Auch kann es nicht fein, daß des Alters Schœne und der Jugend einander widerftrebe: denn nicht nur wächft in der Jugend, weshalb fie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frifches Leben. Beffer gedeiht ja, wie Alle fagen, der junge Geift, wenn das reife Alter fich feiner annimmt: fo verfchœnt fich auch des Menfchen eigne innere Jugend, wenn er fchon errungen hat, was dem Geifte das Alter gewährt. Schneller überfieht was da ift der geübte Blikk, leichter faßt Jedes wer fchon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe fein, die aus einem hœhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So foll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich ftärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir felbft. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen fei von der belebenden Wärme. Was ifts denn worüber fie klagen im Alter? Es find nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schaz der bewahrten Gedanken ftumpf des Menfchen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem feften Wort zulezt banger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Ift die Bildung ein Verbrennungsgefchäft, das in todte Maffe den Geift verwandelt? Was fie klagen ift nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt fie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt fei die Vermählung. Jezt fchon fei im ftarken Gemüthe des Alters Kraft, daß fie Dir erhalte die Jugend, damit fpæter die Jugend Dich fchüze gegen des Alters Schwäche. Wie fie es theilen, foll gar nicht das Leben getheilt fein. Es erniedrigt fich felbft

wer zuerſt jung ſein will, und dann alt, wer zuerſt allein herrſchen läßt, was ſie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geiſt des Alters ſcheint; es vertrægt nicht das Leben dieſe Trennung ſeiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geiſtes iſt es, das vereint ſein ſoll zu jeder Zeit; und das iſt die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider ſich immer inniger bewußt werde der Menſch in ihrer Verſchiedenheit, und daß er in Klarheit ſondere eines jeden eignes Geſchäft.

Für die Pflanze ſelbſt iſt das Hœchſte die Blüte, die ſchœne Vollendung des eigenthümlichen Daſeins; für die Welt iſt ihr Hœchſtes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geſchlechtes, das Geſchenk was jedes eigene Weſen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit ſich vereinigen mœge. So iſt auch für den Menſchen das muntere Leben der Jugend das Hœchſte, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er ſoll alt ſein, damit Früchte reifen je eher je lieber. Alſo ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu ſpæt die Menſchen erſt das Alter lehrt, wohin gewaltſam in ihren Feſſeln die Zeit ſie führt, das ſei ſchon jezt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weiſe in Allem was der Welt gehœrt. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht anſezt, da werde ſie ein ſüßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der ſich einſt entwikkele zu eignem neuen Leben. Was du der Welt bieteſt, ſei leicht ſich ablœſende Frucht. Opfre nicht den kleinſten Theil deines Weſens ſelbſt in falſcher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abpflükken, welches Nahrung dir einſaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuſchenden Auswuchs, ungeſtaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich ſticht; ſondern Alles, was nicht für dich ſelbſt iſt Wachsthum der Geſtalt oder Bildung neuer Organe, das ſei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geiſtes erzeugt, als freie That ſeines jugendlichen Lebens Denkmal. Hat ſie aber eignes Leben gewonnen: ſo trete ſie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde ſie weiter gebildet nach des äußern Handelns Geſez. Dann ſei Klugheit um ſie geſchäftig und nüchterne Beſonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wæge bedachtſam Mittel und Zwekk, ſorge und ſchaue umher mit weiſer Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverdroſſen des glüklichen Augenbliks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die friſche Kraft, die Alles zu Boden wirft, was ſie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter ſtrebt, ſich je bemengte mit des Alters Geſchäft, und mit ſchlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verſchwendete, die ſie dem innern Leben entzœge! So mœgen nur die untergehn, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und alſo mißverſtehend den heiligen Trieb jugendlich ſein wollen im äußeren Thun. Im Augenblikk ſoll eine Frucht reifen, wie eine Blüte ſich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raſchen Wechſel widerſprechender Mittel zerſtœrt ſich jedes angefangene Werk. Haben ſie ſo in vergeblichen Verſuchen die ſchœne Hälfte des Lebens verſchwendet, und nichts gewirkt

noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zwekk war: ſo verdammen ſie den leichten Sinn und das raſche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurük, ſchwach und elend wie es ſein muß, wo die Jugend verſcheucht und verzehrt iſt. Daß ſie mir nicht auch fliehe, will ich ſie nicht mißbrauchen; ſie ſoll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungebührlichem Geſchäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich ſie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber ſoll ſie mir walten jezt und immer in ungeſtœrter Freiheit; und kein Geſez, welches nur dem äußeren Thun gebieten darf, ſoll mir das innere Leben beſchränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehœrt, und nur mein eigenes Werden iſt, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem innern Triebe folgend in ſchœner ſorgloſer Freude. Laß dir keine Ordnung gebieten, wann du anſchauen ſolleſt oder begreifen, wann in dich hineingehn oder aus dir heraus! frœhlich jedes fremde Geſez verſchmæht, und den Gedanken verſcheucht, der in todten Buchſtaben vorzeichnen will des Lebens freien Wechſel. Laß dir nicht ſagen, dies müſſe erſt vollendet ſein, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch Alles in dir und bleibt was du gehandelt haſt, und findeſt es wieder wenn du zurükkommſt. Laß dir nicht bange machen, was wol daraus werden möchte, wenn du jezt dies begönneſt oder jenes! Immer wird nichts als du: denn was du wollen kannſt, gehœrt auch in dein Leben. Wolle ja nicht mæßig ſein im Handeln! Lebe friſch immer fort; keine Kraft geht verloren, als die du ungebraucht in dich zurükdrängſt. Wolle ja nicht dies jezt, damit du hernach wollen könneſt jenes! Schæme dich, freier Geiſt, wenn das eine in dir ſollte dienen dem andern; nichts darf Mittel ſein in dir, iſt ja Eins ſo viel werth als das Andere, drum was du wirſt werde um ſein ſelbſt willen. Thœrichter Betrug, daß du wollen ſollteſt was du nicht willſt! Laß dir nicht gebieten von der Welt, wann und was du leiſten ſolleſt für ſie! Verlache ſtolz die thœrichte Anmaßung, muthiger Jüngling, und leide nicht den Drukk. Alles iſt deine freie Gabe: denn in deinem innern Handeln muß aufgehn der Entſchluß ihr etwas zu thun; und thue nichts, als was ſo dir in freier Liebe und Luſt hervorgeht aus dem Innern des Gemüthes. Laß dir keine Grenzen ſezen in deiner Liebe, nicht Maaß, nicht Art, nicht Dauer! Iſt ſie doch dein Eigenthum: wer kann ſie fordern? Iſt doch ihr Geſez bloß in dir: wer hat dort zu gebieten? Schæme dich fremder Meinung zu folgen, in dem was das Heiligſte iſt! Schæme dich der falſchen Schaam, daß ſie nicht verſtehen möchten, wenn du dem Fragenden ſagteſt: darum liebe ich. Laß dich nicht ſtœren, was auch äußerlich geſchehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermiſchen, was nicht zuſammen gehœrt, und græmlich ſein in ſich ſelbſt? Härme dich nicht, wenn du dies nicht ſein kannſt, und jenes nicht thun! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmœglichkeit hinſehn, und mit habſüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und frœhlich bewegt ſich mein inneres Leben! Wann und wie ſollte wol Zeit und Schikſal mich andere Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Beſonnenheit und Maaß ſtreb ich im äußern Thun. Warum ſollt ich auch verſchmæhen was ſich leicht und gern darbietet, und willig hervorgeht aus meinem innern Weſen und Han-

deln? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maaße wer die Welt anſchaut; aber durch das Anſchauen ſeiner ſelbſt gewinnt der Menſch, daß ſich ihm nicht næhern darf Muthloſigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtſein der innern Freiheit und ihres Handelns entſprießt ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen, und laſſe es nimmer, und ſo ſeh ich lächelnd ſchwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwiſchen den blonden Lokken. Nichts was geſchehen kann, mag mir das Herz beklemmen: friſch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

ACADEMISCHER VORTRAG

ÜBER PLATONS ANSICHT VON DER AUSUEBUNG DER HEILKUNST.

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in ſeinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Überlieferung faſt allen Frauen und Knaben bekannt iſt, und die reinen allgemeinen Kunſtfreunde von je her zum heftigſten Widerſpruch aufgefordert, deſto mehr aber von einzelnen ſtrengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: ſo iſt hingegen von der Art, wie dieſer Weltweiſe die Zulaſſung der Ærzte beſchränkt, ohnerachtet ſie eben ſo ſehr unſern Bedürfniſſen und unſern Gewöhnungen widerſpricht, und in jeder Hinſicht nicht minder paradox erſcheint, gar wenig die Rede geweſen; ſei es nun, daß beide Theile, Ærzte ſowol als kranke, für beſſer gehalten haben dieſe Sache gar nicht aufzuregen, damit næmlich der ſchlafende Lœwe, das Gewiſſen, nicht gewekkt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Anſichten zu berükkſichtigen, welche einer Zeit angehœren, wo Flüſſe und Dünſte noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, alſo das zarteſte Lebenselement, die Kränklichkeit, ſelbſt noch ſo gut als völlig unentwikkelt war. Mir jedoch als einem nachdenklich mit ſchwacher Geſundheit kämpfenden, der viele Jahre lang nach den entgegengeſezten Seiten gezogen, hier von der Liebe zur gewohnten Thætigkeit, dort von dem Gehorſam gegen den Arzt, ſchon ohnedies niemals frei geweſen iſt von Gewiſſensſcrupeln, und alſo von dieſer Seite nichts zu verlieren hatte ſondern nur gewinnen konnte durch jeden neuen Verſuch eine richtige Formel zu finden für dieſes beſchwerliche Verhältniß, mir kam es nicht nur gar nicht unerwünſcht, als ich neulich bei der Behandlung des Schriftſtellers ſeit langer Zeit wieder auf dieſe Stellen geſtoßen wurde, ſondern da ich einmal, mag es ihm nun genehm ſein oder nicht, eine Art von Dolmetſcher des Mannes bin, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen mir ſeine Gedanken weiter zu entwikkeln und ſie auch auf unſere Lebensweiſe anzuwenden.

Die Sache iſt aber dieſe. Im Charmides, wo ein ſchœner Jüngling über Kopfweh klagt, nimmt Platon einen gar herrlichen Anſaz die Heilkunde recht zu vergeiſtigen, von einer ausländiſchen Weisheit ausgehend, daß we-

gen des allgemeinen Zuſammenhanges ein Theil des Körpers nicht könne geheilt werden ohne Behandlung des ganzen, aber eben ſo auch nicht der Leib ohne Behandlung der Seele; und man weiß nur nicht recht, würde er es mehr mit denen Ærzten unſerer Tage halten, welche zwar keine Gabe Weinſteinrahm oder Bittererde verſchreiben können ohne ausführliche Beſprechungen für die Seele hinzuzufügen aber doch noch verſchreiben, oder gar mit denen, denn es ſoll ſolche geben, welche ihrer urſprünglichen Kunſt ganz untreu geworden auch die einfachſte körperliche ja ſogar die geiſtigſte Art auf den Körper unmittelbar zu wirken ſich nicht mehr erlaubt halten, ſondern ihre kranken nur mit geiſtlichen Beſprechungen für die Seele bedienen wollen. So im Charmides; in den Büchern vom Staat hingegen hält Sokrates ſich an das materiellſte in der Heilkunſt, und muthet uns zu, wenn der Arzt nicht im Stande iſt in der Geſchwindigkeit durch Aderlaſſen und Vomiren, durch Schwitzen Brennen und Purgiren die Krankheit zur Entſcheidung zu bringen: ſo ſollen wir andere Rathſchlæge und Verordnungen gar nicht von ihm anhœren ſondern ihn gehen heißen und die Sache ſich ſelbſt überlaſſen; ſo daß er uns in ſeinem Staat, wie nur eine doriſche und ſtrenge Muſik, ſo auch nur eine doriſche ja ruſtike Heilkunſt übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydiſchen oder joniſchen Tonart zu klingen ſcheint.

Wenn es nun auch nicht leicht iſt gleich zu ſehen, wie dieſes beides zuſammenſtimmt: ſo darf man doch auch nicht zufahren und um ſich aller Händel zu entledigen entweder den liebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklæren, oder etwa die Meinung aufſtellen, daß eines von beiden oder gar am liebſten beides wol nur zu dem ſchwierigen Scherz gehœre, der ſich durch alle platoniſchen Werke hindurchzieht. Denn mit allem, was Platon in den Büchern vom Staate aufſtellt, iſt es ihm nun einmal der bitterſte Ernſt, wie fremd auch und faſt widerſinnig uns vieles davon erſcheine. Aber auch mit jenen Beſprechungen im Charmides iſt es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird ſein Sokrates ſich nicht wollen nehmen laſſen, daß die Beſonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit ſei, ſofern nur irgend dieſe von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt ſich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes ſchmerzhaftes Übel war, welches den Charmides quælte, und daß alſo vorauszuſezen iſt, jene einfachen ærztlichen Waffen ſeien bereits vergeblich verſchoſſen geweſen gegen dieſes bœſe Kopfweh, und der Arzt alſo, gemæß der anderen Regel, bereits nach Hauſe geſchikkt. Die platoniſche Theorie würde demnach beide Stellen zuſammengenommen alſo lauten. In Krankheitszuſtänden ſollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Verſuchen, denn wenn wir ſeitdem mehr ſchnellwirkende Mittel erfunden haben, als die in ſeinem Staate beſchriebenen, wird Platon ſie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch ſolche Mittel das Übel nicht bald beſiegt werde: ſo ſei auch kein weiterer Verkehr mit dem Arzt zuläſſig, und jeder müſſe bei allen Leiden, welchen nicht ein ſchneller Ausgang gewiß iſt, anſtatt ſich auf eine langwierige Behandlung und zeitkoſtende Verordnungen einzulaſſen, mit demjenigen Zuſtande vorlieb nehmen, der aus der Einwirkung einer wohlgeordneten Seele hervorgeht, und den man die Geſundheit des guten Willens nennen möchte.

Das iſt die platoniſche Theorie, welche die würdigen Ærzte vieler Geſchäfte ja wol

des grœßten Theiles derſelben überhebt, und offenbar für die kranken einfach iſt und wenigſtens in ſofern leicht zu befolgen, als niemals eine Ungewißheit eintreten wird, was zu thun ſei, da bei unſerer Weiſe wol jeder oftmals ſchwankt, ob er nicht doch der Pflege eines ſchwächlichen Körpers mehr einräumt als billig, und ob er ſich nicht ſchæmen ſollte die heilkundigen Männer auf ſolche Weiſe, wie häufig geſchieht, zu bemühen. Aber freilich der Unterſchied zwiſchen dieſer Vorſchrift und unſerer Lebensweiſe iſt ſo groß, und die Veränderungen, welche wir vornehmen müßten, um uns mit jener in Übereinſtimmung zu ſezen, ſind ſo weit um ſich greifend, daß wir hieſigen und die Männer im platoniſchen Staat einander nur gegenſeitig zurufen können, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn, und daß niemand hier wagen dürfte eine ſolche Lehre im Ernſt zu empfehlen. Allein auch Platon, wenngleich durch Realiſirung ſeiner Theorie in ſeiner helleniſchen Welt nicht ſoviel Bade- und Brunnenörter — von den magnetiſchen Tiſchen nicht zu reden — zu Grunde gerichtet worden wæren, und nicht ſoviel auf langdauernde Curen berechnete Arzneimittel außer Umlauf geſezt, und nicht ſoviel zarte Verhältniſſe zwiſchen den Ærzten und lebenslänglichen Patienten zerriſſen: dennoch war Platon's Lehre auch mit ſeiner Zeitgenoſſen Art und Weiſe wie man deutlich ſieht ſchon in ſo beſtimmtem und grellem Widerſpruch, daß man ſchon von ſelbſt vorausſezt, er habe noch andere Gründe gehabt als bloß die zuerſt in die Augen fallende moraliſche Simplificationsmethode.

Sein erſter Saz nun iſt der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beiſpiel auf, als welche ſehr bald, wenn der Arzt Anſtalt macht zu einer langwierigen Behandlung, ſich ihm aus den Händen winden und ſagen würden, daß ſie nicht Zeit hätten auf ſolche Weiſe krank zu ſein, ihre Geſchäfte næmlich lange im Stich laſſend; und dieſes Beiſpiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den reichen daſſelbe obliege wie den armen. Sollen wir nun dieſes gelten laſſen, und ſcheint nicht etwas erſchlichen zu ſein theils dadurch, daß das ærztliche Geſchäft und auch die eigene Sorge für die Geſundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieſer Hinſicht alle einzelnen einander gleichgeſezt werden? Was das erſte betrifft, ſo ſcheint zwar auf den erſten Anblikk unſere moderne Anſicht ſehr von der alten und beſonders auch der von Platon aufgeſtellten verſchieden zu ſein; allein gehen wir nur weit genug zurükk: ſo gleicht ſich beides leicht gegen einander aus. Daß es Ærzte giebt, entſpringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und dieſe ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit der Entſtehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleiſtung nicht auf die Länge fortbeſtehen könnte. Jeder alſo im Staat verrichtet auch das ſeinige im Staat, d. h. unter deſſen Gewährleiſtung und im allgemeinen in deſſen Intereſſe. Der kranke ſelbſt ſoll geheilt ſein wollen, um das ſeinige zu verrichten, und der Arzt ſoll ſeinem Geſchäft auch nur in eben dieſem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Anſehn hat die Ærzte als in ſeinem Intereſſe handelnd zu betrachten, da er verhältnißmæßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Vorausſezung, daß die Ge-

fundheit um des allgemeinen Wohls willen gefucht wird, die galenifchen Reichthümer dem Staate zur Zierde gereichen; würde aber die Gefundheit nur gefucht um die Genußfæhigkeit zu erhalten und wiederherzuftellen: fo wæren fie nur ein trauriger Beweis mehr von einem hœchft gefteigerten Sybaritismus. Alfo die Regel fteht feft, daß eine ærztliche Behandlung, welche die Fæhigkeit nicht wiederherftellt das feinige zu verrichten, auch von dem, der etwas zu verrichten hat, nicht angenommen werden darf, wie Platon fagt, und hierin alfo ift nichts erfchlichenes. Wenn er aber auch diefes noch fagt, daß im Staate jeder etwas zu verrichten habe ohne Unterfchied des Reichthums und der Armuth, alfo auch wol der geiftigen: wollen wir ihm etwa jene trefflichen Staatsbürger entgegenhalten, dergleichen es doch auch zu feiner Zeit fchon gab, welche weil fie nur vom Ertrag eines überkommenen Geldvermœgens leben in der That nichts zu thun haben als ihre eigenen Rechnungsbücher in Ordnung zu halten, und die dem Staate doch als bloße Verzehrer fehr nüzlich find? oder wollen wir uns diefer zwar fchæmen und ihm geftehen, daß fie nicht mitgerechnet zu werden verdienten, wenn fie nicht noch anderswie als Hausvæter und Erzieher oder als thætige Gemeinglieder das ihrige verrichteten im Staat, dafür aber dem dichterifchen Philofophen das Wort des philofophifchen Dichters entgegenftellen, Gemeine Naturen zahlen mit dem was fie thun, edle mit dem was fie find? Ich wenigftens möchte ihm nicht diefen Spruch unbehutfam preisgeben, noch es darauf wagen, was für Leute von den unfrigen er mit der Frage, ob diefe nun edle Naturen wæren, herbeiholen, und wie er mich verfpotten würde, wenn ich glaubte, der Dichter könne ein unthætiges Dafein gemeint haben, da doch fchon die Schœnheit der Geftalt fich nur fehr unvollkommen in gänzlicher Ruhe darftelle, der Adel der Natur aber nur in der Thætigkeit könne wahrgenommen werden.

So lange wir alfo jener dorifchen Weisheit nicht widerfprechen, welche den Werth des Lebens in der richtigen Thætigkeit fezt und diefe Richtigkeit beftimmt aus dem gemeinfamen Bedürfniß des ganzen und den befonderen Fæhigkeiten und Stellungen der einzelnen: fo werden wir foviel unbedenklich zugeben müffen, daß diejenige ærztliche Behandlung die trefflichfte fei, welche in der kürzeften Zeit auf das dauerhaftefte die Fæhigkeit zu aller bisherigen Thætigkeit wiederherftelle; aber ob wir auch fo kurz angebunden fein follten wie Platon, und in Ermangelung diefes beften gar nichts von den Ærzten begehren, fondern uns gleichfam fchmollend der Krankheit allein überlaffen, das ift billig zu bezweifeln, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die dafür angegebene Maxime, daß man nicht Zeit haben müffe krank zu fein mit langer Hintanfezung der Gefchäfte, doch zu weit führen kann, wenn etwa einem ungeduldigen auch den Erfolg eines Brechmittels abzuwarten oder das Ausfchneiden und der Verband einer Wunde fchon zu lange währen wollte, und um wie Platon fagt aller Händel entledigt zu fein lieber auf das fchnellfte der eine am Stikkfluß fterben wollte und der andere am kalten Brande. Denn übrigens, wenn ich nur eine fichere Beftimmung finden könnte, gar nicht fehr weit von diefem Eigenfinn, fo wollte ich gern in der Næhe des Platon bleiben und mit der grœßten Zuverficht die unter uns eingeriffene Weichlichkeit bekriegen, von welcher die bitter getadelten Zeitgenoffen des Sokrates noch unendlich weit entfernt

waren. Denn was ist doch der selymbrische Herodikos, den Platon als den Erfinder dessen, was er νοσοτροφία Krankheitsfütterung nennt, gleichsam an den Pranger stellt, gegen die unsrigen, die sich jährlich in die Brunnencur schikken lassen, im voraus schon auf die Wiederholung ich weiß nicht ob gefaßt oder lüstern, und entrüstet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den gewohnten Weg versperrt, in welchem Zustande sie eigentlich weniger leben als nur Ball gespielt werden von zwei Ærzten, deren einer sie zu Hause das Jahr über nur eben so hinhält, daß sie wieder zum Brunnen können, und der andere sie dort nur so weit bringt, daß sie wiederkommen müssen, und das bei erbärmlicher Lebensweise und wo mœglich oder nœthig geflissentlicher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts besser als diese, weil sie eben so sehr auf ganz unbestimmte Zeit hinaus den ganzen Menschen nur zum Pfleger und Aufwärter seiner Krankheit machen, um die er sich den ganzen Tag abmüht. Dieses heißt in der That wie Platon sagt sich den Tod lang machen, und den einen grandiosen Act des Sterbens durch unzählige eingelegte Pausen zu einer nichts bedeutenden Zeit ausdehnen, oder wie der weise von Tarsos sagt aus Furcht des Todes sein lebelang ein Knecht sein. Wie unwürdig weichlich alles ist, was dem gleicht, das leuchtet ein. Wenn aber doch das entgegengesezte auch in seiner ganzen Schärfe nicht festgehalten werden kann: so ist wol, wenn man nicht ganz aufs Gerathewohl handeln will, nichts anders zu thun als die Extreme fest ins Auge zu fassen, und zu sehen, was sich zwischen denselben mit einiger Bestimmtheit abgrenzen läßt. Denn wenn wir erst einiges wissen, was der Arzt nicht darf, und einiges, was der kranke nicht darf: so läßt sich dann vielleicht sehen, wie beide auf das bestimmteste und gedeihlichste in der Mitte zusammenkommen.

Zuerst also, von dem Grundsaz ausgehend, daß die Thætigkeit in der Gesellschaft und für sie das Leben ist, wenn der Arzt voraus weiß, daß der kranke zu keiner Thætigkeit wieder hergestellt werden kann, darf dieser etwa, anstatt den Arzt bloß wegzuschikken, wie Platon empfiehlt, ihm Gift abfordern, damit auch der falsche Schein des Lebens nicht fortdaure? Offenbar wenigstens darf es der Arzt nicht geben, oder er würde das seinige nicht verrichten; denn das Tœdten ist nicht das Geschäft, welches ihm zugefallen ist bei der Vertheilung der Arbeiten. Ja auch bloß schmerzstillende Mittel, sofern sie in der Krankheit nichts ändern können, würde eigentlich unter seiner Würde sein zu verordnen, weil er nur Heilmittel verordnen soll; sondern hœchstens kann er ihren Gebrauch erlauben innerhalb solcher von ihm zu bestimmenden Grenzen, worin er nicht nachtheilig werden kann. Denn Schmerzen stillen und angenehme Empfindungen hervorbringen ist ein und dasselbe Geschäft; da nun das lezte dem Arzte nicht zukommt, gebührt ihm auch nicht das erste; sondern, wie es denn auch geschieht, der Zukkerbäkker mag solche Säftchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufsicht gehalten wird. Ist nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in diesem kranken Zustande so lange als mœglich zu erhalten? Ich glaube wenigstens, der Arzt thæte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das seinige verrichten; denn den Leib

zu erhalten, wie er eben ist, dieses Geschäft ist ihm nicht übertragen, sondern dem Koch, und er könnte also mit Recht zu dem kranken sagen, Ich habe genug in dem meinigen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung sehen: so könnten alle gesunden dasselbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer næher kommt; sondern laß dir nur vom Koch solche Speisen und Getränke bereiten, wie sie dir am angemessensten sind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde schlægt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine solche langwierige ist, bei welcher ja doch immer noch einige Thætigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieses beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Stœrung ist in den organischen Functionen, und daß sie eine Hemmung ist der Berufsthætigkeit: darf alsdann der Arzt diese Hemmung durch seine Vorschriften noch vergrœßern, damit vielleicht jene Stœrung etwas geringer werde? Dies ist die falsche Rechenkunst, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns so ungeheuer übertrieben zu werden scheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erscheine mir an einem schœnen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Übelbefinden habe, und gebiete mir wahrsagend, ich solle mich heute und morgen zu Hause halten oder gar im Bette, weil ich sonst übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders können als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten: denn ich könne mich für meine Geschäftsversäumniß nicht legitimiren mit seiner Weissagung, weil er næmlich auch nicht als Wahrsager angestellt sei. Ist es aber nicht ganz dasselbe, wenn ich schon kränkle, soll aber die Thætigkeit, die ich noch üben kann, suspendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr etwas mehr kränkle? Für jede Thætigkeit werden die spæteren Jahre immer die schlechteren, wer will sich also zumuthen lassen einen bestimmten Verlust zu machen an den besseren Jahren um eines ungewissen Gewinnes willen an schlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden soll: so läßt sich freilich grade in einer wohleingerichteten Gesellschaft am leichtesten denken, daß die Geschäftsgenossen sich gegenseitig Gewähr leisten für die Erfüllung des gemeinschaftlichen Wirkungskreises. Aber dem Menschen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut ist; sondern sein Leben ist die Thætigkeit, und nur durch sie ist er auch im Staate ein Mann und keine Null. Welcher Unterschied aber in dieser Hinsicht zwischen dem gesunden, der für den kranken arbeitet, und diesem, der in die Bæder geschikkt ist. Und zwar noch ein ganz anderer Unterschied ist dies als zwischen dem arbeitstüchtigen und unthætigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir selbst gern, und denke es auch bei Platon zu verantworten, wenn ich ihn erinnere, daß unter seinen Zeitgenossen im tæglichen Leben ein ganz anderes Verhältniß stattfand zwischen freier Muße und an die Stunde gebundener Arbeit, und daß es sich bei uns nicht anders will thun lassen, als daß wir in grœßeren Massen nachholen müssen, was uns im kleinen versagt ist, wie denn auch hier weniger von einem körperlichen Heilmittel die Rede ist, als davon, daß die unmittelbare geistige Abspannung, die nur zu leicht eintritt bei unserer Lebensweise, gehoben werden soll, indem eine freiere Thætigkeit an die Stelle einer gebundenen tritt. Dabei also kann ich mich noch wohlbefinden, wenn der Prozeß der Thætigkeit eine

Zeit lang nicht im Treibhauſe geht ſondern im freien, wo alles beſſer wurzelt und bekleibt, und viel beſſer dünke ich mich daran zu ſein, als wer ſich unterdeß der Heilung wegen in den Bædern, dieſen *νοσοτροφείοις* Krankheitsmäſtereien, wie ſie Platon gewiß würde genannt haben, unter dem geſundheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder ſich nicht nur unthætig verhält, ſondern gar nichts anderes iſt als — denn ich muß es ſein ausdrükken, weil es hier vornehm hergeht — der dienſtthuende Kammerherr ſeiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihr Plaz und Ehrfurchtsbezeigungen verſchafft, ſelbſt aber auch ſo von Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt, daß wo zwei ſolche ſich begegnen ſie auch, recht wie leidenſchaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrſchaft und von deren guten oder ſchlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf ſich hält, einen andern überreden oder ſich ſelbſt überreden laſſen kann zu einer ſolchen Darſtellung des menſchlichen Lebens, wie dort geliefert wird, ſeinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl ſolcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinweſen nur dadurch abtragen, was ſie in der feinern Geſelligkeit ſind, und der Wetteifer, den dieſe in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an dieſen Anſtalten, in denen die feinere Geſelligkeit ſich nach einer beſonderen Geſezgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indeſſen gegen die platoniſche Maxime, der Arzt ſolle weder in langwierigen Krankheitszuſtänden noch in erſt muthmaßlichen und noch unentſchiedenen ſeine Kunſt ſo ausüben, daß er die Geſchäftsthætigkeit ſuspendirt, welche der Zuſtand noch übrig läßt, gegen dieſe wird viel häufiger gefehlt als nur durch unſere Bade- und Brunnen-Curen, und der weichliche Gehorſam der kranken iſt faſt überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derſelbe, ſo daß ſich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch dieſe unſittliche Praxis ſo allgemein geworden iſt, daß man zweifelhaft ſein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der kranken die Ærzte ſich verleiten laſſen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkührliche Gewalt der Ærzte die ſittliche Richtung der kranken iſt gebändiget worden? Hierüber glaube ich zwei Geheimniſſe ausplaudern zu können, deren eines ich unbedenklich mittheile, weil es wol jeder ſchon weiß, nur daß es keiner ausſpricht; vom andern aber würde ich nicht reden, wenn es nicht doch im Platon ſtände. Das laute Geheimniß iſt dieſes, daß nichts in der Welt verführeriſcher iſt als dieſes, was Platon die Krankheitsfütterung nennt, gefüttert aber wird ſie mit geſchäftiger Unthætigkeit. Denn jedermann hält etwas auf ſeine Pflicht, nicht nur wie ſie ihm der Buchſtabe des Geſezes oder Vertrages anweiſet, ſondern auch wie er ſelbſt ſie ſich abſtekkt; wenn alſo der kunſtverſtändige irgend auf dringende Weiſe ſagt, es ſei nothwendig um ſeiner Erhaltung willen die Pflicht auf eine Zeit lang bei Seite zu legen, die Geſchäfte würden ſich deſto beſſer dabei ſtehn, wenn er ihnen erhalten würde: ſo fängt dieſe leere Rede nur gar zu leicht, und ich möchte ſagen, wer nur Einmal ſich überreden laſſe einen Tag unnüz im Bette zu bleiben, der ſei in dieſer Hinſicht verloren; und hier heißt es beſonders beim erſten Mal, Nur heute heute nur laß dich nicht fangen, ſo biſt du hundertmal entgangen. Das zweite aber, was ich nur gebe wie es im Platon ſteht, iſt

dieses, daß ein Künstler selten die Kunst allein übe, nach der wir ihn benennen, sondern die meisten üben außer dieser noch eine andere, næmlich die Geldmacherkunst, von dieser aber sei ein großer Theil die Schmeichelei, welche am besten das Geld aus dem Beutel des einen in den des andern zaubere. Diese also schleiche auf solche Weise ein in die meisten Künste und verderbe nicht nur die Werke, sondern wenn man aus den Werken guter Meister dann die Regeln der Kunst abmerken wolle, so verderbe sie auch die Regel. Nun sei jene Rede, welche ermahnt, daß man sich von der Thætigkeit lossagen solle um sich selbst zu schonen und zu erhalten, weil sie einen großen Werth auf die Fortdauer der Person lege, eine Schmeichelrede und als solche ganz trefflich und also auch für den Erwerb unvergleichlich; aber weil dergleichen die Ærzte nicht als Ærzte sagen, so finde auch hier der Gehorsam keine Anwendung, welchen überall der Laie dem Künstler zu leisten habe. Daher es denn auch gewöhnlich so geschehe, daß die weichlichen sich solche Ærzte aufsuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und so nehme auch diese falsche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Ærzte aber, welche neben ihrer Kunst die Erwerbskunst nur üben, sofern es geschehen könne ohne ihre Kunst zu verderben, und daher den kranken zureden und sie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn sie etwa sich mehr nachsehn wollen als billig, diese werden auch nur von dorisch gestimmten Gemüthern gesucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wæren dann einig darüber, daß der Geist nicht dürfe gestœrt werden um des Leibes willen. Ein jonischer Arzt aber und ein dorischer kranker oder umgekehrt würden nicht lange zusammen stimmen.

Wenn aber auch dieses alles klar genug vor Augen liegt: so sind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platonische Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote gestatten, auch nicht diætetische, denn das sagt er mit Berufung auf die homerischen Asklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorschriften gemacht über Essen und Trinken, sondern er habe seinen pramnischen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieses Recht diætetischer Vorschriften jezt niemand wollen Arzt sein. Ja zweitens wegen des offenbaren Einflusses der geistigen Thætigkeiten auf die organischen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt sein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leibe.

Was nun das erste betrifft, oder vielmehr beides, denn diætetischer Natur werden ja die psychischen Behandlungen des Arztes auch immer sein: so dürfen wir freilich nicht vergessen, daß Platon aus seinem Staat heraus redet, in welchem schon vorher und in gesunden Tagen die Lebensweise so einfach ist, daß es was Essen und Trinken betrifft nichts mehr zu verbieten giebt, und daß unsere Ærzte zufrieden sein würden, wenn sie ihre Kranken schon immer bei der alltæglichen platonischen Diæt fänden, und ihnen gern nichts weiter verbieten, sofern es nicht etwa die Krankheit selbst verbietet durch instinctartige Abneigung. Daß aber bei einer künstlichen Lebensweise den kranken diætetische Vorschriften nothwendig sind, wenn anders nicht auch die Mittel vergeblich gebraucht werden sollen, sagt Platon selbst. Eben so sind auch dort die Gemüther so geregelt durch jene dorische Musik, und so in Ordnung gehalten durch die damit zusammen-

stimmenden Sitten, daß heftige Leidenschaften, die Stoff zu einer milesischen Fabel oder einer Tragœdie geben könnten, dort ganz fremd sind, und der kranke solche Vorschriften, wie daß er sich vor Schrekk und Ärger hüten und sich nicht aufregenden Fantasien hingeben solle, als überflüssig belächeln würde, und zwar gleichviel ob es ein Mann ist oder eine Frau. Daher nun müßten wol unsere kranken froh sein, wenn die Ærzte sie könnten während der Krankheit in die Gemüthsfassung eines platonischen Bürgers hinein heilen. Und auch Platon dürfte nichts dagegen haben, wenngleich die Behandlung der Seele nicht das Geschäft des Arztes ist, sondern des Philosophen. Denn sein Sokrates sagt oft genug, daß im Staate die Ærzte herrschen über die kranken, und zugleich behauptet er, alles Heil beruhe darauf, daß die herrschenden müßten philosophiren. So darf er demnach nicht wehren, daß auch die Ærzte philosophiren, und dann als solche unternehmen auch die Seele zu behandeln. Auch wird er es nicht, nur fürchte ich, er werde sagen, Sie werden es doch nicht können, eure trefflichen Ærzte, wie eifrig sie auch lesen und die Weisheit treiben im Wagen zwischen den Krankenbesuchen, ihre Mæßigkeit auf die Probe stellen und erziehen bei Tafel, und sich Abends in Beharrlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Besonnenheit üben am Spieltisch. Denn sie werden zwar wissen herrliche Vorschriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß sie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Besprechungen für die Seele, næmlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemessenen unverdorbenen Dichtungen, sagt er, wirken nicht plözlich wie die für das Fieber oder die Rose, sondern nur durch lange Uebung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Behandlung der Seele giebt, als im großen durch die Gesezgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch die Unterweisung und Erziehung. In dem beschränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, sondern nur Kunststükkchen mit ihr versuchen auf Gerathewohl, und das mœgt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewissen für einen Karier erklæren.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müssen wir noch einmal auf einen Unterschied zurükkkommen, den wir schon früher geltend gemacht und der sichtlich auch dem Platon vorgeschwebt hat, den wir aber wenigstens bestimmter aussprechen können, wenngleich wir uns wegen des næheren auf die Ærzte selbst berufen müssen. Das ist der zwischen acuten Krankheiten und chronischen. Daß er diesen im Sinne gehabt, ist mir klar aus dem Ausdrukk, man dürfe nicht Zeit haben auf solche Weise krank zu sein, daß man seine Geschäfte lange müßte im Stich lassen. Denn was ist in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was seinen Verlauf hat in einer bestimmten Zeit, mœgen es nun drei Tage sein oder acht und zwanzig, lang aber was sich auf unbestimmte Art hinzieht? In den acuten nun ist der Mensch einmal auf eine bestimmte Zeit der Krankheit verfallen, und also auch dem Arzt, und wenn Platon diesem nicht vergönnen will seine Operationen über diesen ganzen Zeitraum auszudehnen: so soll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber ist der Arzt auf diesem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrsager doch ein Zeichendeuter, und kann aus Erfahrung eine Wahrscheinlichkeit aufstellen, durch was für Thætigkeiten, wenn sie nicht vermieden werden, ein ungünstiger Ausgang, sei es nun unmittelbar der Tod oder sei es Umwand-

lung in eine chronische Krankheit, herbeigeführt werden könne. Giebt er nun auch dergleichen Rathschlæge: so hat Platon immer Recht, wenn er sagt, daß wir sie gar nicht als Verordnungen anhœren sollen, denn nur Einwirkungen auf die körperlichen Functionen gehœren zu der Herrschaft des Arztes; auch jene aber als Verordnungen ansehen heißt immer den Grundsaz aufstellen, daß das Leben um jeden Preis müsse erhalten werden. Daher nun hier nicht das Ansehn des Arztes, sondern das Gewissen des kranken den Ausschlag geben muß, und es kann dringende Fälle genug geben, wo jeder kranke, der nicht ganz darauf verzichten will für tapfer gehalten zu werden, den Arzt nicht zwar geradezu gehen läßt aber doch seinen Rath zurükkweiset und ihm anheimstellt, was etwa verdorben werden könne durch eine Thætigkeit, die sich nicht ablehnen läßt, in der Folge durch verstärkte ærztliche Behandlung wo mœglich wieder gut zu machen, wo aber nicht, so wolle der kranke den Schaden selbst tragen und den Arzt von aller Schuld entbinden. Gæbe es nun solcher tapferen viele: so würden auch die Ærzte — denn welcher wollte nicht lieber einen tapferen heilen als einen feigen — mehr auf ihre eigentliche Aufgabe zurükkkommen, næmlich den ihrer Gewalt doch nicht untergebenen innern Einwirkungen des Geistes auf den Körper lieber durch die ihnen zu Gebot stehenden äußeren Einwirkungen auf den Körper entgegen zu arbeiten. Wogegen es auf der andern Seite eine Donquixoterie der Pflicht oder der Arbeitsamkeit wære, da sich ja leicht übersehen läßt, was in einem solchen Zeitraum versäumt werden kann, wenn wir nicht, wo keine dringende Noth entgegentritt, auch hierin dem Arzt folgen wollten, da wir ja doch bei gesunden Tagen mit gutem Erfolg für uns und das gemeine Wohl je weniger unsere Berufsthætigkeit mechanisch ist um so mehr die Regel des Dichters wahrnehmen, Drum heze dich nicht zur schlimmen Zeit, denn Füll' und Kraft sind nimmer weit: hast in der bœsen Stund' geruht, ist dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber ist es mit den chronischen Krankheiten überhaupt, und auch um bei dem lezten anzufangen was diese Regel betrifft. Denn da müssen wir auf alle Weise danach streben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geist zur bœsen Stunde gehœre, und müssen auf alle Weise suchen den Einfluß des Leibes auf den Geist um so mehr zu vermindern, je mehr der Leib selbst schon seinem Untergange entgegen geht, nicht aber den Geist um so mehr von dem Leibe beherrschen lassen, je schlechter dieser schon geworden ist. In solchen Zuständen also hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hœren ist mit allen Rathschlægen, welche ein wenn auch nur theilweises Aufgeben der noch mœglichen Geschäftigkeit enthalten. Und nicht nur schreitet der Arzt dadurch über seine Befugniß hinaus, sondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meisten durch das Bewußtsein einer auch mit Anstrengung durchgesezten Thætigkeit ein heiterer Einfluß des Geistes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß so wie jeder sich seine Thætigkeit im Staate doch wählt mit Rükksicht auf seine körperlichen Anlagen, so auch einer durch einen gänzlich veränderten Gesundheitszustand genœthiget werden kann seiner bisherigen Berufsthætigkeit zu entsagen und eine andere an ihre Stelle zu sezen, wie auch Sokrates selbst von seinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in seinem Körper sich hegende Kränklichkeit ihn gehindert habe sich den Staatsgeschäften zu widmen, ohnerachtet dies ganz

auf feinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rükkficht auf die Gefundheit foll eigentlich dergleichen Entfchlüffe hervorbringen, fondern rein die Fürforge für die Sache felbft, daß fie nicht, wenn wir als fchlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Diefes alfo fei über diefen Gegenftand platonifch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anfehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit fchon fo zur Natur geworden ift, daß fie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und follten auch Ærzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze Zeit zum Opfer bringen, um Ein folches gehaltlofes Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen fo wenig als mœglich auf Gerathewohl handeln, fondern die Kunft des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas feftes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einfehen, daß wir uns weit mehr von denjenigen Übeln, welche aus der weichen und nachgelaffenen Stimmung entfpringen, als vor den entgegengefezten zu hüten haben.

AUS GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGELS
WISSENSCHAFT DER LOGIK.

Nach der zweyten Ausgabe.

ALLGEMEINE EINTHEILUNG DER LOGIK.

In dem, was über den Begriff diefer Wißenfchaft, und wohin feine Rechtfertigung falle, gefagt worden ift, liegt daß die allgemeine Eintheilung hier nur vorläufig feyn, gleichfam nur in fo fern angegeben werden kann, als der Verfaßer die Wißenfchaft bereits kennt, daher hiftorifch hier zum Voraus anzuführen im Stande ift zu welchen Hauptunterfchieden fich der Begriff in feiner Entwickelung beftimmen wird.

Doch kann verfucht werden das, was zum Eintheilen erforderlich ift, zum Voraus im Allgemeinen verftändlich zu machen, obgleich auch dabei ein Verfahren der Methode in Anfpruch genommen werden muß das feine volle Verftändigung und Rechtfertigung erft innerhalb der Wißenfchaft erhält. Zuvörderft alfo ift zu erinnern daß hier vorausgefetzt wird, die Eintheilung müße mit dem Begriffe zufammenhängen, oder vielmehr in ihm felbft liegen. Der Begriff ift nicht unbeftimmt, fondern beftimmt an ihm felbft; die Eintheilung aber drückt entwickelt diefe feine Beftimmtheit aus: fie ift das Urtheil desfelben, nicht ein Urtheil über irgend einen äußerlich genommenen Gegenftand, fondern das Urtheilen d. i. Beftimmen des Begriffs an ihm felbft. Die Rechtwinklichkeit Spitzwinklichkeit u. f. f. wie die Gleichfeitigkeit u. f. f., nach welchen Beftimmungen die Dreyecke eingetheilt werden, liegt nicht in der Beftimmtheit des

Dreyecks felbft, d. h. nicht in dem, was der Begriff des Dreyecks genannt zu werden pflegt; eben fo wenig als in dem, was für den Begriff des Thieres überhaupt, oder des Säugethiers Vogels u. f. w., die Beftimmungen liegen nach welchen jenes in Säugethiere Vœgel u. f. w. und diefe Claffen in weitere Gattungen eingetheilt werden. Solche Beftimmungen werden anders woher, aus der empirifchen Anfchauung, aufgenommen; fie treten zu jenem fogenannten Begriffe von außen hinzu. In der philofophifchen Behandlung des Eintheilens muß der Begriff felbft fich als ihren Urfprung enthaltend zeigen.

Der Begriff der Logik aber felbft ift in der Einleitung als das Refultat einer jenfeits liegenden Wißenfchaft, damit hier gleichfalls als eine Vorausfetzung angegeben worden. Die Logik beftimmte fich danach als die Wißenfchaft des reinen Denkens, die zu ihrem Princip das reine Wißen habe; die nicht abstracte, fondern dadurch concrete lebendige Einheit, daß in ihr der Gegenfatz des Bewußtfeyns von einem fubjectiv für fich feyenden und einem zweyten folchen Seyenden, einem objectiven, als überwunden, und das Seyn als reiner Begriff an fich felbft, und der reine Begriff als das wahrhafte Seyn gewußt wird. Dieß find fonach die beiden Momente welche im Logifchen enthalten find. Aber fie werden nun als untrennbar feyend gewußt, nicht wie im Bewußtfeyn jedes auch als für fich feyend; dadurch allein, daß fie zugleich als unterfchiedene, jedoch nicht für fich feyende, gewußt werden, ift ihre Einheit nicht abstract, todt, unbewegend, fondern concret.

Diefe Einheit macht das logifche Princip zugleich als Element aus, fo daß die Entwickelung jenes Unterfchiedes, der fogleich in ihm ift, nur innerhalb diefes Elementes vor fich geht. Denn indem die Eintheilung, wie gefagt worden, das Urtheil des Begriffs, das Setzen der ihm fchon immanenten Beftimmung und damit feines Unterfchiedes ift, fo darf dieß Setzen nicht als ein Wiederauflœfen jener concreten Einheit in ihre Beftimmungen, wie fie als für fich feyend gelten follen, gefaßt werden; was hier ein leeres Zurückgehen auf den vorigen Standpunct, den Gegenfatz des Bewußtfeyns, wære: diefer ift vielmehr verfchwunden; jene Einheit bleibt als Element, und aus ihr tritt jenes Unterfcheiden der Eintheilung und überhaupt der Entwickelung nicht mehr heraus. Damit find die früher, auf dem Wege zur Wahrheit, für fich feyenden Beftimmungen, wie ein Subjectives und Objectives, oder Denken und Seyn, oder Begriff und Realitæt, wie fie in irgend einer Rückficht beftimmt worden feyn mœgen, nun in ihrer Wahrheit d. i. in ihrer Einheit zu Formen herabgefetzt. In ihrem Unterfchiede bleiben fie daher felbft an fich der ganze Begriff, und diefer wird in der Eintheilung nur unter feinen eigenen Beftimmungen gefetzt.

So ift es der ganze Begriff, der das eine Mal als feyender Begriff, das andere Mal als Begriff zu betrachten ift: dort ift er nur Begriff an fich, der Realitæt oder des Seyns; hier ift er Begriff als folcher, für fich feyender Begriff; wie er es, um concrete Formen zu nennen, im denkenden Menfchen, aber auch fchon, freylich nicht als bewußter, noch weniger als gewußter Begriff, im empfindenden Thier, und in der organifchen Individualitæt überhaupt ift: Begriff an fich ift er aber nur in der unorganifchen Natur. Die Logik wære hiernach zunæchft in die Logik des Begriffs als Seyns, und des Begriffs als Begriffs, oder indem wir uns der fonft gewöhnlichen, obgleich der unbeftimm-

teſten und darum der vieldeutigſten Ausdrücke bedienen, in die objective und ſubjective Logik einzutheilen.

Nach dem zu Grunde liegenden Elemente aber der Einheit des Begriffs in ſich ſelbſt und damit der Untrennbarkeit ſeiner Beſtimmungen müßen dieſe ferner auch, inſofern ſie unterſchieden, der Begriff in ihrem Unterſchiede geſetzt wird, wenigſtens in Beziehung auf einander ſtehen. Es ergiebt ſich daraus eine Sphære der Vermittelung, der Begriff als Syſtem der Reflexionsbeſtimmungen d. i. des zum Inſichſeyn des Begriffs übergehenden Seyns, der auf dieſe Weiſe noch nicht als ſolcher für ſich geſetzt iſt, ſondern mit dem unmittelbaren Seyn als einem ihm auch Äußeren zugleich behaftet iſt. Dieß iſt die Lehre von dem Weſen, die zwiſchen der Lehre vom Seyn und der vom Begriff inmitten ſteht. Sie iſt in der allgemeinen Eintheilung dieſes logiſchen Werks noch unter die objective Logik geſtellt worden, inſofern, ob das Weſen zwar bereits das Innere, dem Begriffe der Character des Subjects ausdrücklich vorzubehalten iſt.

Kant hat in neueren Zeiten dem, was gewöhnlich Logik genannt worden, noch eine, næmlich eine tranſcendentale Logik gegenübergeſtellt. Das, was hier objective Logik genannt worden, würde zum Theil dem entſprechen, was bei ihm die tranſcendentale Logik iſt. Er unterſcheidet ſie von dem, was er allgemeine Logik nennt, ſo, daß ſie α) die Begriffe betrachte die ſich *a priori* auf Gegenſtände beziehen, ſomit nicht von allem Inhalte der objectiven Erkenntniſs abſtrahiere, oder daß ſie die Regeln des reinen Denkens eines Gegenſtandes enthalte, und β) zugleich auf den Urſprung unſerer Erkenntniſs gehe, inſofern ſie nicht den Gegenſtänden zugeſchrieben werden könne. Dieſe zweyte Seite iſt es, auf die das philoſophiſche Intereſſe Kants ausſchließend gerichtet iſt. Sein Hauptgedanke iſt die Kategorien dem Selbſtbewußtſeyn als dem ſubjectiven Ich zu vindicieren. Vermœge dieſer Beſtimmung bleibt die Anſicht innerhalb des Bewußtſeyns und ſeines Gegenſatzes ſtehen, und hat außer dem Empiriſchen des Gefühls und der Anſchauung noch etwas das nicht durch das denkende Selbſtbewußtſeyn geſetzt und beſtimmt iſt, ein Ding-an-ſich, ein dem Denken fremdes und äußerliches, übrig bleiben; obgleich leicht einzuſehen iſt daß ein ſolches Abſtractum wie Ding-an-ſich ſelbſt nur ein Product des, und zwar nur abſtrahierenden, Denkens iſt. Wenn andere Kantianer ſich über das Beſtimmen des Gegenſtandes durch Ich ſo ausgedrückt haben, daß das Objectivieren des Ich als ein urſprüngliches und nothwendiges Thun des Bewußtſeyns anzuſehen ſey, ſo daß in dieſem urſprünglichen Thun noch nicht die Vorſtellung des Ich ſelbſt iſt, als welche erſt ein Bewußtſeyn jenes Bewußtſeyns, oder ſelbſt ein Objectivieren jenes Bewußtſeyns ſey: ſo iſt dieſes von dem Gegenſatze des Bewußtſeyns befreyte objectivierende Thun næher dasjenige, was für Denken als ſolches überhaupt genommen werden kann. Dieſes Thun ſollte aber nicht mehr Bewußtſeyn genannt werden: Bewußtſeyn ſchließt den Gegenſatz des Ich und ſeines Gegenſtandes in ſich, der in jenem urſprünglichen Thun nicht vorhanden iſt. Die Benennung Bewußtſeyn wirft noch mehr den Schein von Subjectivitæt auf dasſelbe als der Ausdruck Denken, der aber hier überhaupt im abſoluten Sinne als unendliches, mit der Endlichkeit des Bewußtſeyns nicht behaftetes Denken, kurz Denken als ſolches zu nehmen iſt.

Indem nun das Intereſſe der Kantiſchen Philoſophie auf das ſogenannte Tranſcendentale der Denkbeſtimmungen gerichtet war, iſt die Abhandlung derſelben ſelbſt leer ausgegangen; was ſie an ihnen ſelbſt ſind, ohne die abstracte, allen gleiche Relation auf Ich, ihre Beſtimmtheit gegen und ihr Verhältniſs zu einander iſt nicht zu einem Gegenſtande der Betrachtung gemacht worden: die Erkenntniſs ihrer Natur hat ſich daher durch dieſe Philoſophie nicht im geringſten gefördert gefunden. Das einzige Intereſſante was hierauf Beziehung hat kommt in der Kritik der Ideen vor. Für den wirklichen Fortſchritt der Philoſophie aber war es nothwendig, daß das Intereſſe des Denkens auf die Betrachtung der formellen Seite des Ich, des Bewußtſeyns als ſolchen, d. i. der abstracten Beziehung eines ſubjectiven Wißens auf ein Object, gezogen, daß die Erkenntniſs der unendlichen Form d. i. des Begriffs auf dieſe Weiſe eingeleitet wurde. Um jedoch dieſe Erkenntniſs zu erreichen mußte jene endliche Beſtimmtheit, in der die Form als Ich Bewußtſeyn iſt, noch abgeſtreift werden. Die Form, ſo in ihre Reinheit herausgedacht, enthält es dann in ſich ſelbſt, ſich zu beſtimmen d. i. ſich Inhalt zu geben, und zwar denſelben in ſeiner Nothwendigkeit als Syſtem der Denkbeſtimmungen.

Die objective Logik tritt damit vielmehr an die Stelle der vormaligen Metaphyſik, als welche das wißenſchaftliche Gebäude über die Welt war, das nur durch Gedanken aufgeführt ſeyn ſollte. Wenn wir auf die letzte Geſtalt der Ausbildung dieſer Wißenſchaft Rückſicht nehmen, ſo iſt erſtens unmittelbar die Ontologie, an deren Stelle die objective Logik tritt, der Theil jener Metaphyſik, der die Natur des *Ens* überhaupt erforſchen ſollte: das *Ens* begreift ſowohl Seyn als Weſen in ſich; für welchen Unterſchied unſere Sprache glücklicher Weiſe den verſchiedenen Ausdruck gerettet hat. Alsdann aber begreift die objective Logik auch die übrige Metaphyſik in ſo fern in ſich, als dieſe mit den reinen Denkformen die beſondern, zunæchſt aus der Vorſtellung genommenen Subſtrate, die Seele, die Welt, Gott, zu faßen ſuchte, und die Beſtimmungen des Denkens das Weſentliche der Betrachtungsweiſe ausmachten. Aber die Logik betrachtet dieſe Formen frey von jenen Subſtraten, den Subjecten der Vorſtellung, und ihre Natur und Werth an und für ſich ſelbſt. Jene Metaphyſik unterließ dieß, und zog ſich daher den gerechten Vorwurf zu ſie ohne Kritik gebraucht zu haben, ohne die vorgängige Unterſuchung ob und wie ſie fæhig ſeyen Beſtimmungen des Dings-an-ſich, nach Kantiſchem Ausdruck, oder vielmehr des Vernünftigen, zu ſeyn. Die objective Logik iſt daher die wahrhafte Kritik derſelben; eine Kritik die ſie nicht nach der abstracten Form der Aprioritæt gegen das Apoſterioriſche, ſondern ſie ſelbſt in ihrem beſondern Inhalte betrachtet.

Die ſubjective Logik iſt die Logik des Begriffs, des Weſens das ſeine Beziehung auf ein Seyn oder ſeinen Schein aufgehoben hat, und in ſeiner Beſtimmung nicht äußerlich mehr, ſondern das freye, ſelbſtſtändige, ſich in ſich beſtimmende Subjective, oder vielmehr das Subject ſelbſt iſt. Indem das Subjective das Miſsverſtändniſs von Zufälligem und Willkürlichem ſo wie überhaupt von Beſtimmungen die in die Form des Bewußtſeyns gehœren, mit ſich führt, ſo iſt hier auf den Unterſchied von Subjectivem und Objectivem, der ſich ſpæterhin innerhalb der Logik ſelbſt næher entwickeln wird, kein beſonderes Gewicht zu legen.

Die Logik zerfällt alſo zwar überhaupt in objective und ſubjective Logik; beſtimmter aber hat ſie die drey Theile:

I. die Logik des Seyns,
II. die Logik des Weſens, und
III. die Logik des Begriffs.

FRIEDRICH KARL VON SAVIGNY

VOM BERUF UNSRER ZEIT FÜR GESETZGEBUNG UND RECHTSWISSENSCHAFT.

II. ENTSTEHUNG DES POSITIVEN RECHTS.

Wir befragen zuerſt die Geſchichte wie ſich bei Völkern edler Stämme das Recht wirklich entwickelt hat: dem Urtheil was hieran gut, vielleicht nothwendig, oder aber tadelnswerth ſeyn mœge, iſt damit keinesweges vorgegriffen.

Wo wir zuerſt urkundliche Geſchichte finden, hat das bürgerliche Recht ſchon einen beſtimmten Character, dem Volk eigenthümlich, ſo wie ſeine Sprache Sitte Verfaßung. Ja dieſe Erſcheinungen haben kein abgeſondertes Daſeyn: es ſind nur einzelne Kräfte und Thætigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unſrer Betrachtung als beſondere Eigenſchaften erſcheinend. Was ſie zu einem Ganzen verknüpft iſt die gemeinſame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches allen Gedanken an zufällige und willkürliche Entſtehung ausſchließt.

Wie dieſe eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch ſie ſelbſt erſt zu Individuen werden, entſtanden ſind, dieſe Frage iſt auf geſchichtlichem Wege nicht zu beantworten. In neueren Zeiten iſt die Anſicht herſchend geweſen daß alles zuerſt in einem thierähnlichen Zuſtand gelebt habe, und von da durch allmähliche Entwicklung zu einem leidlichen Daſeyn, bis endlich zu der Hœhe gekommen ſey, auf welcher wir jetzt ſtehen. Wir können dieſe Anſicht unberührt laßen, und uns auf die Thatſache jenes erſten urkundlichen Zuſtandes des bürgerlichen Rechts beſchränken. Wir wollen verſuchen einige allgemeine Züge dieſer Periode darzuſtellen, in welcher das Recht wie die Sprache im Bewußtſeyn des Volkes lebt.

Dieſe Jugendzeit der Völker iſt arm an Begriffen: aber ſie genießt ein klares Bewußtſeyn ihrer Zuſtände und Verhältniſſe, ſie fühlt und durchlebt dieſe ganz und vollſtändig; während wir in unſrem künſtlich verwickelten Daſeyn von unſerm eigenen Reichthum überwältigt ſind anſtatt ihn zu genießen und zu beherſchen. Jener klare naturgemæße Zuſtand bewährt ſich vorzüglich auch im bürgerlichen Rechte; und ſo wie für jeden einzelnen Menſchen ſeine Familienverhältniſſe und ſein Grundbeſitz durch eigene Würdigung bedeutender werden, ſo iſt aus gleichem Grunde mœglich daß die Regeln des Privatrechts ſelbſt zu den Gegenſtänden des Volksglaubens gehœren. Allein jene gei-

ſtigen Functionen bedürfen eines körperlichen Daſeyns um feſtgehalten zu werden. Ein ſolcher Körper iſt für die Sprache ihre ſtæte ununterbrochene Uebung; für die Verfaßung ſind es die ſichtbaren öffentlichen Gewalten: was vertritt aber dieſe Stelle bei dem bürgerlichen Rechte? In unſren Zeiten ſind es ausgeſprochene Grundſätze, durch Schrift und mündliche Rede mitgetheilt. Dieſe Art der Feſthaltung aber ſetzt eine bedeutende Abstraction voraus, und iſt darum in jener jugendlichen Zeit nicht mœglich. Dagegen finden wir hier überall ſymboliſche Handlungen, wo Rechtsverhältniſſe entſtehen oder untergehen ſollen. Die ſinnliche Anſchaulichkeit dieſer Handlungen iſt es, was äußerlich das Recht in beſtimmter Geſtalt feſthält, und ihr Ernſt und ihre Würde entſpricht der Bedeutſamkeit der Rechtsverhältniſſe ſelbſt, welche ſchon als dieſer Periode eigenthümlich bemerkt worden iſt. In dem ausgedehnten Gebrauch ſolcher förmlichen Handlungen kommen z. B. die germaniſchen Stämme mit den altitaliſchen überein; nur daß bei dieſen letzten die Formen ſelbſt beſtimmter und geregelter erſcheinen, was mit den ſtädtiſchen Verfaßungen zuſammenhangen kann. Man kann dieſe förmlichen Handlungen als die eigentliche Grammatik des Rechts in dieſer Periode betrachten, und es iſt ſehr bedeutend, daß das Hauptgeſchäft der älteren Rœmiſchen Juriſten in der Erhaltung und genauen Anwendung derſelben beſtand. Wir in neueren Zeiten haben ſie häufig als Barbarey und Aberglauben verachtet, und uns ſehr groß damit gedünkt, daß wir ſie nicht haben, ohne zu bedenken daß auch wir überall mit juriſtiſchen Formen verſorgt ſind, denen nur gerade die Hauptvortheile der alten Formen abgehen, die Anſchaulichkeit næmlich und der allgemeine Volksglaube, während die unſrigen von jedem als etwas willkürliches und darum als eine Laſt empfunden werden. In ſolchen einſeitigen Betrachtungen früher Zeiten ſind wir den Reiſenden ähnlich, die in Frankreich mit großer Verwunderung bemerken daß kleine Kinder, ja ganz gemeine Leute recht fertig franzœſiſch reden.

Aber dieſer organiſche Zuſammenhang des Rechts mit dem Weſen und Character des Volkes bewährt ſich auch im Fortgang der Zeiten, und auch hierin iſt es der Sprache zu vergleichen. So wie für dieſe giebt es auch für das Recht keinen Augenblick eines abſoluten Stillſtandes: es iſt derſelben Bewegung und Entwicklung unterworfen wie jede andere Richtung des Volkes, und auch dieſe Entwicklung ſteht unter demſelben Geſetz innerer Nothwendigkeit wie jene früheſte Erſcheinung. Das Recht wächſt alſo mit dem Volke fort, bildet ſich aus mit dieſem, und ſtirbt endlich ab, ſo wie das Volk ſeine Eigenthümlichkeit verliert. Allein dieſe innere Fortbildung auch in der Zeit der Cultur hat für die Betrachtung eine große Schwierigkeit. Es iſt næmlich oben behauptet worden, daß der eigentliche Sitz des Rechts das gemeinſame Bewußtſeyn des Volkes ſey. Dieſes läßt ſich z. B. im Rœmiſchen Rechte für die Grundzüge desſelben, die allgemeine Natur der Ehe, des Eigenthums u. ſ. w. recht wohl denken: aber für das unermeßliche Detail wovon wir in den Pandecten einen Auszug beſitzen, muß es jeder für ganz unmœglich erkennen. Dieſe Schwierigkeit führt uns auf eine neue Anſicht der Entwicklung des Rechts. Bei ſteigender Cultur næmlich ſondern ſich alle Thætigkeiten des Volkes immer mehr, und was ſonſt gemeinſchaftlich betrieben wurde fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein ſolcher abgeſonderter Stand erſcheinen nunmehr auch die Juriſten. Das Recht bildet ſich nunmehr in

der Sprache aus; es nimmt eine wißenschaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtseyn des gesammten Volkes lebte, so fällt es jetzt dem Bewußtseyn der Juristen anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieser Function repræsentiert wird. Das Daseyn des Rechts ist von nun an künstlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Theil des ganzen Volkslebens, was es zu seyn nicht aufhœrt, dann als besondere Wißenschaft in den Händen der Juristen. Aus dem Zusammenwirken dieses doppelten Lebensprincips erklæren sich alle spætere Erscheinungen, und es ist nunmehr begreiflich, wie auch jenes ungeheure Detail ganz auf organische Weise, ohne eigentliche Willkür und Absicht, entstehen konnte. Der Kürze wegen nennen wir künftig den Zusammenhang des Rechts mit dem allgemeinen Volksleben das politische Element, das abgesonderte wißenschaftliche Leben des Rechts aber das technische Element desselben.

In verschiedenen Zeiten also wird bei demselben Volke das Recht natürliches Recht (in einem andern Sinn als unser Naturrecht) oder gelehrtes Recht seyn, je nachdem das eine oder das andere Princip überwiegt; wobei eine scharfe Gränzbestimmung von selbst als unmœglich erscheint. Bei republicanischer Verfaßung wird das politische Princip länger als in monarchischen Staaten unmittelbaren Einfluß behalten können, und besonders in der Rœmischen Republik wirkten viele Gründe zusammen diesen Einfluß noch bei steigender Cultur lebendig zu erhalten. Aber in allen Zeiten und Verfaßungen zeigt sich dieser Einfluß noch in einzelnen Anwendungen, da wo in engeren Kreisen ein oft wiederkehrendes gleiches Bedürfnis auch ein gemeinsames Bewußtseyn des Volkes selbst mœglich macht. So wird sich in den meisten Städten für Dienstboten und Miethwohnungen ein besonderes Recht bilden und erhalten, gleich unabhängig von ausdrücklichen Gesetzen und von wißenschaftlicher Jurisprudenz: es sind dieses einzelne Überreste der früheren allgemeinen Rechtsbildung. Vor der großen Umwälzung fast aller Verfaßungen, die wir erlebt haben, waren in kleineren Deutschen Staaten diese Fälle weit häufiger als jetzt, indem sich Stücke altgermanischer Verfaßungen häufig durch alle Revolutionen hindurch gerettet hatten.

Die Summe dieser Ansicht also ist daß alles Recht auf die Weise entsteht, welche der herschende, nicht ganz paßende Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erst durch Sitte und Volksglauben, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers. Dieser Zustand ist bis jetzt nur historisch aufgestellt worden: ob er lœblich und wünschenswerth ist, wird die folgende Untersuchung lehren. Aber auch als historische Ansicht bedarf dieser Zustand noch einiger næheren Bestimmungen. Zuerst ist dabei eine ganz ungestœrte einheimische Entwicklung vorausgesetzt worden: der Einfluß früher Berührung mit fremdem Rechte wird weiter unten an dem Beispiel von Deutschland klar werden. Eben so wird sich zeigen daß allerdings ein theilweiser Einfluß der Gesetzgebung auf bürgerliches Recht, bald lœblich, bald tadelnswerth, Statt finden kann. Endlich finden sich große Verschiedenheiten in den Gränzen der Gültigkeit und Anwendung des Rechts. Wie næmlich dasselbe Volk sich in viele Stämme verzweigt, Staaten sich vereinigen oder zerfallen, so muß bald dasselbe Recht mehreren unabhängigen Staaten gemein seyn, bald in verschiedenen Theilen desselben Staates neben gleichen

Grundzügen des Rechts eine große Mannichfaltigkeit einzelner Beſtimmungen gelten.

Unter den Deutſchen Juriſten hat Hugo das große Verdienſt in den meiſten ſeiner Schriften die herſchenden Anſichten gründlich bekämpft zu haben. Hohe Ehre gebührt auch hierin dem Andenken Mœſers, der mit großartigem Sinn überall die Geſchichte zu deuten ſuchte, oft auch in Beziehung auf bürgerliches Recht: daß dieſes Beiſpiel den Juriſten grœſtentheils unbemerkt geblieben iſt, war zu erwarten, da er nicht zünftig war, und weder Vorleſungen gehalten noch Lehrbücher geſchrieben hat.

VI. UNSER BERUF ZUR GESETZGEBUNG.

Von den Gründen auf welche das Bedürfniſs eines Geſetzbuchs für Deutſchland gebaut zu werden pflegt iſt im vorigen Abſchnitt geſprochen worden: wir haben jetzt die Fæhigkeit zu dieſer Arbeit zu unterſuchen. Sollte es an dieſer fehlen, ſo müßte durch ein Geſetzbuch unſer Zuſtand, den wir beßern wollen, nothwendig verſchlimmert werden.

Baco foderte daß die Zeit in welcher ein Geſetzbuch gemacht werde an Einſicht die vorhergehenden Zeiten übertreffe; wovon die nothwendige Folge iſt daß manchem Zeitalter, welches in anderer Rückſicht für gebildet gelten mag, gerade dieſe Fæhigkeit abgeſprochen werden muß. In den neueſten Zeiten haben ſich beſonders die Gegner des Rœmiſchen Rechts über ſolche Anſichten nicht ſelten entrüſtet: denn die Vernunft ſey allen Völkern und allen Zeiten gemein, und da wir überdem die Erfahrung voriger Zeiten benutzen können, ſo müße unfehlbar was wir verfertigen beßer als alles vorige werden. Aber eben dieſe Meinung daß jedes Zeitalter zu allem berufen ſey iſt das verderblichſte Vorurtheil. In den ſchœnen Künſten müßen wir wohl das Gegentheil anerkennen: warum wollen wir uns nicht dasſelbe gefallen laßen wo von Bildung des Staates und des Rechts die Rede iſt?

Sehen wir auf die Erwartungen der Nichtjuriſten von einem Geſetzbuch, ſo ſind dieſe ſehr verſchieden nach den verſchiedenen Gegenſtänden des Rechts, und auch hierin zeigt ſich das zweyfache Element alles Rechts, welches ich oben das politiſche und das techniſche genannt habe. An einigen Gegenſtänden nehmen ſie unmittelbar lebhaften Antheil; andere werden als gleichgültig der juriſtiſchen Technik allein überlaßen: jenes iſt mehr im Familienrecht, dieſes mehr im Vermœgensrecht der Fall, am meiſten in den allgemeinen Grundlagen desſelben. Wir wollen als Repræſentanten dieſer verſchiedenartigen Gegenſtände die Ehe und das Eigenthum wählen: was aber von ihnen geſagt werden wird, ſoll zugleich für die ganze Claſſe gelten wozu ſie gehœren.

Die Ehe gehœrt nur zur Hälfte dem Rechte an, zur Hälfte aber der Sitte, und jedes Eherecht iſt unverſtändlich welches nicht in Verbindung mit dieſer ſeiner nothwendigen Ergänzung betrachtet wird. Nun iſt in neueren Zeiten aus Gründen die mit der Geſchichte der chriſtlichen Kirche zuſammenhangen die nichtjuriſtiſche Anſicht dieſes Verhältniſſes theils flach, theils in hœchſtem Grade ſchwankend und unbeſtimmt geworden, und jene Flachheit wie dieſes Schwanken haben ſich dem Recht der Ehe mitgetheilt. Wer die Geſetzgebung und das practiſche Recht in Eheſachen aufmerkſam betrachtet, wird darüber keinen Zweifel haben. Diejenigen nun, welche glauben daß jedes Übel nur auf ein abhelfendes Geſetz warte um dann auf der Stelle zu verſchwinden, werden dieſen trau-

rigen Zuftand gern anerkennen um dadurch das Bedürfnifs einer kräftigen durchgreifenden Gefetzgebung in helles Licht zu fetzen. Aber eben die Hoffnung die fie hierin auf Gefetze bauen halte ich für ganz grundlos. Ift einmal in der allgemeinen Anficht eine beftimmte und lœbliche Richtung fichtbar, fo kann diefe durch Gefetzgebung kräftig unterftützt werden: aber hervorgebracht wird fie durch diefe nicht, und wo fie gänzlich fehlt wird jeder Verfuch einer erfchöpfenden Gefetzgebung den gegenwärtigen Zuftand nur noch fchwankender machen und die Heilung erfchweren.

Wir betrachten ferner diejenigen Gegenftände, welche, wie das Eigenthum, im nichtjuriftifchen Publicum mit Gleichgültigkeit betrachtet werden, und wovon felbft Juriften urtheilen daß fie unter allen Umftänden diefelben feyn können, fo daß fie lediglich der juriftifchen Technik anheim fallen. Daß wir diefe Anficht von ihnen haben ift eigentlich felbft fchon Zeichen eines öffentlichen Zuftandes welchem die rechtsbildende Kraft fehlt: denn wo diefe lebendig ift, werden alle diefe Verhältniffe nichts weniger als gleichgültig, fondern vielmehr ganz eigenthümlich und nothwendig feyn, wie die Gefchichte jedes urfprünglichen Rechts beweift. Jenen Zuftand aber als den unfrigen vorausgefetzt, wird unfre Fæhigkeit zur Gefetzgebung von dem Werthe und der Ausbildung unfrer juriftifchen Technik abhangen, und auf diefe muß demnach unfre Unterfuchung zunæchft gerichtet feyn.

Unglücklicher Weife nun ift das Ganze achtzehnte Jahrhundert in Deutfchland fehr arm an großen Juriften gewefen. Fleißige Männer zwar fanden fich in Menge, von welchen fehr fchätzbare Vorarbeiten gethan wurden: aber weiter als zu Vorarbeiten kam es felten. Ein zweyfacher Sinn ift dem Juriften unentbehrlich, der hiftorifche um das eigenthümliche jedes Zeitalters und jeder Rechtsform fcharf aufzufaßen, und der fyftematifche um jeden Begriff und jeden Satz in lebendiger Verbindung und Wechfelwirkung mit dem Ganzen anzufehen, d. h. in dem Verhältnifs, welches das allein wahre und natürliche ift. Diefer zweyfache wißenfchaftliche Sinn findet fich ungemein wenig in den Juriften des achtzehnten Jahrhunderts, und vorzüglich ein vielfältiges flaches Beftreben in der Philofophie wirkte fehr ungünftig. Über die Zeit in welcher man felbft lebt ift ein ficheres Urtheil fehr fchwer: doch wenn nicht alle Zeichen trügen, ift ein lebendiger Geift in unfre Wißenfchaft gekommen, der fie künftig wieder zu einer eigenthümlichen Bildung erheben kann. Nur fertig geworden ift von diefer Bildung noch fehr wenig, und aus diefem Grunde läugne ich unfre Fæhigkeit ein lœbliches Gefetzbuch hervorzubringen. Viele mœgen diefes Urtheil für übertrieben halten: aber diefe fordere ich auf mir unter der nicht geringen Zahl von Syftemen des Rœmifch-deutfchen Rechts eines zu zeigen welches nicht etwa bloß zu diefem oder jenem befondern Zwecke nützlich dienen könne: denn deren haben wir viele; fondern welches als Buch vortrefflich fey: diefes Lob aber wird nur dann gelten können, wenn die Darftellung eine eigene felbftftändige Form hat, und zugleich den Stoff zu lebendiger Anfchauung bringt. So z. B. im Rœmifchen Rechte würde es darauf ankommen, daß die Methode der alten Juriften, der Geift der in den Pandecten lebt erkennbar wære, und ich würde mich fehr freuen dasjenige unfrer Syfteme kennen zu lernen, worin diefes der Fall feyn möchte. Hat nun diefe Arbeit bei vielem Fleiße und guten Talenten bis jetzt nicht gelingen wollen, fo behaupte ich daß in unfrer Zeit ein gutes Gefetzbuch noch nicht mœglich ift: denn für

dieſes iſt die Arbeit nicht anders, nur ſchwerer. Es giebt noch eine andere Probe für unſre Fæhigkeit: vergleichen wir unſre juriſtiſche Literatur mit der literariſchen Bildung der Deutſchen überhaupt, und ſehen wir zu ob jene mit dieſer gleichen Schritt gehalten hat: das Urtheil wird nicht günſtig ausfallen, und wir werden ein ganz anderes Verhältniſs finden als das der Rœmiſchen Juriſten zur Literatur der Rœmer. In dieſer Anſicht liegt keine Herabſetzung: denn unſre Aufgabe iſt in der That ſehr groß, ohne Vergleichung ſchwerer als die der Rœmiſchen Juriſten war. Aber eben die Grœße dieſer Aufgabe ſollen wir nicht verkennen aus Bequemlichkeit oder Eigendünkel; wir ſollen nicht am Ziel zu ſeyn glauben, wenn wir noch weit davon entfernt ſind.

Haben wir nun in der That nicht was nœthig iſt, damit ein gutes Geſetzbuch entſtehe, ſo dürfen wir nicht glauben daß das wirkliche Unternehmen eben nichts weiter ſeyn würde als eine fehlgeſchlagene Hoffnung, die uns im ſchlimmſten Fall nur nicht weiter gebracht hätte. Von der großen Gefahr die unvermeidlich eintritt, wenn der Zuſtand einer ſehr mangelhaften unbegründeten Kenntniſs durch äußere Autoritæt fixiert wird, iſt ſchon oben geſprochen worden; und dieſe Gefahr würde hier um ſo grœßer ſeyn, je allgemeiner die Unternehmung wære, und je mehr ſie mit dem erwachenden Nationalintereſſe in Verbindung gebracht würde. Nahe liegende Beiſpiele geben in ſolchen Dingen oft ein weniger deutliches Bild: ich will alſo um anſchaulich zu machen was auf ſolche Weiſe entſtehen kann, an die Zeit nach der Auflœſung des weſtrœmiſchen Reichs erinnern, wo eben ſo ein unvollkommner Zuſtand der Rechtskenntniſs fixiert worden iſt. Der einzige Fall der hier eine Vergleichung darbietet iſt das Edict des Oſtgothiſchen Theoderich, weil hier allein das vorhandene Recht in einer eigenen neuen Form dargeſtellt werden ſollte. Ich bin weit entfernt zu glauben daß was wir hervorbringen könnten dieſem Edict völlig gleich ſehen würde: denn der Unterſchied der Zeiten iſt in der That ſehr groß: die Rœmer im Jahr 500 hatten Mühe zu ſagen was ſie dachten: wir verſtehen gewiſſermaßen zu ſchreiben; ferner gab es damals gar keine juriſtiſche Schriftſteller: wir haben daran keinen Mangel. Allein darin iſt die Ähnlichkeit unverkennbar, daß dort ein hiſtoriſcher Stoff dargeſtellt werden ſollte den man nicht überſah und nicht regieren konnte, und den wir Mühe haben in dieſer Darſtellung wieder zu erkennen. Und darin iſt der Nachtheil entſchieden auf unſrer Seite, daß im Jahr 500 nichts zu verderben war. In unſrer Zeit dagegen iſt ein lebendiges Beſtreben nicht abzuläugnen, und niemand kann wißen wie viel beßeres wir der Zukunft entziehen, indem wir gegenwärtige Mängel befeſtigen. Denn „*ut corpora lente augeſcunt, cito extinguuntur, ſic ingenia ſtudiaque oppreſſeris facilius quam revocaveris.*“ (*Tacitus Agricola* c. 3.)

Ein wichtiger Punct iſt noch zu bedenken, die Sprache næmlich. Ich frage jeden der für würdigen angemeßenen Ausdruck Sinn hat, und der die Sprache nicht als eine gemeine Geræthſchaft, ſondern als Kunſtmittel betrachtet, ob wir eine Sprache haben in welcher ein Geſetzbuch geſchrieben werden könnte. Ich bin weit entfernt die Kraft der edlen Deutſchen Sprache ſelbſt in Zweifel zu ziehen: aber eben daß ſie jetzt nicht dazu taugt iſt mir ein Zeichen mehr daß wir in dieſem Kreiſe des Denkens zurück ſind. Kommt nur erſt unſre Wißenſchaft weiter, ſo wird man ſehen wie unſre Sprache durch friſche urſprüngliche Lebenskraft förderlich ſeyn wird. Noch mehr, ich glaube, wir ſind

in diesem Stücke noch in neueren Zeiten rückwärts gegangen. Ich kenne aus dem achtzehnten Jahrhundert kein Deutsches Gesetz welches in Ernst und Kraft des Ausdrucks mit der peinlichen Gerichtsordnung Karls des fünften verglichen werden könnte.

Ich weiß was man auf diese Gründe antworten kann, selbst wenn man sie alle zugiebt: die Kraft des menschlichen Geistes sey unendlich, und bei redlichem Streben könne auch jetzt plötzlich ein Werk hervorgehen woran von allen diesen Mängeln keiner verspürt würde. Wohl! der Versuch steht jedem frey, an Aufmerksamkeit fehlt es unsrer Zeit nicht, und es hat keine Gefahr daß das wirkliche Gelingen übersehen werde.

Ich habe bis jetzt die Fæhigkeit unsrer Zeit zu einer allgemeinen Gesetzgebung untersucht, als ob dergleichen noch nicht unternommen worden wære. Ich wende mich jetzt zu den Gesetzbüchern welche die neueste Zeit wirklich hervorgebracht hat.

LUDWIG ACHIM VON ARNIM.

ARMUTH REICHTHUM SCHULD UND BUSSE DER GRÆFINN DOLORES.

ZWEYTE ABTHEILUNG. NEUNZEHNTES CAPITEL.

DER DICHTER WALLER UND SEINE FRAU, TRAUGOTT UND ALONSO.

Er hatte kaum ein Paar Minuten hinausgeblickt, als er seine Frau auf eine Gruppe aufmerksam machte die den hohen Weg vorüber unter den palmenartigen Weiden wie ein Schattenspiel fortschritt. Ein wohlgekleideter Mann führte ein Pferd, auf welchem eine Frau in Betten eingepackt saß; zwey Kinder ritten auf großen langgehörnten Ziegen nebenher. Unsre beiden Zuschauer eilten herunter die Leute næher zu betrachten, und sie wurden von dem Manne, der in einem sehr ausgearbeiteten faltigen verbrannten haarichten Gesichte viel Geist verrieth, angeredet. Er klagte daß seine Frau, der diese Luftreise zur Gesundheit empfohlen, immer kränker würde; zugleich bat er um ein Unterkommen. Der Graf erbot ihm alle seine Dienste, und führte selbst das Pferd nach einem Gartenhause, wo die Kranke keine Stufen zu steigen brauchte, und doch aller Annehmlichkeit der Gegend genoß. Als sie sich auf dem Sopha eingerichtet, erhob sie den Schleyer, und zeigte ein so reizend sterbendes Gesicht, etwa in der Art wie wir auf einigen altdeutschen Bildern von der sterbenden Maria sehen; sie sprach wenig, aber dieses Wenige beschäftigte sich nach dem ersten Danke ganz mit Sorge für Mann und Kinder: daß sie die Zeit nicht ihretwegen versäumen möchten; sie möchten ihre gewohnten Arbeiten vornehmen. Nachdem dieses wenigstens von den Kindern geschehen, und beide einige landschaftliche Skizzen auszuzeichnen begonnen hatten, redete sie zuerst die Wirthe an, und versicherte ihnen mit einer Art innerer Zufriedenheit daß ihre Milde dießmal wohl angewendet sey, da ihr Haus durch die Gegenwart des großen Waller gesegnet werde, den als ihren Mann zu nennen ihr hœchster Stolz

ſey. Jetzt begannen allerley Complimente: der Graf mochte nicht ſagen daß er ſeine meiſten Gedichte für falſche Münze halte, welche die Eitelkeit in mancherley tœnenden Worten ausgeprægt hatte; die Græfinn mochte nicht eingeſtehen wie hoch ſie ihn verehre; Waller entwickelte dabei in hoher Vollendung ſeine Manier das Ernſte ſpaßhaft, das Spaßhafte ernſt zu nehmen, durch Sonderbarkeit zu verwirren, ſeine Vortrefflichkeiten als zu leicht auszuwerfen, und war bald ſo laut, als er vorher einſylbig geweſen. Seine Frau durfte ihrer Bruſt wegen wenig reden: ſie legte zu ihrer Unterhaltung eine Rœthelzeichnung von der Ausſicht an die alle umgab. Bald gieng ein Knabe hinaus eine der Ziegen zu melken, und brachte ihr die Milch, die ſie mit Luſt austrank; dann gab ſie beiden Kindern, dem Traugott und dem Alonſo, die Freyheit umherzulaufen. Ohne eines Menſchen zu achten, immer mit einander beſchäftigt, holten die Knaben mancherley Spielzeug aus den Taſchen, und begannen im Schloße ein Durchſuchen, ein Umklettern, wie eine Diebesbande, oder wie ein Paar neuangekaufte Hofhunde; die Leute des Grafen wollten es ihnen wehren: er aber gönnte ihnen dieſes Vergnügen, was ihm ſehr natürlich in jedem Kinde vorkam, aber wunderbar, inſofern ſie ſich ihm ganz unbeſorgt überließen, als wære die Welt ihre. Küche und Garten plünderten ſie durch wie die Affen, nur in dem Bedürfniſſe des Augenblicks, ohne der Zukunft zu achten. Etwas von allen Thieren hatten ſie auch wirklich in ihrer Bildung und in der Art ihrer Bewegung: vielerley Fertigkeit, wenig Überlegung. Ihr Vater ſagte mit Recht «Es ſind Menſchen wie die künftige Zeit ſie brauchen kann, mit jeder Noth vertraut, in Arbeit und Mühe und jeder Witterung abgehärtet.» Da Frau Waller Ruhe bedurfte, ſo ließ ſich Waller mit ſeinen neuen Bekannten in ein Geſpræch ein, wußte ſo ſchnell in alle Beſonderheiten des Hauſes einzudringen und ſich darin zu fügen, daß er in einer Stunde mehr Herr darin zu ſeyn ſchien als der Graf. Für die Vertraulichkeiten die er ihnen entlockt hatte forderten ſie gleiche Vertraulichkeit von ihm, und er ſprach mit einer Art Überlebung von ſich. Seine Frau ſey früher an einen reichen Kaufmann verheirathet geweſen; er habe ſich in dem Geldmangel worin er ſich ſeit ſeiner Jugend befunden auch an dieſes Haus gewendet, und ſey wegen ſeiner Spaßhaftigkeit Tiſchgenoße geworden; die Frau, die älter als er, habe ſich in ihn verliebt, und um ſie nicht unglücklich zu machen, ungeachtet ſie ihm immer fatal geweſen, habe er drein willigen müßen, daß ſie ſich ſcheiden laßen und ihn geheirathet. Wir wollen hier ſeine lange Erzählung zuſammenziehen. Waller war des Herumſtreifens müde: er beredete ſeine Frau ihr Haus in der Stadt zu verkaufen um ganz der Kunſt in einem abgelegenen Landhauſe zu leben, das ihn einmal auf einer Reiſe in der Mitte eines Tannenwaldes entzückt hatte. Sie willigte in alles: ſeit ihrer Scheidung lebte ſie ganz ihrem Manne und der Malerey; er reiſte in die romantiſche Gegend, kaufte das Haus ſehr theuer, weil eine Familie die dort geboren und groß gezogen, nicht aus gleichem Sinn an der Natur, ſondern aus Gewohnheit ſich nur großer Vortheile wegen davon trennen mochte. In wenigen Tagen richtete er ſich alles nach ſeinem Geſchmacke ein, ſonnte die angekommenen Betten, ſtellte Blumentöpfe in die Fenſter, wand eine Ehrenpforte an der Thüre aus Birken mit Bærenklau und Feldblumen, ſetzte ſich in den Garten, und ſchrieb dieſer Ehrenpforte eine Inſchrift.

Hier fielen Druck und Sorgen
Von eines Menſchen Herz:

Er kann euch wieder borgen
Von ſeinem eignen Scherz.
Nur einmal Herr der Erde,
Nur einmal Herr der Luft:
Dann weichet die Beſchwerde,
Dann füllet ſich die Kluft.
Die offnen Augen tragen
Wohin der Fuß mich trægt,
Bis zu dem Sonnenwagen,
Der hoch am Himmel wegt.
Nach einem andern Wagen
Horcht hier im Sand ſein Ohr:
Der ſoll die Freundinn tragen
Durchs hohe Gartenthor.
Er ſonnte ſtill im Garten
Die Betten ganz allein;
Er mußte lange warten:
Sie tritt ins Haus herein.
Und an der Ehrenpforte
Vielbuntem Bogenzug
Lieſt ſie die frohen Worte:
Die Eine mir genug.

Er hatte es ſich aber bloß eingebildet, daß ſie gekommen: ſie war durch ein gebrochenes Rad auf dem Wege aufgehalten; er wurde immer ungeduldiger, hatte für alles geſorgt, nur nicht fürs Eßen: er mußte ſich mit Brot und Milch begnügen; aus Ärger warf er endlich die Ehrenpforte zuſammen, fegte die Blumen aus den Zimmern, und empfieng die Frau, die dazu ankam, mit heftigen Vorwürfen wie ſie ihm jedes Vergnügen verderbe. Sie ſuchte ihn zu beſchwichtigen, und er war wieder vergnügt. Am anderen Morgen wollte er eine gewaltige Arbeit machen, zu der er ſich lange einen recht ſchœnen Tag gewünſcht. Wirklich war das Wetter hell: er gieng auf ſein Studierzimmer: aber es wollte ihm nichts gelingen: er war zerſtreut: ein Paar Wälſche Hähne die ſich im Hofe bißen zogen alle Aufmerkſamkeit an ſich; dann ſah er einer dicken Magd zu die im Garten arbeitete; dann wurde es ihm zu heiß. Es ward Mittag, und er hatte nichts gethan, und fand darüber alle Lieblingsſpeiſen ſchlecht, die ihm ſeine Frau zubereitet hatte. Jeder Tag hatte ſeine eigne wunderbare Geſchichte, insbeſondre ſeit er ſich darauf legte, die Natur recht zu genießen: da zog er ſeine Frau halbe Nächte durch nebelbelegte Wieſen und kühle Waldungen herum den Sonnenaufgang zu ſehen, und gemeiniglich, ehe es dazu kam, mußte einer von ihnen aus irgend einer Unbequemlichkeit nach Hauſe gehen, und ſie hatten nichts als Schnupfen und Fieber davon gehabt. Wallern war es ganz erſtaunungswürdig, daß er die Natur ganz anders gefunden, als er ſie beſchrieben: aber die Landleute entſprachen noch weniger ſeinen Erwartungen: ſeine ländlichen Gedichte verſtand keiner; ſie hatten alle den Eulenſpiegel viel lieber. Dieſe Erfahrungen machte er im Sommer: aber im Winter hatte er noch viel mehr zu lernen: vergebens ſchrieb er an alle Bekannte in der ganzen Gegend daß ſie ihn beſuchen möchten: keiner mochte die gefährlichen Wege in Schneewetter machen. Der Unmuth darüber erzeugte manches Lied, unter andern auch dieſes.

WINTERUNRUHE.

Ich räume auf für Gäſte:
Sie hält mich auf dem Neſte;
Die Wege ſind beſchneyt,
Und keiner kommt ſo weit.
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wære früher ich geboren, oder ſpæter Du!
Ich ſitz bei ihr: ſie ſpinnet;
Mein Herz in mir, es ſinnet;
Es treibt mich durch den Wald:
Wie iſt der Wald ſo kalt!
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wære früher ich geboren, oder ſpæter Du!

Die Tanne ſagt vom Schmauſe,
Mich brauſend jagt nach Hauſe;
Zu Hauſe bei dem Heerd,
Da werd' ich ſo beſchwert:
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wære früher ich geboren, oder ſpæter Du!
In ihrem Haar ich ſpiele,
Der Träume Schaar ich fühle
In ihrer Locken Nacht:
Doch bald bin ich erwacht:
Wie Eſpenlaub mein Herz hat keine Ruh:
O wære früher ich geboren, oder ſpæter Du!

»Lieben Leute!« rief hier Waller aus, »hätte meine Frau nicht ein Kind bekommen, den Alonſo, ich wære aus Langeweile toll geworden: da bekam ich doch was zu ſprechen mit all dem närriſchen Volke von Ærzten und Weiſemüttern. Das hielt doch auch nicht länger vor als bis zum Frühling: da ſagte ich daß ich auf die Leipziger Meſſe gehen müße um ein Manuſcript zu verkaufen, und lief über Berg und Thal als wenn ich gehetzt würde. Denkt euch, in Leipzig ſitze ich in guter Ruhe bei Mainoni und eße Stengelroſinen und Knackmandeln: da bringt mir der Burſche aus der Buchhandlung einen poetiſchen Brief von meiner Frau:

Der Liebe Furcht iſt Fackel meiner Liebe,
Die meinen Traum mit Stralen Nachts erfreut,
Damit mich nicht die Einſamkeit betrübe,
Mir Sterne auf die dunkle Erde ſtreut,
Und meiner Liebe Flamme hœher treibt,
Daß dir ein Zeichen bleibt.
In Liebesfurcht ich ſeh die Wolken jagen
Dort überm Mond, daß er zu wanken ſcheint.
Wohin, wohin will euch der Sturmwind tragen?
Zu meinem Lieben, der es treulich meint.
Der Blume Blätter werf' ich in den Wind:
Er bringt ſie dir geſchwind.
Der Liebe Furcht durchbebet mich ſo ſachte
Zu ſchauen ob mein Kind noch athmen kann:
Es ſah mich an und drehte ſich und lachte;
Ich ſah es ſchon wie dich, wenn es ein Mann:
So ſchauet aus der Liebe œdem Haus
Ein frommer Geiſt voraus.
Wird Liebe Furcht, ſo laß die Furcht mich lieben,
Und liebe mich, dieweil ich furchtſam bin:
So kann die Furcht die Liebe nie betrüben,
Und Furcht und Liebe haben gleichen Sinn;
Es wächſt die Furcht der Liebe zum Gewinn
In deiner Liebe Sinn.

Fragen Sie Sich ſelbſt ob ich länger von ihr bleiben konnte nach ſolcher Einladung; denken Sie Sich, mir zu Liebe hatte die liebe Frau die erſten Verſe in ihrem Leben gemacht. Ich trat denſelben Tag noch meinen Rückmarſch an: mein Buch wurde nicht fertig gedruckt.

Damals hab' ich eine ſchœne Zeit mit ihr gelebt; leider daß uns die allergemeinſte Urſache bald in Verlegenheit ſetzte. Ich hatte ein Landgut gekauft, und war kein Landwirth, und meine Frau verſtand bei dem beſten Willen eben ſo wenig davon; ich hatte viel bezahlt, verzehrte noch mehr, und nahm nichts ein: die Summe gezogen, mußte ich den Hof meinen Schuldnern überlaßen, und in die Stadt ziehen. Da jubelte mein ganzes Herz: meine Frau war aber betrübt; ſie machte mir ſo rührende Vorſtellungen, daß ich ihr zuſchwor recht fleißig zu werden; ſie ſelbſt fieng an Kupferſtiche zu meinen Gedichten recht artig zu radieren, und die waren meiſt

schon fertig, wenn das Gedicht erst zur Hälfte gelangte. Dann weckte sie mich immer früh auf, hatte schon mein Zimmer geheizt, mir Kaffe gekocht, und da sollte ich nun arbeiten. Das war eine Sache zum Einschlafen: in meinem Ärger über diese Behandlung, und doch im Gefühle wie es nicht anders gehen könne, schrieb ich eine Elegie vom Weber, den ich vorstellte, und von der Spinnerinn, die meine Frau bezeichnet; welche ich Ihnen mit der rechten Betonung vorlesen will. Macht sie Ihnen Langeweile, so ist es meine Schuld.'

ZWANZIGSTES CAPITEL.

. .

Mit Sorge erkundigte sich der Graf nach Wallers Umständen, ob er wirklichen Mangel leide, und erbot ihm seine Hülfe. Waller versicherte ihm, er lebe recht gut von Schriftstellerey und Schulden, und werde auch seine Hülfe noch ansprechen; nachher berichtete er daß seine Frau nach dieser Elegie sich entschloßen habe ihn auf den Fußreisen zu begleiten die er schon lange zur Einsammlung poetischen Stoffes projectiert gehabt: doch diese Märsche hätten statt ihr vortheilhaft zu seyn, wie er erst gehofft, ihre schwache Brust vernichtet; endlich habe er ihr ein Pferdchen anschaffen müßen, und fürchte sehr daß sie bald auf Charons Nachen in das allerpoetischte Land der Welt, in die Hölle, fahren werde: denn selig könne sie aus Mangel an wahrer Religiœsitæt nimmermehr werden: aber das sey auch eben ihr Verdienst, daß sie für sich bestehen könne ohne Gott, wenn sie nur einen Mann hätte. Ehe sich noch irgend jemand nach dem eigentlichen Sinne solcher Voraussetzung fragen konnte, hatte er sich schon wieder durch einen geschickten Sprung zum Allerfremdartigsten hingeworfen: er hatte ganz die Art trostlosen Verstandes der Etymologen, die mit wenigen lächerlichen Übergangstœnen die verschiedenlautendsten Worte aus Einer Wurzel ableiten; der Zuhœrer wußte nie ob er einem mehr gab oder mehr nahm: er suchte næmlich seinen eignen Verstand jedem aufzudringen, indem er jedem den eignen nahm oder verkümmerte. Unsern beiden Landleuten, denen niemand leicht widersprach, war diese Methode ein wahres Fest: sie hetzten ihn immer mehr, mußten über alles lachen; er schüttete ihnen den ganzen Vorrath seiner Einfälle und Geschichten an Einem Abende aus, die ihm sonst Monate vorgehalten. Es ist eigentlich ein Überfluß davon unter den Deutschen: aber es fehlen ihnen die Menschen wie Waller, die unter Franzosen so häufig sind, die einen Einfall der Mühe werth halten zu bewahren, oder das Geschick haben ihn gut nachzuerzählen; überhaupt wird in Deutschland aus einer gewissen Trægheit und Besorgnifs zu wenig gesprochen. Wurde er eitel mit Unrecht deswegen genannt, so sagte er »Eitelkeit ist die Tugend der Kindheit; viele bleiben ewige Kinder, und ich bin es nicht: aber ich mag es gern seyn. Von Mædchen wird nie Wahrheit gefordert: darum werden ihnen bedeutende Staatsämter versagt; doch findet sich von je unter ihnen viel Wahrsagerey: ich halts mit den Mædchen, und gebe die Wahrheit gern für die Wahrsagerey. Wær' ich nicht eitel um gelobt zu loben, wære ich wahr, so fragte ich euch: ihr bildet euch viel auf eure Liebe zu einander ein: aber die Liebe läßt sich nicht einbilden, wie der Schwindel nicht mit der Vorstellung wegzubringen ist daß man die Stufen eines Thurmes auf ebener Erde ohne Beschwerde ansteigen könne; ihr schwindelt einander aber tæglich von ewiger Treue vor: ihr werdet euch auch, wie Schwin-

delnde aus bloßer Furcht zu fallen ſich übers Geländer ſtürzen, über die Treue ſtürzen. Sie machen ein ſinſter Geſicht, lieber Graf: das iſt noch recht, daß es Ihnen wenigſtens ernſt iſt: die meiſten würden über meine Gottesläſterung lachen. Ob ich wirklich gotteslästerlich bin? Nein, das iſt unmœglich: ein gotteslästerlicher Menſch kann nichts Gutes denken; der Gedanke iſt ein Prüfſtein der Menſchen: das Thun iſt ſelten zu durchſchauen: es wird wie ein Gedärme durchſchlungen; das Herz ſchlægt drein, und gehœrt doch nicht dazu; auch kann niemand bei Thaten ſehen was er hervorbringt: denn er wird ſelbſt erſt darin, wie ein Vogel, der ſich durchs Ey pickt, weil ihm das Freßen fehlt, und ſtatt des Freßens aufs Licht trifft, das ihm ſtatt ins Maul in die Augen fällt.' In dieſem Gange einer Springmaus, die bloß darum ungeheure Sätze machen muß, weil ihr die Vorderfüße zu kurz und die Hinterfüße zu lang geſchaffen, kam der Abend, und er wurde erinnert ſeine Frau zu beſuchen. Er gieng hin: aber bald wurden alle durch einen ungemein lauten Zank erſchreckt: er wüthete und tobte daß ſie ein Paar Äpfel die ihm auf der Reiſe von einer Dame verehrt worden, den Kindern übergeben; die Kinder verſteckten ſich hinter der Mutter, und was dieſe zu ſchwach war zu ſagen, das ſchrieen ſie mit der unerzogenſten Stimme. Die Græfinn wollte alles verſöhnen: aber Waller ſagte ihr ſachte in die Ohren, er ſey weiter gar nicht aufgebracht: doch halte er es für nothwendig, ſeine Meinung durchzuführen; auch wære dieß eine gute Uebung für die Kinder. Und dann riß er ſich wieder in den Haaren, und rief «Wer einmal das Zutrauen gebrochen, ein theuer anbefohlenes Unterpfand entwendet, wo ſind da Grenzen? Es iſt ſo arg als Simſon im Schlafe die Haare abzuſchneiden.' Die gute kranke Frau Waller weinte ſtill vor ſich, und Waller wendete ſich ſachte zur Græfinn um: «Hat ſie nicht etwas von einer weinenden Mutter Gottes? Sie iſt wunderſchœn!' Bei dieſen Worten flog er um ihren Hals, und ſprach ihr ſo traulich, ſo herzlich, bat ſo ſchœn um Verzeihung, daß ſie gerne alles verzieh, und mehr. Den Grafen verdroß doch dieſe widrige Gefühlsfabrik: er ſchwor dem Dichter, ſeine Gedichte würden nichts ſchlechter ſeyn, wenn er ſtatt mit lebenden Menſchen mit bloß gedachten dergleichen Geſchichten aufführte. Dieß rührte Waller zu Thrænen: «Freund, Sie treffen mein tiefſtes Innere: ja, ich fühle es, keine Wahrheit iſt darin, und ſelbſt indem ich Ihnen dieß bekenne, iſt es zum Theil Lüge: denn ich will etwas anderes damit, mir ihr Mitleiden ſtatt des Zutrauens zuſichern, das ich verloren.' Der Graf verſicherte umſonſt, daß wenn man ſich ſo einer Betrachtung über die Wahrheit überlaße, immer nothwendig ein Stück fehlen müße, næmlich das betrachtende: es würde dann immer nur zur Wahrheit einer dritten Perſon, die uns nichts angeht, nimmer unſre eigne. Waller ſchien durch dieſen Scharfſinn überraſcht, und weil er ſelten lobte, ſo war ſein Lob ſchmeichelhaft.

HEINRICH VON KLEIST.

DAS BETTELWEIB VON LOCARNO.

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand ſich ein altes, einem Marcheſe gehœriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen ſieht: ein Schloß mit hohen und weitläuftigen Zimmern, in deren einem einſt auf Stroh, das man ihr unterſchüttete, eine alte kranke Frau, die ſich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marcheſe, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er ſeine Büchſe abzuſetzen pflegte, befahl der Frau unwillig aus dem Winkel in welchem ſie lag aufzuſtehen und ſich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da ſie ſich erhob, glitſchte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beſchædigte ſich auf eine gefährliche Weiſe das Kreuz dergeſtalt, daß ſie zwar noch mit unſæglicher Mühe aufſtand, und quer, wie es vorgeſchrieben war, über das Zimmer gieng, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Ächzen niederſank und verſchied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marcheſe durch Krieg und Miſswachs in bedenkliche Vermœgensumſtände gerathen war, fand ſich ein florentiniſcher Ritter bei ihm ein, der das Schloß ſeiner ſchœnen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marcheſe, dem viel an dem Handel gelegen war, gab ſeiner Frau auf den Fremden in dem oben erwähnten leerſtehenden Zimmer, das ſehr ſchœn und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verſtœrt und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer verſichernd daß es in dem Zimmer ſpuke, indem etwas das dem Blick unſichtbar geweſen mit einem Geräuſch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgeſtanden, mit vernehmlichen Schritten langſam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Ächzen niedergeſunken ſey.

Der Marcheſe, erſchrocken, er wußte ſelbſt nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünſtelter Heiterkeit aus, und ſagte, er wolle ſogleich aufſtehen, und die Nacht zu ſeiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit ihm zu erlauben daß er auf einem Lehnſtuhl in ſeinem Schlafzimmer übernachte; und als der Morgen kam, ließ er anſpannen, empfahl ſich, und reiſte ab.

Dieſer Vorfall, der außerordentliches Aufſehen machte, ſchreckte auf eine dem Marcheſe hœchſt unangenehme Weiſe mehrere Käufer ab, dergeſtalt, daß, da ſich unter ſeinem eigenen Hausgeſinde befremdend und unbegreiflich das Gerücht erhob daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsſtunde umgehe, er um es mit einem entſcheidenden Verfahren niederzuſchlagen beſchloß die Sache in der næchſten Nacht ſelbſt zu unterſuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung ſein Bett in dem beſagten Zimmer aufſchla-

gen, und erharrte ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm: es war als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhub, quer über das Zimmer gieng, und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise am anderen Morgen, da er herunter kam, fragte ihn wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah, und nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe, so erschrak sie wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hœrten aber sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der næchsten Nacht dasselbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden vermochte sie das Entsetzen das sie ergriff in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken laßen müße, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide um der Sache auf den Grund zu kommen mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelaßen hatte, vor der Thüre desselben ein, dergestalt, daß beide ohne sich bestimmt zu erklæren, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwey Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzten sich gegen eilf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gespræchen so gut sie vermœgen zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder, und schlæft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hœren: jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hœrt das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt, tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten kæme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen, Wer da? ruft, und da niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschloßen augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt, und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgeraßelt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getæfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein den Unglücklichen zu retten: er war auf die elendiglichste Weise bereits umgekommen; und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

JOHANN PETER HEBEL.

AUS DEM RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND.

KANNITVERSTAN.

Der Menſch hat wohl tæglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen ſo gut als in Amſterdam, Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniſs. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchœnes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die ſechs Kamine auf dem Dach, die ſchœnen Geſimſe und die hohen Fenſter, grœßer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht entbrechen einen Vorübergehenden anzureden. «Guter Freund» redete er ihn an, «könnt Ihr mir nicht ſagen wie der Herr heißt dem dieſes wunderſchœne Haus gehœrt mit den Fenſtern voll Tulipanen Sternenblumen und Levkojen?» Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand als der Fragende von der holländiſchen, næmlich nichts, ſagte kurz und ſchnauzig «Kannitverſtan», und ſchnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländiſches Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel als «Ich kann euch nicht verſtehn.» Aber der gute Fremdling glaubte, es ſey der Name des Mannes nach dem er gefragt hatte. «Das muß ein grundreicher Mann ſeyn, der Herr Kannitverſtan» dachte er, und gieng weiter. Gaß' aus, Gaß' ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt Het Ei, oder auf deutſch das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff, und Maſtbaum an Maſtbaum, und er wußte anfänglich nicht wie er es mit ſeinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten; bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor Kurzem aus Oſtindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäßer voll Zucker und Kaffe, voll Reis und Pfeffer, und ſalveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. «Kannitverſtan» war die Antwort. Da dachte er «Haha! ſchauts da heraus? Kein Wunder: wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherley Tulipanen vor die Fen-

ſter in vergoldeten Scherben.“ Jetzt gieng er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Teufel ſey unter ſo viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte «Wenn ichs doch nur auch einmal ſo gut bekæme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat!“ kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen, langſam und traurig als ob ſie wüßten daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüſe. «Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch geweſen ſeyn“ ſagte er, «dem das Glöcklein läutet, daß Ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht?“ «Kannitverſtan“ war die Antwort. Da fielen unſerm guten Duttlinger ein paar große Thrænen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. «Armer Kannitverſtan!“ rief er aus, «was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch; und von all deinen ſchœnen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute.“ Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehœrte, bis ans Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt als von mancher deutſchen, auf die er nicht Acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Kæſe, und wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff, und an ſein enges Grab.

DER GEHEILTE PATIENT.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vægel manchmal auch allerley Laſten und Krankheiten auszuſtehen von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß: denn es giebt Krankheiten die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüßeln und Glæſern und in den weichen Seßeln und ſeidenen Bettern; wie jener hautreiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeßel und rauchte Taback, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal «Windets draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, alſo daß man bei ihm nie recht ſagen konnte wo das Mittageßen aufhœrte und wo das

Nachteßen anfieng. Nach dem Nachteßen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war wie ein Malterſack. Eßen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank: wenn man aber ihn ſelber hœrte, ſo hatte er 365 Krankheiten, næmlich alle Tage eine andere. Alle Ærzte die in Amſterdam ſind mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneyer ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweybeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts: denn er folgte nicht was ihm die Ærzte befahlen, ſondern ſagte «Fouder! wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht geſund machen für mein Geld?" Endlich hœrte er von einem Arzt, der 100 Stund weit weg wohnte, der ſey ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg wo er ſich ſehen laße. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, næmlich nicht Arzney, ſondern Mæßigkeit und Bewegung, und ſagte «Wart, dich will ich bald curiert haben!" Deswegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: «Guter Freund, Ihr habt einen ſchlimmen Umſtand: doch wird Euch zu helfen ſeyn, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bœs Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs Erſte, ſo dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen: ſonſt ſchüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwey. Fürs Andere dürft Ihr nicht mehr eßen als zweymal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr eßet, davon wird nur der Lindwurm grœßer, alſo daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumeßen, aber der Schreiner. Dieß iſt mein Rath; und wenn Ihr mir nicht folgt, ſo hœrt Ihr im andern Frühjahr den Guckuck nimmer ſchreyen. Thut was Ihr wollt!" Als der Patient ſo mit ihm reden hœrte, ließ er ſich ſogleich den andern Morgen die Stiefel ſalben, und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den erſten Tag gieng es ſo langſam, daß perfect eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſeyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweyten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vœgel ſchon lange nimmer ſo lieblich geſungen hätten wie heut, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Felde ſo roth, und alle Leute die ihm begegneten ſahen ſo freundlich aus, und er auch; und alle Morgen wenn er aus der Herberge ausgieng wars ſchœner, und er gieng leichter und munterer dahin; und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte «Ich hätte zu keiner ungeſchicktern Zeit können geſund werden als jetzt, wo ich zum Doctor ſoll. Wenns mir doch nur ein wenig in den Ohren brauſte, oder das Herzwaßer lief mir!" Als er zum Doctor kam,

nahm ihn der Doctor bei der Hand, und ſagte ihm «Jetzt erzählt mir denn von Grund aus was Euch fehlt.» Da ſagte er «Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn Ihr ſo geſund ſeyd wie ich, ſo ſolls mich freuen.» Der Doctor ſagte «Das hat Euch ein guter Geiſt gerathen, daß Ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm iſt jetzt abgeſtanden. Aber Ihr habt noch Eyer im Leib: deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz ſægen, daß es niemand ſieht, und nicht mehr eßen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eyer nicht ausſchlupfen: ſo könnt Ihr ein alter Mann werden», und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling ſagte «Herr Doctor, Ihr ſeyd ein feiner Kauz, und ich verſteh' Euch wohl», und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fiſch im Waßer ſo geſund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geſchickt.

DER SCHNEIDER IN PENSA.

Ein rechtſchaffener Kalendermacher, zum Beiſpiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, næmlich daß er die Wege aufdecke auf welchen die ewige Vorſehung für die Hülfe forgt, noch ehe die Noth da iſt, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menſchen, ſie mœgen doch auch ſtecken faſt wo ſie wollen.

Der Schneider in Penſa, was iſt das für ein Männlein! Sechsundzwanzig Geſellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köſtlich wie Gold, und mitten in Aſien deutſches Blut rheinländiſcher Hausfreundſchaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Penſa, welches für ſich ſchon mehr als einhundert Tagereiſen von Lahr oder Pforzheim entfernt iſt, und wo die beſte deutſche oder engliſche Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, ſondern ein paar Stunden zu ſpat. In Penſa iſt der Sitz des erſten rußiſchen Statthalters in Aſien, wenn man aus Europa hereinkommt. Alſo wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Aſien hinein, wo die Chriſtenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunſer kennt, wenns nicht einer gleichſam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Alſo kamen eines Tages, mit Franzoſen meliert, auch ſechzehn rheinländiſche Herren Leſer, badiſche Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandſtätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und ſchlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Troſt, in Penſa an, und fanden in dieſem unheimlichen Land kein Ohr mehr das ihre Sprache verſtand, kein Herz mehr das ſich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit troſtloſer Miene anblickte: «Was wird aus uns werden?» oder «Wann wird der Tod unſerm Elend ein Ende machen? und wer wird den letzten begraben?» da vernahmen ſie mitten durch das rußiſche und koſakiſche Kauderwelſch wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: «Sind keine Deutſche da?» und es ſtand vor ihnen auf zwey nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Geſtalt. Das war der

Schneider von Penfa, Franz Anton Egetmeyer, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderfchaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider fchlægt fieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er fich unter ein rußifches Cavallerie-Regiment als Regimentsfchneider engagieren, und ritt mit ihnen in die fremde rußifche Welt hinein, wo alles anderft ift, nach Penfa, bald mit der Nadel ftechend, bald mit dem Schwert. In Penfa aber, wo er fich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ift er jetzt ein angefehenes Männlein. Will jemand in ganz Afien ein fauberes Kleid nach der Mode haben, fo fchickt er zu dem deutfchen Schneider in Penfa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ift, und mit dem Kaifer reden darf, fo hats ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf 30 Stunden Weges ein Menfch ein Unglück oder einen Schmerz, fo vertraut er fich dem Schneider von Penfa an: er findet bei ihm was ihm fehlt, Troft Rath Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach Tifch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe wie diefes war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ift, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine fchœne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erfte auf dem Platz, und «Sind keine Deutfche da?» war feine erfte Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute fich wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte fie fchon zum Voraus ungefehener Weife, wie eine Frau ihr Kindlein fchon liebt und ihm Brey geben kann, ehe fie es hat. «Wenn fie nur fo oder fo ausfæhen!» dachte er. «Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweifen kann!» Doch nahm er, wenn keine Deutfchen da waren, auch mit Franzofen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis fie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Dießmal aber, und als er mitten unter fo viele geneigte Lefer, auch Darmftädter und andere, hineinrief «Sind keine Deutfche da?» — er mußte zum zweytenmal fragen: denn das erftemal konnten fie vor Staunen und Ungewifsheit nicht antworten, fondern das füße deutfche Wort in Afien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton; und als er hœrte «Deutfche genug», und von jedem erfragte woher er fey — er wær mit Meklenburgern oder Kurfachfen auch zufrieden gewefen: aber einer fagte «von Mannheim am Rheinftrom», als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte wo Mannheim liegt, der andere fagte «von Bruchfal», der dritte «von Heidelberg», der vierte «von Gochsheim»: da zog es wie ein warmes auflœfendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. «Und ich bin von Bretten» fagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeyer von Bretten, wie Jofeph in Egypten zu den Söhnen Ifraels fagte «Ich bin Jofeph, euer Bruder»; und die Thrænen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war fchwer zu fagen, ob fie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an feinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührteften war. Jetzt führte der gute Menfch feine theuern Landsleute im Triumph in

ſeine Wohnung, und bewirthete ſie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geſchwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade daß er ſeine Landsleute in Penſa behalten dürfe. «Anton» ſagte der Statthalter, «wann hab' ich Euch etwas abgeſchlagen?» Jetzt lief er in der Stadt herum und ſuchte für diejenigen, welche in ſeinem Hauſe nicht Platz hatten, bei ſeinen Freunden und Bekannten die beſten Quartiere aus. Jetzt muſterte er ſeine Gäſte einen nach dem andern. «Herr Landsmann» ſagte er zu einem, «mit euerm Weißzeug ſiehts windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neue Hemder ſorgen.» «Ihr braucht auch ein neues Röcklein» ſagte er zu einem andern. «Euers kann noch gewendet und ausgebeßert werden» zu einem dritten. Und ſo zu allen; und augenblicklich wurde zugeſchnitten, und alle 26 Geſellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsſtücken für ſeine werthen rheinländiſchen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anſtändig ausſtaffiert. Ein guter Menſch, auch wenn er in Nœthen iſt, miſsbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit: deswegen ſagten zu ihm die rheinländiſchen Hausfreunde «Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wißen wir auch nicht wie wir Euch für eure großen Auslagen werden ſchadlos halten können und wann.» Darauf erwiederte der Schneider «Ich finde hinlängliche Entſchædigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den ihrigen an.» So kurz weg und ab, wie ein Kaiſer oder Kœnig ſpricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürſtliche Geburt und Großmuth, ſondern auch die liebe häusliche Demuth giebt ohne es zu wißen bisweilen den Herzen kœnigliche Sprüche ein, Geſinnungen ohnehin. Jetzt führte er ſie freudig wie ein Kind in der Stadt bei ſeinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen was er ſeinen Freunden erwies. So ſehr ſie zufrieden waren, ſo wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zuſtand der Kriegsgefangenſchaft zu erleichtern und das fremde Leben in Aſien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfeſt, es wurde am næmlichen Tag von den Treuen auch in Aſien mit Gaſtmal, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten; nur etwas früher, weil dort die Uhren falſch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutſchland an, der Schneider war der erſte der ſie wußte, und ſeinen Kindern (er nannte ſie nur noch ſeine Kinder) mit Freudenthrænen zubrachte, darum daß ſich ihre Erlœſung nahte. Als einmal Geld zur Unterſtützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erſte Sorge ihrem Wohlthæter ſeine Auslagen zu vergüten. «Kinder» ſagte er, «verbittert mir meine Freude nicht!» «Vater Egetmeyer» ſagten ſie, «thut unſerm Herzen nicht wehe!» Alſo machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um ſie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu beſtimmen: aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlœſung ſchlug, geſellte ſich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem

bittern Schmerz die Noth. Denn es fehlte an allem was zur Nothdurft und zur Vorſorge auf eine ſo lange Reiſe in den Schreckniſſen des rußiſchen Winters und einer unwirthbaren Gegend nœthig war; und ob auch auf den Mann, ſo lange ſie durch Rußland zu reiſen hatten, tæglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, ſo reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in dieſen letzten Tagen der Schneider, ſonſt ſo frohen leichten Muthes, ſtill und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hauſe. «Es geht ihm recht zu Herzen» ſagten die rheinländiſchen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenſchritten, ja mit verklærtem Antlitz zurück: «Kinder, es iſt Rath. Geld genug!» Was wars? Die gute Seele hatte für zweytauſend Rubel das Haus verkauft. «Ich will ſchon eine Unterkunft finden» ſagte er; «wenn nur Ihr ohne Leid und Mangel nach Deutſchland kommt.» O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und ſeiner Liebe: «Verkaufe was du haſt, und gieb es denen, die es bedürftig ſind: ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben.» Der wird einſt weit oben rechts zu erfragen ſeyn, wenn die Stimme geſprochen hat «Kommt, ihr Geſegneten! Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſt; ich bin nackt geweſen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt euch meiner angenommen.» Doch der Kauf wurde zu großem Troſt für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts deſto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für ſie zuſammen, und nœthigte ſie was er hatte von koſtbarem rußiſchem Pelzwerk mitzunehmen um es unterwegs zu verkaufen, wenn ſie Geldes bedürftig wæren, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abſchied will der Hausfreund nicht beſchreiben. Keiner der dabei war vermag es. Sie ſchieden unter tauſend Segenswünſchen und Thrænen des Dankes und der Liebe, und der Schneider geſtand daß dieſes für ihn der ſchmerzlichſte Tag ſeines Lebens ſey. Die Reiſenden aber ſprachen unterwegs unaufhœrlich, und noch immer von ihrem Vater in Penſa; und als ſie in Bialyſtock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, ſchickten ſie ihm dankbar das vorgeſchoßene Reiſegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeyer, Schneidermeiſter in Aſien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wißen, und es wære nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu ſchreiben, wenn ſich die geneigten Leſer nicht auf ſein Bildniſs freuen wollten, was er ihnen zu ſtiften verſpricht.

DER ACKERBAU EINE VORZÜGLICHE SCHULE DER RELIGIOSITÆT.

Der Ackerbau hat von jeher ſeine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die geprieſene Ode des Horatius, ich will Keinen nennen. Denn wer preiſt nicht die Wichtigkeit und Wohlthætigkeit dieſer Beſchäftigung aus eigener Überzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geſelligkeit und Ordnung; in ihm die ſicherſte, wenn auch nicht immer die reichſte Quelle des Wohlſtandes im Staat und in den Familien; in ihm die treue Hut vaterländiſcher Tugenden; in ihm endlich eine vorzügliche

Schule einer frommen gottergebenen Geſinnung, die wir unter dem ſchœnen Namen der Religioſitæt begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieſer Seite des Gegenſtandes, weil ſie vielleicht diejenige iſt, die man ſonſt am wenigſten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religioſitæt, weil diejenigen, welche ſich mit ihm beſchäftigen, mit den mannigfaltigſten und erhabenſten Denkmalen des Daſeyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und næher als Andere umgeben ſind, und weil ſie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältniſſe zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geſchäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß, und unaufhœrlich durch wechſelnde Erſcheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen und in ſich ſelbſt getheilt, bedarf das menſchliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte ſagen, Anſchauung deſſen, was in allen Zerſtreuungen ihm nie verloren gehen und allen ſeinen Geſinnungen und Handlungen Einheit Würde und Adel ertheilen, was den Geiſt über ſich ſelbſt und über die Erde erheben ſoll. Man erzählt daß ein Biſchof von Mainz (er war eines armen Wagners Sohn) um in ſeiner hœhern geiſtlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren hin und wieder in ſeinem Palaſt Wagenræder habe malen laßen, die ihn an ſeine Herkunft unaufhœrlich erinnerten. Und wir wißen daß gewiſſe Leute um die Sterblichkeit nie zu vergeßen ſtatt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufſtellten; und ſelbſt an den Wänden der einſamen Kloſtermauern ſchien das *memento mori* nicht überflüßig.

Wenn aber jene Geſinnung, die wir mit dem Namen der Religioſitæt bezeichnen, nichts anderes als ein ſtætes Andenken an Gott iſt; wenn ſie wenigſtens aus ihm unaufhœrlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasſelbe nicht gedenkbar iſt; ſie die den Geiſt in allen Zerſtreuungen und Verſuchungen ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung bewahrt, ſie die alle himmliſche Tugenden in ſich vereinigt und verklært, ſie die allen Wünſchen Vorſätzen und Grundlagen Einheit Würde und Adel giebt: dann darf ich kühn die Frage ausſprechen welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch ſtæte Erinnerung im Andenken an das hœchſte Weſen zu erhalten geeignet ſey?

Zwar der Ewige, deſſen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat ſich keinem ſeiner vernünftigen Geſchöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiœs ſeyn, ehe es weiß daß es ſoll. Die Vernunft ſelbſt iſt eine innere lebendige und unerſchöpfliche Quelle ſeiner Erkenntniſs; und der aufmerkſame Beobachter deſſen, was ihn umgiebt, hat nicht nœthig Landwirth zu ſeyn und den Pflug zu führen um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer das die Nacht durchſchimmert, im Gewitterſturm, in der Blume des Feldes, in dem weiſen Zuſammenhang aller Dinge den zu ſchauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz ſo geheimniſsvoll ahnet, und die Vernunft ſo unausweichbar erkennt. Allein es iſt doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geſchäften in welche ſich das bedürfniſsreiche Geſchlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anſchauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm feſtgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller

Dinge, an den Allmächtigen Allweiſen Allesſegnenden erinnert, und ſeiner unſichtbaren Gegenwart nahe geſtellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte die ihn in allen Tagszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des erſten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbſtabend, in allen ſeinen Geſchäften unaufhœrlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Geſang der Lerche, im Säuſeln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen ſteigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er ſeine Blicke wendet, begegnet ihm ſein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Weſen, in deſſen Händen ſein Schickſal ruht. Welche andere Berufsart erinnert ſo unaufhœrlich, ſo unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältniſſe zwiſchen dem Sterblichen und ihm?

Zwar geſtehen wir gerne zu daß jeder Menſch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf ſeine Gefahren achten will, ſeiner Ohnmächtigkeit ſich bewußt zu werden, und den Lenker ſeiner Schickſale über den Sternen zu ſuchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der erſten Frage zurückgehen: Wem verdankt der Kœnig wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder ſein Daſeyn? Aber wen flehen wir alle um Geneſung an, wenn Schmerz und Krankheit in unſern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thrænenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Weſen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in ſeinen Schickſalen eine unzerſtœrbare Verflechtung in dem großen Zuſammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorſehung geboten iſt? Wahrlich, der Unglückliche ſtände nicht mehr hoch über dem Gottesläugner, wenn er nicht in ſeinem Glück und in ſeinem Miſsgeſchick, in ſeinen erfüllten und in ſeinen vereitelten Hoffnungen das Walten einer hœhern Macht erkennte.

Eben ſo wenig läßt es auf der anderen Seite ſich läugnen, daß oft genug auch das Wünſchen Streben und Hoffen des Landmanns von menſchlicher Willkür und Übermacht durchkreuzt wird. Auch er iſt Menſch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Geſetzen und Bedingungen unterworfen von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das ſeinige; der Dieb findet auch zu ſeiner Thüre den Eingang; Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; und der Krieg zerſtœrt ſeine blühende Saaten, die Frucht ſeiner Arbeit, wie er die Werkſtätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläſte der Fürſten verœdet. O, er wære glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menſchlicher Willkür, über allen Zwang der Umſtände erhaben, nur mit ſeinem Gott in unmittelbarer Verbindung ſtände.

Allein dieß alles zugeſtanden, ſteht doch die ackerbauende Volksclaſſe noch in einem beſonderen Verhältniſs zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er ſeine Saaten anvertraut, von keinem Menſchen erwarten, von keinem Günſtling des Glückes erſchmeicheln; er bedarf keiner Laune eines Kœniges dazu. Sie iſt durch das ewig wirk-

ſame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerſchöpflich, und wartet nur auf ſeine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren blauen Himmel herauf, daß ſie die Keime ſeiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit ſeine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt ſtumm zu ſeinen Bitten? Oder wer zerſtœrt die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelſchlag den Tag vor der Erndte? Nennt mir einen Menſchen der einen Regentropfen in dem Dunſtkreis zuſammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder ſammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künſtlers, da alle Macht der Kœnige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sæmann beten, wenn er ſeine Saat auf den Acker trægt; nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche ſchwere Halme unter der Sichel fallen; nur demuthsvoll und vertrauend ſprechen «Dein Wille geſchehe!» wenn alle ſeine Hoffnungen er vernichtet ſieht. So wahr iſt es, wenn wir ſagen daß der Landmann unaufhœrlich an Gott und an ſeine Verhältniſſe zu ihm erinnert werde; und ſo iſt ſein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religioſitæt.

VOM TABACKRAUCHEN.

Es iſt eine eigene Sache um das Tabackrauchen. Tauſende rauchen, und wißen nicht warum; müßen rauchen, und wißen nicht warum. Der beurtheilts gerade hin als Gewohnheit; ein Anderer ſucht das Delicate und Vergnügliche im Geruche des Rauches; was wohl nur eine Nebenſache iſt. Andere richtig im Geſchmacke. Aber auch von dieſen weiß ſich faſt keiner Rechenſchaft zu geben was der Sinn des Geſchmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der ſtinkende Rauch dieſes Krautes Bedürfniſs ſey. Es ſcheint unbegreiflich, wie Jemand hat mœgen anfangen Taback zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklærung. Ein Sinn des Menſchen, das Auge, iſt, ſolange er wacht, unaufhœrlich beſchäftigt, durch irgend einen Gegenſtand der ſich in ihm ſpiegelt einigermaßen gereizt. Sey es nun die gegenüber ſtehende Wand oder Mauer; ſie ſoll durchaus nichts haben das die Aufmerkſamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf ſich zieht: es iſt genug, ſolange ſie dem offenen Auge gegenüberſteht, hält ſie dieſen Sinn in einer kleinen Spannung, ſo wenig wir daran denken, und deſſen auch nur bewußt ſind, daß wir etwas ſehen. Wie langweilig und läſtig iſt uns gänzliche Finſterniſs, das heißt ein Zuſtand, in welchem das Auge durchaus nichts zu ſehen hat! wie unnatürlich und ſelten iſt es, daß ein Menſch muthwillig und abſichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen ſich in dieſen Zuſtand verſetzte! Nicht anders iſt es mit dem Ohre. Ein unaufhœrliches Geräuſch giebt ihm den ganzen Tag über Beſchäftigung, ſey es auch nur unſer eigener Fußtritt, unſers Athmens Rauſchen, ob wir gleich theils kein poſitives Vergnügen bei den Schällen empfinden, uns des Hœrens nicht einmal bewußt ſind. Unwillkürlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauſchen mit einem Papierchen, ſchleppen, wo wir einſam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er raßele, oder ſchwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er ſauſe, ſprechen ein paar laute Worte,

thun einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, ſingen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft, und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausgebreitet, muß es unaufhœrlich irgendwo berührt und beſchäftigt ſeyn, iſt es auch durch Kleider Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander ſelbſt. Wære es auch nicht, ſo kommen wir ihm abermals durch unwillkürliches Reiben oder Streichen der Hand, durch ſanften Druck und Kratzen zur Hülfe. Das gilt ſelbſt noch von dem Geruch. Es giebt in der allgemeinen Atmoſphære und in der beſondern, die uns und andere Körper umgiebt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon ſo ſchwach und ſtumpf als ſie will, es iſt immer etwas. Nur der Sinn des Geſchmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeſchränkte Art von Gegenſtänden reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derſelben, nur auf einen kleinen Raum der empfindſamen Oberfläche des Körpers eingeſchränkt, und noch überdieß an einer zurückgezogenen verborgenen eingeſchloßenen Stelle des Körpers angebracht, iſt er im Fall oft Stunden und halbe Tage lang allein feyern zu müßen, wenn die andern Sinnen alle etwas zu thun und zu ſpielen haben. Aber wie der Menſch dem Ohr durch ſelbſtgeweckte Tœne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwaßer zu Hülfe zu kommen weiß, ſo fand er auch etwas für den Geſchmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder ſchüttelte, iſt hier einerley: kurz, er ſuchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhœrlich, nur um den Geſchmack zu beſchäftigen. Der nüchterne Titus kaut wenigſtens an einem Baumblatt auf ſeinem Spaziergange. Es iſt nicht ſüß, iſt nicht würzhaft, iſt nicht fett, iſt nicht angenehm bitter oder ſüß, gewährt ihm durchaus keine poſitiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu ſchmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabacks gehœren? Ich zweifle gar nicht. Und dann wære die Frage gelœſet. Was hat die ſeltſame Gewohnheit Angenehmes? Worin beſteht das Vergnügen davon? Poſitiv in nichts. Es iſt dem Geſchmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenſtockes; was dem Ohr das Summen und Rauſchen und Klimpern und Pfeifen womit wir dasſelbe unterhalten; was dem Gefühl Kratzen Reiben und Druck. Wir können ohne es zu wißen Stunden lang den Rauch einſaugen und ausblaſen, wie wir ohne es zu wißen Stunden lang eine Wand, eine Thür, einen Tiſch im Auge haben, das ferne Rauſchen des Waßers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße &c. hœren, den Druck über einander gelegter Glieder oder ſanft gebißener Lippen &c. fühlen. Aber wenn wirs eine Zeit lang entbehren, ſo wird uns die Leere des Gefühls ſo läſtig als lange Finſternifs und œde Stille. Hiezu kommt noch daß bei dieſer Beſchäftigung eines Sinnes mehrere mit beſchäftigt ſind: der Geruch durch das, was von dem Rauch der Naſe zu Theil wird; das Auge durch die in tauſenderley Geſtalt ſchwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; ſelbſt, wiewohl ſehr ſchwach, das Ohr durch jene wiederholte Aufſchnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

STANDREDE ÜBER DAS GLÜCKLICHE LOOS DES SCHNEIDERS,

GEHALTEN BEI EINWEIHUNG DER NEUEN ZUNFTLADE VON JACOB OESTERLIN, SCHNEIDERMEISTER.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere Altvordern sich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Wesen als der Urheber des Weltalls selbst der Erfinder unserer Kunst gewesen sey, weil er nach dem ältesten Buch das wir haben den ersten Menschen die ersten Toile verfertigt hat. Denn fürs erste waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht fürs zweyte alle gelehrten und arbeitenden Kasten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren obersten und ersten Zunftherrn an? Ist er ja doch auch der erste Baumeister und der erste Gärtner, der erste Physiker und Astronom, der erste Theolog auf alle Fälle, und zugleich der heiligste und ehrwürdigste, und der erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber um ein Wort des Ernstes in den sittigen Scherz zu mischen: wenn der Schöpfer überall den menschlichen Verstand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten sagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen: wahrlich, so muß man den Schneider loben, der den Wink verstanden, und den ersten Rock von Ziegenfell bis zum künstlichen Gallarock veredelt hat, indess noch kein irdischer Baumeister einen schœnern Weltbau aufgeschlagen, als der erste ist, noch kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet, noch kein Theolog die Geheimnisse der Gottheit erforscht, und noch kein Beichtvater so tief in das Herz seines Beichtkindes geschaut und den Schmerz seiner Wunden so væterlich geheilt hat als der erste. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, sondern von seinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der Kœnig nur Staub ist, sondern seinen irdischen Brüdern, die wie er im Schweiß ihres Angesichts, oder auch ohne denselben, ihr Brot eßen, ihn gegenüber stellen.

Ich will ein Paar Beithaten zu diesem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend sind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der Geweihte unserer Kunst mit wenig Anstrengung seiner Kräfte, fast ruhend wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibschaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menschen Urtheil der Weiseste der ist, der mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die grœsten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der sitzenden Lebensart! Fürs erste sitzt die Lebensart nicht, sondern der Schneider. Fürs andere ist er eben dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der sitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feyertagen, und für einen großen Herren die reitende. Die trinkende läßt sich mit der sitzenden vereinen.

Denn welcher Zunftgenoße kann mehr als wir seine Tage im lieben wirthlichen und geselligen Zimmer leben, wo doch dem Menschen allein wohl ist? Wahrlich, wenn nach dem Ausspruch aller Weisen nur ein stilles häusliches Leben ein glückseliges Leben heißen kann, so genießt es vor allen andern Zunftgenoßen der unsrige in hohem

Grade. In dem næmlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brot, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünste derselben mit Wohlbehagen; wie man den verklingenden Tœnen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweytenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schooße seiner Familie lebt und genießt sein Daseyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattinn, umgaukelt von den frœhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdroßenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbesieglichen Tapferkeit, angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergeßen daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein schaler Genuß sey; und wer hätte zu diesem Gefühl ein næheres Recht als unser Zunftgenoße? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und von Americas Gebirgen das Schaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelziege ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers, in Damascus, in Genua und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen aus einander; zerschneidet mit kühner Scheere in einem Nu was Minervas Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, fetzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen zusammen; gestaltet das Formlose; næht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um; verschœnert die Schœnheit, verschleyert die Häßlichkeit; macht, über alle Eindrücke des Schicksals erhaben, wie das Schicksal selber Brautgewande und Todtenkleider mit der næmlichen Nadel; giebt Uniformen und Ordenssterne; ist immer neu und unerschöpflich; und wenn selbst weise und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortschreitend wie ein Gott, auf der Hœhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die Gestalten die er schuf um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt: das ist unser Mann im Staate; und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüte der Hautgefäße, gleichsam die perennierenden Monatsrœslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaufhœrlich in einem regen wohlthætigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Überlegenheit. Wer darf ungestraft die Hand an die geheiligte Person des Kœnigs legen? Der Schneider. Wer darf ihn meßen mit kühnem Blicke und Maaß? Derselbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geschlagenen Beinen *in officio*, noch grœßer und in seinem Stande souverainer als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber: aber wenige Sultane beherschen sich selber.

JOHANN ERNST WAGNERS

REISEN AUS DER FREMDE IN DIE HEIMAT.

NEUNTER BRIEF.

AUF DEM ASCHBERGE BEI LIEBENSTEIN
AM 30. JULI 1805.

. .

Ja, Sehen und Lieben, das iſt die einzige Loſung des Kindes; darum drehen ſich alle ſchœnen Genüße, und dieſe alle ſind auch ewig bleibend. Eßen und trinken wollte ich ſtæts nur aus Hunger und Durſt, oder aus jener angebornen gemeinen Begierde, bei der ich mich aber nie ergötzte, die man auch immer nur ſchon verdorbne Kinder mit wahrem Vergnügen und *con amore* befriedigen ſehen wird. Aber ein Aufenthalt auf dem mooſigen Backofendach am Garten, an welches das hœher emporlaufende Stalldach angebaut war; ein Ritt auf dem hohen Forſte desſelben, wo ich auf einer Seite Dorf und Flur, auf der andern den großen Garten überſah, im Rücken das Haus mit dem werthen luftigen Taubenſchlag, unter und neben mir die auf dem Dache ſelbſt feſtliegenden Zweige und Trauben vieler herrlichen Blutnußhecken, und beſonders die Äſte eines am Stall emporſtehenden alten Birnbaumes, deſſen liebliche Frucht ich an dieſer Hœhe in der geheimſten Andacht und Næhe betrachten konnte; eine Wohnung und gänzliche Verbergung unter dieſen kühlen Zweigen: o welche ſüße Luſt! Ich glaubte mich hier in der verborgnen Werkſtätte der Natur, wo die Birnen entſtanden, wiederzufinden, und ſtreckte meine Hand nach den rœthlichen Früchten aus, nicht um ſie zu brechen: ſie waren mir in ſolchen Augenblicken viel zu heilig; ſondern um ſie zu berühren, und mit leiſen Küſſen zu bedecken.

So hatte ich eine andere Lieblingswohnung auf einem hohen Kirſchbaume, der mitten im Garten an dem langen breiten Wege ſtand und ſpæte Sauriotten trug. Wenn ich auf ſeinen obern Zweigen ſaß, öffnete ſich mir nach unten zu eine Ausſicht ins Gebirge, und oben an dem Berg auf dem die Kirche lag ſah ich das hohe Haus vor mir, in welchem mein Vetter Chriſtian C. wohnte. Dieſer beſaß da oben ein ſchœnes rœthlich tapeziertes Stübchen, war mein Lehrmeiſter im Zeichnen, hielt ſich immer vornehm und reinlich gekleidet, und hatte unter andern Stücken einen Schweizerfelſen mit Rœthel gezeichnet, über welchen an der hohen Straße eben ein Reiter unter einem gefährlichen buſchigen Abhange ruhig hinzog: ein Stück welches ich zu meinem Ideale machte, als ich es ſah, aber nie mit meiner Kunſt erreichen konnte. Die Schweiz kannte ich ſchon aus einer Überſetzung von Moores Reiſen. Sobald ich nun auf der Hœhe meines Baumes angekommen war, glaubte ich wirklich in der Schweiz zu ſeyn, und blickte oft Stunden lang ſtill begeiſtert in das Blau über mir. Moore lag unten im Gras aufgeſchlagen da, und dort oben ſaß, wie ich glaubte, der vornehme elegante Vetter im

rœthlichen Hintergrunde ganz reinlich und emſig und zeichnete immer an ſeinem Reiſenden und dem ſchœnen Felſen weiter. Ach! es iſt unmœglich, glücklicher zu ſeyn, als ich war. Hier aß ich einmal eine ſchwarze überzeitige Kirſche, wohlſchmeckender als ich jemals wieder eine gefunden habe. Denn ich war in jenem Augenblick der Reiſende ſelbſt, welcher in ſeiner heißen Hœhe die köſtliche Frucht fand, und mit durſtigen Lippen zerdrückte. Es iſt ſonderbar, daß ich mir noch jetzt die Schweiz nie ohne eine zwiſchen ihren Bergen herſchende erſchreckliche Sommerhitze denken kann.

Jeder Baum im Garten, ja ſelbſt jede Stelle des grünen Gartenzaunes erregte andere und eigene Ideen im Gemüthe des Knaben. Jeder Baum, jede beſteigbare Nußhecke ſchien mit verſchiednen Träumen, mit eignen Bildern und mit einer beſondern Häuslichkeit umgeben, oder bevölkert, möchte ich ſagen; welches alles in jedem Frühling mit dem grünen Laube auch ewigfriſch wieder aufgrünte. In der Gartenlaube von Hainbuchen, die für mich einen Schatz von ſchœnen Maykæfern, Siebenpuncten und Johannisfünkchen barg, ſaß ich oft ſchon früh um vier Uhr und las in Meiſsners Skizzen, welche mir in dieſer Laube beſonders zuſagten; vor allen Bianca Capello und der Hund des Melai. Aber oben, über dieſer Laube, unter einem großen herrlichen Elsbeerbaume, der im Zaune ſtand, hatte ich eine kleine Bank von Holz errichtet, und dieſen Sitz ausſchließlich Geßners, des ſanftflœtenden Dichters, Geſängen geweiht. Dieſen reizenden Baum, welcher Morgenthau und Kühlung länger hielt als alle übrigen, liebten vorzüglich die Grasmücken, welche unten im Zaune meiner Hut einige Neſter anvertrauten, und an heißen Tagen das Finkenvolk. Ach, in welcher Seligkeit habe ich dort das Bild der kommenden Morgenſonne, rückſtralend aus tauſend glänzenden Thauperlen, geſchaut; wie oft, knieend auf jenem zarten Mooſe zwiſchen Sternblumen und Vergißmeinnicht, aus dem Dunkel meines Baumes zum Schöpfer aufgeblickt! wie oft iſt meine Seele in Kinderträumen dort ſchon tief durch die heiligſten geſchmückteſten Goldpforten der Liebe eingedrungen, wann Geßners ſchœne Natur und der zærtliche Daphnis und der heißliebende erſte Schiffer und ſo manche liebliche Geſtalt ſeiner Idyllen mich leiſe umſpielten! Ja, ſagt was ihr wollt, dieſe Geſänge des ſchœnen Geßners die ich hier genannt, ſie ſind unſterblich. Fragt nur jedes Kind, und fragt es wieder wann es zum Greiſe geworden iſt Er athmet und ſingt die reinſte wärmſte Liebe.

Auch dem Schlummer in der Hitze hatte ich einen beſondern Baum geweiht. Es war eine ſtarke thurmhohe Eſche, von der Kunſt ſchlank emporgetrieben, der ganze Stamm überall mit dichten Zweiglauben geziert, worinn man von unten die Singvœgel ſitzen ſah. Im hohen Kopfe niſtete alljährlich ein Elſternpaar. Wenn ich, ſo gemüthlich auf dem Rücken liegend und ſchon halb eingedämmert, an dem ſchœnen Rieſen emporſah, dann liſpelte ich immer das kleine Lied was mich einſt ein fremder Knecht lehrte, und welches ſo anfieng:

«Wenn ich a Vœgel wær,
Flœg i zum Waßer und ſœff;
Dann ſetzt i mi de ganze Tog
Dort uf die Aſchen und pfœff;
Und s untreu Liebli hœrt mei Stimm,
Und ihr blau Äugeli trœff.»

Schœner Baum, du biſt längſt unter den Streichen der Axt gefallen. Wie ſanft ſchlummerte ich in deinem dichten Schatten ein; wie lieblich erwachte ich wieder in deinem gellenden Vogelgeſchrey!

Selbſt an Blumengerüchen liebte ich mehr die Idee als den ſinnlichen Genuß. Unter allen Gerüchen ſchien mir der Duft des gelben Schlüßelblümchens der ſüßeſte. Es war mir ein Feſt, wenn ich im Frühlinge die erſte Schlüßelblume fand. Aber ich hielt ſie, wenn ich es ja wagte, das Kind des jungen Jahres zu pflücken, erſt lange fern von mir hin um mir ihren Geruch recht lebhaft zu denken; und wann ich nun wieder die alten ſüßgewohnten Düfte einſog, dann blickte ich entzückt in die Wolken.

Von meinem und Wilhelms hochliegenden Gärten an ſenkte ſich ein weites Feld ſanft in die Thæler hinab. Dieß war uns faſt den ganzen Sommer durch wegen der Früchte unzugänglich. Aber wann endlich die Schnitter es geleert hatten, und nun auf einmal in der Frühe überall Hirten Kühe Schafe und Ziegen mit Schellenklang durchhin zogen, dann kündigte mir Wilhelm, deſſen Garten zwiſchen dem meinigen und der Kirche lag, die eingetretne Freyheit des Feldes mit Jauchzen an: wir nahmen wieder feyerlich Beſitz von unſerm großen Raum, indem wir ihn langſam zum erſtenmal umwanderten, Betrachtungen über die eilende Erndte anſtellten, und elegiſch nach den Fernen der blauen Gebirge hinſchauten. Von dieſer Zeit an wurden uns gewöhnlich die Gärten zu eng, und doch auch die herbſtlichen Felder zu weit.

Das üppigſte Feſt im elterlichen Hauſe war der Tag an welchem man die Schweine ſchlachtete. Wir bekamen dann gute Bißen, kleine Würſte, und einmal zum Frühſtück ſogar das Keßelfleiſch noch in Gänſeſchmalz gebraten, und hinterher obendrein zur Stärkung des Magens jeder einen vortrefflichen Pfefferkuchen und einige Tropfen ſtarken Liqueur. Alles das wußten die ältern Geſchwiſter beßer zu ſchätzen als ich. Gewöhnlich flüchtete ich mich aus dieſem mir ängſtlichen Überfluße mit meinem Schlitten in die am Kirchberge gelegnen Gärten um in der friſchen Winterlandſchaft das Herz wieder muthig zu toben; wobei ich immer mit einer gewiſſen Unluſt an das warme Zimmer und die ganze Schlachtgeſchichte zurückdachte.

So iſt es mir noch jetzt ein herrlicher Genuß, mich in die am Abende des letzten Weihnachtstages ſoupierende Familie zurück zu verſetzen, wo eine mit Borſtorfer Äpfeln gefüllte gebratene Gans nebſt ihrer kräftigen Brühe und einem geſchmoorten Weißkohl duftend auf dem Tiſche ſtand, und wo vom Claviere herüber noch ein mit Äpfelſchnitten belegter, mit Roſinen bedeckter und weißgezuckerter Steinkuchen nach dem Vordergrunde zu lächelte. Aber jeder Moment des ſinnlichen Genußes (und gewiſs hat alles vortrefflich geſchmeckt) iſt längſt verwiſcht: deſto lebendiger ſehe ich noch das Geſicht meines Vaters vor mir, welcher die Feſtpredigten nun ſämmtlich überſtanden hatte, und mit einer gewiſſen Freundlichkeit, die ihm ſonſt bei Tiſche nicht eigen war, auf all die guten Sachen hernieder ſah; und deſto beßer weiß ich noch daß draußen ein fürchterliches Schneegeſtœber raſte, daß wir alle ſehr froh waren, und ich mich koſend an meine Schweſter ſchmiegte. Ach, der göttliche Abend!

Welch einen Himmel ſchloß mir die Adventszeit auf! Wenn am erſten Adventsſonntage das neue Kirchenjahr bei ſchwarzgedecktem Altare durch die vollen vierundzwanzig Regiſter der prächtigen Orgel mit dem helltœnenden himmliſchen Jubelgeſange eröffnet ward:

«Nun jauchzet, all ihr Frommen,
In dieſer Gnadenzeit!
Denn euer Heil iſt kommen"

da ſah ich in den Hœhen der Unendlichkeit eine diamantene Pforte aufſpringen, und das göttliche Kind allmählich der Welt wieder næher ſchweben; in ſeiner Hand ſah ich dann nicht den heiligen Chriſt den es mir brachte: nein, das Heil der Welt ſtralte aus ſeinem Sternenkranze wie ſüße Morgenrœthe in mein ſeliges Herz. Und wann nun zum erſtenmal wieder das Kanzellied der Gnadenzeit ertœnte:

«Gelobet ſey der da kommt
Im Namen des Herrn!
Hoſianna in der Hœhe!»

und nun der fromme Prieſter ſo freudig hervortrat: Vater, Vater! ach verzeih, Demüthiger! da hielt ich Dich für den heiligen Engel der Verkündigung. Wem iſt aber nicht wie mir die Adventszeit wie ein himmliſcher Brautmonat erſchienen?

Einſt fiel das Weihnachtsfeſt an einem Montage ein. Das gab ſchon, da die dritten Feſttage noch exiſtierten, die herrlichſte Ausſicht auf vier Feyertage, und hier war noch dazu der erſehnte Tag, deſſen Abenddämmerung die glanzvolleſten Freuden und Reichthümer verhieß, ein Sonntag. Als mein Vater in der Frühkirche die Kanzel betrat, ſchwieg er länger als ſonſt, und rief dann in die erwartungsvolle Stille der Gemeinde mit heiterm Schalle hinaus «Rüſtet euch auf morgen! morgen iſt des Herrn Feſt.» Es lief ein heiliger Schauer durch meine Gebeine, und ſichtbarlich durch die Nerven des ganzen Volks. Zum Schluße des Nachmittagsgottesdienſtes ſang man

«Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
Weil es nun Abend worden iſt.»

Wirklich brachen die Dunkel ſchon ein, die den Kinderhimmel erleuchten ſollten: mein Vater mußte ſich ja unmittelbar nach dem Gottesdienſte zum Empfange des heiligen Chriſtkindes in der obern Stube rüſten; die ganze Adventszeit war jetzt vorüber, der Augenblick wo Alles auf dem Spiele ſtand war gekommen: ich betete innigſt zum heiligen Chriſt mich in dieſer meiner hœchſten Wonnenoth nicht zu verlaßen. Abends nach Tiſch, als jeder längſt ſeinen beſtimmten Schatz beſaß, und ihn ſchon zehnmal aus dem Schranke zur Verſammlung und von dieſer wieder zum Schranke getragen hatte, da gieng noch die ſchœnſte Zeit an. Im Kämmerchen, welches an die Wohnſtube ſtieß, und immer offen ſtand, ſaßen die Schweſtern und ſchnitten den Braunkohl zum morgenden Feſte. Bruder Fritz ſuchte alle ſeine wärmſten Kleidungsſtücke zuſammen, weil er ſchon ein Mitglied des Chors war, welcher in der heiligen Chriſtmitternacht auf allen Kreuzwegen des Orts ſang und muſicierte. Für beide Zimmerchen und für die ſo bequem mit beiden verbundene Schlafkammer, worin die Mutter eben ein Stündchen Dämmrung für ihre ſchwachen Augen genoß, intonierte jetzt mein Vater zum heutigen Abendliede, welches immer die ganze Familie mitſingen mußte, den Geſang

«Gottes Sohn iſt kommen.»

Aber das Lied war zu kurz für den heutigen großen Abend. Daher fieng er am Schluße mit hœherer Stimme ein neues an:

«Warum willſt du draußen ſtehen,
Du Geſegneter des Herrn?»

Und Alles fiel mit heller Kehle ein, und ich ſchlich ſingend auf den Zehen aus einem erleuchteten Stübchen ins andere über den weißen feinen Feſttagsſand hin mit dem alle beſtreut waren: aber mein Geiſt flatterte zwiſchen den Sternen und der Erde umher. Es gieng auch damals ein Gerücht unter uns Kindern herum, als ob Fritz heute einen kleinen Kupferſtich, der auf eins von ſeinen Geſchenken aufgeklebt geweſen, erhalten habe, und als ob dieſer das Schœnſte ſey

was man noch jemals geſehen. Allein jene Sache iſt mir immer ein Geheimniſs geblieben: Fritz ſprach nicht einmal gern davon; und noch jetzt ſpüre ich eine ſo geheime Luſt in mir hinter dieſe Myſterie zu kommen, daß ich ſehr wohl begreife wie ich an gedachtem Abende noch meiner älteren Schweſter die Hälfte aller meiner geliebten Pfefferkuchen aus lauter Jubel darüber ſchenken konnte, daß ſie mir das Verſprechen that alles anzuwenden um den Bruder zur öffentlichen Vorzeigung des Kunſtwerks zu bewegen; welches aber leider nie geſchehen iſt. Daß dieß nachher von meinen Geſchwiſtern dem Grabe der Vergeßenheit übergeben ward, und zweytens daß mir Niemand auf dieſer Erde den Namen und die Geſtalt einer gewiſſen ſüßen und würzigen Birne, die ich ſo oft unter dem alten morſchen Baum im Goldglanze des Morgenthaues fand, wieder verſchaffen kann, das ſind zwey Dinge die ich noch immer zuweilen mit einer rührenden Wehmuth betraure. War ich denn der Anſchauung jenes herrlichen Bildes unwerth, daß es nun ſo ganz und ewig für mich verloren ſeyn muß? und nahm denn etwa eine Götterhand ſie ins Paradies zurück, jene köſtliche Frucht, in deren glühender Rœthe und himmliſcher Süßigkeit noch jetzt meine ganze Seele ſich berauſcht? Endlich ſchmeichelte mich die ſanfte Rede der Mutter zur Ruhe; und unter einer lieblichen Erzählung aus ihrer eignen Weihnachtszeit, in welche vom hohen Hauſe des Cantors aus der dortigen Muſikprobe zuweilen der Schall von den Waldhörnern und dem ungeheuern Contrabaſſe herabfiel, und unter ihrem Verſprechen mich ſicherlich beim erſten Tœnen der mitternächtlichen Muſik zu wecken ſchlummerte ich ein. Sie hatte Wort gehalten: aber nur halb erwacht, glaubte ich um Mitternacht die Stimmen vieler tauſend Engel und den Schall ihrer Inſtrumente zu vernehmen. Schœne wunderſelige Nacht!

. .

HENRICH STEFFENS WALSETH UND LEITH.

ANFANG DES DRITTEN BUCHES.

Es war zwey Stunden nach Mitternacht im Junimonat 1742. Ein Boot mit drey kleinen Maſten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel verſehen (ein Ottring), war mit acht Mann beſetzt. Dieſe waren in kurze, meiſt wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet; die Beinkleider von Segeltuch, ſteif und glänzend geſchwärzt durch Thran; die Hüte, den Kopf eng umſchließend, mit breiten Rändern, aus grober zuſammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und ſchwarz wie jene. Die meiſten waren junge rüſtige Burſchen; zwey ältere mit langem ſtruppigem rœthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Ausſehen das Gepræge der Rohheit ihrer Lebensweiſe: aber eine gewiſſe derbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herſchender Zug.

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Næhe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strœmungen kräuselten das Waßer, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth; weit in Osten zuckten einzele Stralen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herschte eine feyerliche Stille: selten flog eilig ein Vogel durch die Luft; nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tœnte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger gallertartiger Medusen, grœßere und kleinere, sah man den runden scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen: man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Kœnigsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Sœndmœr, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzele Tœne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnüren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubfaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken, getrocknet, einen seltenen Leckerbißen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Hayfisch fiengen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getœdtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deswegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht den Augenblick zu benutzen, deßen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so daß er eben das Zeichen ist daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen: aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

«Wir müßen aus dem Strom heraus» sagte Ola.

«Ei freylich» antwortete Thorwald, «und dann ausruhen.»

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber; das ganze Meer, auf deßen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt; die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Kæse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank

war eine Mifchung von Waßer und faurer Milch.

«Als wir geftern früh ausfuhren» fieng Thorwald an, «fah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehaufe ftehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen; ich gieng zurück die Ruder zu holen: da ftand er, als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verfchwunden als ich hinkam.»

«Da du das erzählft» unterbrach ihn Ola, «fo will ich dir auch fagen daß ich den Droufpeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gefegelt waren. Svend fah es auch: wir wollten aber nicht daß ihr es wißen folltet.»

«Gott ftehe uns bei! das ift ein fchlimmes Zeichen» antwortete Thorwald.

«Ei nun» fagte jetzt Svend, ein fchœner junger Fifcher, «der Drou bedeutet zwar Unglück: aber ob es uns gilt können wir nicht wißen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich fage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind; jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.»

Die Fifcher blickten ängftlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

«Wir werden fo bald nicht nach Haufe kommen» fuhr Svend fort.

«Wenn wir überhaupt Sœndmœr je wiederfehen» fagte Ola trübe.

«Warum nicht?» erwiederte Svend, verdrießlich, wie es fchien, über den Kleinmuth des Alten; «noch geht ja Alles wohl; das Boot ift tüchtig, es fehlt uns nicht an Speife und Trank: wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?»

Sie ergriffen die Ruder, und fuchten völlig aus dem Strome heraus und fo viel mœglich gegen Süden zu kommen. Während fie alle mit großer Anftrengung ruderten, die Richtung des Boots durch den Compafs beftimmend, bewölkte fich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die fchwarze Meeresfläche kräufelte fich immer mehr, und ein Wind blies aus Südoften. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgefpannt, und fie fuchten, den Wind bis auf wenige Grade durchfchneidend, und fo hin und her kreuzend, die Hœhe die fie erreicht hatten zu behaupten, und zu verhindern daß fie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indeffen erhob fich der Wind immer ftärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd ftrebten die kühnen Fifcher dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen fpielten an dem Rande des fchieffegelnden Boots, überftrœmten es oft, und als der Wind fich bis zum Sturme fteigerte, fpritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Waßerfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements fchwer zu erkennen. Nur die Worte «Schöpft das Waßer aus!» «Reef die Segel ein!» «Das Ruder nach der Leefeite (Rœr i Læe)!» tœnten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben daß hier ein offnes Boot in dem wüften Oceane mit den empœrten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer: es bildeten fich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Hœhe fich verengten. Auf diefer Schärfe brachen fich die Wellen, fich zerfplitternd in fchneeweißen Schaum, der hoch in die Luft fpritzte, während ein Theil des Waßers von diefer Hœhe auf die geneigte Fläche wie auf eine fefte abfchüßige Wand herablief. Aber die große riefenhafte

Waßermaſſe hob ſich indem ſie ſank, ſank während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelen Wellen, immer die næmliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeitſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen; ſchnell griff jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waßer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt von der mächtigen Woge an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf, nach der ſchäumenden Spitze getragen um wieder mit Blitzesſchnelle herunter zu ſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterlaß, während Einer ſteuerte, und die Übrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam da ſaßen um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulœſen. So geſpannt waren ſie auf das Næchſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die brauſenden Wellen immer ſchwärzer; der Sturm heulte; der Regen goß in Strœmen herunter, und füllte das Boot: zwey Männer mußten ununterbrochen das Waßer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das eine mächtige Segel aufgerieſt. Aber nur einen Augenblick erblickten ſie das Schiff: der næchſte tauchte es in die Wellen hinein, als wære es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Hœhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannichfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage mitten im Meere den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber: bald ſahen ſie es in der düſtern Ferne wie einen dunklen Punct auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaßen.

Mehre Stunden waren ſchon verfloßen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzele Waßermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Boot unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpæt geworden, noch immer mußten ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu: die Wellen fiengen allmælig an eine regelmæßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr der ſie entgangen waren kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

«Der Wind iſt zwar gut» ſagte Ola, «aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und ſo alles verlieren was wir gewonnen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch wie er drohend vor mir ſtand, und darauf verſchwand.»

«Ich erblicke jetzt etwas Beßeres, Ola» erwiederte Svend: «erkennſt du dort nicht

die drey Schweſtern? Wir haben den richtigen Curs gehalten, und gehen grade auf das Land zu.»

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drey ſchwarze Puncte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob ſich allmælig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblœßten die Häupter, und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Tœne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hinein ſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt, und er um fernere gnædige Hilfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Curs gieng nun immer mehr gegen Süden; der Mittag war vorüber; das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrißene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

«Erkennſt du Godœe? ſiehſt du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? Wir werden guten Wind behalten, und dießmal mit Gottes Hilfe nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.»

«Sprich nicht ſo!» erwiederte verdrießlich Ola: «du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlægt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten ohne furchtſam zu ſeyn. Die Jugend wird immer tollkühner: ſie will nicht mehr erkennen wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vor Zeiten ſah dieß jeder ein, und nahms zu Herzen. Wenn unſere Væter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehœrten, ſcheuten ſie ſich auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in ſo ungewohnter unſichrer Lage. Das war der alte ſtille Ernſt: doch jetzt ſieht jeder leicht darüber hinweg.»

«Du haſt wohl nicht Unrecht» erwiederte Svend; «wenn nicht oft auch eine trübſelige Angſt daraus entſtünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubiſche Regel verletzt. Aber wo ſtarrſt du ſo hin, Thorwald?»

«Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere» erwiederte dieſer. «Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punct, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte: aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?»

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens: endlich entdeckten ſie es nach und nach alle; und in der That trat es immer deutlicher hervor.

«Es iſt ein Wrack» rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. «Wir müßen darauf zu: vielleicht iſt dort noch etwas zu retten.»

«Und zu verdienen» riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punct zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Puncte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte kaum wahrnehmbar über das Waßer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hœrbaren Schuß zu vernehmen.

«Ein Nothſchuß" ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtætigt. Man war ſchon einig daß es eine Brigg ſeyn müßte: man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Bœgſpriet, und ſah wie die zerrißenen Taue um den einen kahlen Maſt herumflatterten. Jetzt kam man immer næher; die Mannſchaft des Schiffs hatte das Boot erkannt: alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme wie um Hilfe flehend heraus, während das Schiff, den Wellen preisgegeben, unſicher hin und her ſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie næher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hintercaſtell zerſtœrt, und hœrten das Jammergeſchrey der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtæte Bewegung desſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte der ſich durch den Strick auf das Schiff hinauf ſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaßen abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte als die Übrigen behalten zu haben. Er ſprach dæniſch. Man erfuhr durch ihn daß ſie Grœnlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger wære. Kaum hatte Svend dieſes gehœrt, als er ſich eilig in das Boot ſchwang. Alles was dort an Lebensmitteln übrig war und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche wurden auf das Schiff gebracht; dann eine kleine Tonne friſches Waßer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwur man ſie zu warten, bis ſie gekocht wæren.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläße hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet: aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen daß ſie beßere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloßen, da. Eine einfache weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an; ein weißes breites leinenes Band gieng quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch; ein weißes leinenes Tuch war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien dem Tode nah. Er trug eine runde ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schœßen, die Ärmel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieſen war ein ſchwarzſeidenes Tuch eng geſchlungen, ſo daß die Enden weit über den Rock herunter hiengen. Svend eilte zuerſt auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden ſelten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erſchöpfung mit ſich, und die rüſtigen Fiſcher hatten es noch nicht nœthig gefunden, zu dieſem koſtbaren und ſeltenen Mittel zu greifen, obgleich ein jeder ein kleines Fläſchchen bei ſich trug. Mit Waßer verdünnt, flœßte Svend der Frau einige Tropfen ein. Sie erholte ſich

etwas, und ihr erſter Blick war nach dem Manne gewandt der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann verſuchte Svend durch dieſes Mittel zu ſtärken.

Während er hier beſchäftigt war, hatten einige Fiſcher die Fiſche gekocht: dieſe und Gerſtenbrot ward den Hinfälligen geboten. Sie genoßen gierig, und ſchauderhaft erſchien es dem guten jungen Manne, als er dieſe feine edle Geſtalt von einem faſt thieriſchen Heißhunger ergriffen ſah. Die Frau richtete ſich auf, und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Sie ſchien weniger als die Übrigen gelitten zu haben, und bald erfuhr man daß der Mann der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weiſe die Frau getäuſcht hätte um von den ſeinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu ſpæt gemerkt, und daher war der Mann früher ſchon als die meiſten Übrigen von dem Hunger ergriffen worden. Es ſchien ihnen ein Ræthſel, daß er noch lebte. So elend die Mannſchaft auch war, ſo wurden ſie doch durch die frohe unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

«Schnell hinunter in das Boot!» rief Ola, und Svend ſetzte ſchon zwey Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man ſowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe ſichtbar erſchüttert.

«Mein Gott» rief er ungeduldig, «wie langſam geht es!»

In der That gieng das Schiff ſehr langſam nach der noch neun bis zehn Meilen entfernten Küſte zu. Während die Fiſcher mit großer Anſtrengung ruderten, und ſchon zweifelten daß ſie Kräfte genug haben würden um das Schiff ſo weit zu ſchleppen, entdeckten ſie in der Ferne zwey Boote. Man rief der Mannſchaft zu daß ſie eine Kanone lœſen ſollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer ſtark: ſie ſchienen den Ruf nicht zu verſtehen. Man war genœthigt wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend beſtieg es; er ſah nur flüchtig die Frau die erſchöpft da lag, den Mann der mit dem Tode zu ringen ſchien, und eilte die drey Kanonen, die hinten ſtanden, zu laden und alle drey abzufeuern. Mit Vergnügen bemerkte er daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot; die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden ſich mit dem erſten, und das Schiff gieng jetzt ſchon ſchneller nach dem Lande zu.

Indeſſen neigte ſich der Tag, der Wind hœrte auf, in der ſtillen Nacht tœnten die vereinigten Ruderſchlæge, die Wellen brachen ſich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger ſuchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hœren.

Auf Godœe erhob ſich der hohe Berg gegen Norden. Sie næherten ſich dem Ufer immer mehr, und als ſie gegen Morgen in Breeſund hineinruderten, erblickten ſie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell: Boote ſtrœmten von allen Seiten zu: die Anzahl derer die das Schiff hineinſchleppten konnte vermehrt werden, die erſchöpften Fiſcher wechſelten mit andern ab, und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalveſtad, dicht unter einer ſteilen, drohend herunterhängenden Felſenwand feſt angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menſchen verſammelt; mehrere von der Mannſchaft des Schiffes hatten ſich ſo weit erholt, daß ſie ohne Hilfe das Schiff verlaßen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten ſich wechſelſeitig, ſtürzten auf die Knie, und die gewaltſamen Äußerungen der Freude ergriffen die Zuſchauer, die ſie neugierig umgaben.

«Unſer Schiffer verließ gefährlich krank Grœnland» erzählte einer an die ſich zudrängenden Zuſchauer, die ſie mit Fragen beſtürmten, «und war ſchon geſtorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unſeren großen Maſt zerſplitterte; auch unſer Steuermann, jetzt todt, lag krank in ſeiner Koye, und wir anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her; das Steuerruder war, ehe wir es uns verſahen, zerſchmettert; und ſeit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten ſicher Hilfe: aber es eilte uns mit gutem Winde pfeilſchnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel ſo ab, daß wir den Hungertod vor Augen ſahen; in den drey letzten kaueten wir das Leder, und ſchon fiengen Einige an das Schauderhafteſte vorzuſchlagen, als wir durch euch gerettet wurden.»

Man umringte nun die Frau; Svend næherte ſich, und ſie erkannte den jungen Mann der ſie ſo freundlich unterſtützt hatte. Aber ſie ſprach deutſch, und keiner verſtand ſie. Sie pflegte mit angſtvoller Sorge ihren Mann, kniete neben ſeinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde verſucht: allein ſie kam zu ſpæt. Mit einem matten Blicke nach ſeiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in ſtilles Gebet verſunken, athmete er zum letzten Male. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingeſtürzt. Nach einiger Zeit ſchlug ſie die großen Augen auf: ſie ſchien ganz in innere Betrachtung vertieft; ſie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten ſich; ein klares Licht ſchien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude ſpielte um die blaßen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme ſang ſie:

«Er wird es thun, der gute fromme Gott:
Er läßt nicht ohne Maß verſuchet werden;
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Troſt erleichtert ſeines Kinds Beſchwerden.
Ei, hœre nur wie er ſo freundlich ſpricht:
Verzage nicht!

Und alſo bricht das Herz ihm gegen dich;
Er ſpricht: Ich muß mich über dich erbarmen;
Du armes Kind haſt niemand außer mich:
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sey gutes Muths! die Hilf' iſt dir ſchon nah,
Der Troſt iſt da.»

Die Fiſcher hatten ſich mit ihren Frauen Söhnen Töchtern und Mægden um die Leiche und um die trauernde Frau geſtellt, und als ſie zu ſingen anfieng, waren ihnen freylich die Tœne der fremden Sprache unverſtändlich: aber die rührende Andacht, die ſich durch die Stimme und mehr noch durch die verklærten Züge ausſprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblœßten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Geſanges hœrte man nichts als ein tiefes Schluchzen in der Verſammlung.

Lange dauerte die feyerliche Stille. Die fremde Frau hatte ſich gefaßt aufgerichtet: die rührende Andacht die alle Zuſchauer

zeigten schien das Vertrauen gestärkt zu haben; sie blickte mild um sich her, reichte mit Thrænen in den Augen den Næchststehenden die Hände, und es war ihr als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach «Du hast dich für mich und dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.»

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe Pflege Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

«Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grœnland gegangen um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet: denn allen erschien sie hilfreich, und verschmæhte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein trœstender Engel, wenige Männer so muthig wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte, so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.»

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege foderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich næhern. Im Hintergrunde stand ein ansehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

«Da kömmt der Herr von Gidskœe» rief das Volk: «er wird schon für die Frau Sorge tragen.»

Er næherte sich dem Schiffe, bestieg es, und gieng auf die Fremde, die, wie er sah, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner breitschultriger Mann, der einen dunkeln Überrock trug, sich aber besonders durch eine wohlfrisierte gepuderte Perücke auszeichnete; diese war mit einem Haarbeutel beschwert, von welchem breite schwarzseidne, an den Rändern gezähnte Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn liesen, wo sie sich über der feinen Hemdkrause vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreyeckiger, wie die Weste mit goldenen Tressen gezierter Hut.

Der hœchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen daß sie von geringem Stande sey, und er redete sie in dieser Voraussetzung etwas herrisch auf Dænisch an, sie auffodernd ihm über ihre Lage Bericht abzustatten.

«Ich bin» antwortete sie im reinsten Franzœsisch «nicht so glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verstehen»; und als sie merkte daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

«Ich komme von Grœnland; wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, unstæt auf dem Meere herum; der Hungertod drohte uns, und leider mein Mann, ein Missionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott der mich in einer so hilflosen verlaßenen Lage zu einem wohlwollenden christlichen Volke führte; und Sie, mein Herr, werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze — die letzte theuerste

habe ich auf immer verloren" ſagte ſie, indem ſie die Thrænen zu verbergen ſuchte — »næhere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen."

Während ſie ſprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn ſich auffallend verändert: er entblœßte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerkſamkeit anhœrte. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen hœhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte ſeinen Ohren nicht trauen, da ſie ſich ſelbſt als die Wittwe des eben verſtorbenen Miſſionars angab.

»Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen" antwortete er; »Sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schweſter werden ſich glücklich ſchätzen Ihnen dieſe leiſten zu können. Ich erſuche Sie mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freylich einige Meilen entfernt iſt; und es ſollte mir lieb ſeyn, wenn Sie ſich ſtark genug fühlten mein Boot zu beſteigen und die kleine Reiſe zurückzulegen."

Der Mann zeigte ſo viel wohlwollende Theilnahme, er hatte ſo viel Vertrauen erweckendes, und die Hoffnung in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen denen ſie ſich verſtändlich machen könnte, wirkte ſo mächtig, daß ſie ſich ſtark genug fühlte das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte ſich indeſſen von den Umſtehenden, die ihn zu kennen und zu lieben ſchienen, Alles erzählen laßen, trat auf die Frau zu, und redete ſie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Franzœſiſch an.

KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE.

AUS DER LEBENSBESCHREIBUNG BLÜCHERS.

Blücher war von großer ſchlanker Geſtalt, von wohlgebildeten ſtarken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch ſein Haupt erhob ſich in aller Schœnheit welche das Alter, das ſo viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schædel, nur noch ſpærlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine ſtarke gekrümmte Naſe, ſcharfe heftigrollende und doch im Grunde ſanftblickende hellblaue Augen, dunkel gerœthete Wangen, ein feiner, aber vom ſtarken herabhängenden Schnurrbart faſt überſchatteter Mund, ein wohlgeformtes ſtarkes Kinn: alles dieß ſtimmte zu einem tüchtigen Menſchenantlitz überein, deſſen ausgearbeitete Züge ſogleich einen bedeutenden Character erkennen ließen. Sein ganzes Anſehn trug das Gepræge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollſtreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus ſeinem ganzen Weſen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer perſœnlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umſtänden eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf,

wegen Mangels der Zähne etwas liſpelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfaßer der Feldzüge des Schleſiſchen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: »Mit einem ſcharfen durchdringenden Verſtande war er ohne alle wißenſchaftliche Ausbildung geblieben: allein in dem Umgange mit Menſchen ſich leicht in jedes Verhältniſs findend, in jedem mit Feſtigkeit auftretend und mit großem Tact ſich bewegend, erwarben ihm ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und anſpruchsloſe gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verſpottete nie das Wißen, aber er überſchätzte es auch nie. Er ſprach ohne Rückhalt über die Vernachläßigung ſeiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut was er ohne dieſe Ausbildung leiſten konnte. Seine Unerſchrockenheit in gefährlichen Lagen, ſein Ausdauern im Unglück, und ſein bei allen Schwierigkeiten wachſender Muth gründeten ſich auf das Bewußtſeyn ſeiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militæriſche Verlegenheit gebe aus welcher man ſich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier der nicht dieſe Anſicht theilte hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach ſeiner Anſicht den militæriſchen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere ſchien ihm unmœglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiſeſte Beſorgniſs ein daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den ſeinigen nehmen könnte. So war der Wunſch große Heere zu befehligen ihm völlig fremd: er ſetzte ſich als Feldmarſchall eben ſo gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren ſeiner Umgebung ſchenkte er ſein Zutrauen nur, wenn er ſie für unternehmend hielt: dann aber, und wenn ſie dieß Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ ſich ihre Entwürfe zu Märſchen Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles ſchnell auf, und hatte er ſie gebilligt, und die Dispoſition unterſchrieben, ſo nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Beſorgniſſe machten den geringſten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee welche er gut geheißen hatte ganz wie ſeine eigne aus. Es iſt dagegen nicht zu läugnen, daß er in Folge ſeines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, ſo konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen ſchienen ihm zu langſam. Es war nicht rathſam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entſcheidung auf den Abend berechnet war. Sein Character verlangte ſchnellere Entſcheidung. Die Reiterey war ſeine Lieblingswaffe. Er begünſtigte ſie zwar nie auf Rechnung der übrigen: allein eine Schlacht in welcher die Reiterey nicht entſchieden hatte ſchien ihm für ſie ein Vorwurf zu ſeyn, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dieß wird es erklæren, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entſcheidenden Kriegsbegebenheiten gehœrte, lieber ſprach als von ſeinen großen Schlachten.« Seine Kriegsführung zeigt überall denſelben Character des Eifers und der Kühnheit: ſein Heer iſt immer angeſtrengt, ſehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Verteidigung zu weit aus einander; er ſelbſt wird häufig überfallen. Aber ſein unaufhaltſamer Muth und raſtloſer Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für

ſich allein, oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, ſelbſtſtändig oder von hœherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloßen auf den Feind, keine politiſche wie keine perſœnliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnſten Wagniſſen jemals gehemmt.

Von ſeinem Gleichmuth in Gefechten, von ſeiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im grœſten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelaßen ſeine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nœchſten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hinein ſprengte, iſt ſchon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten ſeine Umgebungen immer alle Mühe ihn von der perſœnlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurück zu halten; beſonders wenn ein Gefecht ungünſtig ausfiel: dann wollte er zuletzt immer perſœnlich mit Reiterey alles wieder umlenken, und indem er etwa ſagte «Ich werde ſie gleich mal anders faßen» oder «Na, ich will ſchon machen: laßt mich nur erſt unter ſie kommen!» ſah er ſich eifrigſt nach der nœchſten Reiterey um, rief die Anführer herbei, denen er das meiſte zutraute, und war oft kaum zu verhindern ſeinen für das Ganze vielleicht ſchon zwecklosen, für die Truppen aber ſelbſt im Gelingen verderblichen Anſchlag auszuführen. Dieſe Unerſchrockenheit und dieſer Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erſt erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt um die Meldung zu vernehmen daß Napoleon eine neue, ſo unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend «Da kann er die ſchœnſten Schmiere kriegen», gab einige für den Fall nœthige Befehle, und drehte ſich gelaßen auf die andere Seite zum Weiterſchlafen. Durch ſolche Art zu ſeyn und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderſtehliche Wirkung auf das Volk: der gemeine Mann war ihm überall wo er ſich zeigte ſogleich zugethan; ſelbſt in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die ſich freylich, ſobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweiſen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Antheil in ſich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbeſondre die Gabe eigen mit den Soldaten umzugehn, ſie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie ſie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die roheſten Gemüther. Einſt wollt' er kurz vor einem Sturme ſeine Truppen anreden: da fiel ihm ihr ſchmutziges Ausſehn auf, und ſogleich an dieſen Eindruck ſeine Worte anknüpfend, rief er in ſeiner Kraftſprache «Kerls, ihr ſeht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzoſen geſchlagen. Damit iſts aber nicht genug. Ihr müßt ſie heut wieder ſchlagen: denn ſonſt ſind wir alle — verloren (ſeinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftſprache nicht): alſo friſch druff, Kinder!» Eine Anrede welche von der grœſten Redekunſt nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte: ſie iſt, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeiſternd. Eben ſo glücklich trafen oft ſeine Scherzworte; z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch ſehr gelitten hatte, und in ernſter, faſt düſtrer Haltung einherzog, vertrœſtend zurief «Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lang in Frankreich bleiben, bis ihr alle franzœſch könnt.» Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune verſetzt. Mit ſeinen Offizieren gieng er eben ſo vertraulich, ja ganz kameradſchaftlich um. Man erzählt

daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit die ihn dort befiel oft früh zu Bette gehn mußte, einſt unter ſeinen Offizieren, die den Abend geſellig verbrachten, noch ſpæt unvermuthet wieder eingetreten ſey, im Hemde, auf einen Knüppel geſtützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, gieng um den Tiſch herum, und fieng an die Spitze ſeines Holzes einem ſeiner Lieblinge ſcherzend ins Fleiſch zu bohren; dieſer ſprang auf, und verbat ſich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar ſanften Scherz: doch Blücher, gutmüthig polternd, verſetzte «Na, was denkt Ihr denn? meint Ihr, weil ich krank bin, werd' ich Euch ungehudelt laßen?» und war in ſeinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoßenſchaft wegzubringen. Ein ſolch geſelliges Zuſammenſeyn mit Kriegskameraden und andern guten Leuten die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glaſe Wein Beſcheid thaten, und mancherley erzählen und anhœren konnten, war immer ſein beſtes Vergnügen. Er liebte beſonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demſelben in Namur bei Tiſch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in tiefe Betrachtung ausbrach: «Iſt es nicht Jammerſchade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen das einen ſo herrlichen Trank braut? Man ſollte denken, das müßten die allerbeſten Menſchen ſeyn: aber — o Gott, o Gott!» Nichts war merkwürdiger als wenn er von ſeinen Kriegsereigniſſen erzählte. Am liebſten ſprach er, wie ſchon bemerkt, von den Vorfällen in Schleſien, von dem Gefechte bei Hainau, und beſonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umſtände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf ſchwœren zu müßen, daß die Sachen ſo geweſen, wie er ſie darſtellte, und doch war meiſtens alles falſch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte ſeyn können, und am meiſten nach ſeinem Sinne würde geweſen ſeyn, und dieſen folgte er dann unbedenklich. Die grœſten Feldherrn, auch Friedrich der Große ſagt man, waren von dieſer Übertragung nicht frey, daß ſie die Macht mit welcher ſie auf die Ereigniſſe ſelbſt wirkten, auch ſpæterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hieher mag folgendes Geſchichtchen gehœren, welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tiſche bei Blücher, und bat ihn inſtändigſt von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erſt wollte er nicht; darauf wandte er ſich an Gneiſenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel ſaß: «Gneiſenau, das müßen Sie doch ſagen, daß ich die allein gewonnen habe? Ich ſah mir die Gegend an: ſie ſchien mir geeignet die Franzoſen erſt über die Katzbach herüber zu laßen, und dann wieder hinein zu werfen. «Gneiſenau, ich dächte hier.» «Nein, das geht nicht» meint Gneiſenau. Ich dachte, er muß es verſtehn, und wandte mein Pferd um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, ſo muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend anſehn; ich reite an Gneiſenau: der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich aufs Stroh, und wollte ſchlafen, hatte aber keine Ruhe: die Hügel ſtanden immer noch vor meinen Augen. Ich gieng noch zu Gneiſenau, und ſagte, wir müßten da ſchlagen: wir würden ſicher ſiegen. «Wenn Sie's durchaus haben wollen» antwortet der, «ſo mags geſchehen: es wird am Ende wohl gehn.» Die Brigaden brachen auf. Und

ich hatte dießmal Recht: denn es gieng auch.“ Wir wißen jedoch daß die Schlacht nicht so ganz auf diese Art hervorgieng. Ein andermal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und seine ganze Erzählung setzte als unzweifelhafte Thatsache voraus daß der letztere Vorfall dem ersteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Beflißenheit: das war aber Blüchern ein schlechter Dienst: «Warum nicht gar?“ brummte er mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger; «das werd' ich doch wohl beßer wißen? Wollen mich wohl noch confuse machen?“ Hier mag auch noch erwähnt werden daß auch die Namen der Örter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig fest hielt: so hieß der Montmartre bei ihm unwiderruflich Sanct Märten, der Marschall Marmont eben so sicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so gieng seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf gedrungene Stärke als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmæhend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann wie sein Selbstvertrauen bewundernswerth; sein Anlauf schlug hier wie im Felde wohl bisweilen um: aber niemals blieb er stecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge: er sprach sein gutes verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volks in der Mitte schwebend, mit einem starken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Aussprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweise war im Grunde seinem Wesen tiefer angehœrig, als auf den ersten Anblick scheinen könnte; sie war überhaupt der spæteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen: das Milde, das Menschliche drängte sich überall hervor, und wollte sich jeder Kraftäußerung beigesellen. Von Blücher sind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grausamkeit (die Geschichte mit dem katholischen Priester in Polen hat wenigstens ihre zwey Seiten), keine Handlung unmenschlicher Härte, keine freche Lust an bœser Gewaltthætigkeit bekannt. Während der hœchsten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menschen; der Tapfre konnte stæts auf seine Achtung, der Besiegte, der Verwundete auf seinen Schutz, auf seinen Beistand rechnen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit machte er sich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte sich in allen seinen Lebensverhältnißen; es wurde ihm in den meisten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut seyn ließ.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persœnlichkeit oder in dem Namensansehn entgegentraten, die ihren Werth ihm verständ-

lich machten. Das Verdienſt des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenſchaft ſeiner Mitfeldherren an: auch den Einſichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verſchiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorſam ſeine eigne Meinung, ſo lange nicht die Umſtände ihm gebieteriſch eine Selbſtſtändigkeit aufdrangen, die er dann freylich zu behaupten wußte. Aus der hœchſten Prüfung gieng ſein Character rein und groß hervor in den Verhältniſſen welche, einzig in ihrer Art, erſt zu Scharnhorſt und dann zu Gneiſenau, beſonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbſterkenntniſs unterwarf er ſich der hœheren Einſicht dieſer Männer, welche weniger ſeine Untergebenen als ſeine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermiſſen konnten. Scharnhorſt wurde früh von ſeiner Seite gerißen: Gneiſenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn; und welcher Antheil demſelben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem hœchſten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, ſtæts eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren iſt manches dieſer Art erwähnt worden. Hieher gehœrt aber noch das große Wort durch welches Blücher einſt die Lobreden die man ihm zum Überdruße vorgetragen, ungeduldig unterbrach: «Was iſts das ihr rühmt?» rief er wie begeiſtert; «es war meine Verwegenheit, Gneiſenaus Beſonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit.» Ein andermal, in einer großen Verſammlung, als bei Tiſch viele Trinkſprüche ſchon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltſames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun was ihm kein Anderer nachmachen könne: er wolle ſeinen eignen Kopf küſſen; das Ræthſel blieb nicht lange ungelœſt: er ſtand auf, gieng zu Gneiſenau hin, und küſste ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offne Bekenntniſs, er ſelbſt ſey im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneiſenau das leitende Haupt geweſen. Ihre beiderſeitige Freundſchaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eiferſucht rief jemals eine Theilung und Sonderung deſſen herbei, was durch das Leben ſelbſt vereint worden, und nur alſo vereint in ſeinem vollen Werthe beſteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenſchaft die jenen zu widerſprechen ſcheint, aber in bedeutenden Charactern ſich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Weſen des Feldherrn nie ganz fremd ſeyn kann. Er verband næmlich mit jenen Eigenſchaften zugleich die liſtigſte Schlauheit und die durchtriebenſte Verſchmitztheit. Sein ſcharfer Verſtand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen die ihm zu Theil wurden einen Schatz von Welt- und Menſchenkenntniſs geſchöpft, den ſeine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Überblick und Gewandtheit verliehen um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er urſprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtſeyn und Abſicht ſeyn zu wollen. Die Stellung welche er durch ſeine Perſœnlichkeit hatte, die Wirkungen welche er durch ſeine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt: es war ſeiner Verſtellungskunſt die bequemſte Aufgabe, nœthigenfalls nur ſich ſelber zu ſpielen, wenn er ſeiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlaße grade vorhanden war. Manchen Auftritten ſeines ſpæteren Lebens, beſonders mit Perſonen

oder bei Gelegenheiten welche ihm gering dünkten, weil sie keinen hœheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen seyn dürfte, das Unechte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden: denn dieß letztere durfte nie ganz fehlen. So schien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte, und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehn und Gunst, sey es der Großen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einstrœmen zu laßen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau wo er damit etwas ausrichten, und hinwider alles verderben könnte; es gab Verhältnisse die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andre in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich alles erlaubte, und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Übergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspæhen, und vermittelst dieser sich heraus zu ziehen. Weit aussehende Ränke durchzuführen wære gleichwohl seine Sache nicht gewesen: sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherschen laßen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigemeßen worden, so kann dieß doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint seyn, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, laßen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persœnlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstsüchtig erscheint, von der Heldenzuversicht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg tæglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Anspruche in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfnifs nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stæts zu wenig Werth legte um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters nicht unerwogen laßen, wenn man Blüchern beurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anfiengen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines spæteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns an welcher das jüngere Geschlecht das ihn umgab Anstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt: wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Krieges verfahren dürfen; ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstoßen, die sich ihm ungekannt gebildet hatte.

Blücher liebte sehr wie mündlich so auch schriftlich seine Gedanken und Meinungen

mitzutheilen. Seine Handſchrift hatte ſtarke, eckige, genugſam leſerliche Züge. Zwar er ſelbſt führte die Feder ſelten: aber er ſetzte deſto häufiger Andre in Bewegung. Die Gelegenheit einen Aufruf, eine Kundmachung oder einen gewichtigen Brief ausgehn zu laßen war ihm ſtæts willkommen. Seine Aufrufe Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, aber doch ſtæts nach ſeiner Angabe verfaßt, und in keiner dieſer Schriftarbeiten möchte das ihm eigengehœrige ganz vermiſst werden. Dasſelbe iſt der Fall mit ſeinen Briefen: in allen die nur einigermaßen von Bedeutung ſind findet ſich ein Gepræge ſeines Weſens. Sein Briefwechſel war ſehr ausgebreitet, hauptſächlich während ſeines Aufenthalts in Münſter und in ſeiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Luſt zu eignen ſchriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege iſt ſchon die Rede geweſen. Zu Anfang des Jahres 1805 ſchrieb er in Münſter eigenhändig «Gedanken über der Formirung einer preußiſchen Nationalarmee", worin manches Zweckmæßige geſund und billig ausgedrückt iſt: daß jeder Preuße Soldat ſeyn ſolle, die Dienſtzeit verkürzt, der Sold erhœht, die Behandlung verbeßert werden müße u. dgl. m. Von der ſpæteren Unparteylichkeit, in welcher ihm der Bürgerſtand mit dem Kriegerſtande vereint und gleichgeſtellt erſchien, findet ſich in dieſem und einigen Aufſätzen der næchſtfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entſchiedenen Vorzug des Kriegerſtandes, und äußert bitter ſein Miſsvergnügen daß die Civilbeamten im Ganzen nach ſeiner Meinung verhältniſsmæßig ſo viel reichlicher bedacht wæren. Gleichfalls von Blüchers eigner Hand iſt ein Aufſatz der wahrſcheinlich in der Zwiſchenzeit von 1807 bis 1813 geſchrieben worden, und den Titel führt «Bemerkungen über der Inſtruktion, der einzelnen Ausarbeitung und des Exercirens der Kavallerie betreffend", eine Reihe von Sätzen denen practiſche Richtigkeit beiwohnen mag, aber ſchwerlich ſonſt ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit: dieſe Blätter ſind nur in ſo fern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältniſsmæßigen Werth auf ſie legte, gleichſam als ſey darin ein Schatz kriegskundiger Einſicht und Erfahrung niedergelegt; er that ſich auf dieſe Arbeit viel zu Gute, ſprach davon mit Bedeutung, und genoß, wahrſcheinlich in dieſem einzigen Bezug, einen Vorſchmack des Vergnügens auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht ſo ganz fremd zu ſeyn. Doch die Welt iſt billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretiſcher Meiſterſchaft wohl keinen Augenblick aufgebürdet. Bei dieſem Anlaße ſey hier noch ein Zug angeführt, der ſogleich mit Einem Blick auch im ganzen Umfange das Verhältniſs überſchauen läßt in welchem Blücher zu den Landkarten ſtand, dieſem in der neueren Kriegskunſt ſo überaus wichtig gewordenen Artikel. Er beſaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher nach alter Sitte die Stædte ſtark mit Roth bezeichnet waren: dieſe Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und ſuchte ſich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben: Blücher wußte ſich Rath, und legte die Karte auf den Tiſch; dem einen alsbald gefundenen Ort auf den es ankam drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweyter Finger desſelben mußte den zweyten Ort feſthalten: aber es war noch ein dritter

Punct anzumerken, und der erſte Finger wollte ſchon auf dieſen überſpringen: doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligſt denſelben auf der alten Stelle zurückhielt, und indem er die Worte brummte «Will er wohl ſtill halten!" ſeine ſchon in grœſter Gefahr ſchwebende Orientierung rettete. Es wird niemand läugnen daß in dieſem und ähnlichen Zügen für Blüchers Weſen die anmuthigſte Bezeichnung liegt.

AUS BARTHOLD GEORG NIEBUHRS ROEMISCHER GESCHICHTE.

ANFANG UND ART DER ÄLTESTEN GESCHICHTE.

. .

Zweyerley gab in den arithmetiſchen Umriß der kœniglichen Zeit, ehe gradezu erdichtet ward, Ereigniſſe und Inhalt: die Formen des Staats, ſeines Rechts, und Einrichtungen welche den einzelnen Kœnigen zugeſchrieben wurden; und Sagen von ihren Thaten. Jene haben die früheſten Annaliſten wohl nur ſehr wenig beſchäftigt, wie reich auch der Stoff für die ſpæte Zeit ward. Um ſo viel älter ſind die Sagen: ihr Urſprung geht weit über die Herſtellung der Annalen hinaus.

Daß ſie in Liedern von Geſchlecht auf Geſchlecht überliefert wurden, daß ihr Inhalt nicht urkundlicher ſeyn kann als der eines jeden andern durch Geſang erhaltnen Gedichts von den Thaten der Vorzeit, iſt kein neuer Gedanke. Bald ſind anderthalb Jahrhunderte verfloſſen, ſeitdem Perizonius ihn ausſprach, und darthat daß bey den alten Rœmern die Sitte geweſen wære, am Gaſtmahl das Lob großer Männer zur Flœte zu ſingen: welches Cicero nur aus Cato wußte, der, wie es ſcheint, davon als einem nicht mehr beſtehenden Gebrauch redete. Die Gäſte ſelbſt ſangen der Reihe nach; alſo ward erwartet daß die Lieder, als Gemeingut der Nation, keinem freyen Bürger unbekannt wæren. Nach Varro, der ſie alt nennt, ſangen ſittſame Knaben, bald zur Flœte, bald ohne Muſik. Der eigenſte Beruf der Camenen war das Lob der Alten zu ſingen: und unter dieſen auch der Kœnige. Denn nie hat das republikaniſche Rom ſich ſelbſt um ihr Andenken verarmt, ſo wenig als es ihre Statuen aus dem Capitol entfernte; in den ſchœnſten Zeiten der Freyheit war ihr Andenken ehrwürdig und gefeyert.

Wir ſind durchgehends ſo abhängig von der Zeit der wir angehœren, beſtehen ſo in und durch ſie als Theile eines Ganzen, daß der næmliche Gedanke einmal hinreicht um Geiſt, Tiefe und Kraft des Mannes zu meſſen, in dem er erwachte, — und zu einer andern Zeit allen nahe gebracht iſt, und nur zufällig einer vor Andern veranlaßt wird ihn zu äußern. Perizonius wußte von Heldenliedern nur aus Büchern; daß er von noch lebenden, oder aus dem Munde des Volks

niedergeſchriebenen, jemals gehœrt haben ſollte, iſt für ſein Zeitalter gar nicht denkbar: — er erlebte es noch, vernahm es vielleicht auch, aber es war ſchon ein Vierteljahrhundert ſeit der Erſcheinung ſeiner Forſchungen verfloſſen, als Addiſon die ſtumpf gewordenen Gebildeten weckte, in Chevychace das ächte Gold eines Gedichts mit dem Volk zu erkennen. Für uns waren die Heldenlieder Spaniens, Schottlands und Scandinaviens ſchon längſt Gemeingut; es war unſer nationales epiſches Gedicht ſchon wieder in die lebendige Litteratur zurückgekehrt: und jezt, da wir die ſerbiſchen, und, den Schwanengeſang der hingemordeten Nation, die griechiſchen Lieder, vernehmen; jezt, wo jeder weiß wie Poeſie in jedem Volk lebt bis metriſche Formen, fremde Vorbilder, ein tægliches Leben voll mannichfaltiger Wichtigkeit, allgemeine Muthloſigkeit oder Üppigkeit, ſie ſo erſticken, daß eben von den dichteriſchen Geiſtern nur ganz wenige ſich Luft machen: vielmehr undichteriſche mit analogen Geſchicklichkeiten ſich manchmal der Kunſt bemächtigen: — jezt bedarf es der Antworten auf leere Einreden gar nicht mehr. Wer in dem Epiſchen der rœmiſchen Geſchichte die Lieder nicht erkennt, der mag es: er wird immer mehr allein ſtehen: hier iſt Rückgang für Menſchenalter unmœglich.

Eine von den mannichfachen Formen der rœmiſchen Volksdichtung waren die Nenien, das Lob der Hingeſchiedenen, bey den Leichenbegängniſſen zur Flœte geſungen, wie es in den Gedenkreden erzählt ward. An griechiſche Threnen und Elegien iſt hier nicht zu denken: in Roms alter Zeit galt es nicht ſich weich zu ſtimmen, und den Todten zu beweinen; ſondern ihn zu ehren. Wir haben alſo dabey Gedächtnißlieder zu denken, wie ſie bey den Gaſtmählern geſungen wurden: ja vielleicht waren die leztern keine andern, als die am Ehrentage des Todten zuerſt gehœrt worden. Und ſo möchten wir, ohne es zu beachten, im Beſiz ſolcher Lieder ſeyn, die Cicero für ganz verloren achtete: denn es wird doch wohl kaum ein Zweifel gegen den Gedanken erhoben werden können, daß die in Verſen gefaßten Inſchriften auf den älteſten Särgen in der Gruft der Scipionen nichts anderes ſind als, ſey es die ganze Nenie, oder der Anfang derſelben. In dieſen Gedenkſchriften zeigt ſich eine Eigenthümlichkeit jeder Volkspoeſie, die vor allen in der neugriechiſchen auffallend ſtark hervortritt. Ganze Verſe und Gedanken werden Elemente der dichteriſchen Sprache wie einzelne Worte: ſie gehen aus allgemein verbreiteten älteren Stücken hinüber in neu entſtehende; geben ihnen, wenn auch der Sänger einem groſſen Stoff nicht genügt, dichteriſche Farbe und Haltung. So las Cicero auf dem Grab des Calatinus: *hunc plurimae conſentiunt gentes populi primarium fuiſſe virum*; wir auf dem des L. Scipio, des Barbatus Sohn: *hunc unum plurimi conſentiunt R(omani) bonorum optumum fuiſſe virum.*

Verſchieden von dieſen in Form, und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zuſammenhängende Lieder, waren die, woraus in proſaiſche Erzählung aufgelœßt iſt, was für uns Geſchichte der rœmiſchen Kœnige heißt. Die von Romulus bildet für ſich eine Epopœe; von Numa können nur kurze Lieder geweſen ſeyn. Tullus, die Geſchichte der Horatier und der Zerſtœrung von Alba, dies bildet ein epiſches Ganzes wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius (I. 26.) ein Bruchſtück des Gedichts unverſehrt erhalten, in den lyriſchen Numeri des altrœmiſchen Verſes. Hingegen was von Ancus erzählt wird, hat keinen Anflug von poeti-

fcher Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Prifcus ein großes Gedicht, und endigt mit der Schlacht am Regillus; und diefes Lied der Tarquinier ift noch in feiner profaifchen Geftalt unbefchreiblich dichterifch; eben fo eigentlicher Gefchichte ganz unähnlich. Tarquinius Ankunft zu Rom als Lucumo: feine Thaten und Siege: fein Tod: dann Servius Wundergefchichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Kœnigs Mord: die ganze Gefchichte des lezten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen feines Falls: Lucretia: Brutus Verftellung: fein Tod: Porfennas Krieg: endlich die völlig homerifche Schlacht am Regillus; bilden eine Epopœe, die an Tiefe und Glanz der Phantafie alles weit zurückläßt was das fpætere Rom hervorbrachte. Sie theilt fich, fremd der Einheit des vollkommenften griechifchen Gedichts, in Abfchnitte welche den Aventüren des Nibelungenlieds entfprechen: und hätte je einer die Kühnheit fie als Gedicht herftellen zu wollen, fo würde er fehr fehlen wenn er eine andre Form erwählte als diefe hœchft edle Geftalt.

Diefe Lieder find viel älter als Ennius, welcher fie in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drey Bücher fand: er, der ernfthaft glaubte Roms erfter Dichter zu feyn, weil er die alte einheimifche Poefie ignorirte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte. Ich werde an einem andern Orte von diefer, und ihrem Untergang reden: hier ift nur noch eine Bemerkung nœthig. So alt wie der epifchen Lieder Grundftoff unftreitig war, fo fcheint die Form worin fie beftanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, verhältnißmæßig jung. Wenn die pontificifchen Annalen die Gefchichte für die Patricier verfälfchten, fo herrfcht in diefer ganzen Dichtung plebejifcher Sinn, Haß gegen die Unterdrücker, und fichtbare Spuren daß, als fie gefungen ward, plebejifche Gefchlechter fchon groß und mächtig waren. Numas, Tullus, Ancus und Servius Landanweifungen find alle in diefem Sinn verftanden: alle Lieblingskœnige begünftigen die Freyen: der plebejifche Servius ift næchft dem heiligen Numa der vortrefflichfte: als Mitfchuldige an feiner Ermordung erfcheinen die Patricier gräßlich: Tarquinius, des Vaters, rœmifche Gattin Gaja Cæcilia ift Plebejerinn, den Metellern verwandt: der Gründer der Republik und Mucius Scævola find Plebejer: unter den Andern ftehen nur die Valerier und Horazier edel da; der Gemeinde befreundete Gefchlechter. Auch möchte ich diefe Gedichte, wie wir ihren Inhalt kennen, nicht über die Herftellung der Stadt nach dem Gallifchen Unglück, und diefes als den früheften Zeitpunkt, hinauffezen. Die Mitte des fünften Jahrhunderts konnte, wie die goldne Zeit der Kunft, fo auch die der Dichtung feyn. Auf folche Zeit deutet auch die Befragung des pythifchen Orakels. Die Erzählung, wie der lezte Kœnig feinen Sohn fymbolifch angewiefen habe die vornehmen Gabiner wegzufchaffen, ift ein griechifches Mährchen bey Herodot: eben fo findet fich Zopyrus Lift wiederholt: alfo muß man Kenntniß griechifcher Sagen annehmen, warum nicht des Herodot unmittelbar?

DIE SAGE VON CORIOLANUS.

Cnæus Marcius war mit dem Lager vor Corioli als die Volfker von Antium kamen die Stadt zu entfezen. Während fie mit den rœmifchen Völkern ftritten, fielen die Belagerten aus der Stadt: Marcius widerftand diefen, und da fie fich wandten, drang er mit ihnen durch das Thor, und gewann den Ort. Das Jammergefchrey der Wehrlofen,

und die auflodernde Flamme verkündete den Heeren die Entscheidung, und die Antiater wichen von der zwecklosen Schlacht. Beyde Siege des næmlichen Tags verdankte Rom dem Coriolanus; welchen Beynamen die Meynung der Nachkommen von jener Eroberung ableitete: von der Zeit an war sein Ansehen groß vor dem Senat und den Bürgern, aber sein Hochmuth beleidigte die Gemeinde. Als einst die Tribunen den Consuln gewehrt hatten Kriegsvolk auszuheben, bot er seine eigenen Hœrigen auf, und lud Freywillige ein; mit diesen fiel er in die Landschaft der Antiater, gewann große Beute, und theilte sie unter sein Gefolge. So fürchteten ihn die Plebejer, und verweigerten ihm das Consulat: darüber zürnte er unversöhnlich.

Darnach begab es sich daß Hungersnoth herrschte: viele von der Gemeinde verkauften sich mit ihren Kindern, andere stürzten sich in den Fluß, manche wanderten in die Fremde: die Geschlechter litten nicht, und versorgten auch ihre Hœrigen. Endlich kam Getreide über das Meer aus Sicilien; ein Theil gekauft, ein Theil Gabe des griechischen Kœnigs: da rathschlagten sie im Senat ob es der Gemeinde umsonst gereicht, oder verkauft werden solle: Coriolanus rieth die Vorræthe verschloßen zu halten, wofern sie nicht dem Tribunat entsagten. Das ward laut, und der Grimm des Volks entbrannte: der Schuldige wære zerrissen worden, wenn die Tribunen ihn nicht vor das Gericht der Tribus geladen hätten; so war er frey unter dem gemeinen Frieden bis zum dritten Markttag. Er selbst trozte und höhnte: Vettern und Blutsfreunde flehten um seine Begnadigung: mancher ließ sein Herz erweichen, manchen jammerten die ritterlichen Thaten: neun Tribus erließen die Strafe, zwölf sprachen die Verurtheilung aus.

Coriolanus wandte sich nach Antium, zu seinem Gastfreund, Attius Tullius, dem Kœnig der Volsker, um dort als Municeps im Exilium zu leben. Er verhieß ihnen seinen Arm gegen die Rœmer, und sie verliehen ihm die hœchsten Bürgerrechte, Siz im Rath jeder Stadt, und ernannten ihn zum Feldherrn. Zuerst erschien er vor Circeji: die Tyrrhener öffneten ihre Thore, die rœmischen Colonen mußten weichen: Volsker nahmen ihre Stellen ein, die Einheimischen blieben unbeeinträchtigt. Im næchsten Feldzug überzog er die latinischen Orte zwischen der See und der nachmaligen appischen Straße: Satricum, Longula, Polusca, Corioli, Mugilla: jede Stadt vor der er erschien ward überwältigt, oder ergab sich: auch Lavinium, die heilige Stadt der Latiner. Dann führte er sein Heer gegen die Stædte an der Latina, auf den Queerwegen welche sie nachher mit der Appia verbanden, und das latinische Land durchschneiden: dort fielen Corbio, Vitellia, Trebia, Lavici, Pedum vor seinen Waffen: das gesammte Latium schloß sich ihm an. Da waren die Rœmer ohne einigen Genossen in der weiten Welt, und unter sich voll Argwohn und Zorn, neben dem alten Hader; die Patres warfen den Plebejern vor, daß sie Coriolanus gezwungen hätten dem Vaterland feind zu werden, die Plebejer jenen daß sie ihm Vorschub thæten und verriethen. Er nahm sein Lager wo die Marrana die latinische Straße durchschneidet, fünf Millien von der Porta Capena, wo die Horatier mit den Curiatiern gekämpft hatten, wo der Umgang der Ambarvalien gehalten ward. Innerhalb dieser alten inaugurirten Gränze von Rom und Alba lag das Landeigenthum seiner Standesgenossen: jenseits derselben hatte er die Hœfe der Plebejer niederbrennen lassen, die patricischen geschüzt. Dem Populus hatte er noch nicht abgesagt.

Es war unmœglich ein Heer gegen ihn zu bilden: die Plebejer ſchrieen laut, man wolle ſie nur dem Landesfeind überliefern: eben ſo wenig hielten redliche Bürger den weitläuftigen Umfang der Stadt gegen treuloſe Öffnung einer Pforte ſicher. Der Senat beſchloß, die Curien beſtætigten, ſeine Herſtellung als rœmiſcher Bürger: die Zuſtimmung der Gemeinde fehlte nicht: wie ſtreng immer das erwartete Gericht ſeyn mochte, die meiſten von der Menge konnten hoffen ihm zu entgehen, aber das Schickſal einer mit dem Schwerdt gewonnenen Stadt drohte auch dem Geringſten. Fünf Conſulare überbrachten den Beſchluß. Doch Coriolanus dachte nicht an ſich allein. Er forderte für die Volſker Zurückgabe der ihnen entriſſenen Landſchaften, und Abrufung der dort angeſiedelten Colonen, Bündniß und Municipium. Sich zu entſchließen geſtattete er den Rœmern die fetialiſchen Friſten von dreyßig und drey Tagen: waren dieſe verlaufen, ohne daß die Forderung gewährt war, ſo lag es in ſeiner Bruſt ſich zu entſcheiden; wie, wenn ein Staat Fetialen ausgeſandt hatte, alsdann die Alten im Senat Rath pflogen, ob ſie das Unrecht ſofort ahnden, oder noch Langmuth üben wollten.

Die Forderung iſt, wie die Folge zeigen wird, nichts anders als eben das Opfer wodurch Rom im Jahr 295 den Frieden mit den Volſkern zu erkaufen die Weisheit hatte: es iſt unmœglich ſich des Unwillens gegen Dionyſius und ähnliche Rhetoren zu erwehren welche, überzeugt daß Rom nur dieſe Bedingungen durch erniedrigendes Betteln abzuwenden geſtrebt habe, in der Hartnäckigkeit Eroberungen nicht aufzugeben ſogar Großartigkeit ſehen; die ein verſtändiger Beurtheiler nicht einmal dann darin finden würde, wenn ſie mit dem Entſchluß lieber umzukommen verbunden wære. Eben ſo wenig hätte Coriolanus von der Nachwelt als ein gerechter und heiliger Mann gefeyert werden können, weil er ſich bewegen laſſen an dem Volk welches ihn aufgenommen untreu zu werden, indem er die Rœmer mit Erfüllung einer billigen Forderung verſchonte; ſie hätten allenfalls dem guten Glück der Stadt danken mœgen. Allein es war ein ganz anderes Unglück welches drohte: ein ſolches daß die Republik ohne Schmach dem verfeindeten Sohn fußfällig flehen konnte es nicht über ſie zu bringen: die Geſchichte hat es, gefliſſentlich oder zufällig, verſchwiegen. Das grœßte, nach feindlicher gewaltſamer Einnahme, war die ſiegende Rückkehr der aus einer freyen Stadt Verbannten, welche ihr veräuſſertes Eigenthum, und Rache als ein gebührendes Recht forderten. Die allermeiſten waren in langjährigem äuſſerſtem Elend zu wahren Banditen geworden, deren Benennung aus ſolchem Schlag entſtanden iſt: weshalb ſie ausgeſtoßen worden, war vergeſſen: der Ghibellin und der Bianco ſtanden unter denſelben Fahnen; und der landflüchtige Schuldner oder Verbrecher ward nicht verſchmæht wenn er rüſtig war. Daß Rom damals viele Verbannte zählte zeigt das Abentheuer des Ap. Herdonius: Söhne der Tarquiniſchen, verwegene Patricier und Plebejer, bunt gemiſcht. Für dieſe Unglücksgefährten forderte Coriolanus Herſtellung wie für ſich ſelbſt: das iſt ſo unzweifelhaft gewiß als ob es von allen Zeugen berichtet würde. Eine ſchreckliche Forderung für Alle in der Stadt, die nicht Zerſtœrung wünſchten, ohne Unterſchied der Parthey: warme Anhänger, die ihm, wenn Senat und Curien in ihrem Anſehen erhalten, die plebejiſchen Freyheiten vertilgt wæren, kœnigliche Gewalt gern übertragen haben würden, hätten ihn nur mit Zittern als Haupt einer Bande einziehen ſehen können, die mit glei-

cher Verachtung auf Bürgerſchaft und Gemeinde blickte; die ſich, wenn er ſein Leben wagen wollte, nicht von Miſſethaten hätte zurückhalten laſſen wie Rom beſtimmt war ſie von den Schaaren des Marius und Cinna zu erleiden. Sie waren aber ſein Volk geworden: wie konnte er ſich von ihnen trennen?

Ihn zu Erbarmen zu bewegen kamen die zehn Erſten des Senats, als die dreyßigtægige Friſt um war, vor ſein Tribunal. Sie wurden mit Bedrohungen fortgeſandt wenn ſie wiederkæmen ohne unbedingte Unterwerfung zu bringen. Am folgenden Tage erſchienen die Flamines, die Pontifices, die Augurn, alle andre Prieſtercollegien, im Ornat ihrer Ämter: auch ſie flehten vergebens im Namen von Allem was ihnen und ihm heilig war. Wenn nun am dritten Tag die Sonne unterging ohne daß er ſeinen Sinn geändert hatte, ſo führte er am folgenden Morgen ſein Heer über die noch nicht betretene Gränze, gegen die hülfloſe und verrathene Stadt.

Da ward Rom zum zweytenmal durch die Frauen gerettet. Als die lezte Geſandtſchaft zogen die edelſten Matronen, geführt von Coriolanus betagter Mutter Veturia und ſeinem Ehegemahl Volumnia, ihre Kindlein an der Hand, in ſein Lager. Ihre Wehklagen, der Mutter gedrohter Fluch, beugten ſeinen Sinn: er entſagte der Heimkehr, die er den Genoſſen nicht gewähren konnte. Mutter, ſprach er unter heißen Thrænen, du haſt gewählt zwiſchen Rom und dem eigenen Sohn: mich ſiehſt du nimmer wieder: mœgen ſie es dir danken! — Als die Frauen geſchieden waren brach er auf und entließ das Heer. Er lebte unter den Volſkern bis zu einem hohen Alter; man hat ihn oft klagen hœren, erſt der Greis fühle wie elend das Leben in der Fremde ſey. Als ihn der Tod erlœßt hatte, haben die Matronen ein ganzes Jahr um ihn Leid getragen wie um Brutus und Publicola: die Nachwelt hat ihn als einen heiligen und gerechten Mann geehrt, und billig: er hat die Schuld ſeiner Jugend tauſendfach verſöhnt.

FRIEDRICH LUDWIG GEORG VON RAUMERS

GESCHICHTE DER HOHENSTAUFEN.

AUS DES ACHTEN BUCHES ZEHNTEM HAUPTSTÜCK.

HINRICHTUNG CONRADINS.

Der Pabſt, welcher ſich über die Niederlage Conradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Vorausſicht gemæß war, erkannte gar bald mit Schrecken daß das neue Glück die alte bœſe Natur ſeines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine ſo würdige als dringende Weiſe zur Milde und Beßerung. Anſtatt aber daß Ermahnungen ſolcher Art dieſen Menſchen von ſeiner verwerflichen Bahn ablenken ſollten, beſtärkten ſie ihn nur in ſeinem finſtern Frevelmuthe, und führten hœchſtens zu dem boshaften Verſuche Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteyischem leidenschaftslosem rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müße über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der Kœnig Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen, Conradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empœrer und Hochverræther an seinem rechtmæßigen Kœnige, und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig. Als die Richter diese Anklage hœrten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme «Conradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empœrer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte sein angestammtes væterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches wie menschliches Recht.» Erstaunt über diese unerwartete Erklærung, wandte Kœnig Karl, das niedrige Geschäft eines Anklægers selbst übernehmend, und seine Behandlung Benevents vergeßend, hiegegen ein daß Conradins Leute sogar Klœster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte «Wer kann beweisen daß Conradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?» Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen itzt Conradin und seine Gefährten frey; welches preiswürdige Benehmen den Kœnig indess so wenig zur Mæßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht zerstœrte, und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Conradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Faßung nicht, sondern benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gelaßene Zeit um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdess errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem spæter so genannten Neuen Markte und der Kirche der Carmeliter. Es schien als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden um Conradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schœnen als friedlichen Meeres dringen næmlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici Castellamare Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklært, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genoße Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwey Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreif-

ten Ärmeln ſchon ihrer wartete. Nachdem Kœnig Karl in dem Fenſter einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, ſprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf deſſen Befehl: «Verſammelte Männer! Dieſer Conradin, Konrads Sohn, kam aus Deutſchland um als ein Verführer ſeines Volks fremde Saaten zu ärndten und mit Unrecht rechtmæßige Herſcher anzugreifen. Anfangs ſiegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Kœnigs Tüchtigkeit der Sieger zum Beſiegten, und der, welcher ſich durch kein Geſetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Kœnigs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniſs der Geiſtlichen und nach dem Rathe der Weiſen und Geſetzverſtändigen über ihn und ſeine Mitſchuldigen als Räuber Empœrer Aufwiegler Verræther das Todesurtheil geſprochen, und damit keine weitere Gefahr entſtehe, auch ſogleich vor Aller Augen vollzogen.»

Als die Gegenwärtigen dieß ſie grœſtentheils überraſchende Urtheil hœrten, entſtand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherſchte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Kœnigs eigener Schwiegerſohn, ein ſo ſchœner als edler Mann, ſprang ſeinem gerechten Zorne freyen Lauf laßend hervor, und ſprach zu Robert von Bari «Wie darfſt du frecher ungerechter Schurke einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?» und zu gleicher Zeit traf er ihn mit ſeinem Schwerte dergeſtalt, daß er für todt hinweg getragen wurde. Der Kœnig verbiß ſeinen Zorn, als er ſah daß die franzœſiſchen Ritter des Grafen That billigten: das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Conradin daß man ihm noch einmal das Wort verſtatte, und ſprach mit großer Faßung «Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient: hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier væterlich ſorgten, ich frage alle Häupter und Fürſten dieſer Erde ob der des Todes ſchuldig iſt, welcher ſeine und ſeiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn auch ich ſchuldig wære, wie darf man die Unſchuldigen grauſam ſtrafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in lœblicher Treue mir anhiengen?» Dieſe Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, deſſen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß verſteinert gegen die Gründe des Rechts, ſondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand Jugend und Schœnheit der Verurtheilten auf jeden machten. Da warf Conradin ſeinen Handſchuh vom Blutgerüſte hinab, damit er dem Kœnige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchſeß von Waldburg nahm den Handſchuh auf, und erfüllte den letzten Wunſch ſeines Fürſten.

Dieſer, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte ſeine Todesgenoßen, beſonders Friedrich von Oeſterreich, zog dann ſein Oberkleid aus, und ſagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: «Jeſus Chriſtus, Herr aller Creaturen, Kœnig der Ehren! Wenn dieſer Kelch nicht vor mir vorübergehen ſoll, ſo befehle ich meinen Geiſt in deine Hände!» Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, ſich empor richtend, aus «O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!» Nach dieſen Worten empfieng er den Todesſtreich. Als Friedrich von Oeſterreich das Haupt ſeines

Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; auch das des Grafen Gerhard von Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lœsungssumme geboten: der Kœnig rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen grœßern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl itzt ausdrücklich daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getœdtet werde. Nach diesen mordete man noch mehre: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt was den schœnen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Conradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut, und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thrænenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben.

KARL FRIEDRICH VON RUMOHR.

AUS DER ABHANDLUNG ÜBER DEN GEMEINSCHAFTLICHEN URSPRUNG DER BAUSCHULEN DES MITTELALTERS.

Im dritten Theil der Italiænischen Forschungen.

VORGERMANISCHE UND GERMANISCHE BAUART. 1100—1450.

In der herschenden Bauart des zwölften Jahrhunderts hatten wir nur etwa die Kuppeln über der Durchkreuzung der Schiffe aus byzantinischen Vorbildern ableiten können, darin keinen ausreichenden Grund gefunden die neu aufgekommene Benennung Byzantinische Architectur, welche falschen Deutungen unterliegt, anzuerkennen. Treffender und minder bedenklich ist ohne Zweifel der früher übliche Name Vorgothische Bauart, insofern er næmlich das Wesen der-

ſelben, welches in der Tendenz beſteht, aus der um wenig ſpæter die ſogenannte Gothiſche Architectur ganz ausgebildet hervorgegangen iſt, ganz richtig bezeichnet. Nach dem oben gemachten Vorſchlage die in der ganzen Chriſtenheit vom Jahr 1200 bis gegen 1500 herſchende Bauart, welche man bisher die Gothiſche genannt, die Germaniſche zu nennen, möchte jene vorangehende daher dem entſprechend am ſchicklichſten als die Vorgermaniſche bezeichnet werden können.

Ihren mittelbaren Urſprung aus der alten chriſtlich-rœmiſchen Bauſchule haben beide Style nie ſo ganz verläugnet. Der erſte bewahrt noch gar manches rœmiſche Geſims und Capitæl; beide aber bleiben im Hauptentwurfe den Baſiliken Rotunden und regelmæßigen Polygonformen der antiken Baukunſt getreu. Die allmählige Umgeſtaltung ergab ſich aus climatiſchen Forderungen, oder aus veränderten Lebensgewohnheiten. Gewiſs war der offene hölzerne Dachſtuhl der alten Baſiliken, mit welchem man auch im Norden ſich lange beholfen, hier dem Clima nicht angemeßen, mußte daher zeitig durch Gewölbe erſetzt werden. Dieſe wurden in den älteren Zeiten über mächtigen Grund- und Widerlagen und etwas niedrig angelegt. Der Wunſch die ſchweren drückenden Gewölbe zu erhœhen ergab ſich aus dem Gefühle. Bei ſteigender Bildung fand die Kunſt in der Theorie, oder doch in der Erfahrung, Mittel die Fülle die gewölbte Decke der Kirchen hœher und hœher zu legen ohne deshalb die Mauern und Stützen, denen man früherhin eine mehr als erforderliche Stärke gegeben, noch ſchwerfälliger und maſſiger anzulegen. So ſehen wir während des eilften, noch mehr im zwölften Jahrhunderte die Schiffe der Kirchen immer ſchlanker in die Hœhe ſich erheben; bis ſie zuletzt Verhältniſſe erreichen welche die nachfolgende, ſogenannte Gothiſche Architectur nur in einzelnen Fällen bemerklich überſtiegen hat.

Die veränderten Verhältniſſe machten denn auch veränderte Zierden unerläßlich. In Italien, beſonders in Toſcana, hatte man, von antiken Muſtern umgeben, verſucht die Außenſeiten der Kirchen gleichſam in verſchiedene Plane zu theilen. Die nordiſchen Architecten hingegen entwarfen ihre Zierden unabhängig von beſchränkenden und irreleitenden Vorbildern, entwickelten ſie vielmehr aus den Motiven welche die Verhältniſſe und die Conſtruction ihrer Gebäude darboten. Wenn jene die Hœhe der Kirchen in verſchiedene Plane theilten, ſuchten dieſe im Gegentheil das Dach und das deckende Gewölbe mit dem Sockel des Gebäudes in unmittelbaren anſchaulichen Zuſammenhang zu bringen. Dieſen Zweck erreichten ſie im Inneren der Kirchen durch ſchmale, wenig erhobene Pilaſter, welche im Mittelſchiffe vom Fußgeſtelle der Säulen, dieſe theilend, ſogar ihr Capitæl durchſchneidend, bis zur Gewölbdecke hinlaufen, und hier bald ſcheinbar, bald auch wirklich dem Anſatze des Gebäudes eine Stütze darbieten. An den Außenſeiten ſchloßen ſich flache, etwas bandeauartige Pilaſter, wo ſie die Hœhe der Mauer gewannen, an eine Reihe bogenförmig verbundener, gleich flacher Tragſteine, welche längs dem Dache ein ganz hübſches Gebälke bilden.

Die Bauart des zwölften Jahrhunderts iſt demnach in ihren ſchlanken Verhältniſſen, in ihrer ganz ſinnreichen Verknüpfung des Sockels der Hauptmauern mit dem Gebälke, der Baſamente von Säulen und Pilaſtern mit den Anſätzen der Hauptgewölbe, gleichſam der erſte allgemeinſte Entwurf der germaniſchen; dieſe nur etwa deren weitere Aus-

bildung ins Einzelne und Mannichfaltige. Verfolgen wir die allmählich fortſchreitende Entwickelung der germaniſchen Architectur von ihren erſten, noch furchtſamen erprobenden Verſuchen bis zur Hœhe ihrer vollendeten Ausbildung.

Wie die vorgermaniſche Bauart durch ihre ſchlanken Verhältniſſe, durch ihre Verknüpfungen entlegener Theile der Conſtruction der erſte, ſo war der zweyte Schritt zur Begründung des neuen architectoniſchen Syſtemes unſtreitig die Anwendung des ſpitzen oder aus Segmenten zuſammengeſetzten Bogens.

Alle ſtrengeren Forſcher ſtimmen darin überein, daß nicht früher als innerhalb der erſten Decennien des dreyzehnten Jahrhunderts der ſpitze Bogen ſyſtematiſch in Anwendung geſetzt, ernſtlich begünſtigt worden iſt. Als Nothbehelf brachte man ihn allerdings ſchon ungleich früher, doch nur hœchſt ſelten in Anwendung; wie man denn überhaupt vorausſetzen darf daß die Mœglichkeit dieſer Conſtructionsart, deren einfachſte Formen bei den alten Völkern bekanntlich dem runden Bogen und demſelben entſprechenden Gewölbe vorangegangen ſind, jedem Baukundigen ſtæts klar eingeleuchtet habe. Alſo wird man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht etwa die Erfindung, vielmehr nur die ſyſtematiſche Anwendung des Spitzbogens beimeßen können.

Die früheſten Beiſpiele nicht mehr nothgedrungener, ſondern abſichtlicher Anwendung des ſpitzen Bogens zeigen ſich meines Wißens an den Giebelſeiten einiger vorgothiſchen Kirchen mit noch zurückgezogenen Glockenthürmen; zwar in dem mittlen unter den drey langen Fenſtern, welche man eben damals dem Schiffe Licht zu geben an den Giebelſeiten der Kirchen anzubringen pflegte. Verſchiedenes kann beigetragen haben den Gedanken daß jenes weitere Mittelfenſter durch einen Spitzbogen gefälliger ſich beſchließen mœge zu wecken und auszubilden. Offenbar ſchloß dieſe Figur dem ſpitzen nordiſchen Giebel ſich ungleich beßer an, verminderte ſie um einige Maße den ſchwerfälligen Eindruck der weitläuftigen Mauermaſſe über den Fenſtern, erweiterte ſie die beleuchtende Fenſteröffnung. Die ſchmalen Seitenfenſter, bei welchen dieſe Beweggründe fehlten, ließ man noch beim Alten. Indeſs mußte es nach dieſem erſten Verſuche und vermœge desſelben ſehr bald klar werden, daß der Spitzbogen überhaupt der pyramidalen Hauptform, welche im Norden die vielleicht unnœthig hohen, doch nun einmal ſo üblichen Dächer allen grœßeren Gebäuden nothwendig ertheilten, gefälliger ſich anſchmiege als der übliche halbkreisförmige; hiedurch von Hand zu Hand der Wunſch erweckt werden zunæchſt alle Thür- und Fenſteröffnungen, alle Säulenabſtände durch ſpitze Bœgen zu überſpannen, in der Folge auch die Conſtruction der Gewölbe auf eine entſprechende Weiſe einzurichten.

In der erſten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nahm die Ausbildung dieſer neuen Conſtructionsart die Architecten nothwendig ganz in Anſpruch. Daher zeigen die älteſten Bauwerke im ſogenannten Gothiſchen Geſchmacke nicht ſelten bei ſchon ſpitzen Bogen in ihren noch ſehr ſparſamen Geſimſen und Schmucktheilen aller Art häufig ganz die alten, zum Theil antiken Motive. Allmählich jedoch neigen ſich auch dieſe letzten mehr und mehr zum Kantigen Geſpitzten und Scharfen, ſchließen ſich dem Entwurfe der Strebepfeiler, der vorſpringenden Kapellen, der Thürme an, welche um dieſe Zeit beginnen, ihre alte Stellung verlaßend, ganz mit den Giebelſeiten der Kirchen ſich zu verſchmelzen, oder wie man ſagt in ihnen aufzugehn.

Diese Übergänge an deutschen und ausländischen Bauwerken nachzuweisen ist nach den Arbeiten der englischen Architecten und Alterthumsforscher, oder Mollers, Boisserées und Anderer, zwar nicht mehr schwierig, liegt indess nicht in meiner Aufgabe.

Das Princip der gothischen Bauart kann angegriffen, ihre Anwendung auf die Forderungen unserer Zeit bestritten werden. Niemand indess wird läugnen wollen daß sie nach dem Verfalle der alten Bildung die erste ganz eigenthümliche, daß sie eine systematisch durchgebildete Bauart sey, welche (mag man es billigen oder tadeln) Mittel aufgefunden hatte die rœmische Construction aus schweren Werkstücken zu entbehren, den Mauerguß an deren Stelle zu setzen, die Arbeit des Steinmetzen auf solches einzuschränken, was in den Bauwerken zu Tage liegt. Wenn nun ungeachtet dieser und anderer hœchst ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten in ihren Grundrißen noch immer die Hauptzüge der alten rœmischen, selbst in ihren Verzierungen nicht sogar selten Reminiscenzen aus dem classischen Alterthume bemerklich werden: so bestætigt sich hierin von Neuem daß alle Bauschulen des Mittelalters durch allmählige Übergange an das classische Alterthum sich anknüpfen, ungeachtet der Modificationen welche besondere Verhältnisse herbeigeführt haben, sämmtlich in ihrer Wurzel zusammenstoßen. Durch die Entwickelung ihres geschichtlichen und gleichsam organischen Zusammenhanges bezweckte ich Ansichten zu verdrängen welche einem blœdsinnigen Nachahmungstriebe beimeßen was nur aus Nothwendigkeiten Absichten und Zwecken abzuleiten ist.

SCHULE DER HŒFLICHKEIT FÜR ALT UND JUNG.

VIERTES BUCH. DRITTES CAPITEL.

VOM ERHEBLICHEN NUTZEN DER GROBHEIT IM ALLGEMEINEN.

Nicht bloß um des Contrastes willen habe ich unternommen nun auch von der Grobheit zu handeln, gleichsam auf daß mein Hauptgegenstand, die Hœflichkeit, durch ein kräftiges Dunkel mehr hervorgehoben werde, noch selbst um meiner Billigkeit hiedurch ein Genügen zu leisten, sondern aus Überzeugung vom nicht zu berechnenden Vortheil und Nutzen genannter Kunst.

Schon zum Schluße des vorangehenden dritten Buches hatte ich darauf hingedeutet, daß im Leben Fälle eintreten in welchen die Grobheit gewissermaßen unentbehrlich wird. Sie dient zuerst als Schutzmittel gegen die Grobheit Anderer, welche nach den Umständen sie bald anticipieren, bald wenigstens erwiedern soll. Sie dient ferner vor der Welt den beliebten Character einer rücksichtlosen Offenheit anzunehmen, welche so ganz ungemein behülflich ist eine absichtvolle berechnete Thætigkeit den Blicken sogar scharfsichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Grobian von den Leuten als ein offenherziger Biedermann aufgefaßt und hochgeschätzt werden; was denn nothwendig über dessen mœgliche und denkbare bœse Ränke keinen Arg-

wohn dürfte aufkommen laßen. Sie dient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Päſſen Audienzen und Ähnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit ſehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn letztes überhaupt mœglich iſt. Es iſt nichts ſo geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbankerutt zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge ſo viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seelen auf die Länge gar nicht entgehen können.

Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermæßigte Grobheit oftmals eine ſchon lebhafte, ſtark entzündete Streitigkeit ſehr glücklich vermittelt und beigelegt werden. Denn es behalten ſehr gereizte Perſonen, obwohl längſt ſchon unempfindlich gegen Rath und Gründe, doch für die Grobheit immer noch einiges Gefühl und Gehœr, kommen daher bisweilen über den neuen ſchmerzlichen Eindruck zur Beſinnung und Reflexion über den älteren.

Dieſe nützliche und förderliche Grobheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinauf geſteigert werden bis zur Bravade, und von der Bravade wiederum zu den Thætlichkeiten. Allein bevor man den Leuten ins Geſicht ſchlægt, ihnen Fußtritte giebt, und ſo fort, erwæge man doch ſtæts die mœglichen Folgen ſeiner Handlungen, und erſpare ſich überhaupt dieſen Endpunct der Steigerung für die großartigen Situationen und Kataſtrophen, von welchen ſo wenig als vom Tode eine Rückkehr noch mœglich iſt.

JACOB LUDWIG KARL UND WILHELM KARL GRIMM.

KINDER- UND HAUSMÆRCHEN.

VORREDE DER ZWEYTEN AUSGABE.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück das der Himmel ſchickt eine ganze Saat zu Boden geſchlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen die am Wege ſtehen ein kleiner Platz ſich geſichert hat, und einzelne Ähren aufrecht geblieben ſind. Scheint dann die Sonne wieder günſtig, ſo wachſen ſie einſam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel ſchneidet ſie für die großen Vorrathskammern: aber im Spætſommer, wenn ſie reif und voll geworden, kommen arme Hände die ſie ſuchen; und Ähre an Ähre gelegt, ſorgfältig gebunden, und hœher geachtet als ſonſt ganze Garben, werden ſie heimgetragen, und winterlang ſind ſie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So iſt es uns vorgekommen, wenn wir geſehen haben wie von ſo vielem was in früherer Zeit geblüht nichts mehr übrig geblieben, ſelbſt die Erinnerung daran faſt ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und dieſe unſchuldigen Hausmærchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feyertage noch gefeyert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantaſie ſind die

Hecken geweſen die ſie geſichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, dieſe Mærchen feſtzuhalten, da diejenigen, die ſie bewahren ſollen, immer ſeltner werden. Freylich die ſie noch wißen, wißen gemeinlich auch recht viel, weil die Menſchen ihnen abſterben, ſie nicht den Menſchen: aber die Sitte ſelber nimmt immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem ſtætigen Wechſel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht womit man von dieſen Hausmærchen ſpricht, welches vornehm ausſieht, und doch wenig koſtet. Wo ſie noch da ſind, leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder für geſcheidte Leute abgeſchmackt: man weiß ſie und liebt ſie, weil man ſie eben ſo empfangen hat, und freut ſich daran ohne einen Grund dafür. So herrlich iſt lebendige Sitte; ja auch das hat dieſe Poeſie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr ſelbſt gegen einen andern Willen geneigt ſeyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken daß ſie nur da gehaftet hat, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poeſie, oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöſchte Phantaſie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier dieſe Mærchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengeſetzte Meinung verteidigen: ihr bloßes Daſeyn reicht hin ſie zu ſchützen. Was ſo mannigfach und immer wieder von neuem erfreut bewegt und belehrt hat, das trægt ſeine Nothwendigkeit in ſich, und iſt gewiſs aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zuſammenhaltendes Blatt gefaßt hat, doch in dem erſten Morgenroth ſchimmernd.

Darum auch geht innerlich durch dieſe Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder ſo wunderbar und ſelig erſcheinen; ſie haben gleichſam dieſelben blaulichweißen mackelloſen glänzenden Augen, die nicht mehr wachſen können, während die andern Glieder noch zart, ſchwach, und zum Dienſte der Erde ungeſchickt ſind. Das iſt der Grund warum wir durch unſere Sammlung nicht bloß der Geſchichte der Poeſie und Mythologie einen Dienſt erweiſen wollten, ſondern es zugleich Abſicht war, daß die Poeſie ſelbſt die darin lebendig iſt wirke und erfreue wen ſie erfreuen kann, alſo auch daß es als ein Erziehungsbuch diene. Wir ſuchen für ein ſolches nicht jene Reinheit, die durch ein ängſtliches Ausſcheiden alles deſſen, was Bezug auf gewiſſe Zuſtände und Verhältniſſe hat, wie ſie tæglich vorkommen, und auf keine Weiſe verborgen bleiben können und ſollen, erlangt wird, und wobei man in der Täuſchung iſt, daß was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben ſey. Wir ſuchen die Reinheit in der Wahrheit und geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht paſſenden Ausdruck in dieſer Auflage ſorgfältig gelöſcht. Sollte man dennoch einzuwenden haben daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit ſetze, und ihnen anſtœßig vorkomme, ſo daß ſie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, ſo mag für einzelne Fälle die Sorge begründet ſeyn, und ſie können dann leicht eine Auswahl treffen: im Ganzen, das heißt für einen geſunden Zuſtand, iſt ſie gewiſs unnœthig. Nichts beßer kann uns verteidigen als die Natur ſelber, welche dieſe Blumen und Blätter in ſolcher Farbe und Geſtalt hat wachſen laßen; wem ſie nicht zuträglich ſind nach beſonderen Bedürfniſſen,

der kann nicht fordern daß ſie deshalb anders gefärbt und geſchnitten werden ſollen. Oder auch, Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab was auf der Erde ſteht: wer ſeine Pflanzen nicht hineinzuſtellen getraut, weil ſie zu empfindlich ſind und Schaden nehmen könnten, ſondern lieber in der Stube mit abgeſchrecktem Waßer begießt, wird doch nicht verlangen daß Regen und Thau darum ausbleiben ſollen. Gedeihlich aber kann alles werden was natürlich iſt, und danach ſollen wir trachten. Übrigens wißen wir kein geſundes und kräftiges Buch welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan ſtellen, wo ſolche Bedenklichkeiten nicht in ungleich grœßerm Maaß eintræten: der rechte Gebrauch aber findet nichts Bœſes heraus, ſondern, wie ein ſchœnes Wort ſagt, ein Zeugniſs unſeres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere nach dem Volksglauben die Engel damit beleidigen.

. .

Was die Weiſe betrifft in der wir geſammelt haben, ſo iſt es uns zuerſt auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben næmlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugeſetzt, keinen Umſtand und Zug der Sage ſelbſt verſchœnert, ſondern ihren Inhalt ſo wiedergegeben, wie wir ihn empfangen; daß der Ausdruck großentheils von uns herrührt verſteht ſich von ſelbſt: doch haben wir jede Eigenthümlichkeit die wir bemerkten zu erhalten geſucht um auch in dieſer Hinſicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu laßen. Jeder der ſich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird es übrigens begreifen, daß dieß kein ſorgloſes und unachtſames Auffaßen kann genannt werden: im Gegentheil iſt Aufmerkſamkeit und ein Tact nœthig der ſich erſt mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere Reinere und doch in ſich vollkommnere von dem Verfälſchten zu unterſcheiden. Verſchiedene Erzählungen haben wir, ſobald ſie ſich ergänzten, und zu ihrer Vereinigung keine Widerſprüche wegzuſchneiden waren, als Eine mitgetheilt; wenn ſie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der beſten den Vorzug gegeben, und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Dieſe Abweichungen næmlich erſcheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entſtellungen eines einmal dageweſenen Urbildes ſehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Verſuche ſind einem im Geiſt bloß vorhandenen unerſchöpflichen auf mannigfachen Wegen ſich zu næhern. Wiederholungen einzelner Sätze Züge und Einleitungen ſind wie epiſche Zeilen zu betrachten, die, ſobald der Ton ſich rührt der ſie anſchlægt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verſtehen.

Eine entſchiedene Mundart haben wir gerne beibehalten. Hätte es überall geſchehen können, ſo würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es iſt hier ein Fall wo die erlangte Bildung Feinheit und Kunſt der Sprache zu Schanden wird, und man fühlt daß eine geläuterte Schriftſprache, ſo gewandt ſie in allem übrigen ſeyn mag, heller und durchſichtiger, aber auch ſchmackloſer geworden, und nicht mehr ſo feſt dem Kerne ſich anſchließe. Schade daß die niederheſſiſche Mundart in der Næhe von Caſſel, als in den Gränzpuncten des alten ſächſiſchen und fränkiſchen Heſſengaues, eine unbeſtimmte und nicht reinlich aufzufaßende Miſchung von Niederſächſiſchem und Hochdeutſchem iſt.

In dieſem Sinne giebt es unſeres Wißens ſonſt keine Sammlung von Mærchen in Deutſchland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete ſie als bloßen rohen Stoff

um grœßere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen ſolche Bearbeitungen erklæren wir uns geradezu. Zwar iſt es unbezweifelt, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetiſches Bilden und Fortbilden liegt, ohne welches auch eine Überlieferung etwas Unfruchtbares und Abgeſtorbenes wære; ja eben dieß iſt mit Urſache warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen jenem halb unbewußten, dem ſtillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Entfalten, und einer abſichtlichen, alles nach Willkür zuſammenknüpfenden und auch wohl leimenden Umänderung: dieſe aber iſt es, welche wir nicht billigen können. Die einzige Richtſchnur wære dann die von ſeiner Bildung abhängende, gerade vorherſchende Anſicht des Dichters, während bei jenem natürlichen Fortbilden der Geiſt des Volkes in dem Einzelnen waltet, und einem beſondern Gelüſten vorzudringen nicht erlaubt. Räumt man den Überlieferungen wißenſchaftlichen Werth ein, das heißt giebt man zu daß ſich in ihnen Anſchauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, ſo verſteht ſich von ſelbſt daß dieſer Werth durch ſolche Bearbeitungen faſt immer zu Grunde gerichtet wird. Allein auch die Poeſie gewinnt nicht dadurch: denn wo lebt ſie wirklich als da, wo ſie die Seele trifft, wo ſie in der That kühlt und erfriſcht, oder wärmt und ſtärkt? Aber jede Bearbeitung dieſer Sagen welche ihre Einfachheit Unſchuld und prunkloſe Reinheit wegnimmt, reißt ſie aus dem Kreiſe welchem ſie angehœren, und wo ſie ohne Überdruß immer wieder begehrt werden. Es kann ſeyn, und dieß iſt der beſte Fall, daß man Feinheit, Geiſt, beſonders Witz, der die Lächerlichkeit der Zeit mit hineinzieht, ein zartes Ausmahlen des Gefühls, wie es einer von der Poeſie aller Völker genährten Bildung nicht allzu ſchwer fällt, dafür giebt: aber dieſe Gabe hat doch mehr Schimmer als Nutzen: ſie denkt an das einmalige Anhœren oder Leſen, an das ſich unſere Zeit gewöhnt hat, und ſammelt und ſpitzt dafür die Reize. Doch in der Wiederholung ermüdet uns der Witz, und das Dauernde iſt etwas Ruhiges Stilles und Reines. Die geübte Hand ſolcher Bearbeitungen gleicht doch jener unglücklich begabten, die alles was ſie anrührte, auch die Speiſen, in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichthum nicht ſättigen und tränken. Gar wo aus bloßer Einbildungskraft die Mythologie mit ihren Bildern ſoll angeſchafft werden, wie kahl, innerlich leer und geſtaltlos ſieht dann trotz den beſten und ſtärkſten Worten alles aus! Übrigens iſt dieß nur gegen ſogenannte Bearbeitungen geſagt, welche die Mærchen bloß zu verſchœnern und poetiſcher auszuſtatten vorhaben, nicht gegen ein freyes Auffaßen derſelben zu eigenen, ganz der Zeit angehœrenden Dichtungen: denn wer hätte Luſt der Poeſie Grenzen abzuſtecken?

Wir übergeben dieſes Buch wohlwollenden Händen: dabei denken wir an die ſegnende Kraft die in dieſen liegt, und wünſchen daß denen, welche ſolche Broſamen der Poeſie Armen und Genügſamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben mœge.

Caſſel am 3 Julius 1819.

DIE ZWEY BRUEDER.

Es waren einmal zwey Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldſchmied, und bœs von Herzen; der arme nährte ſich davon, daß er Beſen band, und

war gut und redlich. Der Arme hatte zwey Kinder; das waren Zwillingsbrüder, und ſich ſo ähnlich wie ein Tropfen Waßer dem andern. Die zwey Knaben giengen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu eßen. Es trug ſich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald gieng Reiſig zu holen, einen Vogel ſah der ganz golden war, und ſo ſchœn wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf, und warf nach ihm, und traf ihn auch glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder, und brachte ſie ſeinem Bruder; der ſah ſie an, und ſprach «Es iſt eitel Gold», und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag ſtieg der Mann auf einen Birkenbaum, und wollte ein paar Äſte abhauen: da flog derſelbe Vogel heraus, und der Mann ſuchte und fand ein Neſt, und ein Ey lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ey mit heim, und als er es ſeinem Bruder brachte, ſprach dieſer wiederum «Es iſt eitel Gold», und gab ihm was es werth war. Zuletzt ſagte der Goldſchmied «Den Vogel ſelber möcht' ich wohl haben.» Der Arme gieng zum drittenmal in den Wald, und ſah den Goldvogel wieder auf dem Baum ſitzen: da nahm er einen Stein, und warf ihn herunter, und brachte ihn ſeinem Bruder; der gab ihm einen großen Haufen Geld dafür. «Nun kann ich mir forthelfen» dachte er, und gieng zufrieden nach Haus.

Der Goldſchmied war klug und liſtig, und wußte wohl was das für ein Vogel war. Er rief ſeine Frau, und ſprach «Brat mir den Goldvogel, und ſorge daß nichts davon weg kommt: ich habe Luſt ihn ganz allein zu eßen.» Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, ſondern ſo wunderbarer Art, daß wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldſtück unter ſeinem Kopfkiſſen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, ſteckte ihn an einen Spieß, und ließ ihn braten. Nun geſchah es, daß während er am Feuer ſtand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen mußte, die zwey Kinder des armen Beſenbinders hereinliefen, ſich vor den Spieß ſtellten, und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da grade zwey Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, ſprach der eine «Die paar Bißchen wollen wir eßen: ich bin ſo hungrig; es wirds ja niemand daran merken.» Da aßen ſie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu, und ſah daß ſie etwas aßen, und ſprach «Was habt ihr gegeßen?» «Ein paar Stückchen die aus dem Vogel herausgefallen ſind» antworteten ſie. «Das iſt Herz und Leber geweſen» ſprach die Frau ganz erſchrocken; und damit ihr Mann nichts vermiſste, und nicht bœſe ward, ſchlachtete ſie geſchwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus, und legte es zu dem Goldvogel. Als er gar war, trug ſie ihn dem Goldſchmied auf, der ihn ganz allein verzehrte, und nichts übrig ließ. Am andern Morgen aber, als er unter ſein Kopfkiſſen griff, und dachte ein Goldſtück hervor zu holen, war ſo wenig wie ſonſt etwas zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht was ihnen für ein Glück zu Theil geworden war. Am andern Morgen, wie ſie aufſtanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als ſie es aufhoben, da warens zwey Goldſtücke. Sie brachten ſie ihrem Vater: der wunderte ſich, und ſprach «Wie ſollte das zugegangen ſeyn?» Als ſie aber am andern Morgen wieder zwey fanden, und ſo jeden Tag, da gieng er zu ſeinem Bruder, und erzählte ihm die ſeltſame Geſchichte. Der Goldſchmied

merkte gleich wie es gekommen war, und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegeßen hatten; und um ſich zu rächen, und weil er neidiſch und hartherzig war, ſprach er zu dem Vater «Deine Kinder ſind mit dem Bœſen im Spiel: nimm das Gold nicht, und ſchick ſie fort: denn er hat Macht über ſie, und kann dich ſonſt auch noch ins Verderben bringen.» Der Vater fürchtete den Bœſen, und ſo ſchwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald, und verließ ſie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwey Kinder im Wald umher, und ſuchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, ſondern verirrten ſich immer mehr. Endlich begegneten ſie einem Jæger; der fragte «Wem gehœrt ihr Kinder?» «Wir ſind des armen Beſenbinders Jungen» antworteten ſie, und erzählten ihm daß ſie ihr Vater verlaßen hätte, weil alle Morgen ein Goldſtück unter ihrem Kopfkiſſen læge. Nun war der Jæger ein guter Mann, und weil ihm die Kinder gefielen, und er ſelbſt keine hatte, nahm er ſie mit nach Haus, und ſprach «Ich will euer Vater ſeyn, und euch groß ziehen.» Sie lernten da bei ihm die Jægerey, und das Goldſtück das ein jeder beim Aufſtehen fand, das hob er ihnen auf, wenn ſie's einmal nœthig hätten.

Als ſie herangewachſen waren, nahm ſie ihr Pflegevater eines Tags mit in den Wald, und ſprach «Heute ſollt ihr euern Probeſchuß thun, damit ich euch frey ſprechen und zu Jægern machen kann.» Sie giengen mit ihm auf den Anſtand, und warteten lange: aber es kam kein Wild. Da ſah der Jæger über ſich, und ſah eine Kette von Schneegänſen in der Geſtalt eines Dreyecks fliegen, und ſagte zu dem einen «Nun ſchieß von jeder Ecke eine herab.» Der thats, und vollbrachte ſeinen Probeſchuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen, und hatte die Geſtalt der Ziffer Zwey: da hieß der Jæger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen, und dem gelang ſein Probeſchuß auch. Nun ſagte der Pflegevater «Ich ſpreche euch frey: ihr ſeyd ausgelernte Jæger.» Darauf giengen die zwey Brüder zuſammen in den Wald, rathſchlagten mit einander, und verabredeten etwas. Und als ſie Abends ſich zum Eßen niedergeſetzt hatten, ſagten ſie zu ihrem Pflegevater «Wir rühren keinen Bißen an, bis ihr uns erſt eine Bitte gewährt habt.» Sprach er «Was iſt denn eure Bitte?» Sie antworteten «Wir haben nun ausgelernt; wir müßen uns auch in der Welt verſuchen: ſo erlaubt daß wir fortziehen und wandern.» Da ſprach der Alte mit Freuden «Ihr redet wie brave Jæger; das hab' ich ſelbſt gewünſcht: zieht aus! es wird euch wohl ergehen.» Darauf aßen und tranken ſie frœhlich zuſammen.

Als der beſtimmte Tag kam, ſchenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchſe und einen Hund, und ließ jeden von ſeinen geſparten Goldſtücken nehmen ſo viel er wollte. Darauf begleitete er ſie ein Stück Wegs, und beim Abſchied gab er ihnen noch ein blankes Meßer, und ſprach «Wann ihr euch einmal trennt, ſo ſtoßt dieß Meßer am Scheideweg in einen Baum: daran kann einer, wenn er zurückkommt, ſehen wie es ſeinem abweſenden Bruder ergangen iſt: denn die Seite, nach welcher dieſer ausgezogen iſt, roſtet wenn er ſtirbt; ſo lange er aber lebt, bleibt ſie blank.» Die zwey Brüder giengen fort, und kamen in einen Wald, ſo groß, daß ſie unmœglich in einem Tag heraus konnten. Alſo blieben ſie die Nacht darin, und aßen was ſie in die Jægertaſche geſteckt hatten; ſie giengen aber

auch noch den zweyten Tag, und kamen nicht heraus, und hatten nichts zu eßen. Sprach der eine «Wir müßen uns etwas schießen: sonst leiden wir Hunger', lud seine Büchse, und sah sich um. Und als ein alter Hase daher gelaufen kam, legte er an: aber der Hase rief

«Lieber Jæger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwey Junge geben.'

Da sprang er ins Gebüsch, und brachte zwey Junge; die Thierlein spielten aber so munter, und waren so artig, daß die Jæger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu tœdten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf kam ein Fuchs: den wollten sie nun schießen: aber der Fuchs rief

«Lieber Jæger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwey Junge geben.'

Und er brachte auch zwey Füchslein, und die Jæger mochten sie auch nicht tœdten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen auch nach. Nicht lange, so kam ein Wolf: der sollte geschoßen werden: aber er rettete sich das Leben, und rief

«Lieber Jæger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwey Junge geben.'

Die zwey jungen Wölfe thaten die Jæger zu den andern Thieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bær: der wollte noch länger herum traben, und rief

«Lieber Jæger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwey Junge geben.'

Die zwey jungen Bæren thaten die Jæger auch zu den andern. Endlich, wer kam? Ein Lœwe kam daher. Nun zielte einer von ihnen: aber der Lœwe sprach gleichfalls

«Lieber Jæger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwey Junge geben."

Nun hatten die Jæger zwey Lœwen, zwey Bæren, zwey Wölfe, zwey Füchse, und zwey Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indeßen war der Hunger noch nicht gestillt worden: da sprachen sie zu den Füchsen «Hœrt, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu eßen: ihr seyd so listig und verschlagen.' Sie antworteten «Nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben: den Weg dahin wollen wir euch zeigen.' Da giengen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu eßen, und ließen auch ihren Thieren Futter geben, und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend wo die Hühnerhœfe waren, und konnten die Jæger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden wo sie zusammen geblieben wæren: da sprachen sie «Es geht nicht anders, wir müßen uns trennen.' Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Lœwen, einen Bæren, einen Wolf, einen Fuchs und einen Hasen bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod, und stießen das Meßer das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben in einem Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt; die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er gieng in ein Wirthshaus, und fragte den Wirth ob er nicht seine Thiere herbergen könnte. Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war; da kroch der Hase hinaus, und holte sich ein Kohlhaupt, und der Fuchs holte sich ein Huhn, und als er das gefreßen hatte, auch den Hahn dazu: der Wolf aber, der Bær und der Lœwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jæger für seine Thiere

geſorgt hatte, fragte er erſt den Wirth warum die Stadt ſo mit Trauerflor ausgehängt wære? Sprach der Wirth «Weil morgen unſeres Kœnigs einzige Tochter ſterben wird.» Fragte der Jæger «Iſt ſie ſterbenskrank?» «Nein» antwortete der Wirth, «ſie iſt ganz geſund: aber ſie muß doch ſterben. Draußen vor der Stadt iſt ein hoher Berg; darauf wohnt ein Drache: der muß alle Jahre eine reine Jungfrau haben: ſonſt verwüſtet er das ganze Land. Nun ſind ihm ſchon alle Jungfrauen gegeben, und iſt niemand mehr übrig als die Kœnigstochter: dennoch iſt keine Gnade, ſie muß ihm überliefert werden; und das ſoll morgen geſchehen.» Sprach der Jæger «Warum wird der Drache nicht getœdtet?» «Ach» antwortete der Wirth, «ſo viele Ritter habens verſucht, aber alleſammt ihr Leben eingebüßt; der Kœnig hat dem, der den Drachen beſiegt, ſeine Tochter zur Frau verſprochen, und daß er nach ſeinem Tode das Reich erben ſolle.»

Der Jæger ſagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er ſeine Thiere, und ſtieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar ſtanden drey gefüllte Becher, und dabei war die Schrift «Wer die Becher austrinkt wird der ſtärkſte Mann auf Erden, und wird das Schwert führen das vor der Thürſchwelle vergraben liegt.» Der Jæger trank da nicht, gieng hinaus, und ſuchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da gieng er hin und trank die Becher aus, und war nun ſtark genug das Schwert aufzunehmen, und ſeine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam wo die Kœnigstochter dem Drachen ſollte abgeliefert werden, führte ſie der Kœnig, der Marſchall und die Hofleute hinaus. Sie ſah von weitem den Jæger oben auf dem Drachenberg, und meinte, der Drache ſtände oben und erwartete ſie, und wollte nicht hinaufgehen: endlich aber, weil die ganze Stadt ſonſt wære verloren geweſen, mußte ſie ſich dazu entſchließen. Der Kœnig und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim: des Kœnigs Marſchall aber ſollte ſtehen bleiben und ſehen wie der Drache die Jungfrau wegführe.

Als dieſe aber auf den Berg kam, ſtand da oben nicht der Drache, ſondern der junge Jæger: der ſprach ihr Troſt ein, und ſagte, er wolle ſie retten, und führte ſie in die Kirche, und verſchloß ſie darin. Gar nicht lange, ſo kam mit großem Gebraus der ſiebenköpfige Drache gefahren. Als er den Jæger da ſtehen ſah, verwunderte er ſich, und ſprach «Was haſt du hier auf dem Berge zu ſchaffen?» Der Jæger antwortete «Ich will mit dir kämpfen.» Sprach der Drache «So mancher Rittersmann hat hier ſein Leben gelaßen: mit dir will ich auch fertig werden», und athmete Feuer aus ſeinen ſieben Rachen: das ſollte das Gras rings anzünden, und der Jæger ſollte in der Glut und dem Dampf erſticken: aber die Thiere kamen herbei gelaufen, und traten das Feuer gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jæger: aber er ſchwang ſein Schwert, daß es in der Luft ſang, und ſchlug ihm drey Köpfe ab. Da ward der Drache erſt recht wüthend, erhob ſich in die Luft, ſpie die Feuerflammen über den Jæger aus, und wollte ſich auf ihn ſtürzen: aber der Jæger zuckte nochmals ſein Schwert, und hieb ihm wieder drey Köpfe ab. Nun wurde das Unthier matt, und ſank nieder, und wollte doch wieder auf den Jæger los: aber er ſchlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab; und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er ſeine Thiere herbei:

die zerrißen es noch in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, fchloß der Jæger die Kirche auf, und fand die Kœnigstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angft und Schrecken bei dem Streit vergangen waren. Er trug fie heraus, und als fie wieder zu fich felbft kam, und die Augen auffchlug, zeigte er ihr den zerrißenen Drachen, und fagte ihr daß fie nun erlœft wære; und fie freute fich, und fprach «Nun wirft du mein liebfter Gemahl werden: denn mein Vater hat mich demjenigen verfprochen, der den Drachen tœdtet.» Darauf hieng fie ihr Halsband von Korallen ab, und vertheilte es unter die Thiere, und der Lœwe erhielt das goldene Schlößchen davon. Ihr Tafchentuch aber, in dem ihr Namen ftand, fchenkte fie dem Jæger: der gieng hin, und fchnitt aus den fieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte fie in das Tuch, und verwahrte fie wohl.

Als das gefchehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf fo matt und müde war, fprach er zur Jungfrau «Wir find beide fo matt und müde: wir wollen ein wenig fchlafen.» Da fagte fie Ja, und fie ließen fich auf die Erde nieder, und der Jæger fprach zu dem Lœwen «Du follft wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt», und beide fchliefen ein. Der Lœwe legte fich neben fie um zu wachen: aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bæren rief, und fprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig fchlafen; und wenn was kommt, fo wecke mich auf!» Da legte fich der Bær neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Wolf, und fprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig fchlafen; und wenn was kommt: fo wecke mich auf!» Da legte fich der Wolf neben ihn: aber er war auch müd, und rief den Fuchs, und fprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig fchlafen; und wenn was kommt, fo wecke mich auf!» Da legte fich der Fuchs neben ihn: aber er war auch müde, rief den Hafen und fprach «Lege dich neben mich: ich muß ein wenig fchlafen; und wenn was kommt, fo wecke mich auf!» Da fetzte fich der Hafe neben ihn: aber der arme Has war auch müde, und hatte niemand den er zur Wache herbeirufen konnte, und fchlief ein. Da fchlief nun die Kœnigstochter, der Jæger, der Lœwe, der Bær, der Wolf, der Fuchs und der Has, und fchliefen alle einen feften Schlaf.

Der Marfchall aber, der von weitem hatte zufchauen follen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen fah, und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm fich ein Herz, und ftieg hinauf. Da lag der Drache zerftückt und zerrißen auf der Erde, und nicht weit davon die Kœnigstochter und ein Jæger mit feinen Thieren; die waren alle in tiefen Schlaf verfunken. Und weil er bœs und gottlos war, fo nahm er fein Schwert und hieb dem Jæger das Haupt ab, und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug fie den Berg hinab. Da erwachte fie und erfchrak: aber der Marfchall fprach «Du bift in meinen Händen: du follft fagen daß ich es gewefen, der den Drachen getœdtet hat.» «Das kann ich nicht» antwortete fie: «denn ein Jæger mit feinen Thieren hats gethan.» Da zog er fein Schwert, und drohte fie zu tœdten, wo fie ihm nicht gehorchte, und zwang fie damit daß fie es verfprach. Darauf brachte er fie vor den Kœnig, der vor Freuden nicht wußte was er anfangen wollte, als er fein liebes Kind wieder fah, das er fchon vom Unthier zerrißen glaubte. Der Marfchall fprach zu ihm «Ich habe den Drachen getœdtet, und die Jungfrau und das ganze Reich befreyt:

darum fordere ich sie zur Gemahlinn, so wie es versprochen ist." Der Kœnig fragte die Jungfrau «Ist das wahr, was er spricht?" «Ach ja" antwortete sie; «aber ich halte mir aus daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeyert wird": denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jæger zu hœren.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Thiere neben ihrem todten Herrn und schliefen: da kam eine große Hummel, und setzte sich dem Hasen auf die Nase: aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab, und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweytenmal: aber der Hase wischte sie wieder ab, und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal, und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte; und alsobald weckte er den Fuchs, und der Fuchs weckte den Wolf, und der Wolf den Bær, und der Bær den Lœwen. Und als der Lœwe aufwachte, und sah daß die Jungfrau fort war, und sein Herr todt, fieng er fürchterlich an zu brüllen, und rief «Wer hat das vollbracht? Bær, warum hast du mich nicht geweckt?" Der Bær fragte den Wolf «Warum hast du mich nicht geweckt?" und der Wolf den Fuchs «Warum hast du mich nicht geweckt?" und der Fuchs den Hasen «Warum hast du mich nicht geweckt?" Der arme Hase wußte allein nichts zu antworten, und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen: er aber bat und sprach «Bringt mich nicht um: ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen: ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel: wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweyhundert Stunden von hier." Sprach der Lœwe «In vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen seyn, und die Wurzel mitbringen." Da sprang der Hase fort, und in vier und zwanzig Stunden war er zurück, und brachte die Wurzel mit. Der Lœwe setzte dem Jæger den Kopf wieder an, und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund: alsbald fügte sich alles wieder zusammen, und das Herz schlug, und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jæger, und erschrak als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte «Sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu werden." Der Lœwe hatte in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt: der aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Kœnigstochter: erst zu Mittag, als er etwas eßen wollte, da sah er daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen, und fragte die Thiere was ihm im Schlaf widerfahren wære? Da erzählte ihm der Lœwe daß sie auch alle aus Müdigkeit eingeschlafen wæren, und beim Erwachen hätten sie ihn todt gefunden, mit abgeschlagenem Haupte; der Hase hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eil den Kopf verkehrt gehalten: doch wollte er seinen Fehler wieder gut machen. Dann riß er dem Jæger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jæger aber war traurig, zog in der Welt herum, und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Kœnigstochter vom Drachen erlœst hatte, und die Stadt war dießmal ganz mit rothem Scharlach ausgehängt. Da sprach er zum Wirth «Was will das sagen? vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem." Der Wirth antwortete «Vorm Jahr sollte unsers Kœnigs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden; aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getœdtet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeyert

werden: darum war die Stadt damals mit ſchwarzem Flor zur Trauer, und iſt heute mit rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.»

Am andern Tag, wo die Hochzeit ſeyn ſollte, ſprach der Jæger um Mittagszeit zum Wirth «Glaubt Er wohl, Herr Wirth, daß ich heut Brot von des Kœnigs Tiſch hier bei Ihm eßen will?» «Ja» ſprach der Wirth, «da wollt' ich doch noch hundert Goldſtücke dran ſetzen, daß das nicht wahr iſt.» Der Jæger nahm die Wette an, und ſetzte einen Beutel mit eben ſo viel Goldſtücken dagegen. Dann rief er den Haſen, und ſprach «Geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot das der Kœnig ißt.» Nun war das Hæslein das Geringſte, und konnte es keinem andern wieder auftragen, ſondern mußte ſich ſelbſt auf die Beine machen. «Ei» dachte es, «wenn ich ſo allein durch die Straßen ſpringe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein ſeyn.» Wie es dachte, ſo geſchah es auch, und die Hunde kamen hinter ihm drein, und wollten ihm ſein gutes Fell flicken. Es ſprang aber, haſt du nicht geſehen! und flüchtete ſich in ein Schilderhaus ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde, und wollten es heraus haben: aber der Soldat verſtand keinen Spaß, und ſchlug mit dem Kolben drein, daß ſie ſchreyend und heulend fortliefen. Als der Haſe merkte daß die Luft rein war, ſprang er zum Schloß hinein, und gerade zur Kœnigstochter, und ſetzte ſich unter ihren Stuhl, und kratzte ſie am Fuß. Da ſagte ſie «Willſt du fort!» und meinte es wære ihr Hund. Der Haſe kratzte ſie zum zweytenmal am Fuß: da ſagte ſie wieder «Willſt du fort!» und meinte es wære ihr Hund. Aber der Haſe ließ ſich nicht irr machen, und kratzte zum drittenmal: da guckte ſie herab, und erkannte den Haſen an ſeinem Halsband. Nun nahm ſie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Haſe, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier, und ſchickt mich: ich ſoll um ein Brot bitten wie es der Kœnig ißt.» Da war ſie voll Freude, und ließ den Bäcker kommen, und befahl ihm ein Brot zu bringen wie es der Kœnig aß. Sprach das Hæslein «Aber der Bäcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts thun.» Der Bäcker trug es ihm bis an die Thüre der Wirthsſtube: da ſtellte ſich der Haſe auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten, und brachte es ſeinem Herrn. Da ſprach der Jæger «Sieht Er, Herr Wirth? die hundert Goldſtücke ſind mein.» Der Wirth wunderte ſich: aber der Jæger ſagte weiter «Ja, Herr Wirth, das Brot hätte ich: nun will ich aber auch von des Kœnigs Braten eßen.» Der Wirth ſagte «Das möcht' ich ſehen»: aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jæger den Fuchs, und ſprach «Mein Füchslein, geh hin und hol mir Braten wie ihn der Kœnig ißt.» Der Rothfuchs wußte die Schliche beßer, gieng an den Ecken und durch die Winkel ohne daß ihn ein Hund ſah, und ſetzte ſich unter der Kœnigstochter Stuhl, und kratzte an ihrem Fuß. Da ſah ſie herab, und erkannte den Fuchs am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Fuchs, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier, und ſchickt mich: ich ſoll bitten um einen Braten wie ihn der Kœnig ißt.» Da ließ ſie den Koch kommen: der mußte einen Braten wie ihn der Kœnig aß anrichten, und dem Fuchs bis an die Thüre tragen: da nahm ihm der Fuchs die Schüßel ab, und brachte ſie ſeinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth?» ſprach der Jæger, «Brot und Fleiſch iſt da: nun will ich auch Zugemüs eßen wie es der Kœnig ißt.» Da

rief er den Wolf, und ſprach «Lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs wie's der Kœnig ißt.» Da gieng der Wolf geradezu ins Schloß, weil er ſich vor niemand fürchtete; und als er in der Kœnigstochter Zimmer kam, da zupfte er ſie hinten am Kleid, daß ſie ſich umſchauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Wolf, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten um ein Zugemüs wie es der Kœnig ißt.» Da ließ ſie den Koch kommen: der mußte ein Zugemüs bereiten wie es der Kœnig aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen: da nahm ihm der Wolf die Schüßel ab, und brachte ſie ſeinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth?» ſprach der Jæger, «nun hab' ich Brot Fleiſch und Zugemüs: aber ich will auch Zuckerwerk eßen wie es der Kœnig ißt.» Rief er den Bæren, und ſprach «Lieber Bær, du leckſt doch gern etwas Süßes: geh hin und hol mir Zuckerwerk wie's der Kœnig ißt.» Da trabte der Bær nach dem Schloße, und gieng ihm jedermann aus dem Wege; als er aber zu der Wache kam, hielt ſie die Flinten vor, und wollte ihn nicht ins kœnigliche Schloß laßen. Aber er hob ſich in die Hœhe, und gab mit ſeinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zuſammenfiel, und darauf gieng er gerades Wegs zu der Kœnigstochter, ſtellte ſich hinter ſie, und brummte ein wenig. Da ſchaute ſie rückwärts, und erkannte den Bæren, und hieß ihn mit gehn in ihre Kammer, und ſprach «Lieber Bær, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten um Zuckerwerk wie's der Kœnig ißt.» Da ließ ſie den Zuckerbäcker kommen: der mußte Zuckerwerk backen wie's der Kœnig aß, und dem Bæren vor die Thüre tragen: da ſtellte ſich der Bær aufrecht, nahm ihm die Schüßel ab, und brachte ſie ſeinem Herrn. «Sieht Er, Herr Wirth?» ſprach der Jæger, «nun habe ich Brot Fleiſch Zugemüs und Zuckerwerk: aber ich will auch Wein trinken wie ihn der Kœnig trinkt.» Er rief ſeinen Lœwen herbei, und ſprach «Lieber Lœwe, du trinkſt dir doch gerne einen Rauſch: geh und hol mir Wein wie ihn der Kœnig trinkt.» Da ſchritt der Lœwe über die Straße, und die Leute liefen vor ihm; und als er an die Wache kam, wollte ſie den Weg ſperren: aber er brüllte einmal: da ſprang alles fort. Nun gieng der Lœwe vor das kœnigliche Zimmer, und klopfte mit ſeinem Schweif an die Thüre. Da kam die Kœnigstochter heraus, und wære faſt über den Lœwen erſchrocken: aber ſie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande, und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen, und ſprach «Lieber Lœwe, was willſt du?» Antwortete er «Mein Herr, der den Drachen getœdtet hat, iſt hier: ich ſoll bitten um Wein wie ihn der Kœnig trinkt.» Da ließ ſie den Mundſchenk kommen: der ſollte dem Lœwen Wein geben wie ihn der Kœnig tränke. Sprach der Lœwe «Ich will mit gehen, und ſehen daß ich den rechten kriege.» Da gieng er mit dem Mundſchenk hinab; und als ſie unten hin kamen, wollte ihm dieſer von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Kœnigs Diener tranken: aber der Lœwe ſprach «Halt ein! ich will erſt den Wein verſuchen», zapfte ſich ein halbes Maaß, und ſchluckte es auf einmal hinab. «Nein» ſagte er, «das iſt nicht der rechte.» Der Mundſchenk ſah ihn ſchief an, gieng aber, und wollte ihm aus einem andern Faß geben, das für des Kœnigs Marſchall war. Sprach der Lœwe «Halt! erſt

will ich den Wein verfuchen», zapfte fich ein halbes Maaß, und trank es. «Der ift beßer, aber noch nicht der rechte.» Da ward der Mundfchenk bœs, und fprach «Was fo ein dummes Vieh vom Wein verftehen will!» Aber der Lœwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unfanft zur Erde fiel; und als er fich wieder aufgemacht hatte, führte er den Lœwen ganz ftillfchweigens in einen kleinen befonderen Keller, wo des Kœnigs Wein lag, von dem fonft kein Menfch zu trinken bekam. Der Lœwe zapfte fich erft ein halbes Maaß, und verfuchte den Wein: dann fprach er «Das kann von dem rechten feyn», und hieß den Mundfchenk fechs Flafchen füllen. Nun ftiegen fie herauf; wie der Lœwe aber ins Freye kam, fchwankte er hin und her, und war ein wenig trunken, und der Mundfchenk mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen: da nahm er den Korb, und brachte ihn feinem Herrn. Sprach der Jæger «Sieht Er, Herr Wirth? da hab' ich Brot Fleifch Zugemüs Zuckerwerk und Wein, wie es der Kœnig hat: nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten», und fetzte fich hin, aß und trank, und gab dem Hafen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bær und dem Lœwen auch davon zu eßen und zu trinken, und war guter Dinge: denn er fah daß ihn die Kœnigstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, fprach er «Herr Wirth, nun hab' ich gegeßen und getrunken wie der Kœnig ißt und trinkt: jetzt will ich an des Kœnigs Hof gehen, und die Kœnigstochter heirathen.» Fragte der Wirth «Wie foll das zugehen, da fie fchon einen Bräutigam hat, und heute foll vermählt werden?» Da zog der Jæger das Tafchentuch heraus das ihm die Kœnigstochter auf dem Drachenberg gegeben, und worin die fieben Zungen des Unthiers eingewickelt waren, und fprach «Dazu foll mir helfen was ich da in der Hand halte.» Da fah der Wirth das Tuch an, und fprach «Wenn ich alles glaube, fo glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran fetzen.» Der Jæger aber nahm einen Beutel mit taufend Goldftücken, ftellte ihn auf den Tifch, und fagte «Das fetze ich dagegen.»

Nun fprach der Kœnig an der kœniglichen Tafel zu feiner Tochter «Was haben die wilden Thiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und ausgegangen find?» Da antwortete fie «Ich darfs nicht fagen: aber fchickt hin, und laßt den Herrn diefer Thiere holen: fo werdet Ihr wohl thun.» Der Kœnig fchickte einen Diener ins Wirthshaus, und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jæger mit dem Wirth gewettet hatte. Da fprach er «Sieht Er, Herr Wirth? da fchickt der Kœnig einen Diener, und läßt mich einladen: aber ich gehe fo noch nicht.» Und zu dem Diener fagte er «Ich laße den Herrn Kœnig bitten daß er mir kœnigliche Kleider fchickt, einen Wagen mit fechs Pferden, und Diener die mir aufwarten.» Als der Kœnig die Antwort hœrte, fprach er zu feiner Tochter «Was foll ich thun?» Sagte fie «Laßt ihn holen wie ers verlangt: fo werdet Ihr wohl thun.» Da fchickte der Kœnig kœnigliche Kleider, einen Wagen mit fechs Pferden, und Diener die ihm aufwarten follten. Als der Jæger fie kommen fah, fprach er «Sieht Er, Herr Wirth? nun werde ich abgeholt wie ich es verlangt habe», und zog die kœniglichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen, und fuhr zum Kœnig. Als ihn der Kœnig kommen fah, fprach er zu feiner Tochter «Wie foll ich ihn empfangen?» Antwortete fie «Geht ihm entge

gen: ſo werdet Ihr wohl thun.» Da gieng ihm der Kœnig entgegen, und führte ihn herauf, und ſeine Tochter folgte ihm nach. Der Kœnig wies ihm einen Platz an neben ſich und ſeiner Tochter; der Marſchall ſaß auf der andern Seite als Bräutigam: aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die ſieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen, und der Kœnig ſprach «Die ſieben Häupter hat der Marſchall dem Drachen abgeſchlagen: darum geb' ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlinn.» Da ſtand der Jæger auf, öffnete die ſieben Rachen, und ſprach «Wo ſind die ſieben Zungen des Drachen?» Da erſchrak der Marſchall, ward bleich, und wußte nicht was er antworten ſollte; endlich ſagte er in der Angſt «Drachen haben keine Zungen.» Sprach der Jæger «Die Lügner ſollten keine haben: aber die Drachenzungen ſind das Wahrzeichen des Siegers», und wickelte das Tuch auf: da lagen ſie alle ſiebene darin; und dann ſteckte er jede Zunge in den Rachen, in den ſie gehœrte, und ſie paſste genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Kœnigstochter geſtickt war, und zeigte es der Jungfrau, und fragte ſie wem ſie es gegeben hätte: da antwortete ſie «Dem, der den Drachen getœdtet hat.» Und dann rief er ſein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Lœwen das goldene Schloß ab, und zeigte es der Jungfrau, und fragte wem es angehœrte. Antwortete ſie «Das Halsband und das goldene Schloß waren mein: ich habe es unter die Thiere vertheilt die den Drachen beſiegen halfen.» Da ſprach der Jæger «Als ich nach dem Kampf müde und matt war, und geruht und geſchlafen habe, da iſt der Marſchall gekommen, und hat mir den Kopf abgehauen, und hat die Kœnigstochter fortgetragen, und vorgegeben er ſey es geweſen, der den Drachen getœdtet habe; und daß er gelogen hat beweiſe ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband.» Und dann erzählte er wie ihn ſeine Thiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten, und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen, und endlich wieder hierher gekommen wære, wo ihm der Betrug des Marſchalls vom Wirth ſey erzählt worden. Da fragte der Kœnig ſeine Tochter «Iſt es wahr, daß dieſer den Drachen getœdtet hat?» Da antwortete ſie «Ja, es iſt wahr: nun darf ich auch die Schandthat des Marſchalls offenbaren, weil ſie ohne mein Zuthun an den Tag gekommen iſt: denn er hat mir das Verſprechen zu ſchweigen abgezwungen. Darum aber habe ich mir ausgehalten daß erſt in Jahr und Tag die Hochzeit ſollte gefeyert werden.» Da ließ der Kœnig zwölf Rathsherrn rufen: die ſollten über den Marſchall Urtheil ſprechen; und die urtheilten daß er müßte von vier Ochſen zerrißen werden. Alſo ward der Marſchall gerichtet; der Kœnig aber übergab ſeine Tochter dem Jæger, und der wurde zum Statthalter des Kœnigs im ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeyert, und der junge Kœnig ließ ſeinen Vater und Pflegevater holen, und überhäufte ſie mit Schätzen. Den Wirth vergaß er auch nicht, und ließ ihn kommen, und ſprach zu ihm «Sieht Er, Herr Wirth? die Kœnigstochter habe ich geheirathet, und ſein Haus und Hof ſind mein.» Sprach der Wirth «Ja, das wære nach den Rechten.» Der junge Kœnig aber ſagte «Es ſoll nach Gnaden gehen: Haus und Hof ſoll Er behalten, und die tauſend Goldſtücke ſchenke ich Ihm noch dazu.»

Nun waren der junge Kœnig und die junge Kœniginn guter Dinge, und lebten vergnügt

zuſammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das ſeine Freude war, und die Thiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Næhe ein Wald; von dem hieß es, er wære nicht geheuer, und wær' einer erſt darin, ſo kæm' er nicht leicht wieder heraus. Der junge Kœnig hatte aber große Luſt darin zu jagen, und ließ dem alten Kœnig keine Ruhe bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus, und als er zu dem Wald kam, ſah er eine ſchneeweiße Hirſchkuh darin, und ſprach zu ſeinen Leuten »Haltet hier, bis ich zurück komme: ich will das ſchœne Wild jagen«, und ritt ihm nach in den Wald hinein, und nur ſeine Thiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend: aber er kam nicht wieder: da ritten ſie heim, und erzählten der jungen Kœniginn »Der junge Kœnig iſt im Zauberwald einer weißen Hirſchkuh nachgejagt, und iſt nicht wieder gekommen.« Da war ſie in großer Beſorgniſs um ihn. Er war aber dem ſchœnen Wild immer nachgeritten, und konnte es niemals einholen; wenn er meinte, es wære ſchußrecht, ſo wars gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verſchwand es ganz. Nun merkte er daß er tief in den Wald hinein gerathen war, nahm ſein Horn und blies: aber er bekam keine Antwort: denn ſeine Knechte konntens nicht hœren. Und da auch die Nacht einbrach, ſah er daß er dieſen Tag nicht heim kommen könnte, ſtieg ab, machte ſich bei einem Baum ein Feuer an, und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer ſaß, und ſeine Thiere ſich auch neben ihn gelegt hatten, däuchte ihn eine menſchliche Stimme zu hœren: er ſchaute um ſich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hœrte er wieder ein Ächzen wie von oben her: da ſchaute er in die Hœhe, und ſah ein altes Weib auf dem Baume ſitzen; das jammerte in einem fort »Hu hu hu, was mich friert!« Sprach er »Steig herab und wärme dich, wenn dich friert!« Sie aber ſagte »Nein, deine Thiere beißen mich.« Antwortete er »Sie thun dir nichts, altes Mütterchen: komm nur herunter!« Sie war aber eine Hexe, und ſprach »Ich will dir eine Ruthe von dem Baum herabwerfen: wenn du ſie damit auf den Rücken ſchlægſt, thun ſie mir nichts.« Da warf ſie ihm ein Rüthlein herab; und er ſchlug ſie damit: alsbald lagen ſie ſtill, und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Thieren ſicher war, ſprang ſie herunter, und rührte ihn auch mit einer Ruthe an, und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte ſie, und ſchleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo ſchon mehr ſolcher Steine lagen.

Als aber der junge Kœnig gar nicht wieder kam, ward die Angſt und Sorge der Kœniginn immer grœßer. Nun trug ſich zu daß gerade in dieſer Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Oſten gewandert war, in das Kœnigreich kam. Er hatte einen Dienſt geſucht, und keinen gefunden, war dann herumgezogen hin und her, und hatte ſeine Thiere tanzen laßen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem Meßer ſehen, das ſie bei ihrer Trennung in einen Baumſtamm geſtoßen hatten, um zu erfahren wie es ſeinem Bruder gienge. Wie er dahin kam, war ſeines Bruders Seite halb verroſtet, und halb war ſie noch blank. Da erſchrak er, und dachte »Meinem Bruder muß ein großes Unglück zugeſtoßen ſeyn: doch kann ich ihn vielleicht noch retten: denn die Hälfte des Meßers iſt noch blank«, und zog mit ſeinen Thieren gen Weſten. Als er in das Stadtthor kam, trat ihm die Wache entgegen, und fragte ob ſie ihn bei ſeiner Gemahlinn melden ſollte; die junge

Kœniginn wære ſchon ſeit ein paar Tagen in großer Angſt über ſein Ausbleiben, und fürchtete er wære im Zauberwald umgekommen: denn die Wache glaubte nicht anders, als es wære der junge Kœnig ſelbſt: ſo ähnlich ſah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter ſich laufen. Da merkte er daß von ſeinem Bruder die Rede war, und dachte: «Es iſt das beſte, ich gebe mich für ihn aus: ſo kann ich ihn wohl leichter erretten.» Alſo ließ er ſich von der Wache ins Schloß begleiten, und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Kœniginn meinte nicht anders, als es wære ihr Gemahl. Er erzählte ihr daß er ſich in dem Wald verirrt hätte, und nicht eher wieder ſich heraus finden können. Abends ward er in das kœnigliche Bette gebracht: aber er legte ein zweyſchneidiges Schwert zwiſchen ſich und die Kœniginn: ſie wußte nicht was das heißen ſollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage, und erforſchte derweil alles, wie es mit dem Zauberwald war; endlich ſprach er «Ich muß noch einmal dort jagen.» Der Kœnig und die junge Kœniginn wollten es ihm ausreden: aber er beſtand darauf, und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er an den Wald kam, ſah er, wie ſein Bruder, eine weiße Hirſchkuh, und ſprach zu ſeinen Leuten «Bleibt hier und wartet bis ich wiederkomme: ich will das ſchœne Wild jagen», ritt in den Wald hinein, und ſeine Thiere liefen ihm nach. Nun ergieng es ihm nicht anders als ſeinem Bruder: die Hirſchkuh konnte er nicht einholen, und gerieth ſo tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hœrte er über ſich ächzen «Hu hu hu, wie mich friert!» Da ſchaute er hinauf, und es ſaß dieſelbe Hexe oben im Baum. Sprach er «Wenn dich friert, ſo komm herab, altes Mütterchen, und wärme dich!» Antwortete ſie «Nein, deine Thiere beißen mich.» Er aber ſprach «Sie thun dir nichts.» Da rief ſie «Ich will dir eine Ruthe hinabwerfen: wenn du ſie damit ſchlægſt, ſo thun ſie mir nichts.» Wie der Jæger das hœrte, traute er der Alten nicht, und ſprach «Meine Thiere ſchlag' ich nicht; komm du herunter, oder ich hol dich.» Da rief ſie «Was willſt du wohl? du thuſt mir noch nichts.» Er aber antwortete «Kommſt du nicht, ſo ſchieß' ich dich herunter.» Sprach ſie «Schieß nur zu! vor deinen Kugeln fürchte ich mich nicht.» Da legte er an, und ſchoß nach ihr: aber die Hexe war feſt gegen alle Bleykugeln, lachte daß es gellte, und rief «Du ſollſt mich noch nicht treffen.» Aber der Jæger wußte Beſcheid, riß ſich drey ſilberne Knöpfe vom Rock, lud ſie in die Büchſe: denn dagegen war ihre Kunſt umſonſt; und als er losdrückte, ſtürzte ſie gleich mit Geſchrey herab. Da ſtellte er den Fuß auf ſie, und ſprach «Alte Hexe, wenn du nicht gleich geſtehſt wo mein Bruder iſt, ſo pack' ich dich auf und werfe dich ins Feuer.» Sie war in großer Angſt, und bat um Gnade, und ſagte «Er liegt mit ſeinen Thieren verſteinert in einem Graben.» Da zwang er ſie mit hinzugehen, und ſprach «Alte Meerkatze, jetzt machſt du meinen Bruder und alle Geſchöpfe die hier liegen lebendig, oder du kommſt ins Feuer.» Sie nahm eine Ruthe, und rührte die Steine an: da wurde ſein Bruder mit den Thieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute Handwerker Hirten, ſtanden auf, dankten für ihre Befreyung, und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als ſie ſich wiederſahen, küſſten ſich und freuten ſich von Herzen. Dann griffen ſie die Hexe, banden ſie, und legten ſie ins Feuer; und als ſie verbrannt war, da that ſich der Wald

von felbft auf, und war licht und hell, und man konnte das kœnigliche Schloß auf drey Stunden Wegs fehen.

Nun giengen die zwey Brüder zufammen nach Haus, und erzählten einander auf dem Weg ihre Schickfale. Und als der jüngfte fagte, er wære an des Kœnigs Statt im ganzen Lande, fprach der andere «Das hab' ich wohl gemerkt: denn als ich in die Stadt kam, und für dich angefehen wurde, da gefchah mir alle kœnigliche Ehre; die junge Kœniginn hielt mich für ihren Gemahl, und ich mußte an ihrer Seite eßen, und in deinem Bett fchlafen.» Wie das der andere hœrte, ward er fo eiferfüchtig und zornig, daß er fein Schwert zog, und feinem Bruder den Kopf abfchlug. Als diefer aber todt da lag, und er fein rothes Blut fließen fah, reute es ihn gewaltig, und er fprach «Mein Bruder hat mich erlœft, und ich habe ihn dafür getœdtet!» und jammerte laut. Da kam fein Hafe, und fagte er wollte von der Lebenswurzel holen, fprang fort, und brachte fie noch zur rechten Zeit; und der Todte wurde wieder lebendig, und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen fie weiter, und der jüngfte fprach «Du fiehft aus wie ich, haft kœnigliche Kleider an wie ich, und die Thiere folgen dir nach wie mir: wir wollen zu den entgegengefetzten Thoren eingehen, und von zwey Seiten zugleich beim alten Kœnig anlangen.» Alfo trennten fie fich, und bei dem alten Kœnig kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Thore, und meldete, der junge Kœnig mit feinen Thieren wære von der Jagd angelangt. Sprach der Kœnig «Es ift nicht mœglich: die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.» Indem aber kamen von zwey Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein, und ftiegen beide herauf. Da fprach der Kœnig zu feiner Tochter «Sag' an, welcher ift dein Gemahl? Es fieht einer aus wie der andere: ich kanns nicht fagen.» Sie war da in großer Angft, und wußte es nicht; endlich fiel ihr das Halsband ein das fie den Thieren gegeben hatte, und fah an dem Lœwen ihres Gemahls das goldene Schlößchen: da fprach fie vergnügt «Diefer ift mein rechter Mann.» Da lachte der junge Kœnig, und fagte «Ja, das ift der rechte»; und fie fetzten fich zufammen zu Tifch, aßen und tranken und waren frœhlich. Abends, als der junge Kœnig zu Bett gieng, fprach feine Frau «Warum haft du die vorigen Nächte immer ein zweyfchneidiges Schwert in unfer Bett gelegt? ich habe geglaubt, du wollteft mich todtfchlagen.» Da erkannte er wie treu fein Bruder gewefen war.

DEUTSCHE SAGEN.

ANFANG DER VORREDE.

I. Wesen der Sage. Es wird dem Menſchen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen wenn er die Grenze des Vaterlands überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohlthætige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Mærchen Sagen und Geſchichte, welche neben einander ſtehen, und uns nach einander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahe zu bringen ſtreben. Jedes hat ſeinen eigenen Kreis. Das Mærchen iſt poetiſcher, die Sage hiſtoriſcher; jenes ſtehet beinahe nur in ſich ſelber feſt, in ſeiner angeborenen Blüte und Vollendung: die Sage, von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Beſondere, daß ſie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geſchichte geſicherten Namen. Aus dieſer ihrer Gebundenheit folgt daß ſie nicht, gleich dem Mærchen, überall zu Hauſe ſeyn könne, ſondern irgend eine Bedingung vorausſetze, ohne welche ſie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden ſeyn würde. Kaum ein Flecken wird ſich in ganz Deutſchland finden wo es nicht ausführliche Mærchen zu hœren gæbe, manche an denen die Volksſagen bloß dünn und ſparſam geſæt zu ſeyn pflegen. Dieſe anſcheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, ſind ſie dafür innerlich auch weit eigenthümlicher; ſie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder ſonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben ſind, während die Mærchen ein ganzes Stück alter Dichtung ſo zu ſagen in einem Zuge zu uns überſetzen. Merkwürdig ſtimmen auch die erzählenden Volkslieder entſchieden mehr zu den Sagen wie zu den Mærchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der früheſten Poeſien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es ſogar die übrig gebliebenen grœßeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt ſich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß faſt nur allein die Mærchen Theile der urdeutſchen Heldenſage erhalten haben, ohne Namen, außer wo dieſe allgemein und in ſich ſelbſt bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand; während in den Liedern und Sagen unſeres Volks ſo viele einzelne, beinahe trockene Namen Örter und Sitten aus der älteſten Zeit feſthaften. Die Mærchen alſo ſind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Weſen dazu beſtimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu faßen; ſie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, ſüß und ſättigend, ohne irdiſche Schwere; dahingegen die Sagen ſchon zu einer ſtärkeren Speiſe dienen, eine einfachere, aber deſto entſchiedenere Farbe tragen, und mehr Ernſt und Nachdenken fodern. Über den Vorzug beider zu ſtreiten wære ungeſchickt; auch ſoll durch dieſe Darlegung ihrer Verſchiedenheit weder ihr Gemeinſchaftliches überſehen, noch geleugnet werden daß ſie in unendlichen Miſchungen

und Wendungen in einander greifen und ſich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geſchichte ſtellen ſich beide, das Mærchen und die Sage, gegenüber, inſofern ſie das Sinnlichnatürliche und Begreifliche ſtæts mit dem Unbegreiflichen miſchen, welches jene, wie ſie unſerer Bildung angemeßen ſcheint, nicht mehr in der Darſtellung ſelbſt vertrægt, ſondern es auf ihre eigene Weiſe in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzuſuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Mærchen: aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehœrt an ſeine Sagen zu glauben, und ſein Verſtand ſondert nicht viel darin; ſie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewieſen: d. h. das unleugbar nahe und ſichtliche Daſeyn der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Dieſe Eingenoßenſchaft der Sage iſt folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geſchichte heißt, und einmal hinter einen gewiſſen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geſchlecht durchlebten tritt, dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was ſich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt: einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit der dieſes Erfordernifs abgeht, bleibt es fremd oder läßt ſie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich ſehen wir es dagegen an ſeinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken, und ſich an alle ſeine vertrauteſten Begriffe ſchließen. Niemals können ſie ihm langweilig werden, weil ſie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, ſondern eine Nothwendigkeit ſcheinen, die mit ins Haus gehœrt, ſich von ſelbſt verſteht, und nicht anders als mit einer gewiſſen, zu allen rechtſchaffenen Dingen nœthigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene ſtæte Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksſagen ſtellt ſich, wenn wir es deutlich erwægen, als eine der troſtreichſten und erquickendſten Gaben Gottes dar. Um alles menſchlichen Sinnen ungewöhnliche was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt. Aus dem Zuſammenleben und Zuſammenwohnen mit Felſen Seen Trümmern Bäumen Pflanzen entſpringt bald eine Art von Verbindung, die ſich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieſer Gegenſtände gründet, und zu gewiſſen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt iſt. Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſey zeigt an natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edele Völker vertrauern und vergehen; Sprache Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem was ſie beſæßen eine gewiſſe Einfriedigung fehlen. Auf ſolche Weiſe verſtehen wir das Weſen und die Tugend der deutſchen Volksſage, welche Angſt und Warnung vor dem Bœſen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht ſie an Örter und Stellen die unſere Geſchichte längſt nicht mehr erreichen kann: vielmal aber fließen ſie beide zuſammen und unter einander; nur daß man zuweilen die an ſich untrennbar gewordene Sage, wie in Strœmen das aufgenommene grünere Waßer eines anderen Flußes, noch lange zu erkennen vermag.

1. DIE DREY BERGLEUTE IM KUTTENBERG.

In Bœhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drey Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn ſie Morgens in den Berg giengen, ſo nahmen ſie dreyerley mit: erſtens ihr Gebetbuch, zweytens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel verſehen, drittens ihr Bißchen Brot: das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe ſie die Arbeit anhuben, thaten ſie ihr Gebet zu Gott daß er ſie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fiengen ſie getroſt und fleißig an zu arbeiten. Es trug ſich zu, als ſie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel, und der Eingang verſchüttet wurde. Da meinten ſie begraben zu ſeyn, und ſprachen «Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müßen nun Hungers ſterben: wir haben nur einen Tag Brot zu eßen und einen Tag Oel auf dem Licht.» Nun befahlen ſie ſich Gott, und dachten bald zu ſterben: doch wollten ſie nicht müßig ſeyn ſolange ſie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort, und beteten. Alſo geſchah es, daß ihr Licht ſieben Jahr brennte, und ihr kleines Bißchen Brot, von dem ſie tagtæglich aßen, ward auch nicht all, ſondern blieb eben ſo groß, und ſie meinten, die ſieben Jahre wæren nur ein Tag. Doch da ſie ſich nicht ihr Haar ſchneiden und den Bart abnehmen konnten, waren dieſe ellenlang gewachſen. Die Weiber hielten unterdeſſen ihre Männer für todt, meinten ſie würden ſie nimmermehr wiederſehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geſchah es, daß Einer von den dreyen unter der Erde ſo recht aus Herzensgrund wünſchte «Ach! könnt' ich noch einmal das Tageslicht ſehen, ſo wollt' ich gerne ſterben.» Der Zweyte ſprach «Ach! könnt' ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tiſche ſitzen und eßen, ſo wollt' ich gerne ſterben!» Da ſprach auch der Dritte «Ach! könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, ſo wollt' ich gerne ſterben.» Wie ſie das geſprochen hatten, ſo krachte der Berg gewaltig und übermächtig, und ſprang von einander. Da gieng der Erſte hin zu dem Ritz, und ſchaute hinauf, und ſah den blauen Himmel; und wie er ſich am Tageslicht gefreut, ſank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that ſich immer mehr von einander, alſo daß der Riß grœßer ward: da arbeiteten die beiden andern fort, hackten ſich Treppen, krochen hinauf, und kamen endlich heraus. Sie giengen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuſer, und ſuchten ihre Weiber: aber die wollten ſie nicht mehr kennen. Sie ſprachen «Habt ihr denn keine Männer gehabt?» «Ja» antworteten jene, «aber die ſind ſchon ſieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben.» Der Zweyte ſprach zu ſeiner Frau «Ich bin dein Mann»: aber ſie wollt' es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte, und ganz unkenntlich war. Da ſagte er «Hol mir das Bartmeßer, das oben in dem Wandſchrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.» Nun nahm er ſich den Bart ab, kämmte und wuſch ſich; und als er fertig war, ſah ſie daß es ihr Mann war. Sie freute ſich herzlich, holte Eßen und Trinken ſo gut ſie es hatte, deckte den Tiſch, und ſie ſetzten ſich zuſammen hin, und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann ſatt war, und eben den letzten Bißen Brot gegeßen hatte, da fiel er um, und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit ſeiner Frau

zusammen: als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hatte Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

239. DER FRAUENSAND.

Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meer Græser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. Der Reichthum hatte die Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Übelthaten erfüllt war, giengen sie bald zu Grunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermœgendste aller Insaßen der Stadt Stavoren war eine sichere Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie bloß ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hœrte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser unmæßig reichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht nannte, und Rotterdam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlaßen.

Eines Tags rief diese Jungfrau ihren Schiffmeister, und befahl ihm auszufahren und eine Ladung des edelsten und besten mitzubringen was auf der Welt wære. Vergebens forderte der Seemann, gewohnt an pünctliche und bestimmte Auftræge, næhere Weisung: die Jungfrau bestand zornig auf ihrem Wort, und hieß ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unschlüßig und unsicher ab; er wußte nicht wie er dem Geheiß seiner Frau, deren bœsen strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her was zu thun. Endlich dachte er «Ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizen bringen: was ist schœners und edlers zu finden auf Erden als dieß herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann?» Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen, und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimat zurück. «Wie, Schiffmeister?» rief ihm die Jungfrau entgegen, «du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Africa um Gold und Elfenbein zu handeln. Laß sehen was du geladen hast.» Zœgernd, denn an ihren Reden sah er schon wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er «Meine Frau, ich führe euch zu den köstlichsten Weizen der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.» «Weizen?» sprach sie, «so elendes Zeug bringst du mir?» «Ich dachte, das wære so elend nicht, was uns unser tægliches und gesundes Brot gibt.» «Ich will dir zeigen wie verächtlich mir deine Ladung ist. Von welcher Seite ist das Schiff geladen?» «Von der rechten Seite (Stuurboordszyde)» sprach der Schiffmeister. «Wohlan! so befehl' ich dir daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite (Bakboord) in die See schüttest. Ich komme selbst hin und sehe ob mein Befehl erfüllt worden.»

Der Seemann zauderte einen Befehl auszuführen der sich so greulich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrinn zu bewegen hoffte. Sie kam und frug «Wie ist mein Befehl ausgerichtet?» Da fiel eine Schaar von

Armen auf die Knie vor ihr, und baten daß ſie ihnen das Korn austheilen möchte, lieber als es vom Meer verſchlingen zu laßen. Aber das Herz der Jungfrau war hart wie Stein, und ſie erneuerte den Befehl die ganze Ladung ſchleunig über Bord zu werfen. Da bezwang ſich der Schiffmeiſter länger nicht, und rief laut «Nein, dieſe Bosheit kann Gott nicht ungerächt laßen, wenn es wahr iſt, daß der Himmel das Gute lohnt und das Bœſe ſtraft: ein Tag wird kommen wo ihr gerne die edlen Körner, die ihr ſo verſpielt, eins nach dem andern aufleſen möchtet euren Hunger damit zu ſtillen.» «Wie?» rief ſie mit hölliſchem Gelächter, «ich ſoll dürftig werden können? ich ſoll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr das geſchieht, ſo wahr ſollen auch meine Augen dieſen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe.» Bei dieſem Wort zog ſie einen koſtbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Weizen der darauf war, wurde alſo in die See ausgeſchüttet.

Was geſchieht? Einige Tage darauf gieng die Magd dieſer Frauen zu Markt, kaufte einen Schellfiſch, und wollte ihn in der Küche zurichten; als ſie ihn aufſchnitt, fand ſie darin einen koſtbaren Ring, und zeigte ihn ihrer Frauen. Wie ihn die Meiſterinn ſah, erkannte ſie ihn ſogleich für ihren Ring, den ſie neulich ins Meer geworfen hatte, erbleichte, und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewißen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demſelben Augenblick die Botſchaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wære geſtrandet! Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf ſie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuſer, worin ſie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück; und kaum war ein Jahr verfloßen, ſo erfüllte ſich die ſchreckliche Drohung des Schiffmeiſters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, ſank ſie je länger je mehr in Noth und Elend; hungrig bettelte ſie Brot vor den Thüren, und bekam oft keinen Bißen; endlich verkümmerte ſie, und ſtarb verzweifelnd.

Der Weizen aber, der in das Meer geſchüttet worden war, ſproß und wuchs das folgende Jahr: doch trug er taube Ähren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosheit von Stavoren nahm von Jahr zu Jahr überhand: da zog Gott der Herr ſeine ſchirmende Hand ab von der bœſen Stadt. Auf eine Zeit ſchöpfte man Hering und Butt aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete ſich die See und verſchwalg mehr als drey Viertel der Stadt in rauſchender Flut. Noch beinah jedes Jahr verſinken einige Hütten der Inſaßen, und es iſt ſeit der Zeit kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch immer wächſt jährlich an derſelben Stelle ein Gras aus dem Waßer, das kein Kräuterkenner kennt, das keine Blüte trægt, und ſonſt nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch; die Ähre gleicht der Weizenähre, iſt aber taub und ohne Körner. Die Sandbank worauf es grünt liegt entlangs der Stadt Stavoren, und trægt keinen andern Namen als den des Frauenſands.

287. DER GRENZLAUF.

Über den Kluspaſs und die Bergſcheide hinaus vom Schächenthale weg erſtreckt ſich das Urner Gebiet am Fletſchbache fort und

in Glarus hinüber. Einſt ſtritten die Urner mit den Glarnern bitter um ihre Landesgrenze, beleidigten und ſchædigten einander tæglich. Da ward von den Biedermännern der Ausſpruch gethan, zur Tag- und Nachtgleiche ſolle von jedem Theil früh morgens, ſobald der Hahn kræhe, ein rüſtiger kundiger Felsgänger ausgeſandt werden, und jedweder nach dem jenſeitigen Gebiet zulaufen, und da, wo ſich beide Männer begegneten, die Grenzſcheide feſtgeſetzt bleiben, das kürzere Theil mœge nun fallen diesſeits oder jenſeits. Die Leute wurden gewählt, und man dachte beſonders darauf, einen ſolchen Hahn zu halten, der ſich nicht verkræhe, und die Morgenſtunde auf das allerfrühſte anſage. Und die Urner nahmen einen Hahn, ſetzten ihn in einen Korb, und gaben ihm ſparſam zu eßen und zu ſaufen, weil ſie glaubten, Hunger und Durſt werde ihn früher wecken. Dagegen die Glarner fütterten und mäſteten ihren Hahn, daß er freudig und hoffærtig den Morgen grüßen könne, und dachten damit am beſten zu fahren. Als nun der Herbſt kam, und der beſtimmte Tag erſchien, da geſchah es, daß zu Altorf der ſchmachtende Hahn zuerſt erkræhte, kaum wie es dämmerte; und froh brach der Urner Felſenklimmer auf, der Marke zulaufend. Allein im Lintthal drüben ſtand ſchon die volle Morgenrœthe am Himmel, die Sterne waren verblichen, und der fette Hahn ſchlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde: aber es galt die Redlichkeit, und keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich ſchwang er die Flügel, und kræhte. Aber dem Glarner Läufer wirds ſchwer ſeyn, dem Urner den Vorſprung wieder abzugewinnen! Ängſtlich ſprang er, und ſchaute gegen das Scheideck: wehe! da ſah er oben am Giebel des Grats den Mann ſchreiten und ſchon bergabwärts niederkommen: aber der Glarner ſchwang die Ferſen, und wollte ſeinem Volke noch vom Lande retten ſo viel als mœglich. Und bald ſtießen die Männer auf einander, und der von Uri rief «Hier iſt die Grenze!» «Nachbar» ſprach betrübt der von Glarus, «ſey gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weidland das du errungen haſt!» Doch der Urner wollte nicht: aber der Glarner ließ ihm nicht Ruh, bis er barmherzig wurde und ſagte «So viel will ich dir noch gewähren, als du mich an deinem Hals tragend bergan laufſt.» Da faßte ihn der rechtſchaffene Sennhirt von Glarus, und klomm noch ein Stück Felſen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch: aber plötzlich verſiegte ihm der Athem, und todt ſank er zu Boden. Und noch heutiges Tags wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einſinkende Glarner den ſiegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinſtes: aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre, und bewahrten ſeine große Treue in ſtæter Erinnerung.

439. KARLS HEIMKEHR AUS UNGERLAND.

Kœnig Karl, als er nach Ungarn und Wallachey fahren wollte die Heiden zu bekehren, gelobte er ſeiner Frauen in zehn Jahren heimzukehren; wære er nach Verlauf derſelben ausgeblieben, ſo ſolle ſie ſeinen Tod für gewiſs halten. Würde er ihr aber durch einen Boten ſein golden Fingerlein zuſenden, dann mœge ſie auf alles vertrauen was er ihr durch denſelben entbieten laße. Nun geſchah es, daß der Kœnig ſchon über neun Jahre aus geweſen war: da hob ſich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da giengen die Herren

zu der Kœniginn, und baten daß ſie ſich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete «Wie möcht' ich ſo wider Kœnig Karl ſündigen und meine Treue brechen! So hat er mir auch das Wahrzeichen nicht geſandt, das er mir kund thæt, als er von hinnen ſchied.» Die Herren aber redeten ihr ſo lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müße, daß ſie ihrem Willen endlich zu folgen verſprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angeſtellt, und ſie ſollte über den dritten Tag mit einem reichen Kœnig vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dieß hindern wollte, ſandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der Kœnig lag, und ſchon manchen Tag gelegen hatte. Als Kœnig Karl die Kundſchaft vernommen, ſprach er «Wie ſoll ich in dreyen Tagen heimkehren, einen Weg der hundert Raſte lang iſt und funfzehn Raſte dazu, bis ich in mein Land komme?» Der Engel verſetzte «Weiſt du nicht? Gott kann thun was er will: denn er hat viele Gewalt. Geh zu deinem Schreiber; der hat ein gutes ſtarkes Pferd, das du ihm abgewinnen muſt: das ſoll dich in einem Tage tragen über Moos und Haide bis in die Stadt zu Raab: das ſey deine erſte Tagweide. Den andern Morgen ſollt du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Paßau: das ſey deine andere Tagweide. Zu Paßau ſollt du dein Pferd laßen; der Wirth bei dem du einkehreſt hat ein ſchœn Füllen; das kauf ihm ab: es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen.»

Der Kaiſer that wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab, und ritt in einem Tag aus der Bulgarey bis nach Raab; ruhte über Nacht, und kam den zweyten Tag bei Sonnenſchein nach Paßau, wo ihm der Wirth gutes Gemach ſchuf. Abends als die Viehheerde eingieng, ſah er das Füllen, griffs bei der Mähne, und ſprach «Herr Wirth, gebt mir das Roſs! ich will es morgen über Feld reiten.» «Nein» ſagte dieſer, «das Füllen iſt noch zu jung: ihr ſeyd ihm zu ſchwer, als daß es euch tragen könnte.» Der Kœnig bat ihn von neuem: der Wirth ſagte «Ja, wenn es gezäumt oder geritten wære.» Der Kœnig bat ihn zum dritten Mal; und da der Wirth ſah daß es Karl ſo lieb wære, ſo wollte er das Roſs ablaßen; und der Kœnig verkaufte ihm dagegen ſein Pferd, das er die zwey Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Alſo machte ſich der Kœnig des dritten Tages auf, und ritt ſchnell und unaufhaltſam bis gen Aachen vor das Burgthor; da kehrte er bei einem Wirthe ein. Überall in der ganzen Stadt hœrte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er was das wære. Der Wirth ſprach «Eine große Hochzeit ſoll heute ergehen: denn meine Frau wird einem reichen Kœnig anvermählt; da wird große Koſt gemacht, und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht, und ungemeßen Futter vor die Roſſe getragen.» Der Kœnig ſprach «Hier will ich mein Gemach haben, und mich wenig um die Speiſe bekümmern die ſie in der Stadt austheilen: kauft mir für meine Guldenpfennige was ich bedarf, ſchafft mir viel und genug.» Als der Wirth das Gold ſah, ſagte er bei ſich ſelbſt «Das iſt ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten.» Nachdem die Speiſe köſtlich und reichlich zugerichtet, und Karl zu Tiſch geſeßen war, forderte er einen Wächter vom Wirth der ſein des Nachts über pflege, und legte ſich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter, und mahnte ihn theuer «Wann man den Singoß im Dom

läuten wird, ſollſt du mich wecken, daß ich das Läuten hœre: dieß gülden Fingerlein will ich dir zu Miethe geben.» Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bette vor den ſchlafenden Kœnig: «Wohlan, Herr, gebt mir meine Miethe! eben läuten ſie den Singoß im Dom.» Schnell ſtand er auf, legte ein reiches Gewand an, und bat den Wirth ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand, und gieng mit ihm vor das Burgthor: aber es lagen ſtarke Riegel davor. «Herr» ſprach der Wirth, «ihr müßt unten durchſchliefen: aber dann wird euer Gewand kothig werden.» «Daraus mach' ich mir wenig, und würde es ganz zerrißen.» Nun ſchloſſen ſie unter dem Thor hinein; der Kœnig, voll weiſen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen, während er ſelber in den Dom gieng. Nun war das Recht in Franken, wer auf den Stuhl im Dom ſaß, der mußte Kœnig ſeyn: das däuchte ihm gut: er ſetzte ſich auf den Stuhl, zog ſein Schwert, und legte es baar über ſeine Knie. Da trat der Meſsner in den Dom, und wollte die Bücher vortragen: als er aber den Kœnig ſitzen ſah mit baarem Schwert und ſtillſchweigend, begann er zu zagen, und verkündete eilends dem Prieſter «Da ich zum Altar gieng, ſah ich einen greiſen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem geſegneten Stuhl ſitzen.» Die Domherren wollten dem Meſsner nicht glauben: einer von ihnen griff ein Licht, und gieng unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit ſah, wie der greiſe Mann auf dem Stuhle ſaß, warf er das Licht aus der Hand, und floh erſchrocken zum Biſchof. Der Biſchof ließ ſich zwey Kerzen von Knechten tragen; die mußten ihm zu dem Dom leuchten: da ſah er den Mann auf dem Stuhle ſitzen, und ſprach furchtſam «Ihr ſollt mir ſagen was Mannes ihr ſeyd, geheuer oder ungeheuer, und wer euch ein Leids gethan, daß ihr an dieſer Stätte ſitzet.» Da hob der Kœnig an «Ich war euch wohl bekannt, als ich Kœnig Karl hieß; an Gewalt war keiner über mich.» Mit dieſen Worten trat er dem Biſchof næher, daß er ihn recht anſehen könnte. Da rief der Biſchof «Willkommen, liebſter Herr! eurer Kunft will ich froh ſeyn», umfieng ihn mit ſeinen Armen, und leitete ihn in ſein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und die Hochzeitgäſte frugen was der Schall bedeute. Als ſie aber hœrten daß Kœnig Karl zurückgekehrt wære, ſtoben ſie aus einander, und jeder ſuchte ſein Heil in der Flucht. Doch der Biſchof bat daß ihnen der Kœnig Friede gæbe, und der Kœniginn wieder hold würde: es ſey ohne ihre Schuld geſchehn. Den gewährte Karl der Bitte, und gab der Kœniginn ſeine Huld.

455. DER KAISER UND DIE SCHLANGE.

Als Kaiſer Karl zu Zürch in dem Hauſe, genannt zum Loch, wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seil daran errichten, damit es jeder ziehen könne der Handhabung des Rechts fordere, ſo oft der Kaiſer am Mittagsmahl ſitze. Eines Tages nun geſchah es, daß die Glocke erklang, die hinzu gehenden Diener aber niemand beim Seile fanden. Es ſchellte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiſer befahl ihnen nochmals hin zu gehen, und auf die Urſache Acht zu haben. Da ſahen ſie nun daß eine große Schlange ſich dem Seile næherte, und die Glocke zog. Beſtürzt hinterbrachten ſie das dem Kaiſer; der alsbald aufſtand, und dem Thiere, nicht

weniger als den Menſchen, Recht ſprechen wollte. Nachdem ſich der Wurm ehrerbietig vor dem Fürſten geneigt, führte er ihn an das Ufer eines Waßers, wo auf ſeinem Neſt und auf ſeinen Eyern eine übergroße Krœte ſaß. Karl unterſuchte und entſchied der beiden Thiere Streit dergeſtalt, daß er die Krœte zum Feuer verdammte, und der Schlange Recht gab. Dieſes Urtheil wurde geſprochen, und vollſtreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch, und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Munde einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wiederum, und gieng weg. An dem Orte, wo der Schlangen Neſt geſtanden, ließ Karl eine Kirche bauen, die nannte man Waßerkilch; den Stein aber ſchenkte er aus beſonderer Liebe ſeiner Gemahlinn. Dieſer Stein hatte die geheime Kraft in ſich, daß er den Kaiſer beſtändig zu ſeinem Gemahl hinzog, und daß er abweſend Trauern und Sehnen nach ihr empfand. Daher barg ſie ihn in ihrer Todesſtunde unter der Zunge, wohl wißend daß, wenn er in andere Hände komme, der Kaiſer ihrer bald vergeßen würde. Alſo wurde die Kaiſerinn ſammt dem Stein begraben: da vermochte Karl ſich gar nicht zu trennen von ihrem Leichnam, ſo daß er ihn wieder aus der Erde graben ließ, und achtzehn Jahr mit ſich herum führte, wohin er ſich auch begab. Inzwiſchen durchſuchte ein Hœfling, dem von der verborgenen Tugend des Steines zu Ohren gekommen war, den Leichnam, und fand endlich den Stein unter der Zunge liegen, nahm ihn weg, und ſteckte ihn zu ſich. Alſobald kehrte ſich des Kaiſers Liebe ab von ſeiner todten Gemahlinn und auf den Hœfling, den er nun gar nicht von ſich laßen wollte. Aus Unwillen warf einmal der Hœfling auf einer Reiſe nach Köln den Stein in eine heiße Quelle; ſeitdem konnte ihn niemand wieder erlangen. Die Neigung des Kaiſers zu dem Ritter hœrte zwar auf, allein er fühlte ſich nun wunderbar hingezogen zu dem Orte wo der Stein verborgen lag; und an dieſer Stelle gründete er Aachen, ſeinen nachherigen Lieblingsaufenthalt.

466. OTTO MIT DEM BART.

Kaiſer Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet: er war ſtrenge und ohne Milde, trug einen ſchœnen rothen Bart; was er bei dieſem Barte ſchwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geſchah es, daß er zu Babenberg eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geiſtliche und weltliche Fürſten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Oſtermorgens zog der Kaiſer mit allen dieſen Fürſten in das Münſter um die feyerliche Meſſe zu hœren, unterdeſſen in der Burg zu dem Gaſtmal die Tiſche bereitet wurden; man legte Brot und ſetzte ſchœne Trinkgefäße darauf. An des Kaiſers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonneſamer Knabe; ſein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur dieſen einzigen Erben. Dieſer ſchœne Jüngling kam von ungefähr vor die Tiſche gegangen, griff nach einem linden Brot mit ſeinen zarten weißen Händen, nahm es auf, und wollte eßen; wie alle Kinder ſind, die gerne in hübſche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille ſteht. Wie er nun einen Theil des weißen Brotes abbrach, gieng da mit ſeinem Stabe des Kaiſers Truchſeß, welcher die Aufſicht über die Tafel haben ſollte: der ſchlug zornig den Knaben aufs

Haupt, ſo hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder, und weinte heiße Thrænen daß es der Truchſeß gewagt hätte, es zu ſchlagen. Das erſah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten; der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen, und deſſen Zuchtmeiſter: heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind ſo unbarmherzig geſchlagen hatte, und fuhr den Truchſeßen ſeiner Unzucht wegen mit harten Worten an. Der Truchſeß ſagte daß er Kraft ſeines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit ſeinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und ſpaltete des Truchſeßen Schædel, daß er wie ein Ey zerbrach, und der Mann todt zu Boden ſank.

Unterdeſſen hatten die Herren Gotte gedient und geſungen, und kehrten zurück; da ſah der Kaiſer den blutigen Eſtrich, fragte, und vernahm was ſich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief «Daß mein Truchſeß hier erſchlagen liegt ſchwœre ich an Euch zu rächen, ſam mir mein Bart!" Als Heinrich von Kempten dieſen theuren Eid ausgeſprochen hœrte, und ſah daß es ſein Leben galt, faßte er ſich, ſprang ſchnell auf den Kaiſer los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit ſchwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiſerliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel, und zuckte, als die Fürſten den Kaiſer von dieſem wüthenden Menſchen zu befreyen herzuſprangen, ſein Meßer, indem er laut ausrief «Keiner rühre mich an, oder der Kaiſer liegt todt hier!" Alle traten hinter ſich: Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber ſprach «Kaiſer, wollt Ihr das Leben haben, ſo thut mir Sicherheit daß ich geneſe." Der Kaiſer, der das Meßer an ſeiner Kehle ſtehen ſah, bot alsbald die Finger in die Hœhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiſerlichen Ehren daß ihm das Leben geſchenkt ſeyn ſolle.

Heinrich, ſobald er dieſe Gewiſsheit hatte, ließ er den rothen Bart aus ſeiner Hand, und den Kaiſer aufſtehen. Dieſer ſetzte ſich aber ungezœgert auf den kœniglichen Stuhl, ſtrich ſich den Bart, und redete in dieſen Worten: «Ritter, Leib und Leben hab' ich Euch zugeſagt; damit fahrt eurer Wege: hütet Euch aber vor meinen Augen, daß ſie Euch nimmer wieder ſehn, und raumet mir Hof und Land! Ihr ſeyd mir zu ſchwer zum Hofgeſind, und mein Bart müße immerdar euer Scheermeßer meiden!" Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf ſein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einſam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es ſich, daß Kaiſer Otto einen ſchweren Krieg führte jenſeit des Gebirges, und vor einer feſten Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und ſandte heraus nach deutſchen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, ſolle ihm ſchnell zu Hülfe eilen, bei Verluſt des Lehens und ſeines Dienſtes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt beſandte wiederum ſeine Dienſtleute, und forderte Herrn Heinrich, als deſſen er vor allen bedürftig war. «Ach, edler Herr, was wollt Ihr thun?" antwortete der Ritter; «Ihr wißt doch daß ich des Kaiſers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich Euch meine zwey Söhne hin, und laß ſie mit Euch ziehen." «Ihr aber ſeyd mir nœthiger als ſie beide zuſammen" ſprach

der Abt; «ich darf Euch nicht von dieſem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es beßer zu verdienen wißen.» «Traun» antwortete der edle Ritter, «iſt dem ſo, daß Land und Ehre auf dem Spiel ſtehen, ſo will ich euer Gebot leiſten, es komme was da wolle, und des Kaiſers Drohung mœge über mich ergehn.»

Hiermit rüſtete ſich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälſchland zu der Stadt wo die Deutſchen lagen: jedoch barg er ſich vor des Kaiſers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig ſeitwärts vom Heere ſchlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend ſchauen. Da ſah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiſer dagegen reiten zu einem Geſpræch, das zwiſchen beiden Theilen verabredet worden war. Die treuloſen Bürger hatten aber dieſe Liſt erſonnen: denn als der Kaiſer ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten ſie gerüſtete Mannſchaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß ſie ihn fiengen und ſchlügen. Als Herr Heinrich dieſen Treubruch und Mord geſchehen ſah, ließ er Baden und Waſchen, ſprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und ſein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn ſchlug er unter die Feinde, tœdtete und verwundete eine große Menge, und machte ſie alle flüchtig. Darauf lœſte er den Kaiſer ſeiner Bande, und lief ſchnell zurück, legte ſich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu ſeinem Heer wieder gelangte, wollte erkundigen wer ſein unbekannter Retter geweſen wære; zornig ſaß er im Zelt auf ſeinem Stuhl, und ſprach «Ich war verrathen, wo mir nicht zwey ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange: kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.»

Nun wußten wohl Einige daß es Heinrich von Kempten geweſen war: doch fürchteten ſie den Namen deſſen auszuſprechen, dem der Kaiſer den Tod geſchworen hatte. «Mit dem Ritter» antworteten ſie «ſtehet es ſo, daß ſchwere Ungnade auf ihm laſtet: möchte er deine Huld wieder gewinnen, ſo ließen wir ihn vor dir ſehen.» Da nun der Kaiſer ſprach, und wenn er ihm gleich ſeinen Vater erſchlagen hätte, ſolle ihm vergeben ſeyn, nannten ſie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl daß er alſobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erſchrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebærdete der Kaiſer ſich zornig und ſprach: «Wie getrauet Ihr mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl warum ich euer Feind bin, der Ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermeßer geſchoren habt, daß er noch ohne Locke ſteht. Welch hochfärtiger Übermuth hat Euch jetzt daher geführt?» «Gnade, Herr!» ſprach der kühne Degen; «ich kam gezwungen hierher, und mein Fürſt, der hier ſteht, gebot es bei ſeinen Hulden. Gott ſey mein Zeuge wie ungern ich dieſe Fahrt gethan: aber meinen Dienſteid mußte ich lœſen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich ſo, daß er ſein letztes Wort geſprochen hat.» Da begann Otto zu lachen: «Seyt mir tauſend Mal willkommen, Ihr auserwählter Held! Mein Leben habt Ihr gerettet: das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, ſeliger Mann!» So ſprang er

auf, küfste ihm Augen und Wangen. Ihr zweyer Feindfchaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaifer lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren deren man noch gedenket.

JACOB LUDWIG KARL GRIMM.

VORREDE ZUR ERSTEN AUSGABE DER DEUTSCHEN GRAMMATIK.

Seit man die deutfche Sprache grammatifch zu behandeln angefangen hat, find zwar fchon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher, und von Adelung an bis auf heute eine noch faft grœßere darüber erfchienen. Da ich nicht in diefe Reihe, fondern ganz aus ihr heraustreten will, fo muß ich gleich vorweg erklæren warum ich die Art und den Begriff deutfcher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, ja für thœricht halte. Man pflegt allmælig in allen Schulen aus diefen Werken Unterricht zu ertheilen, und fie felbft Erwachfenen zur Bildung und Entwickelung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unfægliche Pedanterey, die es Mühe koften würde einem wieder auferftandenen Griechen oder Rœmer nur begreiflich zu machen; die meiften mitlebenden Völker haben aber hierin fo viel gefunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen fchwerlich in folchem Ernfte beigefallen ift, ihre eigene Landesfprache unter die Gegenftände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schaden den diefer Unterricht wie alles Überflüßige nach fich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als daß dadurch gerade die freye Entfaltung des Sprachvermœgens in den Kindern geftœrt, und eine herrliche Anftalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt, und fie in dem Befang des elterlichen Haufes zu Macht kommen laßen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ift ein unvermerktes unbewußtes Geheimnifs, welches fich in der Jugend einpflanzt, und unfere Sprechwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländifchen Tœne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen beftimmt: auf diefem Eindruck beruht jenes unvertilgliche fehnfüchtige Gefühl, das jeden Menfchen befällt dem in der Fremde feine Sprache und Mundart zu Ohren fchallt; zugleich beruhet darauf die Unlernbarkeit einer ausländifchen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben daß ein fo tief angelegter, nach dem natürlichen Gefetze weifer Sparfamkeit auffrebender Wachsthum durch die abgezogenen matten und mifsgegriffenen Regeln der Sprachmeifter gelenkt oder gefördert würde? und wer betrübt fich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen? Frage man einen wah-

ren Dichter, der über Stoff Geiſt und Regel der Sprache gewiſs ganz anders zu gebieten weiß als Grammatiker und Wörterbuchmacher zuſammengenommen, was er aus Adelung gelernt habe, und ob er ihn nachgeſchlagen? Vor ſechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutſchen Sprache gewußt, d. h. tæglich ausgeübt, von denen ſich die beſten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen laßen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eſchenbach, eines Hartmanns von Aue, die weder von Declination noch von Conjugation je gehœrt haben, vielleicht nicht einmal leſen und ſchreiben konnten, ſind noch Unterſchiede beim Subſtantivum und Verbum mit ſolcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erſt nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müßen, aber nimmer zurückführen dürfen: denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen ſeyn, die früheren Eigenſchaften und Schickſale unſerer deutſchen aus den verbliebenen Denkmælern getreu darzuſtellen, ſo zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung deſſen, was ich im Sinn gehabt, genug ſiegende Kraft in ſich tragen um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachſten Grundzügen, aus denen alles übrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber dieſe Sprachlehren ſelbſt Täuſchung und Irrthum, ſo iſt der Beweis ſchon geführt welche Frucht ſie in unſeren Schulen bringen, und wie ſie die von ſelbſt treibenden Knoſpen abſtoßen ſtatt zu erſchließen. Wichtig und unbeſtreitbar iſt hier auch die von vielen gemachte Beobachtung daß Mædchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu ſetzen, und natürlicher zu wählen verſtehen, weil ſie ſich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfniſs bilden, die Bildſamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geiſtesfortſchritt überhaupt ſich von ſelbſt einfindet und gewiſs nicht ausbleibt. Jeder Deutſche der ſein Deutſch ſchlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf ſich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzoſen eine ſelbſteigene, lebendige Grammatik nennen, und kühnlich alle Sprachmeiſterregeln fahren laßen.

Gibt es folglich keine Grammatik der einheimiſchen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen ſeichten Auszug der einfachſten und eben darum wunderbarſten Elemente, deren jedes ein unüberſehliches Alter bis auf ſeine heutige Geſtalt zurückgelegt hat: ſo kann das grammatiſche Studium kein anderes als ein ſtreng wißenſchaftliches, und zwar der verſchiedenen Richtung nach entweder ein philoſophiſches, critiſches oder hiſtoriſches ſeyn.

Die Philoſophie hat von jeher geſtrebt auch in die Natur der menſchlichen Sprache zu dringen, und aus der Vergleichung der Wörter ſo wie ihrer merkbaren Verhältniſſe unter einander das Ræthſel des Urſprungs und zugleich der Mannigfaltigkeit aller Zungen zu lœſen. Je mehr ſolchen Unterſuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortſtoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Cratylus): deſto mehr næhern ſie ſich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verſtehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die bloß zufällige Vergleichung der Begriffe, und ſelbſt wenn tiefſinnige Abſtractionen zu rohen d. h. unaufgelœſten Wurzeln gehalten werden, nicht ſchon die geiſtige Verwandtſchaft der Wörter in einzelnen Lichtſtralen hervorbrechen ſollte. Die

Kenntniſſe der Griechen von der übrigen Welt waren indeſſen zu beſchränkt, und jedem neueren Etymolog ſtehen Hülfsmittel und Vorræthe zu Gebot welche ſie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Rœmer in dieſem Felde leiden nicht bloß an äußerer, ſondern auch an innerer Beſchränkung; es ſind meiſtens ſorgſame, ſcharfſinnig geſponnene, aber in der Hauptanſicht geiſtloſe Sammlungen (z. B. Varros). Neuere Etymologen von Iſidor an bis auf die heutigen ſtehen in übelm Ruf, und man pflegt ihre an kühnen luftigen Syſtemen verſchwendete Beleſenheit und Mühe zu bedauern: es liegt in dieſem Vorwurf etwas ungerechtes und zugleich natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philoſophie nicht weniger gewagt aufgeſtellte, unſichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieſes, weil Etymologien in der That die angreiflichſten Dinge von der Welt ſind, und ihre ſchiefe oder lächerliche Seite ſogleich in die Augen ſpringt. Ein gegründeter Tadel welcher die meiſten und ſelbſt die ſcharfſichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, ſcheint mir daß ſie immer zu ſchnell bauen und jeder für ſich die Sache fertig bringen wollen. Wird man ſparſamer und feſter die Verhältniſſe der einzelnen Sprachen ergründen, und ſtufenweiſe zu allgemeineren Vergleichungen fortſchreiten, ſo iſt zu erwarten daß bei der großen Menge unſern Forſchungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können neben denen an Sicherheit Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeſchichte ſtehen.

Außer dieſer etymologiſchen iſt noch eine andere philoſophiſche Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abstracter zu Werke geht, und ohne Rückſicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logiſch erörtert. Mit welchem Geiſte dergleichen Unterſuchungen angeſtellt werden können, weiſt Bernhardis Sprachlehre: es kommt mir nur vor, wenn man ſchon von dem bisherigen hiſtoriſch ſchwankenden Boden (der, wenn auch nicht genannt, doch von ſelbſt die Unterlage hergibt) zu den letzten Gründen übergehn will, und gleichſam das Nahe unbekannter und ungewiſſer iſt als die geſuchte Weite, daß zukünftig aus den geſchichtlich eröffneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können die an Wahrheit Fülle und Überzeugung die vorausgehenden Verſuche weit hinter ſich laßen. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg ſeyn, inſofern ausgebildete Abstractionen über Begriff und Weſen der Sprache vorläuſig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unſere deutſche Sprache, wie in der That vorgeſchlagen worden iſt, angewendet werden ſollten.

Von dieſer philoſophiſchen Richtung des grammatiſchen Studiums unterſcheidet ſich die critiſche, deren Weſen auf das Practiſche hingeht. Sie will die ſinkende oder doch ſich ändernde Sprache feſthalten, und ſetzt, weniger aus einer inneren Ergründung dieſer ſelbſt als aus den für vollkommen gegebenen beſten Schriftſtellern gewiſſer Zeiten, ein Syſtem zuſammen von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Dieſe Idee hat ſich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutſche ſollten uns dankbar erinnern daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutſches Reichswörterbuch aufgeſtiegen iſt, vielmehr die ſpæte Wiederherſtellung unſerer Poeſie und Proſa, nachdem jene franzœſiſche Anſicht ſchon ihr Anſteckendes verloren hatte, als ein Glück

anſehen. Denn wo ſie im Einzelnen dennoch wirkte, das brachte uns weniger Schaden. Gewirkt aber hat ſie, inſofern z. B. die mit Leßing und Klopſtock unzufriedenen darauf hinarbeiteten, Muſter aus dem vorausgehenden Zeitraum, ſpæterhin die Tadler der neupoetiſchen Schule Muſter aus Klopſtock Hölty Bürger und Voſs obenhin zu ſtellen. Es ſcheint freylich noch immer zuläßiger, die gegenwärtige Sprache mit dem Anſehen früherer bedeutender Schriftſteller im Zaum und Zügel zu halten, als ſie mit philoſophiſchen Abstractionen zu beherſchen: dieſes iſt jedoch beinah unausführbar, jenes ausführbarer und etwa darum gefährlicher. Eine ſichtliche gute Wirkung der wieder erweckten Neigung zu den altdeutſchen Denkmælern beſteht darin, daß ſie den Glanz muſterhaft ſcheinender Sprachausbildung von der zuvor im Auge gehabten Zeit ab auf eine längſt vergeßene frühere geworfen, und durch Erregung des hiſtoriſchen Studiums unſere Sprache weit freyer gemacht hat. Denn die alten Autoritæten verdunkeln oder widerlegen die vorgeſchützten neueren, ohne daß ſie ſelbſt ſo leicht zu unmittelbarer Anwendung gelangen könnten; in unſerer Sprachverfaßung haben wir uns vor nichts mehr zu hüten als vor dem, was ſich unmittelbar und geradezu eindrängen will.

Gegen die Puriſten, wie ſie heutiges Tags unter uns aufgetreten ſind, wird ſich jeder erklæren der einen richtigen Blick in die Natur der deutſchen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zaſer aus ihr geſtoßen wißen, ſondern ſie überdem durch die gewaltſamſten Mittel wohllautender kräftiger und reicher machen. Die Geſinnung welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht iſt und an ſich ſelbſt mœglich ſcheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden; nur ſollte man ſich beſcheiden daß ſchon zur Ausmittelung der ſeit allen Zeiten eingeſchlichenen undeutſchen Wörter eine tiefe Forſchung vorhergehen müßte, wenn auch die noch jetzt thunliche Entfernung derſelben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden wie die edle Natur unſerer Sprache ſeit fünfzig Jahren ſo manches Unkraut ganz von ſelbſt ausgejætet hat; und dieß allein iſt der rechte Weg auf dem es geſchehen ſoll: ihr ſind alle Gewächſe und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb: eine fremde Hand, die ſich darein miſchen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen als ſchædliche ausrotten, oder würde mit ſtiefmütterlicher Vorliebe gewiſſe Pflanzen hervorziehen und andere verſäumen. Der Geiſt aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins künftige fühlen wie viel des Fremden bleiben könne oder dürfe, und wo die Zeit erſcheine da das noch Anſtœßige am beſten abgelegt werde, wenn wir nur ſelbſt Herz und Sinn, was die Hauptſumme iſt, der das übrige nachfolgt, unſerm Vaterland getreu bewahren.

Der andere Grundſatz neuer Sprachreinigung, durch Ausſcheidung einzelner Buchſtaben und Umlaute ſo wie durch gezerrte Vervillfachung gewiſſer Bildungsmittel Wohllaut und Wortreichthum zu vermehren, ſcheint mir aufs hœchſte verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, ſo würde unſere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr anſtehen, einer verlebten Schœnheit gleichen, die ſich durch falſche Künſte jugendlich, durch Flitterſtaat anſehnlich machen möchte, und in welcher bald unſer eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wære. Dieſe Sprachkünſtler ſcheinen nicht zu fühlen daß es kaum eine Regel gibt die ſich ſteif über-

all durchführen läßt; jedes Wort hat feine Gefchichte, und lebt fein eigenes Leben: es gilt daher gar kein ficherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, fondern erft das, was der Gebrauch in beiden gemeinfchaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ift ein großes Gefetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln beftehen laßen will; ja es wære ohne diefes keine Verfchiedenheit und Befonderheit der aus einem Quell gefloßenen Mundarten denkbar; wogegen die vollftändige gleichartige Entwickelung aller Wurzeln wie jeder unmæßige Reichthum wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ift fo viel einleuchtend, wenn man beabfichtigte das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichfte durchdringendfte Kenntnifs aller Eigenfchaften und Triebe der Sprache vorausgefetzt werden müßte um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten, und die vorgefchlagene Ergänzung oder Beßerung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ift, fcheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Beftand, vollends ohne alle eingehende Berückfichtigung der früheren Grundlagen hergegriffen, und man kann fich felten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenftände, und nicht eben fo gut viele andere angeregt werden follen. Hunderte folcher neuen ungetauften Wörter in Schaaren zufammentreiben ift keine befondere Kunft; nach weniger Zeit wæren die Wörterbücher zwar um Taufende reicher, aber der Verluft von zehn Wurzeln und Formen, die wir vor Zeiten wirklich einmal befeßen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherley Schaden erlitten, und muß ihn tragen. Die wahre, allein zutrægliche Ausgleichung fteht in der Macht des unermüdlich fchaffenden Sprachgeiftes, der wie ein niftender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eyer weggethan worden; fein unfichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftfteller in der Begeifterung und Bewegung durch ihr Gefühl.

Sobald die Critik gefetzgeberifch werden will, verleiht fie dem gegenwärtigen Zuftand der Sprache kein neues Leben, fondern ftœrt es gerade auf das empfindlichfte. Weiß fie fich hingegen von diefer falfchen Anficht frey zu halten, fo ift fie eine wefentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poefie. Unter den Griechen fanden fich gelehrte Critiker oder Grammatiker welche die grœfte Sorgfalt darauf verwandten, den Text der alten Dichter, vorzüglich Homers, rein zu bewahren, herzuftellen und zu erläutern. Ihre Scholien fchreiten häufig in zu weit getriebene Spitzfindigkeiten aus, allein fie enthalten einen Schatz von Bemerkungen ohne welche der Nachwelt vieles von dem Wort und Sinn der Quellen ræthfelhaft geblieben feyn würde; und das ift eine gute Weife wie man die Denkmæler der Vorzeit ehren foll durch unverrückte Fefthaltung ihrer Geftalt und Erklærung ihrer Dunkelheiten, nicht durch unwürdiges Abändern und Erneuern. Auch kann es keine andere practifche Richtung der Critik geben, als die in das Wefen jedes einzelnen Schriftftellers zu dringen und ihn von den Flecken fehlerhafter Abfchriften zu fäubern fucht: nicht eine folche, die aus ihm oder aus mehrern allgemeine Gefetze für die übrigen, fogar für die Sprache der fpæteren Zeit überhaupt ziehen möchte. Den griechifchen Scholiaften mangelt eigentlich nur der hiftorifche

Maaßſtab: ſonſt würden ſie vollendetere Arbeiten geliefert, und ſich vor Abwegen gehütet haben die ſie kaum umgehen konnten. Bei den lateiniſchen Grammatikern, von Donat und Priſcian an zu rechnen, hat ſich ſchon mehr geſondert was zu der bloßen Betrachtung der Sprache gehœrt, und was die übrigen Theile der Critik befaßt. Das Verhältniſs war aber auch ganz ein anderes. Die Sprache hatte ſich nicht natürlich, ſondern gewaltſam und plötzlich geſenkt; ſie war ausgeſtorben, weil die rohe Verwirrung der romaniſchen Mundarten kaum noch als ihre Fortſetzung betrachtet werden konnte: die dringendſte Sorge mußte ſich auf die Ergründung ihres inneren Baues aus den bewährten Quellen der alten Zeit wenden. Dieſe Männer, welche mit Beleſenheit und nicht ohne Scharfſinn die Aufgabe lœſten aus der lateiniſchen Sprache eine Schulſprache zu machen, ſind die Stifter der neueren Grammatik, vielmehr die Urheber der meiſten bis jetzo gültigen grammatiſchen Terminologien geworden. Die heutigen Grammatiker ſollten die Genauigkeit der lateiniſchen mit dem weiteren Blick der griechiſchen zu vereinigen ſtreben, und ſich vor allem des Vortheils bedienen der ihnen durch die unverhältniſsmæßige Erleichterung der hiſtoriſchen Richtung faſt von ſelbſt in die Hand gegeben iſt.

Man muß ſich wundern wie unhiſtoriſch die neueren Sprachen alle und zumal die des deutſchen Stammes behandelt worden ſind. Eine Fülle von Denkmælern war uns verliehen, und ſeit vier Jahrhunderten gebrach es weder an Liebhabern noch an Herausgebern wenigſtens der älteſten und ehrwürdigſten darunter. Die Kenntniſs der Wurzeln vervollkommnete ſich zwar, aber die Grammatik ſelbſt blieb beſtändig zurück; wer die alten Quellen unterſuchen konnte, las ſie theils in anderweiter Abſicht, theils vernachläßigte er die Betrachtung des mittleren Zeitraums, welcher gleichſam zur Brücke dienen muß um auf den Zuſammenhang der neuen mit den älteſten Sprachformen zu leiten. Die Grammatiker ihrerſeits bekümmerten ſich ſelten oder gar nicht um die Denkmæler der mittleren, geſchweige der alten Zeit, ſondern achteten hœchſtens auf das næchſt vorhergehende, indem ſie gewöhnlich, von der eingebildeten Vortrefflichkeit des dermaligen Standes der Sprache befangen, aus ſeinem Maaßſtab allein alle Geſetze zu erklæren, oder vielmehr ihn zum Geſetz für die Zukunft zu erheben bemüht waren. Vielleicht herſcht in keinem andern Theil unſerer Literatur eine ähnliche Leere bei aller anſcheinenden Fruchtbarkeit als in der Grammatik; ohne jene vorhin getadelte unmittelbare Anwendung auf den Schulgebrauch würde das jährliche Erſcheinen immer neuer Sprachlehren völlig unbegreiflich ſeyn. Dieſe Menge von Büchern kann jeder der auf den rechten Pfad zu treten geſonnen iſt ganz ungeleſen laßen.

Von dem Gedanken eine hiſtoriſche Grammatik der deutſchen Sprache zu unternehmen, ſollte ſie auch als erſter Verſuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei ſorgſamem Leſen altdeutſcher Quellen entdeckte ich tæglich Formen und Vollkommenheiten um die wir Griechen und Rœmer zu neiden pflegen, wenn wir die Beſchaffenheit unſerer jetzigen Sprache erwægen; Spuren die noch in dieſer trümmerhaft und gleichſam verſteint ſtehen geblieben, wurden mir allmælig deutlich, und die Übergänge gelœſt, wenn das Neue ſich zu dem Mitteln reihen konnte, und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten ſich die überraſchendſten Ähnlichkeiten zwiſchen

allen verfchwifterten Mundarten, und noch ganz überfehene Verhältniffe ihrer Abweichungen. Diefe fortfchreitende unaufhœrliche Verbindung bis in das Einzelnfte zu ergründen und darzuftellen fchien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir fo vollftändig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leiften vermag weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine folche Gefchichte für feine Sprache wie das deutfche. Zweytaufend Jahre reichen die Quellen zurück in feine Vergangenheit; in diefen zweytaufenden ift kein Jahrhundert ohne Zeugnifs und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine fo lange Reihe von Begebenheiten aufweifen? und jede, an fich betrachtet, vollkommnere, wie die indifche oder griechifche, wird fie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weife lehrreich feyn?

Ich hätte mich auf die Unterfuchung der uns in Deutfchland zunæchft liegenden Überbleibfel der althochdeutfchen Mundart, für deren ficheres Verftändnifs eine fefte grammatifche Behandlungsart nicht bloß wünfchenswerth, fondern unerläßlich war, befchränken können, und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwifchen ftand mir bald vor Augen daß ohne das Gothifche als Grundlage überhaupt nichts auszurichten wære, und felbft die Anknüpfung der Sprache, wie fie von den hochdeutfchen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts geredet worden, an unfre heutige mifslingen würde, wo nicht die Einflüße der niederdeutfchen Mundart in den Anfchlag kæmen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutfchen, fächfifche englifche und friefifche, Bedacht genommen werden; woran fich wiederum die nordifchen, ohnedem in Abficht auf unverkümmerte freye Entfaltung voraus gefegneten Sprachen von felbft fügten. Der Erfolg fcheint mir bewährt zu haben daß keine einzige diefer vielfachen Mundarten des großen deutfchen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelaßen werden dürfen.

Verführerifcher war die Vergleichung der fremden, gleichwohl unleugbare Urgemeinfchaft verrathenden Sprachen. Hat man einmal bis zu einem gewiffen Punct fort unterfucht, fo wird es fchwer einzuhalten und fich nicht noch weiter zu wagen. Indeffen war mir zu wenig Raum vergönnt um meine Vorftellung von dem großen Zufammenhang beinahe aller europæifchen Zungen unter einander und mit einigen afiatifchen vorzulegen: bloß einzelnes ift hin und wieder, und zwar das meifte bei der Conjugation, mehr angedeutet als ausgeführt worden. An der genauen Ausführung liegt jedoch eben die Hauptfache, da man über das Allgemeine, namentlich die Bevölkerung Europas durch verfchiedene auf einander aus Afien eingewanderte und mit den dort verbliebenen Perfern und Indiern næher, als diefe mit andern Afiaten find, verwandte Völkerftämme längft im Reinen war. Auch ift meine Kenntnifs von dem grœften Theil diefer fremden Sprachen zu mangelhaft, als daß ich oft, gefchweige überall, ins Einzelne hätte gehen dürfen. Unterdeffen hat Rafks treffliche, mir erft beinahe nach Beendigung diefes Buchs zugekommene Preisfchrift weit reichende Auffchlüße über die vielfeitige Berührung der deutfchen mit den lettifchen flavifchen griechifchen und lateinifchen Sprachen geliefert; befonders anziehend ift die Vermittlung deutfcher und flavifcher Formen in dem lettifchen und lithauifchen Stamm aufgehellt, und für die frühere Gefchichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von grœfter Bedeutung. Derfelbe Gelehrte be-

reiſt gegenwärtig einen Theil des rußiſchen Aſiens, und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort wohnenden Völkerſchaften und ihr Verhältniſs zu dem ſlaviſchen und deutſchen Stamm zurückbringen; frühere Reiſende haben bloß nach Wurzeln ſammeln können: wer des innern Baues der Sprachen kundig iſt, vermag ungleich ſicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehn. Inſoweit ich mit Raſks Anſichten von der Beſchaffenheit der alten deutſchen Sprachen überein getroffen war, mußte mir daraus die erfreulichſte Beſtætigung der Richtigkeit meiner Unterſuchungen hervorgehen; hiſtoriſche Studien führen nothwendig zu ähnlichen Reſultaten, wie unabhängig von einander ſie auch angeſtellt geweſen ſeyn mœgen. Über das Verhältniſs der europæiſchen Sprachen unter einander bin ich durch die Raſkiſche Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufſtellung des Einzelnen bezweckte, wird hoffentlich auch Raſk manche willkommene Ergänzung und Beſtætigung, zumal was die ihm grœſtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutſche Mundart angeht, daraus ſchöpfen. Daß er die perſiſche und indiſche Sprache aus der Reihe ſeiner Forſchungen abſichtlich geſchloßen hat, gereicht dieſen gewiſs zum Vortheil und ihm zum Lob: denn ſich beſchränken thut jeder Arbeit wohl, wenn man von dem Innern, das heißt hier dem Einheimiſchen, ausgehen will und ſoll. Die Ringe der Verwandtſchaft, welche die ſlaviſche lateiniſche und griechiſche Sprache um unſere deutſche herum bilden, ſind engere und der Aufgabe næher gelegene als die weiteren des Perſiſchen und Indiſchen. Aufſchlüße aber wozu uns die allmælig wachſende Bekanntſchaft mit der reinſten urſprünglichſten aller dieſer Sprachen, næmlich dem Sanſcrit, berechtigt, erſcheinen darum nicht geringer, ſondern als Schlußſtein der ganzen Unterſuchung überhaupt, und ſie hätten keinen beßeren Händen anvertraut werden können als denen unſeres Landsmannes Bopp.

Von den Quellen und Hülfsmitteln die mir bei der Ausarbeitung zu Gebot geſtanden, gibt die Einleitung næhere Rechenſchaft; ich darf behaupten daß mir weniges von Bedeutung, inſofern es bis jetzt zugänglich genannt werden kann, fehlt, und daß ich ſämmtliche Hauptquellen nicht ein-, ſondern zehn- und mehrmal durchleſen habe. Alle Citate ſind von mir ſelbſt aufgefunden worden, und ich hafte dafür, wofern nicht, unter ſo großer Zahl verzeihliche, Schreib- und Druckfehler mit unterlaufen. Dreyerley Quellen habe ich leider entbehren müßen, die in Verlauf von zehn Jahren offen ſtehen werden. Es ſind die noch zu St. Gallen vergrabenen althochdeutſchen Denkmæler des 9. und 10ten Jahrhunderts; die zu München und jetzo auch ſammt der Reinwaldiſchen Bearbeitung handſchriftlich liegende altſächſiſche Evangelienharmonie; endlich die zu Mailand in unſern Tagen wieder entdeckten gothiſchen Überbleibſel. Die erſchollene Nachricht von dieſem letzten koſtbaren Fund hätte eigentlich jeden der es gerade wagen will, über gothiſche Sprache zu ſchreiben, abſchrecken ſollen, weil durch wenige Zeilen neues Textes die mühvollſten Unterſuchungen unnœthig gemacht und über den Haufen geworfen werden können. Meine Arbeit lag indeſſen fertig; und während bis zur Bekanntmachung der neuen gothiſchen Quellen vermuthlich noch mehrere Jahre verſtreichen werden, hatte es eigenen Reiz, vorläufig aufzutreten und den Verſuch zu machen ob aus dem dermaligen immer ſchon bedeutenden Stoffe das weſentliche Bild der gothiſchen Sprache ſo zu entwerfen ſey, daß es

mit dem Zuwachs vervollſtändigt zu werden, nicht aber umzufallen brauche. Dieſe vorher kaum als mœglich gedachte und nun beinahe zur Gewiſsheit gewordene Ergänzung der Werke des Ulfilas zeigt uns klar den guten Stern über der Geſchichte deutſcher Sprache waltend: wer vermag den reichen Gewinn für die Kenntniſs der Wurzeln und aller grammatiſchen Verhältniſſe nur zu überſehen, den wir aus Denkmælern ziehen werden welche mehr als zwölfhundert Jahre alt und ſo lange Zeit hindurch verborgen geblieben ſind? Die Todten ſtehen gleichſam auf um die Abkunft und die Herrlichkeit unſeres Volks zu bezeugen.

. .

Ich muß noch einige næhere Worte über die lateiniſche Terminologie hinzufügen. Die neuen Grammatiker ſuchen ein Hauptverdienſt in der Verdeutſchung derſelben, und es ließe ſich unter den vielen nach und nach vorgeſchlagenen und immer wieder anders vorgeſchlagenen deutſchen Namen eine lange Wahl halten. Undeutlich und unbeſtimmt erſcheinen mir aber alle dieſe Ausdrücke, und darum verwerfe ich ſie. Die lateiniſchen ſind uns von Kindheit an durch Schulunterricht eingeprægt, und wir denken bei ihnen nicht was ſie wörtlich bedeuten mœgen, ſondern geradezu an den Begriff den ſie bezeichnen. Es geht der Grammatik wie der Philoſophie: ſie muß ihre Abstractionen in der Wärme der erſten Erfindung benennen, oder es muß hernach lange Zeit und Uebung zu dem Namen kommen; jede Überſetzung und Nachahmung wird lächerlich, wenigſtens unverſtändlich, weil wir uns bei dem neuen Wort nothwendig ſeiner eigentlichen ſinnlichen Bedeutung erinnern: in dieſem Licht ſind mir Zeugefall für Genitiv, Gebfall für Dativ und alle ähnliche Verdeutſchungen beſtändig vorgekommen: die Abstraction, folglich der wahre Begriff, geht dabei jedesmal verloren. Selbſt Sprachlehre für Grammatik klingt ſteif und falſch gegen das unſchuldige Original. Nach dem in neueren Zeiten immer weiter umgreifenden übeln Grundſatz die Dinge zu zählen ſtatt ſie zu benennen hat man auch für einen guten Ausweg gehalten ſtatt der bedenklichen neuen Wörter den Nominativ als den erſten Fall, Genitiv als den zweyten und ſo fort die übrigen zu bezeichnen. Bei dem Gebrauch dieſer Zahlen muß man ſich daher ſtæts gegenwärtig erhalten in welcher Rangordnung die einzelnen Caſus aufgeſtellt worden ſind; was zu offenbaren Irrungen Anlaß gibt; zudem man vielleicht mit Grund Einwendungen wider die bisherige Folge der Caſus machen könnte, wo nicht die verjährte Gewohnheit dafür ſtritte, ſo daß wir uns wenigſtens in der bloß hiſtoriſchen Unterſuchung noch lange damit behelfen können. Für die Beibehaltung der lateiniſchen Benennungen entſcheidet auch eine andere nicht zu verachtende Bequemlichkeit. Abstractionen, die durch die Länge der Zeit allgemein gangbar geworden ſind, næhern ſich inſofern den einfachen Wurzelbegriffen wieder, als man aus ihnen mehrfache Ableitungen ziehen darf: ſo kann ich recht gut ſagen «eine grammatiſche, eine grammaticaliſche Bemerkung, das accuſative, conjunctive Verhältniſs": hingegen «eine ſprachlehrliche Bemerkung, das klagfällige, verbindendweisliche Verhältniſs" würde unausſtehlich und ganz ungenießbar ſeyn: in ſolchen Fällen haben ſich dann die Puriſten mit Umſchreibungen zu ſchleppen. Ausländiſche Wörter erhebt unſere Sprache dadurch zu halbdeutſchen, daß ſie die fremdartigen Endungen und Biegungen wegnimmt, oder das Geſchlecht ändert: ſo iſt es deutſcher zu ſetzen «der Infinitiv, des Infinitivs" als «der Infinitivus, des Infinitivi"; und ich

ſehe nicht ab warum »der Syntax,« wie ich ſtæts von Jugend auf gehœrt habe, dem gezierten »die Syntaxe« weichen ſolle, da wir doch auch Tempel männlich und Fenſter neutral und viele andere anders als in der Urſprache gebrauchen. Wo es aber in der deutſchen Grammatik auf Begriffe ankommt die der lateiniſchen abgehen, und wo andere bekannte Sprachen nicht beſonders aushelfen, müßen auch neue deutſche Wörter verſucht werden. Für die einigemal geſpürte Abweichung gewiſſer Formen von den rein dativen in andere, wiewohl verwandte, boten ſlaviſche Grammatiken die paſſende Benennung Inſtrumental und Localcaſus dar; hingegen fallen Dativ und Ablativ überall in einer Form zuſammen, und es war beinahe zufällig, welchen von beiden Namen ich wählen oder verlaßen ſollte. Bei dem, was ich ſtark oder ſchwach, Umlaut Rückumlaut Ablaut nenne, ſind mir die genommenen Ausdrücke gleichgültig, und es kommt auf die Sache an welche ſie zu bezeichnen haben, die ich aber ohne eigenthümliche Benennung unzähligemale hätte umſchreiben müßen. Wer eine andere und paſſendere erſinnen will, dem bleibt es überlaßen.

. .

Caſſel den 29. September 1818.

JUSTINUS KERNER.

REISESCHATTEN VON DEM SCHATTENSPIELER LUCHS.

ACHTE SCHATTENREIHE. DRITTE VORSTELLUNG.

Durch die engen Gäßchen gieng ich nun den Weg nach der eigentlichen Univerſitætsſtadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne wie ich vor mehrern Jahren bei meiner Durchreiſe durch dieſes Städtchen meinen Stock im Wirthshauſe zur ſalzſauren Schwererde hatte ſtehen laßen; und als ich dem ſo nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeſchoßen; ein großes Manuſcript ragte ihm aus der Rocktaſche. »Gottwillkomm!« ſchrie er mir entgegen; »erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!« Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. »Aber um Jeſu Willen!« ſprach ich — ich wußte nicht, ſollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir wie ihn ein Profeſſor in der Ecke des Wirthshauſes gefunden; wie unter den Händen dieſes Mannes ſein ſchlummernd Genie erwacht; wie derſelbe Profeſſor ihn in all ſeine Vorleſungen Jahre lang mitgenommen; wie er gänzlich das Wißen ſeines Herrn, der ihn während des Leſens

auch immer an den Mund zu legen pflegte, in ſich geſogen; wie er nie ein Wort von den Vorleſungen, die alle über ſein Haupt hin geſprochen worden ſeyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in ſich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekſtube des Profeſſors ſich geſchlichen, und hinter das Studium der Alten ſich heimlich gemacht, es auch durch angeſtrengten hölzernen Fleiß ſo weit gebracht, daß er in dem Examen auf das allervortrefflichſte beſtanden, nun Recenſionen ſchreibe, und als *Doctor legens* auftrete.

«Denken Sie nur!» ſprach er weiter: «geſtern begegnete mir der Italiæner, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer ſehr gerne: das freut mich; das waren Tage! ich ſag' Ihnen, bei Gott! es waren doch ſelige Tage. O ihr Tage meiner Jugend! In Ihrem Geigenkaſten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! *ille terrarum mihi præter omnes angulus ridet*. Doch, Sie verſtehen nicht Latein, wie ich weiß. Meine Zuhœrer — Sie treten gewiſs da næchſt, in der ſalzſauren Schwererde, ab: dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach.»

VIERTE VORSTELLUNG.

Ich hatte mich kaum von meinem Erſtaunen erholt, ſo war der Doctor ſchon verſchwunden. «Nein» ſprach ich bei mir, «ſo was iſt mir noch nie vorgekommen: das geht über alle Träume.» Und doch war ich ſo gänzlich überzeugt daß der Mann mein Stock war.

«Es giebt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde» dacht' ich mit Shakeſpeare «von denen ſich unſere Recenſenten nichts träumen laßen», und ſuchte, als es mir ſchwindelig zu werden anfieng, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu ſchlagen.

Die ſalzſaure Schwererde war eine elende verlaßene Herberge, die nicht zu meiner Zerſtreuung dienen konnte; auch fürchtete ich das Zuſammentreffen mit dem *Doctor legens*, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen ſah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen: denen gieng ich nach.

Es gieng in einen ſogenannten Hœrſaal, allwo ein Profeſſor Vorleſungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergeſetzt, und war ſchon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder ſtehenden Mann ſprechen hœrte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſahen, auch ſein Mund ſich zu bewegen ſchien. Endlich hœrte ich mehrere Worte, und vernahm daß es eine hiſtoriſch-kritiſche Vorleſung über den Untergang der Welt durch Waßer war.

Der Profeſſor wurde immer lauter und lauter, und nun tœnte ſeine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum ſüßeſten Schlafe geſtimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten der ſeine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausſtreckt.

Den Studenten war es allen auch ſo: alle ſchliefen bereits; und doch ſahen ſie den Profeſſor mit offenen ſtarr ſtaunenden Augen an, worüber er ins geheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin: denn derſelbe nickte öfters ſchlafend mit dem Kopfe; welches der Profeſſor für eine Bezeugung ſeines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine hœchſt romantiſche Waldgegend verſetzt. Kühle Lüftchen ſpielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte ſich mit dem grünen Laube. Die Hütte einer Schæferinn blickte aus dem Gebüſche, halb im Gezweige verſteckt; die Schæferinn öffnete das Fenſter, und ſah den lichten Wolken zu, wie ſie über den Wald hinliefen.

Der Träumende wollte ſchon aus dem Gebüſche treten um ihr ſeine Liebe zu geſtehen: da kommt ein junger ſchœner Jæger des Wegs gegangen; der næhert ſich der Hütte und ſpricht:

Der Tag iſt gegangen;
Hier irr' ich allein:
Wie graut mir hier außen!
O laß mich hinein!

Die Schæferinn ſpricht:

Hier innen iſt Dunkel,
Die Hütte iſt klein;
Der Mond geht da draußen:
Du biſt nicht allein.

Der Jæger ſpricht:

Und willſt du nicht öffnen,
So geh' ich in Wald,
Und blaſe mein Hörnlein,
Das rüſtig erſchallt,
Und jage die Wolken
Vom Himmel wohl all:
Dann tanzen die Sterne
Zum luſtigen Schall.

Die Schæferinn ſpricht:

Ich fühle, darfſt glauben,
Indeſſen kein Leid:
Ich treibe wohl träumend
Die Schæflein zur Weid;
Ich lauſche dem Vogel:
Er ſinget von Scherz;
Ich liege bei Blumen:
Das bringet nicht Schmerz.

Die letzten Worte der Schæferinn hatten den furchtſamen Dichter ganz abgeſchreckt, obgleich der Jæger ſchon tief im Walde ins Horn ſtieß. Er ſchlich ſich trauernd ins Gebüſche zurück um ſich am murmelnden Bache weinend niederzulegen, ſtund auch wirklich im Schlafe auf, und lief bis zum Katheder vor, allwo er ſich mit einem entſetzlichen Geheul niederlegte.

Die ganze ſchlafende Geſellſchaft erwachte.

Der Profeſſor äußerte die Beſorgniſs daß noch mehrere der Candidaten durch ſeine Vorleſung über den wahrſcheinlichen Untergang der Welt durch Waßer in eine ſo wehmüthige Seelenſtimmung verfallen könnten, und beſchloß eilends die Vorleſung, indem er noch den Troſt gab alle die hier aufgezählten Gründe und Meinungen anderer Philoſophen über dieſe Sache in der morgenden Vorleſung gänzlich zu widerlegen.

FÜNFTE VORSTELLUNG.

Die Studenten erhoben ſich, und ich erkannte in einem derſelben meinen Vetter, den Steinſammler; worüber ich eine große Freude empfand. Er lud mich ein ſein Zimmer zu beſuchen. Dieſes war in dem Hauſe das man die Teufelsmauer nannte: ein Gebäude in dem zwanzig Studenten ihr Weſen trieben.

Ich ſah gar bald ein daß eine wunderſame Geſellſchaft dieſe Mauern bewohnte; auch mein Vetter, der Steinſammler, war ein gar ſeltſamer Kerl. Er war dicker Leibesconſtitution; ſein Geſicht war wie aus einem Speckſtein geſchnitten; ſein Rock war wie von Granit, und dabei fett anzufühlen: denn er trug ihn ſchon ſeit Erbauung der

galvanifchen Säule durch Volta. Die Knöpfe auf demfelben Rocke waren von verfchiedenem Metall, und durch Berührung mit dem Sauerftoffe der Atmofphære, wie fich mein Vetter ausdrückte, verkalcht.

Kein Kraut und kein Stein war in der weiten Schöpfung zu finden deffen Namen mein Vetter nicht wußte; jedem Kæfer und jedem geflügelten Saamen, der durch die Luft flog, rief er mit feinem Linnéifchen Namen zu.

Oft gieng er, feinen Linné unter dem Arme, mit vieler Mühe auf einem Dache hin und her und fammelte zu feinem großen Werke «von den auf alten Dächern wachfenden Pflanzen» neue Blüten. Auch mit Thiersknochen hatte er viel zu fchaffen, und legte eine große Sammlung derfelben an; weswegen die Fleifcherhunde der Stadt feine erklærten Gegner waren.

In feinem Zimmer waren in einem Verfchlage ein Dutzend weiße Katzen; die fütterte er auf, pflegte ihrer eigentlich wie man eines Blumenbeets pflegt, und beftrich ihre Bälge tæglich mit Fett, damit fie langhaaricht werden follten: alsdann hatte er im Sinne fie alle auf einmal abzuziehen um fie zu electrifchen Verfuchen zu gebrauchen.

Auf dem Katzenverfchlage ftunden mehrere mir unbekannte Gewächfe. «Ich bemerkte» fprach mein Vetter «daß einige Pflanzen wie einige Menfchen die Næhe der Katzen gar nicht ertragen können, und in ihrer Atmofphære bald welken, und mache nun mit einer Reihe von Pflanzen bei diefer Gelegenheit Verfuche.»

SECHSTE VORSTELLUNG.

Nun fieng er an mir fein Steincabinet, feine fchwache Seite, aufzufchließen, und mir einen Stein nach dem andern mit feinem Namen zu nennen, und deffen Qualitæten zu erklæren; worüber ich aber bis zum Sterben Langeweile empfand, inmaßen ich die Steine Pflanzen und Thiere des Erdbodens wohl gerne anfehe, und ihrer im Stillen gedenke, aber jede Auslegung und Rede darüber nicht ertragen kann.

Zum guten Glücke wurden wir durch einen Jungen unterbrochen, den mein Vetter erft kürzlich zum Bedienten angenommen hatte, und den ich an feinem weiten Grenadiersrocke trotz eines künftlichen Schnurrbartes und eines falfchen Zopfes alsbald für meinen Laternenputzer Felix erkannte.

Der Junge trat mit einem Hunde herein, der fogleich feinen Lauf nach dem Katzenverfchlage nahm. Dieß bemerkte mein Vetter, und endigte feine mineralogifche Vorlefung: denn bereits hatte der Hund eine der Katzen am Schwanze gefaßt, und wollte fie durch das Gitter des Verfchlages herausziehen.

Mein Vetter lud gemächlich feine Kleiftifche Flafche um dem Hund einen derben Schlag zu verfetzen: denn auf eine andre Art wußte er fich nie zu fchlagen oder zu wehren; aber, wehe! auf einmal brach eine der hölzernen Stangen des Verfchlages, und zifchend mit feurigen Augen fuhren die zwölf Katzen wie wüthend heraus auf uns zu.

«Wehrt euch mit diefen Steinen!» fchrie Felix, und nahm einen Stein aus dem Cabinete meines Vetters nach dem andern, und fchmiß ihn den Katzen nach.

«Weh, meine Mineralienfammlung!» fchrie mein Vetter, und wollte den Jungen beim

Haarzopfe faßen; als derſelbe Haarzopf in ſeinen Händen zurückblieb, und der Junge, etwas vom Meere in den Bart brummend, die Treppen hinabſetzte.

Die Katzen waren alle ſchon durch eine verbrochene Fenſterſcheibe gedrungen, und liefen über des Nachbars Dach auf dem Wetterableiter wie ein Blitz hin.

Auf dieß machte ich meinen Vetter aufmerkſam; und ſo niedergeſchlagen er war, ſo trœſtete ihn dieſe Erſcheinung doch einigermaßen. Er erklærte ſich den Lauf der Katzen ſo, indem er annahm daß durch das Reiben der Katzenfelle an der Glasſcheibe, die ſie mit Gewalt paſſierten, ſich auf dem Felle Electricitæt in Menge müße entwickelt haben, welche Electricitæt die Katzen gezwungen hätte nach dem Blitzableiter ihren Lauf zu nehmen.

«Die Erſcheinung iſt in der That merkwürdig» ſprach mein Vetter, indem er geruhig die Steine wieder in die Fächer legte, «und erklært einigermaßen warum die Katzen ſich ſo gerne auf Dächern aufhalten.»

SIEBENTE VORSTELLUNG.

Jener Dichter, der in den Vorleſungen des Profeſſors ſich an den murmelnden Bach legte, hatte auch ſeine Wohnung in dieſem Gebäude.

Mein Vetter nannte ihn den Balladendichter Kullikeia, und lebte mit ihm in beſtändigem Zwiſt: denn mein Vetter war gar ein ſtrenger Verteidiger des Verſtandes, der Dichter aber behauptete daß Verſtand bloß zufälliges Product der Blutcirculation ſey.

Jetzt trat er in meines Vetters Zimmer: eine thœnerne Schüßel hatte er wie einen Hut auf den Kopf geſtürzt, hatte eine Art Mantel von ſchwarzem Zwillich an, und in der Hand eine Zither.

Er drehte ſich ſingend im Zimmer umher.

«Seyd ihr denn ganz vom Verſtande gekommen?» wollte mein Vetter anfangen: da trat der Hausmeiſter des Baues hintennach, eine ſteife Figur mit gepudertem Haare und einer Gichtroſe hinter dem Ohre.

«Herr Kullikeia» ſprach er, «da draußen ſteht der Pedell Sie ins Carcer abzuholen; auch iſt eine Commiſſion ſchon längſt auf Ihrem Zimmer verſammelt, die Ihre Bücher und Schriften in Beſchlag nimmt. Ihnen im Vertrauen und als Freund geſagt, ſind Sie wegen Ihres ſonderbaren Betragens denen Herren Profeſſoren ſchon längſt verdächtig; auch ſollen Sie, wie man ſagt, Gedichte machen.»

«Eben das ſoll ſtreng unterſucht werden» ſprach der herbeigekommene Pedell: «übergeben Sie mir nur in Güte die Schlüßel zu Ihren verſchloßenen Kiſten und Käſten; die Commiſſion iſt ſchon längſt auf Ihrem Zimmer.»

«Ich habe nichts als ein Faß» ſprach der Dichter: «in dem iſt Alles, und das ſteht ohne Deckel da.»

«Die Sache wird nichts zu bedeuten haben» ſprach der Pedell; «ich hoffe daß man Sie als ehrlichen Mann erfinden wird; die Gedichte werden wohl nur Stilübungen ſeyn.»

«Nein, es iſt nur zu gewiſs, daß er ein Dichter iſt» flüſterte der Hausmeiſter dem Pedell ins Ohr.

Der Dichter nahm lächelnd Abſchied von uns: er wurde ins Carcer abgeführt; mein Vetter aber warf ihm ein ſchadenfrohes Gelächter nach, und zog mich mit ſich nach dem Zimmer des Dichters.

NEUNTE SCHATTENREIHE. ERSTE VORSTELLUNG.

Die Thüre des Zimmers war verſchloßen: wir mußten uns bequemen durch das Schlüßelloch zu ſehen; mein Vetter ſah zuerſt hinein.

«Die Commiſſion' ſprach er «beſteht aus einem Præſes, einem Profeſſor der Medicin, einem Doctor der Philoſophie, einem Doctor Juris, und einem Doctor der Chirurgie.

«Das *Viſum repertum* fiel freylich traurig für den Menſchen aus' ſprach der Doctor Philoſophiæ: «um ſein künftiges Fortkommen iſt es geſchehen.'

«Hungertod ſpricht hier das Geſetz gewöhnlich' erwiederte der Doctor Juris. Sie flüſterten noch etwas: das konnt' ich aber nicht verſtehen.

Sie hatten alle Perücken auf und ſchwarze Mäntel an, bis auf den Doctor der Chirurgie: derſelbe war ganz neumodiſch gekleidet, hatte einen Tituskopf, auch eine Brille; ſtatt des altvæteriſchen Mantels aber hatte er nur einen handbreiten Streifen engliſchen Pflaſters den Rücken hinabflattern.

Die Unterſuchung ſchien beendiget; das Faß des Dichters ſtund verſiegelt da; auch waren die Bilder von den Wänden herabgenommen.

Die Doctoren ließen ſich alle auf Stühle nieder, und der Præſes, Profeſſor der Medicin, dictierte dem Secretær das *Viſum repertum* mit folgenden Worten in die Feder.

ZWEYTE VORSTELLUNG.

«Die von einem hochpreislichen Senate zur Unterſuchung der Kiſten und Käſten des der Dichtkunſt ſuſpecten *Studioſi Philoſophiæ* Kullikeia ernannte Commiſſion hat ſich *ſub dato* nach erhaltenem Befehle ſogleich in das Zimmer Productens verfügt, alle *Contenta* desſelbigen aufs genaueſte beaugenſcheinigt und in Beſchlag genommen, und lautet ein *Viſum repertum* hierüber alſo:

Herr Doctor Chirurgiæ Siebbein war der erſte (Siebbein machte eine Verbeugung) der uns, als wir dem Zimmer Productens uns næherten, auf einen verdächtigen ſpecifiken Geruch aufmerkſam machte, welcher uns aus demſelben Zimmer entgegenquoll; und konnt' ich ihn mit nichts anderem vergleichen als mit dem Geruch einer *aqua lauroceraſi*, Kirſchlorbeerwaßer; welche Vergleichung auch nach Herbeibringung einer ſolchen *aqua* von allen Anweſenden für die füglichſte erklært wurde.

Bei Eröffnung des Zimmers nun erblickten wir nach Umſchlagung der Thüre ein Kreuz mit ſchwarzer Farbe auf dieſelbe gemalt, das ſich faſt, ſo zu ſagen, auf dem ganzen Bauche der Thüre hinab als eine ſchwarze *linea alba* erſtreckte, hie und da aber, wo die Borke der Farbe ſich durch die Wärme etwas erhoben hatte, mehrere ſtahlgraue Puſteln zeigte.

Beſagtes Kreuz endigte ſich in einen natürlichen Fledermausflügel, *alam veſpertilionis*, der auf die Thüre genagelt war.

Zu beiden Seiten des Kreuzes, ſo zu ſagen auf der *regio hypochondriaca* der Thüre, erblickten wir, und zwar auf der *regione dextra*, einen drey Schuh hohen Holzſchnitt, eine Weibsperſon darſtellend, darunter die Worte «Die vor Liebe ſterbende Maria.'

Auf die *regionem ſiniſtram* der Thüre fanden wir *detto* einen Holzſchnitt genagelt, der ein ungeheuer langes Pferd darſtellte, auf welchem vier verſchiedene Dragoner zu

gleicher Zeit ritten, darunter die Worte «Das Roſs Bayart.»

In der Rückengegend des Zimmers, *quaſi*, ſo zu ſagen, der Thüre gegenüber, ob der Bettſtelle Productens, entdeckte Herr Doctor Pſychologiæ Zirbel zuerſt (Zirbel machte eine Verbeugung) eine Menge ſonderbarer Figuren mit Kohle im Umriß auf die Wand gezeichnet, *monſtra per exceſſum et per defectum*, Naſen, Füße, Thierſchwänze, Augen, Rachen, Pferde mit Fiſchſchwänzen und Fiſche mit Pferdsköpfen, Ritter, Zwerge, Rieſen, Nonnen, Mönche, Kœnige, Teufel, auch Blumen verſchiedener *generum et ſpecierum*, unter welchen Herr Doctor Juris Hammerſchlag zuerſt die verdächtige Unterſchrift «Träume, werdende Lieder» bemerkte.

Andere *Contenta* und Mobilien im Zimmer erblickten wir nicht, als einen Schreibtiſch, einen Stuhl, und einen ganz gewöhnlichen ſuſpectloſen Stiefelknecht von hartem Holze.

Daher wurde jetzt zur Hauptunterſuchung, næmlich zur Zergliederung eines von uns allen ſchon längſt bemerkten Oelfaßes geſchritten, das recht wie ein *Staphyloma* in einer Falte oder Ecke des Zimmers ſaß.

DRITTE VORSTELLUNG.

Dem ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſte Herrn Doctor Siebbeins entgieng bei Eröffnung dieſes Faßes nicht eine runde warzenförmige Hervorragung, *protuberantia Siebbeiniana* (Siebbein machte eine tiefe Verbeugung); an welcher er auf meinen Rath ſo lange zog, bis ſie nachgab, und ihr noch zwanzig bis dreißig derley Tuberkeln, Wärzchen, oder ſchwarze Kügelchen folgten, die ſich als ein Paternoſter zu erkennen gaben, an welchem unten ein Kreuz von Marienglas hieng.

Herr Doctor Siebbein ſtieß anjetzo auf einen Holzſchnitt, den heiligen Rochus darſtellend, bei deſſen Auseinanderfaltung eine Menge theils gedruckter, theils geſchriebener Mord- und Galgenhiſtorien, Gaßenhauer und Handwerksburſchenlieder über die Hände des unterſuchenden Herrn Doctor Siebbeins floßen.

Nun aber ſtieß Herr Doctor Siebbein ſeiner Ausſage nach auf den *Podicem* eines im Faß lauſchenden ſuſpecten Products.

Wir riefen *Podici* zu unter Erlaßung aller Strafe freywillig herauszuſteigen, und wir thaten dieß zu wiederholten Malen.

Da aber weder Bewegung noch Antwort erfolgte, ſo zog Herr Doctor Siebbein auf meinen Rath mit Gewalt an Producten; und wir erkannten in ihm ein Paar Hoſen, die mit ſchwarzer und weißer Waſche völlig ausgeſtopft waren, und beim erſten Zufühlen füglich für die Leibestheile eines im Faße ſich ungebührlicher Weiſe verſteckt habenden halben *Studioſi* gehalten werden konnten.

Ein harter Körper war es nun, der Herrn Doctor Siebbeinen jedes weitere Eindringen ſchwierig machte. Ich gab ihm den Rath denſelben vor einer weitern Unterſuchung zu entfernen und herauszunehmen: da zeigte ſich derſelbe als ein dicker in Pergament gebundener Folioband, enthaltend die Werke Hans Sachſens, welchem noch drey derley nebſt einigen Quartbänden nachfolgten, betitelt: das Lied der Nibelungen, das Heldenbuch mit ſeinen Figuren, Hiſtoria aller Heiligen, des Knaben Wunderhorn, Altdeutſche Lieder.

Da wir jetzt nichts mehr als kleine Schriften und Blätter im Grunde des Faßes bemerkten, ſo ſtürzte Herr Doctor Siebbein das Faß um, und ließ dieſe *Fluida* herauslaufen; die wir theils für eigene geſchriebene Lieder Productens, theils für Auszüge aus den Werken Jacob Bœhms, Novalis und anderer wahnwitziger Scribler, theils aber für hœchſt verdächtige moralitætswidrige Schriften erkannten, die folgende Titel führten:

1) Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein, wie er daſſelbe bekommen, und ihm damit ergangen.

2) Wunderbarliche und ſeltſame Hiſtorien Tyll Eulenſpiegels.

3) Die nützliche Unterweiſung der ſieben weiſen Meiſter.

4) Hiſtoria von der unſchuldig bedrängten Genovefa, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen.

5) Hiſtoriſche Wunder-Beſchreibung von der ſchœnen Meluſina, Kœnigs Helmas in Albanien Tochter, welche eine Sirene und Meerwunder geweſen.

6) Hiſtoria von der ſchœnen Magelona, eines Kœnigs Tochter von Neapolis, und einem Ritter, genannt Peter mit den ſilbernen Schlüßeln.

7) Kaiſer Octavianus, das iſt eine anmuthige Hiſtorie wie Kaiſer Octavianus ſein Weib ſammt zweyen Söhnen ins Elend geſchickt.

8) Wunderſchœne Hiſtoria von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Abenteuer dieſer theure Ritter ausgeſtanden.

9) Schœne und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons-Kindern, Adelhart Ritſart Writſart und Reinold, ſammt ihrem Roſs Bayard, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden begangen.

10) Hiſtoria von Marggraf Walthern, darinnen deſſen Leben und Wandel, und was ſich mit ihm zugetragen.

11) Hiſtoria von dem edeln Finken-Ritter, oder vom weiterfahrnen Ritter Herrn Polycarpo von Clariſſa, genannt der Finken-Ritter.

Bei Ausklopfung des Faßes folgte auf dieſe Schriften eine Menge Staub, mit denen Excrementen von Spinnen und Mäuſen vermiſcht; welcher Staub ſorgfältig zuſammengekehrt und zu einer weitern chemiſchen Unterſuchung in verſchiedene Glæſer vertheilt wurde.'

VIERTE VORSTELLUNG.

Doctor Siebbein hatte die Augbraunen meines Vetters wahrſcheinlich durch das Schlüßelloch bemerkt: er öffnete die Thüre, und kaum entrannen wir noch die Treppe hinab ſeinen Blicken.

Mein Vetter ſchlich ſich nach einer Weile auf einer Seitentreppe wieder mit mir hinauf: da war aber das Zimmer des Dichters ſchon verſiegelt, und die Commiſſion aus einander gegangen. Mein Vetter ſah durchs Schlüßelloch, und bemerkte nichts als einige Sperlinge die in dem verlaßenen Zimmer umherhüpften; auch ſah er eine Maus in der Ecke des Zimmers ſitzen; worüber er gar betrübt wurde: denn der Dichter war doch ſein Freund, ob ſie gleich einander immer in den Haaren lagen, und entgegengeſetzte Pole darſtellten, die aber eben wegen ihrer Verſchiedenheit einander immer anziehen.

Er ſchwur beim Donner und Blitz ſeinen Freund zu rächen, und ſetzte alsbald ſeine Voltaiſche Säule in volle Thætigkeit, lud

auch ſeine electriſche Batterie, und verfertigte Knallſilber und Vexierglæſer. Der Poſtknecht hatte ſchon zu wiederholten Malen geblaſen: ich wünſchte meinem Vetter Glück zu ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen, wir umarmten uns, und ich beſtieg den Poſtwagen.

ADELBERT VON CHAMISSO.

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich ſehr beſchwerlichen Seefahrt erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich ſelbſt mit meiner kleinen Habſeligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, gieng ich in das næchſte geringſte Haus hinein vor welchem ich ein Schild hängen ſah. Ich begehrte ein Zimmer: der Hausknecht maß mich mit einem Blick, und führte mich unters Dach. Ich ließ mir friſches Waßer geben, und genau beſchreiben wo ich den Herrn Thomas John aufzuſuchen habe. «Vor dem Norderthor, das erſte Landhaus zur rechten Hand, ein großes neues Haus von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.» Gut. Es war noch früh an der Zeit: ich ſchnürte ſogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten ſchwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine beſten Kleider, ſteckte das Empfehlungsſchreiben zu mir, und ſetzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne der mir bei meinen beſcheidenen Hoffnungen förderlich ſeyn ſollte.

Nachdem ich die lange Norderſtraße hinaufgeſtiegen, und das Thor erreicht, ſah ich bald die Säulen durch das Grüne ſchimmern. «Alſo hier» dacht' ich. Ich wiſchte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, ſetzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür ſprang auf. Auf der Flur hatt' ich ein Verhœr zu beſtehn: der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Geſellſchaft ſich ergieng. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze ſeiner wohlbeleibten Selbſtzufriedenheit. Er empfieng mich ſehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte ſich ſogar gegen mich ohne ſich jedoch von der übrigen Geſellſchaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. «So, ſo! von meinem Bruder! ich habe lange nichts von ihm gehœrt. Er iſt doch geſund? Dort» fuhr er gegen die Geſellſchaft fort ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, «dort laß' ich das neue Gebäude aufführen.» Er brach das Siegel auf, und das Geſpræch nicht ab, das ſich auf den

Reichthum lenkte. «Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million» warf er hinein, «der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft.» «O wie wahr!» rief ich aus mit vollem überströmenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen: er lächelte mich an, und sagte «Bleiben Sie hier, lieber Freund! nachher hab' ich vielleicht Zeit Ihnen zu sagen was ich hiezu denke»: er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. Er bot einer jungen Dame den Arm; andere Herrn bemühten sich um andere Schœnen: es fand sich was sich paſste, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich mich hinterher ohne Jemandem beschwerlich zu fallen: denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt: es ward getändelt und gescherzt; man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich ergieng besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt um den Sinn auf solche Ræthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schœne Fanny, wie es schien die Herrinn des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen: sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniſs brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch Pflaster gesucht. Ein stiller dünner hagrer länglichter ältlicher Mann, der neben mit gieng, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtasche seines altfränkischen grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfieng es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank: die Wunde ward verbunden, und man gieng weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punct erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. «Ein Fernrohr her!» rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schœnen Dolond hervorgezogen, und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sey das Schiff das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr gieng von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber sah verwundert den Mann an, und wußte nicht wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war: es schien aber Niemandem aufgefallen zu seyn, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefæßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand, und richtete da zum zweyten Mal ein Wort an mich: «Eßen Sie nur! das haben Sie auf der See nicht gehabt.» Ich verbeugte mich: aber er sah es nicht: er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte ſich gern auf den Raſen am Abhange des Hügels der ausgeſpannten Landſchaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht geſcheut. «Es wære göttlich» meinte wer aus der Geſellſchaft, «wenn man türkiſche Teppiche hätte ſie hier auszubreiten.» Der Wunſch war nicht ſo bald ausgeſprochen, als ſchon der Mann im grauen Rock die Hand in der Taſche hatte, und mit beſcheidener, ja demüthiger Gebærde einen reichen golddurchwirkten türkiſchen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müße es ſo ſeyn, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Geſellſchaft nahm ohne Umſtände Platz darauf; ich wiederum ſah betroffen den Mann, die Taſche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wißend was ich dazu denken ſollte, beſonders da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufſchluß über den Mann gehabt, und gefragt wer er ſey; nur wußt' ich nicht an wen ich mich richten ſollte: denn ich fürchtete mich faſt noch mehr vor den Herrn Bedienten als vor den bedienten Herrn. Ich faßte endlich ein Herz, und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Anſehen ſchien als die Andern, und der öfter allein geſtanden hatte. Ich bat ihn leiſe mir zu ſagen wer der gefällige Mann ſey dort im grauen Kleide. «Dieſer, der wie ein Ende Zwirn ausſieht? der einem Schneider aus der Nadel entlaufen iſt?» «Ja, der allein ſteht.» «Den kenn' ich nicht» gab er mir zur Antwort; und, wie es ſchien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden wandt' er ſich weg und ſprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fieng jetzt ſtärker zu ſcheinen an, und ward den Damen beſchwerlich: die ſchœne Fanny richtete nachlæßig an den grauen Mann, den, ſo viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtſinnige Frage ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei ſich habe? Er beantwortete ſie durch eine ſo tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte ſchon die Hand in der Taſche, aus der ich Zeuge Stangen Schnüre Eiſenwerk, kurz alles was zu dem prachtvollſten Luftzelt gehœrt, herauskommen ſah. Die jungen Herrn halfen es ausſpannen, und es überhieng die ganze Ausdehnung des Teppichs; und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war ſchon lang' unheimlich, ja graulich zu Muthe: wie ward mir vollends, als beim næchſt ausgeſprochenen Wunſch ich ihn noch aus ſeiner Taſche drey Reitpferde, ich ſage Dir, drey ſchœne große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen ſah! Denke Dir um Gotteswillen! drey geſattelte Pferde noch aus derſelben Taſche, woraus ſchon eine Brieftaſche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Luftzelt von derſelben Grœße und alle dazu gehœrigen Stangen und Eiſen herausgekommen waren! Wenn ich Dir nicht betheuerte es ſelbſt mit eigenen Augen angeſehen zu haben, würdeſt Du es gewiſs nicht glauben.

So verlegen und demüthig der Mann ſelbſt zu ſeyn ſchien, ſo wenig Aufmerkſamkeit ihm auch die Andern ſchenkten, ſo ward mir doch ſeine bloße Erſcheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, ſo ſchauerlich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Ich beſchloß mich aus der Geſellſchaft zu ſtehlen; was bei der unbedeutenden

Rolle die ich darinnen fpielte mir ein Leichtes fchien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder verfuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den feltfamen grauen Mann befragen. Wære es mir nur fo zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich fchon wirklich durch den Rofenhain den Hügel hinab glücklich gefchlichen, und befand mich auf einem freyen Rafenplatz, als ich aus Furcht außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden einen forfchenden Blick um mich warf. Wie erfchrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen fah! Er nahm fogleich den Hut vor mir ab, und verneigte fich fo tief, als noch Niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte ohne grob zu feyn es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder, und ftand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich fah ihn voller Furcht ftier an, und war wie ein Vogel den eine Schlange gebannt hat. Er felber fchien fehr verlegen zu feyn: er hob den Blick nicht auf, verbeugte fich zu verfchiedenen Malen, trat næher, und redete mich an mit leifer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

«Mœge der Herr meine Zudringlichkeit entfchuldigen, wenn ich es wage, ihn fo unbekannter Weife aufzufuchen: ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnædigft» — «Aber um Gottes willen, mein Herr!» brach ich in meiner Angft aus, «was kann ich für einen Mann thun der» — Wir ftutzten beide, und wurden, wie mir däucht, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: «Während der kurzen Zeit wo ich das Glück genoß mich in ihrer Næhe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal (erlauben Sie daß ich es Ihnen fage) wirklich mit unausfprechlicher Bewunderung den fchœnen, fchœnen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichfam mit einer gewiffen edlen Verachtung, ohne felbft darauf zu merken, von fich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freylich kühne Zumuthung: follten Sie fich wohl nicht abgeneigt finden mir diefen Ihren Schatten zu überlaßen?»

Er fchwieg, und mir giengs wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was follt' ich aus dem feltfamen Antrag machen mir meinen Schatten abzukaufen? «Er muß verrückt feyn» dacht' ich, und mit veränderτem Tone, der zu der Demuth des feinigen beßer pafste, erwiederte ich alfo: «Ei, ei, guter Freund! habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz abfonderlichen Sorte.» Er fiel fogleich wieder ein «Ich hab' in meiner Tafche manches was dem Herrn nicht ganz unwerth fcheinen möchte; für diefen unfchätzbaren Schatten halt' ich den hœchften Preis zu gering.»

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tafche erinnert ward, und ich wußte nicht wie ich ihn hatte Guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und fuchte es, wo mœglich, mit unendlicher Hœflichkeit wieder gut zu machen.

«Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthænigften Knecht! Ich verftehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut: wie könnt' ich nur meinen Schatten» — Er unterbrach mich: «Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnifs hier auf der Stelle diefen edlen Schatten

aufheben zu dürfen und zu mir zu ſtecken; wie ich das mache ſey meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlaße ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien die ich in der Taſche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechſelpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch das wird wohl nichts für Sie ſeyn: beßer Fortunati Wünſchhütlein, neu und haltbar wieder reſtauriert; auch ein Glücksſeckel, wie der ſeine geweſen.» «Fortunati Glücksſeckel?» fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angſt auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Ducaten vor den Augen.

«Belieben gnædigſt der Herr dieſen Seckel zu beſichtigen und zu erproben.» Er ſteckte die Hand in die Taſche, und zog einen mæßig großen feſtgenæhten Beutel von ſtarkem Corduanleder an zwey tüchtigen ledernen Schnüren heraus, und händigte mir ſelbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldſtücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn: ich hielt ihm ſchnell die Hand hin: «Topp! der Handel gilt: für den Beutel haben Sie meinen Schatten.» Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten vom Kopf bis zu meinen Füßen leiſe von dem Graſe lœſen, aufheben, zuſammenrollen und falten, und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir, und zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hœrte ihn da leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt; rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte dieſen Ort zu verlaßen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold; dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt, und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu gieng, hœrt' ich hinter mir ſchreyen «Junger Herr! he, junger Herr! hœren Sie doch!» Ich ſah mich um: ein altes Weib rief mir nach «Sehe ſich der Herr doch vor! Sie haben Ihren Schatten verloren.» «Danke, Mütterchen!» ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hœren «Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaßen?» und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen «Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!» Das fieng an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig in die Sonne zu treten. Das gieng aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breite Straße, die ich zunæchſt durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule giengen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrey der ſämmtlichen litterariſchen Straßenjugend der Vorſtadt; welche ſofort mich zu recenſieren und mit Koth

zu bewerfen anfieng: Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wenn ſie in die Sonne giengen. Um ſie von mir abzuwehren warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie, und ſprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fieng ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen daß, um ſo viel das Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten hœher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewißen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben: was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden?

Ich war noch ſehr verſtœrt, als der Wagen vor meinem alten Wirthshauſe hielt: ich erſchrak über die Vorſtellung nur noch jenes ſchlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfieng den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldſtücke hin, und befahl vor das vornehmſte Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen: ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich ſchickte den Kutſcher mit Gold weg, ließ mir die beſten Zimmer vorn heraus anweiſen, und verſchloß mich darin ſobald ich konnte.

Was denkeſt Du daß ich nun anfieng? O mein lieber Chamiſſo, ſelbſt vor Dir es zu geſtehen macht mich erræthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Bruſt hervor, und mit einer Art Wuth die wie eine flackernde Feuersbrunſt ſich in mir durch ſich ſelbſt mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und ſtreute es auf den Eſtrich, und ſchritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet ſelbſt auf das reiche Lager ſank, und ſchwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So vergieng der Tag, der Abend: ich ſchloß meine Thür nicht auf; die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir: es ward mir als ſtünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers, und ſæhe Dich von da an deinem Arbeitstiſche zwiſchen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen ſitzen; vor Dir waren Haller Humboldt und Linné aufgeſchlagen; auf deinem Sopha lagen ein Band Gœthe und der Zauberring. Ich betrachtete Dich lange, und jedes Ding in deiner Stube, und dann Dich wieder: Du rührteſt Dich aber nicht, Du holteſt auch nicht Athem: Du warſt todt.

Ich erwachte. Es ſchien noch ſehr früh zu ſeyn. Meine Uhr ſtand. Ich war wie zerſchlagen; durſtig und hungrig auch noch: ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts gegeßen. Ich ſtieß von mir mit Unwillen und Überdruß dieſes Gold, an dem ich kurz vorher mein thœrichtes Herz geſättiget: nun wußt' ich verdrießlich nicht was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben: ich verſuchte ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte: nein! Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen es mühſam und mit ſauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Cabinet ſtand, zu ſchleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl, und erwartete daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfiengen. Ich ließ, ſobald es mœglich war,

zu eßen bringen, und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den næheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe wars, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither trœſtend durch das Elend des Lebens begleitete, und mir mein düſtres Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern Schneidern und Kaufleuten zu; ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine um nur Etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden: es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeſs über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür, und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpæt warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleid das ich ihnen einflœßte: Äußerungen die mir die Seele nicht minder durchbohrten als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten warfen. Ein ſchœnes holdes Mædchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von Ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich: ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchœnes Antlitz in ihren Schleyer, ließ den Kopf ſinken, und gieng lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Strœme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpæt meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage war meine erſte Sorge nach dem Manne im grauen Rocke überall ſuchen zu laßen. Vielleicht ſollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden; und wie glücklich, wenn ihn wie mich der thœrichte Handel gereuen ſollte! Ich ließ Bendel vor mich kommen: er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen; ich ſchilderte ihm genau den Mann in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand ohne den mir das Leben nur eine Qual ſey. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm alle die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu, er ſolle ſich nach einem Dollondſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluftzelt, und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des ræthſelhaften Mannes zuſammenhienge, welcher Allen unbedeutend geſchienen, und

deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtœrt hätte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Laſt wie ich ſie nur zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen grœßern Werth. «Bendel» ſprach ich, «dieſes ebnet viele Wege, und macht vieles leicht was unmœglich ſchien: ſey nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern geh, und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht.»

Er gieng. Spæt kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von ſeinen Gäſten (er hatte alle geſprochen) wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleſcop war da, und Keiner wußte wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen: die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſeinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiße woher er ſie habe. Die Pferde hatten die jungen Herren die ſie geritten in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freygebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tage geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung auch bei ſo fruchtloſem Erfolge mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter mich allein zu laßen.

«Ich habe» hub er wieder an «meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausgieng, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren «Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich übers Meer gehe, und ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben ihn ſelber aufzuſuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthænigſt, und verſichern ihn meines Dankes.» Ich frug ihn wer er wære: er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon.»

«Wie ſah der Mann aus?» rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt nach dem er ſich erkundigt.

«Unglücklicher!» ſchrie ich händeringend, «das war er ja ſelbſt!» und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. «Ja, er war es, war es wirklich!» rief er erſchreckt aus, «und ich Verblendeter Blœdſinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt, und meinen Herrn verrathen!»

Er brach heiß weinend in die bitterſten Vorwürfe gegen ſich ſelber aus, und die Verzweiflung in der er war mußte mir ſelber Mitleiden einflœßen. Ich ſprach ihm Troſt ein, verſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue, und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen um wo mœglich die Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſem ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der graue Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

JOSEPH FREYHERR VON EICHENDORFF.

AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS.

NEUNTES CAPITEL.

Die treuen Berg ſtehn auf der Wacht:
»Wer ſtreicht bei ſtiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid?«
Ich aber mir die Berg betracht,
Und lach' in mich vor großer Luſt,
Und rufe recht aus friſcher Bruſt
Parol' und Feldgeſchrey ſogleich:
Vivat Oeſtreich!

Da kennt mich erſt die ganze Rund:
Nun grüßen Bach und Vœglein zart
Und Wälder rings nach Landesart;
Die Donau blitzt aus tiefem Grund;
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und ſæh mich gern;
Und iſt ers nicht, ſo kommt er doch gleich.
Vivat Oeſtreich!

Ich ſtand auf einem hohen Berge, wo man zum erſten Mal nach Oeſtreich hinein ſehen kann, und ſchwenkte voller Freude noch mit dem Hute, und ſang die letzte Strophe: da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Muſik von Blasinſtrumenten mit ein. Ich dreh mich ſchnell um, und erblicke drey junge Geſellen in langen blauen Mänteln: davon blæſt der eine Oboe, der andere die Clarinett, und der dritte, der einen alten Dreyſtutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn; die accompagnierten mich plötzlich, daß der ganze Wald erſchallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und ſpiele und ſinge ſogleich mit. Da ſah einer den andern bedenklich an; der Waldhorniſt ließ dann zuerſt ſeine Bausbacken wieder einfallen, und ſetzte ſein Waldhorn ab; bis am Ende alle ſtille wurden, und mich anſchauten. Ich hielt verwundert ein, und ſah ſie auch an. »Wir meinten« ſagte endlich der Waldhorniſt, »weil der Herr ſo einen langen Frack hat, der Herr wære ein reiſender Engländer, der hier zu Fuß die ſchœne Natur bewundert: da wollten wir uns ein *Viaticum* verdienen. Aber mir ſcheint, der Herr iſt ſelber ein Muſicant.« »Eigentlich ein Einnehmer« verſetzte ich, »und komme direct von Rom her: da ich aber ſeit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, ſo habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeſchlagen.« »Bringt nicht viel heut zu Tage« ſagte der Waldhorniſt, der unterdeſs wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit ſeinem Dreyſtutzer ein kleines Feuer anfachte, das ſie dort angezündet hatten. »Da gehn die blaſenden Inſtrumente ſchon beßer« fuhr er fort: »wenn ſo eine Herrſchaft ganz ruhig zu Mittag ſpeiſt, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus, und fangen alle drey aus Leibeskräften zu blaſen an: gleich kommt ein Bedienter herausgeſprungen mit Geld oder Eßen, damit ſie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit uns einnehmen?«

Das Feuer loderte nun recht luſtig im Walde; der Morgen war friſch: wir ſetzten uns alle rings umher auf den Raſen, und zwey von den Muſicanten nahmen ein Töpf-

chen, worin Kaffee und auch ſchon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaſchen hervor, und tunkten und tranken abwechſelnd aus dem Topfe, und es ſchmeckte ihnen ſo gut, daß es ordentlich eine Luſt war anzuſehen. Der Waldhorniſt aber ſagte «Ich kann das ſchwarze Geſöff nicht vertragen», und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen über einander gelegten Butterſchnitte; dann brachte er eine Flaſche Wein zum Vorſchein. «Will der Herr nicht auch einen Schluck?» Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber ſchnell wieder abſetzen und das ganze Geſicht verziehn: denn es ſchmeckte wie Drey-Männer-Wein. «Hieſiges Gewächs» ſagte der Waldhorniſt: «aber der Herr hat ſich in Italien den deutſchen Geſchmack verdorben.»

Darauf kramte er eifrig in ſeinem Schubſack, und zog endlich unter allerley Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiſer in vollem Ornate zu ſehen war, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete ſie auf dem Boden behutſam aus einander, die Andern rückten næher heran, und ſie berathſchlagten nun zuſammen was ſie für eine Marſchroute nehmen ſollten.

«Die Vacanz geht bald zu Ende» ſagte der Eine: «wir müßen uns gleich von Linz links abwenden: ſo kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.» «Nun wahrhaftig!» rief der Waldhorniſt, «wem willſt du da was vorpfeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern; kein geläuterter Kunſtgeſchmack, keine vernünftige freye Station!» «O Narrenspoßen!» erwiederte der Andere; «die Bauern ſind mir gerade die liebſten: die wißen am beſten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht ſo genau, wenn man manchmal eine falſche Note blæſt.» «Das macht, du haſt kein *point d'honneur*» verſetzte der Waldhorniſt; «„*odi profanum vulgus et arceo*" ſagt der Lateiner.» «Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben» meinte der Dritte: «ſo kehren wir bei den Herren Pfarrern ein.» «Gehorſamſter Diener!» ſagte der Waldhorniſt: «die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht ſo unnütz in der Welt herumſchweifen, ſondern uns beßer auf die Wißenſchaften applicieren ſollen; beſonders wenn ſie in mir den künftigen Herrn Confrater wittern. Nein, nein! *Clericus clericum non decimat.* Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? Die Herren Profeſſoren ſitzen auch noch im Karlsbade, und halten ſelbſt den Tag nicht ſo genau ein.» «Ja, *diſtinguendum eſt inter et inter*» erwiederte der Andere; «*quod licet Jovi, non licet bovi.*»

Ich aber merkte nun daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Reſpect vor ihnen, beſonders da ihnen das Latein nur ſo wie Waßer vom Munde floß. «Iſt der Herr auch ein Studierter?» fragte mich darauf der Waldhorniſt. Ich erwiederte beſcheiden daß ich immer beſondere Luſt zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. «Das thut gar nichts» rief der Waldhorniſt: «wir haben auch weder Geld noch reiche Freundſchaft. Aber ein geſcheudter Kopf muß ſich zu helfen wißen. *Aurora Muſis amica*, das heißt zu Deutſch: mit vielem Frühſtücken ſollſt du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geſchrey aus dem alten finſtern Collegium heraus brechen, und im Sonnenſcheine durch die Gaßen ſchwärmen: da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeiſter, und finden unſern gedeckten Tiſch; und iſt er auch

nicht gedeckt, ſo ſteht doch für jeden ein voller Topf darauf: da fragen wir nicht viel darnach, und eßen, und perfectionieren uns dabei noch im Lateiniſchſprechen. Sieht der Herr, ſo ſtudieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vacanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Ältern fort, da wandern wir mit unſern Inſtrumenten unterm Mantel zum Thore hinaus, und die ganze Welt ſteht uns offen.»

Ich weiß nicht, wie er ſo erzählte, gieng es mir recht durchs Herz, daß ſo gelehrte Leute ſo ganz verlaßen ſeyn ſollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich ſelber nicht anders gienge, und die Thrænen traten mir in die Augen. Der Waldhorniſt ſah mich groß an. «Das thut gar nichts» fuhr er wieder weiter fort: «ich möchte gar nicht ſo reiſen, Pferde und Kaffee und friſch überzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbeſtellt. Das iſt juſt das Schœnſte, wenn wir ſo früh Morgens heraustreten, und die Zugvœgel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wißen welcher Schornſtein heut für uns raucht, und gar nicht vorausſehen was uns bis zum Abend noch für ein beſonderes Glück begegnen kann.» «Ja» ſagte der Andere, «und wo wir hinkommen, und unſere Inſtrumente herausziehen, wird Alles frœhlich; und wenn wir zur Mittagsſtunde auf dem Lande in ein Herrſchaftshaus treten, und im Hausflur blaſen, da tanzen die Mægde mit einander vor der Hausthür, und die Herrſchaft læßt die Saalthür etwas aufmachen, damit ſie die Muſik drin beßer hœren; und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen ſich faſt die Hälſe um die Muſicanten draußen zu ſehn.» «Wahrhaftig!» rief der Waldhorniſt mit leuchtenden Augen aus, «laßt die Andern nur ihre Compendien repetieren! wir ſtudieren unterdeſs in dem großen Bilderbuche das der liebe Gott uns draußen aufgeſchlagen hat. Ja, glaub nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wißen, und mit der Fauſt auf die Kanzel ſchlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirſchung das Herz im Leibe berſten möchte.»

Wie ſie ſo ſprachen, wurde mir ſo luſtig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit ſtudieren mœgen. Ich konnte mich gar nicht ſatt hœren: denn ich unterhalte mich gern mit ſtudierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Discurſe kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin Angſt geworden, weil die Vacanz ſo bald zu Ende gehen ſollte. Er hatte daher hurtig ſein Clarinett zuſammengeſetzt, ein Notenblatt vor ſich auf das aufgeſtemmte Knie hingelegt, und exercierte ſich eine ſchwierige Paſſage aus einer Meſſe ein, die er mitblaſen ſollte, wenn ſie nach Prag zurückkæmen. Da ſaß er nun und fingerte, und pfiff dazwiſchen manchmal ſo falſch, daß es einem durch Mark und Bein gieng, und man oft ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte.

Auf einmal ſchrie der Waldhorniſt mit ſeiner Baſsſtimme «Topp, da hab' ich es!» er ſchlug dabei frœhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von ſeinem fleißigen Blaſen ab, und ſah ihn verwundert an. «Hœrt!» ſagte der Waldhorniſt: «nicht weit von Wien iſt ein Schloß, auf dem Schloße iſt ein Portier, und der Portier iſt mein Vetter! Theuerſte Condiſcipels, da müßen wir hin, ma-

chen dem Herrn Vetter unſer Compliment, und er wird dann ſchon dafür ſorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" Als ich das hœrte, fuhr ich geſchwind auf. «Blæſt er nicht auf dem Fagott?" rief ich, «und iſt von langer gerader Leibesbeſchaffenheit, und hat eine große vornehme Naſe?" Der Waldhorniſt nickte mit dem Kopfe. Ich aber embraſſierte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreyſtutzer vom Kopfe fiel; und wir beſchloßen nun ſogleich alle mit einander im Poſtſchiffe auf der Donau nach dem Schloß der ſchœnen Græfinn hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war ſchon Alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gaſtwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, ſtand breit und behaglich in ſeiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abſchied allerley Witze und Redensarten erſchallen; während in jedem Fenſter ein Mædchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die ſo eben die letzten Pakete nach dem Schiffe ſchafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrock und ſchwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, ſtand am Ufer, und ſprach ſehr eifrig mit einem jungen ſchlanken Bürſchchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper ſcharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer ſaß. Es ſchien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn ſie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir ſpræchen. Zuletzt lachte der alte Herr; das ſchlanke Bürſchchen ſchnalzte mit der Reitgerte, und ſprengte mit den Lerchen über ihm um die Wette durch die Morgenluft in die blitzende Landſchaft hinein.

Unterdeſs hatten die Studenten und ich unſere Caſſe zuſammengeſchoßen. Der Schiffer lachte und ſchüttelte den Kopf, als ihm der Waldhorniſt damit unſer Fährgeld in lauter Kupferſtücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unſern Taſchen zuſammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau ſo recht vor mir ſah; wir ſprangen geſchwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und ſo flogen wir nun im ſchœnſten Morgenglanze zwiſchen den Bergen und Wieſen hinunter.

Da ſchlugen die Vœgel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern; hoch in der Luft hœrte man manchmal die Vœgel dazwiſchen. Von dem Schiffe aber jubilierte und ſchmetterte ein Canarienvogel mit darein, daß es eine rechte Luſt war.

Der gehœrte einem hübſchen jungen Mædchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Kæfig dicht neben ſich ſtehen; von der andern Seite hielt ſie ein feines Bündel Wäſche unterm Arm: ſo ſaß ſie ganz ſtill für ſich, und ſah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiſeſchuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Waßer vor ſich hinunter, und die Morgenſonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der ſie die Haare ſehr ſauber geſcheitelt hatte.

Ich merkte wohl daß die Studenten gern einen hœflichen Discours mit ihr angeſponnen hätten: denn ſie giengen immer an ihr vorüber, und der Waldhorniſt räuſperte ſich dabei, und rückte bald an ſeiner Halsbinde, bald an ſeinem Dreyſtutzer. Aber ſie hatten keine rechte *Courage*, und das Mædchen ſchlug auch jedesmal die Augen nieder, ſobald ſie ihr næher kamen.

Beſonders aber genierten ſie ſich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der andern Seite des Schiffes ſaß, und den ſie gleich für einen Geiſtlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor ſich, in

welchem er las, dazwiſchen aber oft in die ſchœne Gegend von dem Buche aufſah, deſſen Goldſchnitt und die vielen darein gelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenſchein blitzten. Dabei bemerkte er auch ſehr gut was auf dem Schiffe vorgieng, und erkannte bald die Vœgel an ihren Federn: denn es dauerte nicht lange, ſo redete er einen von den Studenten lateiniſch an; worauf alle drey herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateiniſch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeſs ganz vorn auf die Spitze des Schiffes geſetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Waßer herunter baumeln, und blickte, während das Schiff ſo fort flog, und die Wellen unter mir rauſchten und ſchäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verſchwand. «Wenn ich nur heute Flügel hätte!» dachte ich, und zog endlich voll Ungeduld meine liebe Violine hervor, und ſpielte alle meine älteſten Stücke durch, die ich noch zu Hauſe und auf dem Schloß der ſchœnen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achſel. Es war der geiſtliche Herr, der unterdeſs ſein Buch weggelegt und mir ſchon ein Weilchen zugehœrt hatte. «Ei» ſagte er lachend zu mir, «ei, ei, Herr *ludi magiſter!* Eßen und Trinken vergißt Er.» Er hieß mich darauf meine Geige einſtecken um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luſtigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tiſch hinſtellen laßen, und ich, die Studenten, und ſelbſt das junge Mædchen, wir mußten uns auf die Fäßer und Pakete rings herum ſetzen.

Der geiſtliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterſchnitten aus, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaſchen und einen ſilbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, ſchenkte ein, koſtete erſt, roch daran, und prüfte wieder, und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten ſaßen ganz kerzengerade auf ihren Fäßern, und aßen und tranken nur ſehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mædchen tauchte bloß das Schnæbelchen in den Becher, und blickte dabei ſchüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten: aber je öfter ſie uns anſah, je dreiſter wurde ſie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geiſtlichen Herrn daß ſie nun zum erſten Male von Hauſe in Condition komme, und ſo eben auf das Schloß ihrer neuen Herrſchaft reiſe. Ich wurde über und über roth: denn ſie nannte dabei das Schloß der ſchœnen gnædigen Frau. «Alſo das ſoll meine zukünftige Kammerjungfer ſeyn» dachte ich, und ſah ſie groß an, und mir ſchwindelte faſt dabei. «Auf dem Schloße wird es bald eine große Hochzeit geben» ſagte darauf der geiſtliche Herr. «Ja» erwiederte das Mædchen, die gern von der Geſchichte mehr gewußt hätte; «man ſagt, es wære ſchon eine alte heimliche Liebſchaft geweſen, die Græfinn hätte es aber niemals zugeben wollen.» Der Geiſtliche antwortete nur mit «Hm hm», während er ſeinen Jagdbecher voll ſchenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tiſch vorgelegt um die Unterredung recht genau anzuhœren. Der geiſtliche Herr bemerkte es. «Ich kanns euch wohl ſagen» hub er wieder an: «die beiden Græfinnen haben mich auf Kundſchaft ausgeſchickt ob

der Bräutigam ſchon vielleicht hier in der Gegend ſey. Eine Dame aus Rom hat geſchrieben daß er ſchon lange von dort fort ſey.' Wie er von der Dame aus Rom anfieng, wurd' ich wieder roth. «Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?' fragte ich ganz verwirrt. «Nein' erwiederte der alte Herr, «aber er ſoll ein luſtiger Vogel ſeyn.' «O ja' ſagte ich haſtig, «ein Vogel der aus jedem Kæfig ausreißt, ſobald er nur kann, und luſtig ſingt, wenn er wieder in der Freyheit iſt.' «Und ſich in der Fremde herumtreibt' fuhr der Herr gelaßen fort, «in der Nacht *gaſſatim* geht, und am Tage vor den Hausthüren ſchlæft.' Mich verdroß das ſehr. «Ehrwürdiger Herr' rief ich ganz hitzig aus, «da hat man Euch falſch berichtet. Der Bräutigam iſt ein moraliſcher ſchlanker hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloße auf großem Fuß gelebt hat; der mit lauter Græfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen iſt; der ſein Geld wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte; der' — «Nun, nun! ich wußte nicht daß Ihr ihn ſo gut kennt' unterbrach mich hier der Geiſtliche, und lachte dabei ſo herzlich, daß er ganz blau im Geſichte wurde, und ihm die Thrænen aus den Augen rollten. «Ich hab doch aber gehœrt' ließ ſich nun das Mædchen wieder vernehmen, «der Bräutigam wære ein großer, überaus reicher Herr.' «Ach Gott! ja doch, ja! Confuſion, nichts als Confuſion!' rief der Geiſtliche, und konnte ſich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er ſich endlich ganz verhuſtete. Als er ſich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Hœh, und rief «Das Brautpaar ſoll leben!' Ich wußte gar nicht was ich von dem Geiſtlichen und ſeinem Gerede denken ſollte: ich ſchæmte mich aber wegen der rœmiſchen Geſchichten ihm hier vor allen Leuten zu ſagen daß ich ſelber der verlorene glückſelige Bräutigam ſey.

Der Becher gieng wieder fleißig in die Runde; der geiſtliche Herr ſprach dabei freundlich mit Allen, ſo daß ihm bald ein jeder gut wurde, und am Ende Alles frœhlich durch einander ſprach. Auch die Studenten wurden immer redſeliger, und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis ſie endlich gar ihre Inſtrumente holten, und luſtig zu blaſen anfiengen. Die kühle Waßerluft ſtrich dabei durch die Zweige der Laube; die Abendſonne vergoldete ſchon die Wälder und Thæler, die ſchnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. Und als dann der Geiſtliche von der Muſik immer vergnügter wurde, und luſtige Geſchichten aus ſeiner Jugend erzählte, wie auch er zur Vacanz über Berge und Thæler gezogen, und oft hungrig und durſtig, aber immer frœhlich geweſen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vacanz ſey zwiſchen der engen düſtern Schule und der ernſten Amtsarbeit: da tranken die Studenten noch einmal herum, und ſtimmten dann friſch ein Lied an, daß es weit in die Berge hinein ſchallte.

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vœglein allzumal:
Viel Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtral.
Das ſind die Herrn Studenten:
Zum Thor hinaus es geht;
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite!
O Prag, wir ziehn in die Weite;
Et habeat bonam pacem
Qui ſedet poſt fornacem!

Nachts wir durchs Städtlein ſchweifen;
Die Fenſter ſchimmern weit;

Am Fenſter drehn und ſchleifen
Viel ſchœn geputzte Leut.
Wir blaſen vor den Thüren,
Und haben Durſt genung:
Das kommt vom Muſicieren;
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex ſua domo
Beatus ille homo.

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas:
Wir ſtreifen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß;
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrißen ſind die Schuh:
Da blaſen wir geſchwinde,
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui ſedet in ſua domo,
Et ſedet poſt fornacem,
Et habet bonam pacem.

Ich, die Schiffer, und das Mædchen, obgleich wir alle kein Latein verſtanden, ſtimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein; ich aber jauchzte am allervergnügteſten: denn ich ſah ſo eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendſonne über die Bäume hervorkommen.

LEOPOLD RANKE.

DIE RŒMISCHEN PÆBSTE IM XVI. UND XVII. JAHRHUNDERT.

AUS DEM ZWEYTEN BUCHE.

IGNATIUS LOYOLA.

Von allen Ritterſchaften der Welt hatte allein die Spaniſche noch etwas von ihrem geiſtlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinſel kaum geendigt, in Africa noch immer fortgeſetzt wurden, die Nachbarſchaft der zurückgebliebenen und unterjochten Moriſken ſelbſt, mit denen man ſtæts in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenſeit des Weltmeers erhielten dieſen Geiſt. In Büchern wie der Amadis, voll einer naiv ſchwärmeriſchen loyalen Tapferkeit, ward er idealiſiert.

Don Innigo Lopez de Recalde, der jüngſte Sohn aus dem Hauſe Loyola, auf dem Schloße dieſes Namens zwiſchen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geſchlechte welches zu den beſten des Landes gehœrte (*de parientes mayores*), deſſen Haupt allemal durch ein beſonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachſen an dem Hofe Ferdinands des Katholiſchen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von dieſem Geiſte. Er ſtrebte nach dem Lobe

der Ritterſchaft: ſchœne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweykampfs und der Liebe hatten für ihn ſo viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geiſtliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den Erſten der Apoſtel hat er in dieſen Jahren in einer Ritterromanze beſungen.

Wahrſcheinlich jedoch würden wir ſeinen Namen unter den übrigen tapferer ſpaniſcher Hauptleute leſen, denen Karl V. ſo viele Gelegenheit gab ſich hervorzuthun, hätte er nicht das Unglück gehabt bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzoſen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt, und obwohl er ſo ſtandhaft war, daß er ſich zu Hauſe, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweymal aufbrechen ließ (in dem heftigſten Schmerz kniff er nur die Fauſt zuſammen), auf das ſchlechteſte geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt ſeine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Chriſti und einiger Heiligen zu leſen.

Phantaſtiſch von Natur, aus einer Bahn weggeſchleudert die ihm das glänzendſte Glück zu verheißen ſchien, jetzo zugleich zur Unthætigkeit gezwungen und durch die Krankheit gereizt, gerieth er in den ſeltſamſten Zuſtand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciſcus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geiſtlichen Ruhmes vor ihm erſchienen, däuchten ihm nachahmungswürdig; und wie er ſie ſo las, fühlte er Muth und Tüchtigkeit ſie nachzuahmen, mit ihnen in Entſagung und Strenge zu wetteifern. Nicht ſelten wichen dieſe Ideen freylich noch vor ſehr weltlichen Gedanken. Er malte ſich nicht minder aus wie er die Dame deren Dienſte er ſich in ſeinem Herzen gewidmet (ſie ſey keine Græfinn geweſen, ſagt er ſelbſt, keine Herzoginn, ſondern noch mehr als dieß) in der Stadt wo ſie wohne aufſuchen, mit welchen Worten zierlich und ſcherzhaft er ſie anreden, wie er ihr ſeine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von dieſen Phantaſien ließ er ſich hinreißen: ſie wechſelten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je ſchlechteren Erfolg ſeine Heilung hatte, um ſo mehr bekamen die geiſtlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dieß auch mit daher ableiten, daß er allmählig einſah, er könne doch nicht vollkommen hergeſtellt, und niemals wieder recht zu Kriegsdienſt und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein ſo ſchroffer Übergang zu etwas durchaus verſchiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In ſeinen geiſtlichen Uebungen, deren Urſprung immer mit auf die erſten Anſchauungen ſeiner Erweckung zurückgeführt worden, ſtellt er ſich zwey Heerlager vor, eins bei Jeruſalem, das andere bei Babylon, Chriſti und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bœſen, gerüſtet mit einander den Kampf zu beſtehen. Chriſtus ſey ein Kœnig der ſeinen Entſchluß verkündige alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leiſten wolle, müße ſich jedoch eben ſo nähren und kleiden wie er, dieſelben Mühſeligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach dieſem Maaße werde er des Sieges und der Belohnung theilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmliſchen Hofe werde dann ein jeder erklæren daß er dem Herrn ſo treu wie mœglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen, und ihm in wahrer geiſtiger und leiblicher Armuth dienen wolle.

So phantaſtiſche Vorſtellungen mochten es ſeyn, die in ihm den Übergang von welt-

licher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem vaeterlichen Hause und seinen Verwandten, und stieg den Berg von Monserrat hinan; nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religioesem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen so große Thaten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden, eben so schwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hieng er Waffen und Wehr auf; eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Uebungen derselben so genau geschildert werden, knieend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung in der er gekommen gab er weg: er versah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diesen nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemitanische Absicht forderte, nach Barcelona (er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet), sondern zuerst nach Manresa um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden, und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominicanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet; sieben Stunden taeglich brachte er auf den Knieen zu; regelmaeßig geisselte er sich dreymal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft ob er es sein Leben lang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drey Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen: aber er glaubte damit nicht genug gethan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergeßene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf: allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel die ihn befielen. Er meinte von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu seyn. In dem Leben der Vaeter las er, Gott sey wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnaedig zu seyn bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ darauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt: aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes in welchen Luther einige Jahre früher durch sehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtseyn derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege den die Kirche einschlug niemals zu erfüllen.

Auf ſehr verſchiedene Weiſe giengen ſie aber aus dieſem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Verſöhnung durch Chriſtum ohne alle Werke: von dieſem Puncte aus verſtand er erſt die Schrift, auf die er ſich gewaltig ſtützte. Von Loyola finden wir nicht daß er in der Schrift geforſcht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken die in ihm ſelbſt entſprangen, ſo glaubte er die Eingebungen bald des guten, bald des bœſen Geiſtes zu erfahren. Endlich ward er ſich ihres Unterſchiedes bewußt. Er fand ihn darin, daß ſich die Seele von jenen erfreut und getrœſtet, von dieſen ermüdet und geängſtigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen daß alle ſeine Peinen Anfechtungen des Satans ſeyen. Er entſchloß ſich von Stunde an über ſein ganzes vergangenes Leben abzuſchließen, dieſe Wunden nicht weiter aufzureißen, ſie niemals wieder zu berühren. Es iſt dieß nicht ſowohl eine Beruhigung als ein Entſchluß; mehr eine Annahme die man ergreift weil man will, als eine Überzeugung der man ſich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht: ſie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zuſammenhanges mit dem Reiche der Geiſter. Luthern hätte ſie niemals genug gethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Geſichter: er hielt ſie alle ohne Unterſchied für verwerflich; er wollte nur das einfache geſchriebene unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantaſien und innern Anſchauungen. Am meiſten vom Chriſtenthum ſchien ihm eine Alte zu verſtehen, welche ihm in ſeinen Qualen geſagt, Chriſtus müße ihm noch erſcheinen. Es hatte ihm Anfangs nicht einleuchten wollen: jetzt aber meinte er bald Chriſtum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manreſa blieb er ſtehen und weinte laut, weil er das Geheimniſs der Dreyeinigkeit in dieſem Moment anzuſchauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts andrem: er war unerſchöpflich in Gleichniſſen. Plötzlich überleuchtete ihn in myſtiſchen Symbolen das Geheimniſs der Schöpfung. In der Hoſtie ſah er den, welcher Gott und Menſch. Er gieng einſt an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche; indem er ſich niederſetzte, und ſeine Augen auf den tiefen Strom heftete den er vor ſich hatte, fühlte er ſich plötzlich von anſchauendem Verſtändniſs der Geheimniſſe des Glaubens entzückt: er meinte als ein andrer Menſch aufzuſtehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugniſſes, keiner Schrift weiter. Auch wenn es ſolche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben den er bisher geglaubt, den er ſah, in den Tod gegangen ſeyn.

Haben wir die Grundlagen dieſer ſo eigenthümlichen Entwickelung gefaßt, dieſes Ritterthum der Abſtinenz, dieſe Entſchloßenheit der Schwärmerey und phantaſtiſchen Aſcetik: ſo iſt es nicht nœthig, Innigo Loyola auf jedem Schritte ſeines Lebens weiter zu begleiten. Er gieng wirklich nach Jeruſalem in der Hoffnung wie zur Stärkung der Gläubigen ſo zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwißend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entſchiedenen Zurückweiſung Jeruſalemiſcher Obern, die dazu eine ausdrückliche pæbſtliche Berechtigung beſaßen, ſcheiterte ſein Vorſatz an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu beſtehen. Indem er zu lehren und die geiſtlichen Uebungen, die ihm indeſs entſtanden, mitzu-

theilen anfieng, kam er ſogar in den Verdacht der Ketzerey. Es wære das ſeltſamſte Spiel des Zufalls, wenn Loyola, deſſen Geſellſchaft Jahrhunderte ſpæter in Illuminaten ausgieng, ſelbſt mit einer Secte dieſes Namens in Zuſammenhang geſtanden hätte. Und läugnen kann man nicht daß die damaligen Illuminaten in Spanien (*Alumbrados*), zu denen er zu gehœren in Verdacht war, Meinungen hegten die einige Ähnlichkeit mit ſeinen Phantaſien haben. Abgeſtoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Chriſtenthums, ergaben auch ſie ſich inneren Entzückungen, und glaubten wie er das Geheimniſs (ſie erwähnten noch beſonders das der Dreyeinigkeit) in unmittelbarer Erleuchtung anzuſchauen. Wie Loyola und ſpæter ſeine Anhänger machten ſie die Generalbeichte zur Bedingung der Abſolution, und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten daß Loyola ganz ohne Berührung mit dieſen Meinungen geblieben wære. Allein daß er der Secte angehœrt hätte, iſt auch nicht zu ſagen. Er unterſchied ſich von ihr hauptſächlich dadurch, daß während ſie durch die Forderungen des Geiſtes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu ſeyn glaubten, er dagegen, ein alter Soldat wie er war, den Gehorſam für die oberſte aller Tugenden erklærte. Seine ganze Begeiſterung und innere Überzeugung unterwarf er alle Mal der Kirche und ihren Gewalten.

Indeſſen hatten dieſe Anfechtungen und Hinderniſſe einen für ſein Leben entſcheidenden Erfolg. In dem Zuſtande in dem er damals war, ohne Gelehrſamkeit und gründlichere Theologie, ohne politiſchen Rückhalt, hätte ſein Daſeyn ſpurlos vorübergehen müßen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wæren. Allein indem man ihm in Alcala und in Salamanca auferlegte erſt vier Jahre Theologie zu ſtudieren, ehe er namentlich über gewiſſe ſchwerere Dogmen wieder zu lehren verſuche, nœthigte man ihn einen Weg einzuſchlagen auf dem ſich allmählig für ſeinen Trieb religiœſer Thætigkeit ein ungeahnetes Feld eröffnete.

Er begab ſich nach der damals berühmteſten hohen Schule der Welt, nach Paris. Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Claſſe der Grammatik, die er ſchon in Spanien angefangen, die der Philoſophie machen, ehe er zur Theologie zugelaßen wurde. Aber bei den Worten die er flectieren, bei den logiſchen Begriffen die er analyſieren ſollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiœſen Sinnes den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dieß für Eingebungen des bœſen Geiſtes erklærte, der ihn von dem rechten Weg abführen wollte, und ſich der rigoroſeſten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufgieng, ſo ließ er doch darum von ſeiner geiſtlichen Richtung und ſelbſt ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier wars, wo er die erſten nachhaltigen, wirkſamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburſchen Loyolas in dem Collegium S. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen (ein Menſch, bei den Heerden ſeines Vaters aufgewachſen, der ſich einſt des Nachts unter freyem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte) nicht ſchwer zu gewinnen. Er repetierte mit Ignatius (denn dieſen Namen führte Innigo in der Fremde) den philoſophiſchen Curſus: dieſer theilte ihm dabei ſeine aſcetiſchen Grundſätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund ſeine Fehler bekämpfen; klüglich

nicht alle auf einmal, ſondern einen nach den andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweiſe nachzutrachten habe; er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engſte Gemeinſchaft :Ignaz theilte die Almoſen die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zufloßen mit Faber. Schwerer machte es ihm der Andere, Franz Xaver aus Pamplona in Navarra, der nur begierig war der Reihe ſeiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf ſeinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war ſchœn, reich, voll Geiſt, und hatte ſchon am kœniglichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz verſäumte nicht ihm die Ehre zu erweiſen die er in Anſpruch nahm, und zu ſorgen daß ſie ihm von Andern erwieſen wurde. Für ſeine erſte Vorleſung verſchaffte er ihm eine gewiſſe Frequenz. Wie er ihn ſich erſt perſœnlich befreundet, ſo verfehlte ſein Beiſpiel, ſeine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte dieſen wie jenen dahin, die geiſtlichen Uebungen unter ſeiner Leitung zu machen. Er ſchonte ihrer nicht: drey Tage und drey Nächte ließ er ſie faſten; in dem härteſten Winter (die Wagen fuhren über die gefrorene Seine) hielt er Faber dazu an. Er machte ſich beide ganz zu eigen, und theilte ihnen ſeine Geſinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von S. Barbara, die dieſe drey Menſchen vereinigte, in der ſie voll phantaſtiſcher Religioſitæt Plæne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen ſie ſelber nicht wußten wohin ſie führen ſollten.

Betrachten wir die Momente auf denen die fernere Entwickelung dieſer Verbindung beruhte. Nachdem ſich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen ſich allen Ignatius durch guten Rath oder Unterſtützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugeſellt, begaben ſie ſich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Prieſter, las die Meſſe. Sie gelobten Keuſchheit; ſie ſchwuren nach vollendeten Studien in völliger Armuth ihr Leben in Jeruſalem der Pflege der Chriſten oder der Bekehrung der Saracenen zu widmen; ſey es aber unmœglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in dieſem Falle dem Pabſt ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So ſchwur ein jeder, und empfieng die Hoſtie. Darauf ſchwur auch Faber, und nahm ſie ſelbſt. An dem Brunnen S. Denys genoßen ſie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwiſchen jungen Männern; ſchwärmeriſch, nicht eben verfänglich; noch in den Ideen die Ignatius urſprünglich gefaßt hatte; nur in ſo fern davon abweichend, als ſie ausdrücklich die Mœglichkeit berechneten dieſelben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir ſie in der That mit noch drey andern Genoßen ſämmtlich in Venedig um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen. Von einem weltlichen Ritterthum ſahen wir ihn zu einem geiſtlichen übergehen; in die ernſthafteſten Anfechtungen fallen, und mit phantaſtiſcher Aſcetik ſich daraus hervorarbeiten; Theolog und Gründer einer ſchwärmeriſchen Geſellſchaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen ſeine Abſichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg der eben damals zwiſchen Venedig und den Türken ausbrach an der Abreiſe, und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; ſodann aber fand er in Venedig ein Inſtitut das ihm, man möchte ſagen, die Augen erſt recht öffnete. Eine Zeit lang ſchloß ſich Loyola auf

das engſte an Caraffa an; in dem Convent der Theatiner der ſich in Venedig gebildet nahm er Wohnung. Er diente in den Spitælern über welche Caraffa die Aufſicht führte, in denen dieſer ſeine Novizen ſich üben ließ. Zwar fand ſich Ignatius durch das theatiniſche Inſtitut nicht völlig befriedigt; er ſprach mit Caraffa über einige in demſelben vorzunehmende Veränderungen, und ſie ſollen darüber mit einander zerfallen ſeyn. Aber ſchon dieß zeigt wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Prieſtern ſah er hier ſich den eigentlich clericaliſchen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesſeit des Meeres bleiben, und ſeine Thætigkeit in den Bezirken der abendländiſchen Chriſtenheit verſuchen, ſo erkannte er wohl daß auch er nicht füglich einen andern Weg einſchlagen konnte.

In der That nahm er in Venedig mit allen ſeinen Gefährten die prieſterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigtægigem Gebet mit dreyen von ihnen zu predigen. An dem næmlichen Tage zur næmlichen Stunde erſchienen ſie in verſchiedenen Straßen, ſtiegen auf Steine, ſchwangen die Hüte, riefen laut, und fiengen an zur Buße zu ermahnen. Seltſame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; ſie ſprachen ein unverſtändliches Gemiſch von Spaniſch und Italiæniſch. In dieſen Gegenden blieben ſie, bis das Jahr, das ſie zu warten beſchloßen hatten, verſtrichen war. Dann brachen ſie auf nach Rom.

Als ſie ſich trennten (denn auf verſchiedenen Wegen wollten ſie die Reiſe machen) entwarfen ſie die erſten Regeln um auch in der Entfernung eine gewiſſe Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber ſollten ſie antworten, wenn man ſie nach ihrer Beſchäftigung fragen würde? Sie gefielen ſich in dem Gedanken als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten militæriſchen Phantaſien des Ignatius zufolge beſchloßen ſie ſich die Compagnie Jeſu zu nennen; ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trægt.

In Rom hatten ſie Anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er ſehe alle Fenſter geſchloßen, und von dem alten Verdacht der Ketzerey mußten ſie hier noch einmal frey geſprochen werden. Allein indeſs hatte ihre Lebensweiſe, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und ſo viele zeigten ſich bereit zu ihnen zu treten, daß ſie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Geſellſchaft denken konnten.

Zwey Gelübde hatten ſie bereits gethan: jetzt legten ſie das dritte, das des Gehorſams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorſam für eine der vornehmſten Tugenden erklært, ſo ſuchten ſie grade in dieſem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war ſchon viel, daß ſie ſich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beſchloßen: allein dieß genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die beſondere Verpflichtung hinzu alles zu thun was ihnen der jedesmalige Pabſt befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken Heiden und Ketzern, in das er ſie ſenden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich.

Welch ein Gegenſatz gegen die bisherigen Tendenzen dieſer Zeit! Indem der Pabſt auf allen Seiten Widerſtand und Abfall erfuhr, und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte ſich hier eine Geſellſchaft, freywillig, voll Eifer, enthuſiaſtiſch, um ſich ausſchließlich ſeinem Dienſte zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen ſie Anfangs, im Jahre 1540, unter einigen Beſchränkungen, und alsdann, 1543, unbedingt zu beſtætigen.

Indeſs that auch die Geſellſchaft den letzten Schritt. Sechſe von den älteſten Bundesgenoßen traten zuſammen um den Vorſteher zu wählen, der, wie der erſte Entwurf, den ſie dem Pabſt einreichten, beſagte, Grade und Ämter nach ſeinem Gutdünken vertheilen, die Conſtitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen andren Dingen aber allein zu befehlen haben ſolle; in ihm ſolle Chriſtus als gegenwärtig verehrt werden. Einſtimmig wählten ſie Ignaz, der, wie Salmeron auf ſeinem Wahlzettel ſagte, ſie alle in Chriſto erzeugt, und mit ſeiner Milch genährt habe.

Und nun erſt hatte die Geſellſchaft ihre Form. Es war auch eine Geſellſchaft von *Chierici regolari;* ſie beruhte auch auf einer Vereinigung von clericaliſchen und klœſterlichen Pflichten: allein ſie unterſchied ſich vielfach von den übrigen dieſer Art.

Hatten ſchon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen laßen, ſo giengen die Jeſuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klœſterliche Tracht zu vermeiden: ſie ſagten ſich auch von den gemeinſchaftlichen Andachtsübungen welche in den Klœſtern den grœſten Theil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit im Chor zu ſingen los.

Dieſer wenig nothwendigen Beſchäftigungen überhoben, widmeten ſie alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte den weſentlichen Pflichten. Nicht einer beſondern wie die Barnabiten, obwohl ſie die Krankenpflege, weil ſie einen guten Namen machte, ſich angelegen ſeyn ließen; nicht unter beſchränkenden Bedingungen wie die Theatiner: ſondern mit aller Anſtrengung den wichtigſten. Der Predigt. Schon als ſie ſich in Vicenza trennten, hatten ſie ſich das Wort gegeben hauptſächlich für das gemeine Volk zu predigen, und ſich mehr eindrücklicher Bewegung als ausgewählter Rede zu befleißigen: ſo fuhren ſie nunmehr fort. Der Beichte. Denn damit hängt die Leitung und Beherſchung der Gewißen unmittelbar zuſammen; in den geiſtlichen Uebungen, durch welche ſie ſelber mit Ignaz vereinigt worden, beſaßen ſie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend. Hierzu hatten ſie ſich gleich in ihren Gelübden durch eine beſondere Clauſel verpflichten wollen, und ob dieß wohl da nicht durchgegangen war, ſo ſchärften ſie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteſte ein. Vor allem wünſchten ſie die aufwachſende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen ſie fallen, und widmeten ſich den weſentlichen, wirkſamen, Einfluß verſprechenden Tendenzen.

Aus den phantaſtiſchen Beſtrebungen Ignatios hatte ſich demnach eine vorzugsweiſe practiſche Richtung entwickelt, aus ſeinen aſcetiſchen Bekehrungen ein Inſtitut, mit weltkluger Zweckmæßigkeit berechnet.

Alle ſeine Erwartungen ſah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeſchränkte Leitung einer Geſellſchaft in Händen auf welche ein großer Theil ſeiner Intuitionen übergieng; welche ihre geiſtlichen Überzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er ſie durch Zufall und Genius erworben hatte; welche zwar ſeinen Jeruſalemiſchen Plan nicht ausführte, bei dem ſich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entfernteſten erfolgreichſten Miſſionen ſchritt, und hauptſächlich jene Seelſorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm wie er ſie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich ſoldatiſchen und geiſtlichen Gehorſam leiſtete.

ELISABETH VON ARNIM.

AUS DEM TAGEBUCHE.

In den hängenden Gärten der Semiramis bin ich erzogen, ich glattes braunes feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen. Wer konnte mich vom glühenden Fels losreißen in der Mittagssonne? wer hätte mich gehemmt die steilsten Hœhen zu erklettern und die Gipfel der Bäume? wer hätte mich aus träumender Vergeßenheit geweckt mitten unter den Lebenden, oder meine begeisterten Nachtwanderungen gestœrt auf nebelerfülltem Pfad? Sie ließen mich gewähren, die Parzen und Musen und Grazien, die da alle eingeklemmt waren im engen Thal, das vom Geklapper der Mühlen dreyfaches Echo in den umgrenzenden Wald rief, vom Goldsandfluß durchschnitten, deßen Ufer jenseits eine Bande Zigeuner in Pacht hatte, die Nachts im Wald lagerten und am Tag das Gold fischten, diesseits aber durch die Bleicher benutzt war und durch die wiehernde Pferde und Esel die zu den Mühlen gehœrten. Da waren die Sommernächte mit Gesang der einsamen Wächter und Nachtigallen durchtœnt, und der Morgen mit Geschrey der Gänse und Esel begonnen: da machte die Nüchternheit des Tags einen rechten Abschnitt von dem Hymnus der Nacht.

Manche Nächte hab' ich da im Freyen zugebracht, ich kleines Ding von acht Jahren: meinst Du, das war nichts? Mein Heldenthum wars: denn ich war kühn, und wußte nichts davon. Die ganze Gegend, so weit ich sie ermeßen konnte, war mein Bett; ob ich an Ufersrand, von Wellen umspült, oder auf steilem Fels, vom fallenden Thau durchnäßt, schlief, das war mir einerley. Aber, Freund, wenn die Dämmerung wich, und der Morgen seinen Purpur über mir ausbreitete, und mich, nachdem ich dem Gesang der steigenden Lerche schon im Traum gelauscht hatte, unter tausendfachem Jubel aller besiederten Kehlen weckte: was meinst Du, wie ich mich fühlte? Nichts geringer als göttlicher Natur fühlt' ich mich, und ich sah herab auf die ganze Menschheit. Solcher Nächte zwey erinnere ich mich, die schwül waren, wo ich aus den beklommenen Schlafsælen zwischen den Reihen von Tiefschlafenden mich schlich und hinaus ins Freye eilte, und mich die Gewitter überraschten, und die breite blühende Linde mich unter Dach nahm; die Blitze feuerten durch ihre tief hängenden Zweige: dieß urplötzliche Erleuchten des fernen Waldes und der einzelnen Felszacken erregte mir Schauer; ich fürchtete mich, und umklammerte den Baum, der kein Herz hatte was dem meinen entgegen schlug.

O lieber Freund! hätte ich nun den lebendigen Pulsschlag gefühlt unter dieses Baumes Rinde, dann hätte ich mich nicht gefürchtet: dieß kleine Bewegen, dieß Schlagen in der Brust kann Vertrauen erregen, und kann den Feigen zum Helden umwandeln: denn

wahrlich, fühlt' ich dein Herz an meinem schlagen, und führtest Du mich in den Tod, ich eilte triumphierend mit Dir!

Aber damals in der Gewitternacht unter dem Baum, da fürchtete ich mich; mein Herz schlug heftig: das schœne Lied «Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält», das konnte ich damals noch nicht singen; ich empfand mich allein mitten im Gebraus der Stürme: doch war mir so wohl, mein Herz ward feurig. Da läuteten die Sturmglocken des Klosterthurms; die Parzen und Musen eilten im Nachtgewand mit ihren geweihten Kerzen in das gewölbte Chor; ich sah unter meinem sturmzerzausten Baum die eilenden Lichter durch die langen Gänge schwirren; bald tœnte ihr *Ora pro nobis* herüber im Wind; so oft es blitzte, zogen sie die geweihte Glocke an: so weit ihr Schall trug, so weit schlug das Gewitter nicht ein.

Ich allein jenseits der Clausur unter dem Baum in der schreckenvollen Nacht, und jene alle, die Pflegerinnen meiner Kindheit, wie eine verzagte verschüchterte Heerde zusammen in dem innersten feuerfesten Gewölb ihres Tempels, Litaneyen singend um Abwendung der Gefahr: das kam mir so lustig vor unter meinem Laubdach, in dem der Wind raste und der Donner wie ein brüllender Lœwe die Litaney sammt dem Geläut verschlang. An diesem Ort hätte keines von jenen mit mir ausgehalten: das machte mich stark gegen das einzige Schreckenvolle, gegen die Angst; ich fühlte mich nicht verlaßen in der allumfaßenden Natur. Der herabstrœmende Regen verdarb ja nicht die Blumen auf ihrem feinen Stengel: was sollte er mir schaden? Ich hätte mich schæmen müßen vor dem Vertrauen der kleinen Vœgel, hätt' ich mich gefürchtet.

So hab' ich allmählig Zuversicht gewonnen, und war vertraulich mit der Natur, und hab zum Scherz manche Prüfung bestanden; Sturm und Gewitter zog mich hinaus, und das machte mich freudig; die heiße Sonne scheute ich nicht; ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund, und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur. Und so bot ich allem Trotz was Andre fürchteten; und in der Nacht in schauerlichen Wegen im finstern Gebüsch, da lockte es mich hin, da wars überall so heimlich, und nichts war zu fürchten.

Oben im ersten und hœchsten Garten stand die Klosterkirche auf einem Rasenplatz, der am felsigen Boden hinab grünte, und mit einem hohen Gang von Trauben umgeben war; er führte zur Thüre der Sacristey. Vor dieser saß ich oft, wenn ich meine Geschäfte in der Kirche versehen hatte: denn ich war Sacristan: ein Amt dem es oblag, den Kelch in dem die geweihten Hostien bewahrt wurden, zu reinigen und die Kelchtücher zu waschen: dieß Amt wurde nur dem Liebling unter den jungfräulichen Kindern vertraut; die Nonnen hatten mich einstimmig dazu erwählt. In dieser Thürwölbung saß ich manchen heißen Nachmittag; links in der Ecke des Kreuzbaues das Bienenhaus unter hohen Taxusbäumen, rechts der kleine Bienengarten, bepflanzt mit duftenden Kräutern und Nelken, aus denen die Bienen Honig saugten. In die Ferne konnte ich von da sehen: die Ferne die so wunderliche Gefühle in der Kinderseele erregt, die ewig eins und dasselbe vor uns liegt, bewegt in Licht und Schatten, und zuerst schauerliche Ahnungen einer verhüllten Zukunft in uns weckt. Da saß ich und sah die Bienen von ihren Streifzügen heimkehren; ich sah wie sie sich im

Blumenſtaub wälzten, und wie ſie weiter und weiter flogen in die ungemeßene Ferne; wie ſie im blauen ſonnedurchglänzten Æther verſchwebten: und da gieng mir mitten in dieſen Anwandlungen von Melancholie auch die Ahndung von ungemeßenem Glück auf.

Ja, die Wehmuh iſt der Spiegel des Glücks: du fühlſt, du ſiehſt in ihr ausgeſprochen ein Glück nach dem ſie ſich ſehnt. Ach, und im Glück wieder durch allen Glanz der Freude durchſchimmernd dieſe ſchmerzliche Wolluſt! Ja, das Glück iſt auch der Spiegel dieſer aus unergründlichen Tiefen aufſteigenden Wehmuth. Und jetzt noch in der Erinnerung wie in den Kindertagen füllt ſich meine Seele mit jener Stimmung, die leiſe mit der Dämmerung hereinbrach, und dann wieder nachgab, wenn das Sonnenlicht mit dem Sternenlicht gewechſelt hatte, und der Abendthau meine Haare losringelte. Die kalte Nachtluft ſtählte mich; ich buhlte, ich neckte mich mit den tauſend Augen der Finſterniſs, die aus jedem Buſch mir entgegenblitzten. Ich kletterte auf die Caſtanienbäume, und legte mich ſo ſchlank und elaſtiſch auf ihre Äſte; wenn dann der Wind durchſchwirrte, und jedes Blatt mich anflüſterte, da wars als redeten ſie meine Sprache. Am hohen Traubengeländer, das ſich an die Kirchenmauer anlehnte, ſtieg ich hinauf, und hœrte die Schwalben in ihrem Neſtchen plaudern: halb träumend zwitſchern ſie zwey-dreyſylbige Tœne, und aus tiefer Ruhe ſeufzt die kleine Bruſt einen ſüßen Wohllaut der Befriedigung. Lauter Liebesglück, lauter Behagen daß ihr Bettchen von befreundeter Wärme durchſtrœmt iſt.

O Weh über mich daß mir im Herzen ſo unendlich weh iſt, bloß weil ich dieß Leben der Natur mit angeſchaut habe in meinen Kindertagen. Dieſe tauſendfältigen Liebesſeufzer, die die Sommernacht durchſtöhnen, und inmitten dieſer ein einſames Kind, einſam bis ins innerſte Mark, das da lauſcht ihren Seligkeiten, ihrer Inbrunſt, das in dem Kelch der Blumen nach ihren Geheimniſſen forſcht, das ihren Duft in ſich ſaugt wie eine Lehre der Weisheit, das erſt über die Traube den Segen ſpricht ehe es ſie genießt.

WALHALLAS GENOSSEN

GESCHILDERT DURCH

KARL LUDWIG AUGUST KOENIG VON BAYERN.

ULPHILA,

BISCHOF.

Geboren wahrſcheinlich um 310.
Geſtorben wenig vor 380.

Darinnen ſtimmen alle Geſchichtſchreiber überein, daß Ulphila, ein Kleingothe (welche in dem, von Kaiſer Valens ihnen auf dem rechten Donauufer in Dacien, einem Theile Ungarns und Serbiens, zugewieſenen Lande angeerbte Unabhängigkeit behaupteten), zwanzig Jahre Biſchof, des neuen und faſt des ganzen alten Teſtamentes erſter Überſetzer in ſeines Volkes Sprache war. Daß die gothiſchen Buchſtaben von ihm herrühren, bewies ſich unbegründet. Ob er Katholike oder Arianer, darüber ſind die Meynungen verſchieden, nicht über ſeine Rechtſchaffenheit. So ſeines Volkes Hochachtung gegen ihn, daß allgemein angenommen: «Was Ulphila thut, muß gut ſeyn.» Ruhm erwarben von den Teutſchen damals faſt ausſchließlich nur Herrſcher und Helden; um ſo wohlthuender darum, eines großen Mannes Streben zu ſeines Volkes geiſtiger Veredlung zu ſehen, und daß es von ihm dankbar anerkannt wurde.

DES NIBELUNGEN LIEDES DICHTER.

Von wem das Nibelungenlied herrührt? Vom trefflichſten altteutſchen Dichter, welcher aber (gleich dem Baumeiſter von des Mittelalters herrlichſten Werke, dem Cölner Dom) nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Ein Südteutſcher war's, wenigſtens ſeiner Geſinnung nach ein Oeſterreicher, vielleicht Heinrich von Ofterdingen (Efferdingen?). Dieſer, (unter deſſen Namen Weniges auf die Nachwelt gekommen) lebte im XIIten und XIIIten Jahrhundert, war jung am Hofe Herzogs Leopold VII des Glorreichen von Oeſterreich. Ihn erhob des Sängers Dankbarkeit über den von Aller Liedern weidlich gelobten anweſenden Thüringen'ſchen Landgrafen Hermann in dem von ihm in ſeiner Wartburg veranſtalteten Geſangwettkampf. Solches erbitterte deſſen Theilnehmer, nicht den Landgrafen. Er ließ den berühmten Minneſänger Klingsohr aus Ungarn als Schiedsrichter kommen und Heinrichen von Ofterdingen erkannte dieſer den Preis zu. Das Nibelungenlied iſt der Teutſchen Ilias und Odyſſee; doch wie des Mittelalters Teutſche ſich gegen des Alterthumes Griechen verhalten, ſo dieſe Gedichte zu einander. In Volksthümlichkeit wurzelnd (wahrſcheinlich auf Burgundiſche Begebenheiten und Sagen ſich gründend) ächt teutſch iſt das Nibelungen Lied, in welchem deſſen ganzes Ritterthum mit ſeinen blühenden minnlichen Frauen in ſchimmerndſter Farbenpracht geſehen wird.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE,

MINNESÄNGER.

Geboren wahrscheinlich am Rhein nach 1175.

Gestorben zu Würzburg 1230.

In Oesterreich lernte Walther singen, welche Kunst unter der Babenberger hochsinnigem Geschlecht dort blühte, so wie alles Schœne und Gute. Viel war er und freundlich angesehen bey Oesterreich's Herrschern, bey den Kaisern Philipp von Schwaben und Friedrich II, der, selbst Minnesänger, ihm ein Lehen verlieh; zog mit Letzterem in's Gelobte Land, wohin sich seine Seele lange gesehnt. Bald in dieser, bald in jener Stadt, hielten die Kaiser Hof, bald da, bald dort in ihrem Lande die Fürsten, und der Freude zog der freudige Sänger nach, von Burg zu Burg, von Ort zu Ort, was schon wegen seines Unterhalts erforderlich, wie, um nicht fremd zu werden; sehr begehrend die meisten und Walther von der Vogelweide keine Ausnahme. Er gilt für einen der zwölf Stifter des Minnegesangs. Ob Walther lesen und schreiben gekonnt, ist nicht bekannt; das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er, nicht Minne, nur Vaterlands-Liebe beseelte meistens seine Lieder; teutscher war kein Sänger. Gerechtigkeits-Sinn, Frömmigkeit, liebenswerthe Einfalt lebt in seiner Dichtung, der hell sah für seine Zeit. Er durchlebte des Minnegesangs schœnste von jener an, in der des Gemüthes seelenvoller Ausdruck vorherrschend, bis zu der, in welcher des Gedankens Tiefe es war.

WOLFRAM VON ESCHENBACH,

MINNESÄNGER.

Geboren zu Eschenbach um 1175.

Gestorben vor 1251.

Wolfram Freyherr von Eschenbach aus Franken, ein nachgeborner Sohn, empfing den Ritterschlag in Henneberg; nahm Theil an dem von ihm beschriebenen Wartburger Wettkampf und wanderte sein Leben lang, durch Minnegesang es erhaltend. Dieß wenige weiß man von ihm, und wenige nur seiner vielen Lieder sind noch bekannt, obgleich einer der fruchtbarsten Minnesänger des schwæbischen Zeitalters und der besten. Eschenbach verteutschte manches franzœsische und provençalische Lied, konnte aber sogar seine Muttersprache nicht schreiben, gesteht es in seinem Parcival selbst. Es war, obgleich öfters nicht sorgenleer, reizend des Minnesänger's Leben; gerade der Wechsel erhob des Schœnen Genuß. Freudig ward der Freudebringende empfangen, und wie er weiter wallte nach kurzem Aufenthalte, so zogen auch an seiner Seele, in desto jugendlicherer Lebendigkeit, mit des ersten Eindrucks ungeschwächtem Feuer, die Begebenheiten vorüber.

JOHANN TURMAYR, GENANNT AVENTIN,

GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren zu Abensberg 1477.

Gestorben zu Regensburg 1534.

Weil aus dem niederbayerischen Städtchen Abensberg Johann Turmayr, darum (latinisirt) Aventin genannt. Kein Brodstudium scheint derselbe, nur den rein menschlichen Sinn nährende, stärkende Wissenschaften

(*humaniora*) ergriffen zu haben. Er lehrte dann auf mehr denn einer Universitæt classische Literatur. Ihm vertraute sein Herzog die Erziehung seiner zwey ältesten Söhne, welche er, fern vom Hofe, treulich besorgte, und wurde, mit dem jüngsten von einer Reise nach Italien zurück, bayerischer Historiograph. Frey schrieb Turmayr Bayerns Geschichte, ihr Vater durch seine *annales Bojorum*, spæter von ihm verteutscht, verbessert, bereichert, voll Ernst und Kraft; doch ließ Vaterlandsliebe ihn manches Ungegründete als wahr annehmen. Das Göttliche (*Θειον*) erfüllte seine Werke; er war von edler Einfalt in Allem, Jedem mild, ein redlicher Mann, ohne Eigennutz. Den an hunderten von Orten befindlichen, häufig verborgenen Stoff zu Bayerns Geschichte hatte er zu sammeln, theils erst zu entdecken; eine ungeheuere Arbeit! Aus seinem Hause in Abensberg hießen Geistliche den gegen ihre Mißbräuche sich erklærenden hellen Denker in's Gefängniß schleppen, woraus jedoch der Herzog ihn sehr bald befreyte; aber seine Heiterkeit war dahin und die in spæten Jahren geschlossene Ehe trübte diese noch mehr.

ÆGID TSCHUDI,

GESCHICHTSCHREIBER.

Geboren in Glarus 1505.

Gestorben in Glarus 1572.

Jung arbeitete Tschudi bereits an seines Vaterlandes Geschichte, betrieb eifrigst das Quellen-Studium. Glaubenszwietracht begann in der Schweiz zu wüthen, da gab es auch in ihr Katholiken und Protestanten nur, Eidgenossen keine mehr. Tschudi hieng an der Væter Glauben, wollte gütliche Beylegung, hielt die Glarner ab von dem Kriege der Schweizer gegen die Schweizer. Vier und zwanzig Jahre alt schon Landvogt in Sargans, stieg er in seinem Ort (Canton) von Stufe zu Stufe bis zur hœchsten Stelle, der eines Landammannes, dazwischen acht Jahre in franzœsischem Kriegsdienst und mehr denn einmal seiner Heimath Gesandter, dabey immer der Erforschung schweizerischer Geschichte obliegend. Der wohlthætige, redliche, milde Mann mußte, als der einheimischen Katholiken Hauptstütze, obrigkeitlichem Willen gemæß, Glarus in seinen alten Tagen verlassen, doch kehrte er zurück, seine Mitbürger verlangten es. Der Schweizer Geschichte Vater ist Tschudi, welcher »fast alle Zeiten der Schweizerländer mit einer solchen Belesenheit, mit so getreuem unermüdeten Fleiße und alter Würde beschrieben, dass er alle älteren und neueren Geschichtsschreiber dieses Landes hinter sich gelassen;« so urtheilt ihr grœsster: Johannes Müller.

GOTTFRIED WILHELM FREYHERR VON LEIBNITZ,

WEISER, GELEHRTER UND STAATSMANN.

Geboren in Leipzig 1646.

Gestorben in Hannover 1716.

Kaum vierzehnjährig begann Leibnitz die Universitæts-Studien, in solchem Alter beynahe jedem schædlich, ihm nützlich. Der Weltweisheit und Grœßenlehre befliß er sich vorzüglich, sie blieben ihm die liebsten Wissenschaften, so vielen auch sein immer reger Geist sich mit Auszeichnung widmete, darunter Gottesgelehrtheit, Geschichte, Völkerrecht, Naturkunde, Chemie, selber der Alchymie nicht fremd, der clas-

ſiſchen und vieler lebenden Sprachen mächtig, war Dichter, Staatsmann; und faſt unglaublich, wie viel, als des Nachdenkens Frucht, er ſchrieb, bey der Menge ſeiner Beſchäftigungen, nebſt dem ſehr ausgedehnten, fleißig geführten Briefwechſel. Panhiſtor war Leibnitz, (mit dem der Neueren keiner, der Alten nur Plinius zu vergleichen). Bewunderung, Staunen erregend, der jedoch kein Vorbild werden darf; denn ein Univerſalgenie iſt des Seltenen Seltenſtes. In des Churfürſten von Maynz, des erhabenen Johann Philipp von Schœnborn Dienſte, nach deſſen Tod in Hannœver'ſchen, reiſend nach Berlin und Wien, in Frankreich, England, Italien von den angeſehenſten Männern jeder Religion hochgeſchätzt, brachte Leibnitz, den Verdienſt in den Adelſtand erhoben, ſein äuſſerſt thætiges Leben zu in der großen Welt, in der Studierſtube, in öffentlichen Geſchäften, in den umfaſſendſten gelehrten Arbeiten; fand zu Allem Zeit, weil er ſie finden wollte, keine verlor. Philoſophiſche Syſteme entſtehen und vergehen, aber Leibnitzens Ruhm währt unerſchüttert.

NICOLAUS LUDWIG GRAF VON ZINZENDORF,

STIFTER DER BRUEDERGEMEINDE.

Geboren in Dresden 1700.

Geſtorben in Herrnhut 1760.

Fromm war Zinzendorf's Erziehung und ganzes Leben; Gottes Wort verkündigen, fromme Vereine ſtiften, ſchon dem Kinde angelegener Herzenswunſch. Doch auch ihn verſchonte nicht der Zweifel; ja! es geſchah, daß er den Glauben verlor, nahe der Gottesläugnung kam, aber die Liebe zu Chriſtus ſiegte. Jurisprudenz aus Gehorſam, Theologie aus Neigung lernte er, nahm, unter vielen Thrænen, eine Juſtizſtelle in Dresden an. Als bereits die Abſicht, chriſtliche Vereine zu ſtiften, von ihm aufgegeben, geſchah es im Jahre 1722, daß drey Mähriſche Brüder mit ihren Frauen auf ſeiner Beſitzung in der Lauſitz ein Haus bauten, das war Herrnhuts Anfang. Freundlich wurden ſie von dem zurückkehrenden Zinzendorf empfangen, wollte jedoch keinen Andrang, der aber nicht ausblieb. Die Sächſiſche Regierung verwies ihn des Landes, hielt ihn an, ſeine Güter zu veräuſſern; der Name ſeiner Feinde war Legion, gegen ihn dreyzehnhundert Beſchuldigungen. «Wenn ich nur meinem Heilande gefalle, mœgen doch die Leute, die Ihn nicht lieb haben, und wenn es die ganze Welt wære, mir gram ſeyn, was ſchadet es!» ſo ſprach, ſo dachte Zinzendorf, deſſen ganzes Weſen ſelten unterbrochene Heiterkeit, «der glaubte, weil er liebte, unzertrennlich an Jeſus hieng; ſeine Leidenſchaft nur Er, nur Er.» Von zwey proteſtantiſchen Mähriſchen Biſchœfen ließ ſich Zinzendorf zum Prieſter weihen, reiſte in Religions-Angelegenheiten nach der Schweiz, Dænemark, Preuſſen, Liefland, England, nach Weſtindien, Nordamerika, ſogar zu den dortigen Wilden, in welchen meiſten Ländern Brüdergemeinden entſtanden, verwendete für ſie ſein Vermœgen. Daß ſeine Verbannung aus Sachſen nach zehn Jahren aufhœren würde, und dieſes nicht allein, ſagte er voraus. Seine Privatanſichten nicht zu vertheidigen, bat er auf der letzten, von ihm gehaltenen Synode, wollte kein Sectenſtifter ſeyn. Vier Tage nur krank, ſchmerzlos, heiter, ging er hinüber.

JOHANN WINCKELMANN,

KUNSTFORSCHER.

Geboren in Stendal 1717.
Geftorben in Trieft 1768.

Eines fehr armen Schufters Sohn, galt der Knabe Winckelmann als Beyfpiel des Fleißes in Erlernung der Sprachen Hella's und Latium's. Claffiker bey einer Verfteigerung erwerben zu können, erbat er fich das Geld auf einer deßwegen unternommenen Fußreife. Dürftiger Conrector geworden, fchlief er, um mehr in der Vorwelt zu leben, während fünf Jahren wenige Stunden nur in einem Armftuhle, fchrieb dann dem Grafen Bünau «um einen Winkel in deffen Bücher-Sammlung.» In ihr fagte ihm der Nuntius: «Nach Italien müffen Sie reifen.» Nach Italien, nach Rom, deffen Kunftwelt ergründen, das fein Beruf, dieß fühlte Winckelmann jetzt. Lange war er in Anfchauung verfunken, bis er dann über Kunft fchrieb; befchrieb begeiftert der Begeifterung Werke. Der die Bahn eröffnet, fie fo eröffnet, dem bleibt hœchfter Ruhm, mag fich gleich derfelbe in Einigem geirrt haben. Italienifche Wärme vereinigte er mit teutfchem Fleiße; feine eigene, die faltenreiche, anfchauen machende und fchœne Schreibart ift um fo verdienftlicher, weil fad damals die faft aller teutfchen Schriftfteller. Antiquario della Cammera Apoftolica wurde er, bereits Vorftand der reichen Antiken-Sammlung feines Freundes, Cardinal Alexander Albani's; Winckelmann war glücklich. Sein Fühlen glich dem des edelften Hellenen, Plato's; Schwärmerey nennt's die Menge, welche dieß erhebende, befeligende nicht kennt. Nach zwölf- bis dreyzehnjährigem, nur wenig unterbrochenem Aufenthalt in Rom unternahm er, dringend dazu eingeladen, eine Reife nach Teutfchland, wo er ausgezeichnet behandelt, anfehnliche Gefchenke bekam, feines frühzeitigen Todes Urfache. Wenige Stunden, nachdem er fünf Mefferftiche empfangen, feinem Mörder vergebend, ftarb Winckelmann, der offen, treu und gut, «den Rœmern Rom's alte Kunftfchätze kennen gelehrt.»

ALBRECHT VON HALLER,

ARZT, DICHTER, GELEHRTER.

Geboren in Bern 1708.
Geftorben in Bern 1777.

Haller, als Kind fchon gelehrt, wurde in und auffer dem Vaterhaufe, auf Tübingens Hochfchule noch, gering gefchätzt; doch er blieb beharrlich. Die Ehrfucht lag in ihm, durch Fleiß und Gefchicklichkeit immer der erfte zu feyn. In Leyden zog es ihn zu dem großen Boerhaave, lebte dann in London und Paris ausfchließlich der Heilkunde, als gæbe es keine andere Wiffenfchaft. Der Krankheit Urfache zernichten, darin beftand fein vorzüglichftes Verdienft, erfand Mittel, wenn keine beftanden. Nicht Pflanzen nur, auch Stoff zu Gedichten fammelte er auf feinen Alpenreifen. Den feine Vaterftadt vernachläffigte, um den bewarb fich Hannover's hochverdienter Minifter von Münchhausen für fein Göttingen, zu deffen Glanz Haller viel beytrug, nicht bloß durch das, was er als Profeffor leiftete, fondern gleichfalls durch die von ihm bewirkten Anftalten. Über Heilkunde, Naturlehre, Völker-, Gelehrten-, Kirchen- und Natur-Gefchichte, über alte Literatur, Theologie, Logik, Metaphyfik, Botanik, Phyfiologie, Chirurgie fchrieb Haller und das gut, hatte

inne die griechiſche, lateiniſche, hebræiſche Sprache, lernte ohne Wörterbuch die franzœſiſche, engliſche, italieniſche, ſchwediſche, dæniſche, holländiſche und ſpaniſche. Nicht allein großer Gelehrter, was mehr, trefflicher Menſch war er, für das was recht, immer entſchieden. Endlich dachte Bern an den bereits von Kaiſer und Kœnigen ehrenvoll Ausgezeichneten, ertheilte ihm dieſes Freyſtaates vierte Stelle. In ſeinem Hauſe von dem, in den Adelſtand ihn erhoben habenden Kaiſer Joseph II. beſucht, ſtarb Albrecht von Haller noch in dem næmlichen Jahre.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING,

GELEHRTER UND DICHTER.

Geboren in Kamenz 1729.

Geſtorben in Braunſchweig 1781.

Lessing, eines armen frommen ſächſiſchen Predigers Sohn, hatte Luſt, Alles zu lernen, was ihm vorkam, gegen Theologie aber Abneigung, verfaßte jedoch in ſpæteren Jahren viele theologiſche Schriften, als ihn die dramatiſchen aneckelten. Die wider ſeinen Tadel eines Modeſtückes gerichtete Äußerung: «leichter ſey tadeln als beſſer machen,» hatte hingereicht, damit er Schauſpiele ſchrieb. Vergeſſen ſind faſt alle, aber des Trauerſpieles Emilia Galotti Ruhm währt fort. Scharfſinniger Sonderer war Lessing, der teutſchen Kritik Vater, räumte viel auf, ging aber, (wie ſolches gewöhnlich) zu weit. In einer Zeit faſt noch allgemeiner Unduldſamkeit lebend, in der jedoch Zweifelſucht mächtig begann, ſchien rühmlich zu verwerfen, was als unumſtœßlich galt. Scharfſinn iſt in Lessing hervorſtehend, darum geriethen ihm Sinngedichte am beſten; zu viel deſſelben enthalten ſeine Schauſpiele; der Erſten Einer, welcher die ſo tief geſunkene teutſche Sprache hob. Äußerſt wohlthætig war er, ein literariſcher Kämpfer, ohne Seelenheiterkeit ertheilenden ächtchriſtlichen Sinn, ſchwermüthig; ihm ſchien, daß es gleichviel, hätte er auch nicht gearbeitet. Der weder als Knabe, noch als Mann nach Anderen ſich zu richten gewußt, ſelbſtſtändig ſeinen Weg gegangen, ſtarb als Bibliothekar der an ſeltenen Handſchriften reichen Wolfenbüttler Bücherſammlung. «Teutſchland kann ſtolz ſeyn, daß Lessing ſein Bürger» ſagt der große Johannes Müller.

JUSTUS MOESER,

ADVOCATUS PATRIÆ.

Geboren in Osnabrück 1720.

Geſtorben in Osnabrück 1794.

So frühe befliß ſich Justus Moeser der Wiſſenſchaften, daß er ſchon in ſeinem zwölften Jahre mit den Geſpielen eine Akademie errichtete. In ſeiner, herrlich hervorragenden, leider! unvollendeten Osnabrück'ſchen Geſchichte ſehen wir den Widerſchein vorgeſchichtlicher Zeit. Partheylos, nur nach Wahrheit forſchend, an tief greifenden Bemerkungen reich, ſpricht Justus Moeser ſonder Wortgepränge ſchlicht aus, was kaum zwey Jahrzehente nach ihm Viele, als wæren es ihre Entdeckungen, redneriſch verkündigen. Seine wahrhaft «patriotiſchen Phantaſien» zeigen manches Gute, was war und warum es nicht mehr; deßgleichen die Mittel, wodurch Beſſerung zu erreichen. Von zu ergreifenden Staatsmaaßregeln bis zum Einzelnen in den Haushaltungen erſtreckt ſich ſeine Sorgfalt durch Ernſt und Scherz.

Wie er ſchrieb, handelte er, ſtets ſeinem Gewiſſen nach. Lange, zwar ohne es zu heißen, Verwalter des Bisthums Osnabrück, hielt er ebenſo auf die landesherrlichen als landſtändiſchen Rechte, diente zwey und fünfzig Jahre. Justus Moeser hatte die Stelle eines Osnabrück'ſchen *advocatus patriæ*; der von Teutſchland war er.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER,

DICHTER.

Geboren in Wommerswende 1748.

Geſtorben in Göttingen 1794.

Predigersſohn aus dem Halberſtädtiſchen wuchs Bürger ſehr langſam an Körper und Geiſt, konnte bis in ſein zehntes Jahr bloß Teutſch leſen und ſchreiben, dichteriſche Einbildungskraft aber zeigte ſich frühe ſchon in dem, Einſamkeit, ſchauerliche Orte Suchenden. Zur Gottes-Gelehrtheit beſtimmt, wurde ſie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen; auch ſie gefiel ihm nicht, nur Dichten. Unglücklich, nicht ohne eigene Schuld, faſt ſein ganzes Leben; auch hatten ſich Nahrungsſorgen zeitig bereits zu ihm geſellt, und verließen ſie ihn, geſchah es nur, um gar bald zurückzukehren. Der lange ſeinem Vaterlande ein Lieblingsdichter, mußte in derſelben Zeit, um ſein kümmerliches Brod zu gewinnen, für Buchhändler Lohnüberſetzungen verfertigen. Endlich in Göttingen auſſerordentlicher Profeſſor, wobey jedoch keine Beſoldung, war er's ziemlich lange, als er ſtarb. Ideal blieb ihm fremd, dem Sinnlichen fröhnten ſeine Gedichte; von Schiller durchaus verſchiedener Richtung. Kein Nachahmer, Urdichter *(original)* iſt Bürger, in Balladen ſeines Vaterlandes grœßter. Weil er der teutſchen Sprache lebendigen Ausdruck fand, auf's Meiſterhafteſte anwandte, darum wurde ihm eine Stelle Walhalla's. Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, ſo iſt es dem, Bürger's Werke leſenden Teutſchen; freudig überraſcht ſieht er ſeiner Sprache ungeahnete Schœnheit.

FRIEDR. GOTTLOB KLOPSTOK,

DER HEILIGE SÄNGER.

Geboren in Quedlinburg 1724.

Geſtorben in Hamburg 1803.

Klopstok, eines Pächters Sohn, empfieng für Geiſt und Körper günſtige Erziehung. In der hochverdienten Schulpforte, der griechiſchen und lateiniſchen Sprache ſich vorzüglich befleißend, ſprühte ſein Geiſt die erſten dichteriſchen Funken, entwarf er die Meſſiade, welches Epos ſchon allein ſeinen Namen erhebt über viele unſterbliche. Mehr als Worte hatte Teutſchland dem nicht gegeben, auf welchen es ſtolz, als Dænemark in ſorgenfreye Lage ihn ſetzte. Dem Erhabenen nur, dem Edlen tœnte Klopstok's Leyer. Einzig, nicht vergleichbar, ſteht er unter den Teutſchen; dem Schwunge ſeiner Meſſiade, ſeiner Oden naht keiner, und die wenigſten ſogar kennen ihre Sprache hinlänglich, ſie ganz zu verſtehen. «Nie endlich, ſeit die Herrlichkeit Roms und ſeine tœnende Sprache unterging, war der ſtolze hexametriſche Rhythmus in einer neuen verſucht worden und erklungen, wie in der teutſchen.» Klopstok war Chriſt und Teutſcher, (dieß drückt ſeiner Gedichte hohe Begeiſterung aus) tugendhaft, heiter, ſchwelgte im Anblicke der Natur, von froher Jugend gerne umringt; die ſich ſelbſt die gute nennende Geſellſchaft ſah ihn ſelten. Als Greis

freute er ſich noch des Lebens; dem Tugendhaften blüht immer Genuß. Ein Begræbniß, feyerlich wie das ſeinige, hatte, wenigſtens ſeit der Minneſänger Zeit, kein teutſcher Dichter. Klopstok's Todtenfeyer begingen mehrere Städte.

WILHELM HEINSE,

SCHRIFTSTELLER.

Geboren in Langenwieſen 1749.

Geſtorben in Aſchaffenburg 1803.

Geringen Standes, unwiſſend, Heinse's Ältern, welcher, die claſſiſchen Sprachen inne, auf ſeiner heimathlichen Thüringer Hohenſchule lernte, am meiſten jedoch auf der hœchſten — der des Lebens. Genialiſchen Geiſtes war er, aber in keiner Brodwiſſenſchaft gelehrt, in der Vorwelt daheim, und in der Kunſt, vorzüglich in der Tonkunſt. Nach Italien ſehnte es ihn, beyde waren für einander, ſchade daß er nur vom Irdiſchen durchdrungen, das Himmliſche ihm verſchloſſen blieb. Drey Jahre da gelebt, kam er in des großſinnigen Churfürſten von Maynz, Karl Friedrich's von Erthal Dienſte, ſpæter deſſen Bibliothekar. Heinse ſchreibt nicht, er malt, wie Coreggio, (ſein Lob, ſein Tadel); in des Südens Glut taucht ſich ſein Pinſel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Es erſtaunt, ſeine Werke leſend, der Teutſche über ſeine Sprache, wird (und wie anders noch, als in Bürger's) überraſcht; welch' neue Welt derſelben öffnet ſich ihm! Leider, daß ein unreiner Geiſt in jedem ſeiner Werke herrſcht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob ſolch' herrlicher Gaben Anwendung. Er brachte, in ſpæteren Jahren wenigſtens, ſeine Gedanken nicht mit d[illegible]r Feder [illegible] Papier: »ſie verwehen, indem dieſe eintaucht,« hatte deßwegen immer ein Dutzend geſpitzter Bleyſtifte neben ſich. Die letzten Jahre litt Heinse viel an Schmerzen im Kopfe, welcher zu ſehr angeſtrengt worden. Claſſiker leſen war ſeine Erholung.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER,

GELEHRTER.

Geboren in Morungen 1744.

Geſtorben in Weimar 1803.

Oſtpreuſſe war Herder, ſein Vater ein nur frommer Mann, unterſter Schullehrer. Der Gottesgelehrſamkeit ſich beflißen, reiſte er, wollte die Welt ſehen ohne welches ſie nicht zu kennen. Hofprediger und Superintendent in Bückeburg wurde er; Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath in Weimar, blieb da für immer; erwarb ſich hier erſt ſeines Ruhmes Grœße. Idealiſch ſein Sinn und das Ideale waltet vor in ſeinen Werken, dichteriſch alle, obgleich die Gedichte nicht die vorzüglichſten. Drey Abſchnitte bildet ſein Schriftſtellerleben, jedes auffallend verſchieden; im ſchœnſten weht von ſeinen Blättern des Morgenlandes balſamiſcher Duft aus der Menſchheit früheren Zeit. Humanitæt ſeines Strebens Zweck, übte ſie doch nicht immer ſelbſt; der überall Freyheit athmete, befahl öfters mit Stolz und Härte in des Geiſtes Gebiet, ſomit ging es dann auch ihm, wie Vielen, dem an Verdienſt aber nur Wenige gleich. In faſt keiner Wiſſenſchaft fremd, als Theolog, Æſthetiker, als Sprach-, Natur-, Geſchichtforſcher ausgezeichnet. Zum Chriſtenthume kehrte Herder in ſeines Lebens letztem Zeitraume zurück. Grœße hatte ſeine Denkart, Kindlichkeit ſein Gemüth, Frœhlichkeit ſein Geiſt;

für Gott und Menſchheit glühte ſein Herz. Leben, Liebe, Licht, der in ſein Siegel eingegrabene Wahlſpruch, iſt es in ſeinem Grabſteine. Von Weimar's vier Sternen der erſte, welcher erloſch.

IMMANUEL KANT,

WELTWEISER.

Geboren in Kœnigsberg 1724.
Geſtorben in Kœnigsberg 1804.

Von armen Ältern geboren, blieb Kant in ſeiner Kindheit meiſt ſich ſelbſt überlaſſen, entwickelte ſich langſam; lernte und lehrte in Kœnigsberg, kam nie weiter als ſieben Meilen. Er war ein ſcharf unterſuchender Denker, ein Verſtandesmann, trocken an Seele wie an Körper, nicht lachend, doch in munterer Geſellſchaft gerne und kein grœßerer Kenner des weiblichen Putzes, als dieſer Philoſoph. Des Gefühles Seligkeit blieb ihm fremd, verſchloſſen der Himmel, Feind der Phantaſie, Muſik, (die Freundin des Menſchen) mochte er nicht, Mathematik hingegen ſehr, metaphyſiſchen Scharfſinnes, wie kein Anderer ſeiner Zeit; doch er ſogar ſah ein, daß nicht Alles zu beweiſen. Den Schüler nicht Philoſophie, ſondern philoſophiren lehren, ſein Vorhaben; er lehrte Rechtſchaffenheit durch Wort und That. Ächter Nordländer, ſeines Kœnigs treuer Preuſſe war Kant; dennoch brachte Friedrich Wilhelm's II Befehl ihn nicht zum Widerruf des gemæß Überzeugung Geſagten. Nicht Bücher-Parade wollte er und hatte keinen Hang, Schriftſteller zu ſeyn, wurde es ſpæt erſt, von Anderen bewogen, war Welt-Weiſer, der ausgezeichnetſten einer, Stifter einer philoſophiſchen Schule; aber wie ſie Anderer Anſehen geſtürzt, ward es auch das ihrige durch neuere. Unzählbar ſind die einander folgenden, ſich verdrängenden philoſophiſchen Syſteme. Wo Wahrheit? fragt ſeit Jahrtauſenden ſehnend der Forſcher, und überſieht das, was vor ſeinen Augen ſie enthält, — das Buch, (die heilige Schrift).

FRIEDRICH VON SCHILLER,

DICHTER.

Geboren in Marbach 1759.
Geſtorben in Weimar 1805.

In Ludwigsburg's trefflicher Karlsſchule ging es plötzlich Schiller'n auf; er entwarf bereits Stellen ſeiner Räuber. In Dienſten ſeines Landesherrn, des Herzogs von Würtemberg, wurde er Regimentsarzt, Wundarzt war ſein Vater. Das Gelübde, zwey Jahre nicht zu dichten, ſtreng beobachtet, fing Schiller mit verſtärkter Luſt und Liebe wieder an, kam, nach einigen in Mannheim zugebrachten Jahren nach Weimar und dahin zurück, als ſeine geſchwächte Geſundheit ihn bewog Jena's Lehrſtuhl der Geſchichte zu verlaſſen. Wie ein in ſeinem Laufe gehemmter Strom, ſprengte er die ſperrenden Schranken, daß die Wogen über die Ufer gewaltig ſchlugen; aber wie des Rheinfalls wildſchäumende, alles mitfortreiſſende Fluten ſpæterhin geräuſchlos fließen in herrlicher Kraft, ſo auch Schiller, deſſen Schriftſtellerleben in drey Zeiträume abzutheilen: glühender ungeregelter Phantaſie im erſten; philoſophiſchen Forſchens im andern; hehren Gefühls mit grœßerer Gründlichkeit verbunden in dem dritten, der mit Wallenſtein beginnt. Auf der Erde konnte es für ihn keine Befriedigung geben; ahnend ergriff es ihn! der noch grœßer als lyriſcher Dichter, denn als dramatiſcher. Der Teutſchen Lieblingsdichter iſt Schiller; denn er iſt teutſch, ſelber ſein Weltbürgerſinn.

Indem er begeiſternd zu des Himmels heiligen Räumen ſchwingt, ſchwebt er ſelbſt ergriffen mit; weil er fühlt, was er ſagt, fühlt der Hœrer auch. Ein inneres Leben nur war in ſeiner Zeit das edeler Teutſchen; aus verflachter Gegenwart Sehnſucht nach einer längſt dahin geſchwundenen großen Vergangenheit; ſchœn wurde geſchrieben, dieß war alles. Rein, wie ſeine Muſe, ſein Leben, gut, liebevoll. Urdichter iſt Schiller von Vielen nachgeahmt und ſchon deßwegen nicht erreicht.

JOHANN VON MÜLLER,

GESCHICHTSCHREIBER.
Geboren in Schaffhauſen 1752.
Geſtorben in Kaſſel 1809.

Des Knaben Johannes Müller anſchauliche feurige Erzählung Schweizeriſcher Schlachten erregte Bewunderung, Staunen ſein ungeheures Gedächtniß. Was des Alterthums grœßte Geſchichtſchreiber, könnten auch wir, meynte Johannes Müller; er konnte es; gedrängt, inhaltſchwer ſeine Worte; alles von ihm erhebt, begeiſtert; wir leben in dem, was er ſpricht; Vergangenheit wird Gegenwart. Die (leider! unvollendete) Geſchichte der Schweiz und die kurze Weltgeſchichte ſind ſeine vorzüglichſten Werke; hielt Quellen-Studium für unerläßlich, hatte ſo viel Stoff geſammelt, daß ein Menſchenleben faſt zu deſſen Verarbeitung gehœrt. Er hieng an ſeinem heimathlichen Freyſtaate, der Schweiz, doch dafür, daß jedes Land an die von den Vætern geerbte Verfaſſung halte, wenn ſie aber geſtürzt, es blindes Streben ſey, ſie herzuſtellen; war für das poſitive Recht. Gegen Weltherrſchaft, als das Grab des Edlen in der Menſchheit, ſprach er ſich aus, beſtimmt, kräftig, offen als Chriſt; vertraute auf Gottes Fügung, liebend, kindlich. In Heſſen-Kaſſel'ſche, Maynziſche, Oeſterreichiſche, Preuſſiſche und Weſtphæliſche Dienſte kam er, der nicht für's Geſchäftsleben, in letztere durch Napoleon, der auch an ihm bewährte, daß er für Augenblicke wie durch Zauber hinzureiſſen wußte. Seine Ernennnng zum Miniſter-Staatsſecretær überraſchte ihn nicht freudig, und gerne ward von ihm dieſe Stelle bald gegen die eines Vorſtandes des Studien-Weſens vertauſcht, in der er viel Bœſes hintertrieb. Gekränkt durch Menſchenurtheil büßte der ſeinem Beruf entriſſene, (teutſchen Herzens Gebliebene) einen ſchwachen Augenblick ſchwer, und vor der Zeit brachte ihn derſelbe in's Grab. Was Thukydides Hellas, Tacitus Rom, war Johannes Müller ſeinem Vaterlande.

CHRISTOPH MARTIN WIELAND,

DICHTER.
Geboren in Biberach 1733.
Geſtorben in Weimar 1813.

Nicht der ſeiner Werke beſtimmt des Schriftſtellers Werth, ſondern ihrer Entſtehung Zeit und deſſen Lage, darum währt Wieland's Ruhm, obgleich vorüber jener ſeiner Gedichte. Des heidniſchen Alterthums Gediegenheit, des chriſtlichen ſelige Erhebung nicht im Zeitalter des Wieland'schen Glanzes. Immer ſittlichen Lebenswandels, doch lüſterner Dichter war er, zart und leicht Proſa und Verſe, aber zu gedehnt, da er Geiſt ſehr mit Waſſer verdünnt; franzœſirt ſeine Grazie; Dichten ihm vergnügliche Unterhaltung. Zum Rathsherrn ernannte Wielanden ſeine Geburtsſtadt, die ihm verzieh,

Dichter zu seyn, kam dann als Professor nach Erfurt, bald darauf als Erzieher des Herzogs und seines Bruders nach Weimar, blieb daselbst. Nach der Jenaer-Schlacht entgieng er dadurch der Plünderung, daß die Franzosen ihn für Teutschlands Voltaire hielten, was er nie gewollt; mehr bestrebt, ein guter Mann zu seyn und zu heissen, als ein berühmter. Weil er genügsam, einfach in Allem, weder Ehrgeitz noch Habsucht kannte, und nicht des Forschens unlöschbaren Durst hatte, aber heiteren Sinn, lebte Wieland so lange und so vergnügt.

JOHANN WOLFGANG VON GŒTHE,

DICHTER UND GELEHRTER.

Geboren zu Frankfurt am Mayn 1749.

Gestorben zu Weimar 1832.

Einer angesehenen Frankfurter Bürgerfamilie angehœrend, war Gœthe zum Rechtsstudium von seinem Vater bestimmt, nicht von der Natur, wie er denn auch, obgleich dessen beflissen, es nicht anwandte. Aus Italien zurück, führte ihn ein freundliches Geschick nach Weimar, wurde Freund, spæterhin Minister des geistreichen Herzogs Karl August; einwirkend vielseitig, wie seine Bildung und Kenntnisse. Nebst Schiller Teutschlands grœsster Dichter, das ist Gœthe, und nicht zu verübeln dem Dichtkunstfreunde der Wunsch, daß er nur hätte dichten sollen in gebundener und in ungebundener Rede, und weit mehr, als es geschehen, sich beschäftigen mit dem Dramatischen; aber wie manche große Männer liebevoll beflissener dessen sind, worin sie nicht ausgezeichnet, so er der Farbenlehre, über 40 Jahre lang. Frühe schon war Gœthe mit sich im Reinen und mit Allem; ihn ergriff nichts mehr, er schwebte wie ein Gott über der Welt, gestaltend nach Belieben. Hohe Klarheit sein Wesen, die sich auch in seiner unerreichten Schreibart zeigte. Verstand, wie in seinen meisten Schriften, in seinem Leben vorherrschend; er gehœrte dem heidnischen Alterthume an, wære einer seiner tiefsten Denker gewesen, und, wie Sinnlichkeit dasselbe durchdringt, ist sie fast mit allen seinen Werken verwebt. Hätte Gœthe auch nur seinen Faust geschrieben, sein Name wære schon unsterblich. Vom Glücke begünstigt, nicht als wenn Reichthum ihm zugestrœmt, aber dadurch, daß ihm bequemes Auskommen zeitig geworden, ohne einem Brodgeschäfte sich unterziehen zu müssen, daß er seinem Genius leben durfte, frühe bereits Anerkennung gefunden, und wie ungewöhnlich lang er auch gelebt, sich nicht überlebte, ohne Körpersgebrechen thætige Geisteskraft behalten, bis er leidenslos, ruhig entschlief. Lange entschied in der Kunst und Dichtung großem Gebiete Gœthe's Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet worden, versucht ihn zu verkleinern, so wird dennoch sein Ruhm fortwährend über Alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken seyn. Mit Gœthe erlosch der vier Sterne, welche in Weimar geleuchtet, letzter.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALTSVERZEICHNISS.

Abbt, Thomas — vom Verdienste: Vom Verdienste des Schriftstellers, des Künstlers und des Predigers 333.

Arnim, Elisabeth von — Tagebuch 1487.

Arnim, Ludwig Achim von — Armuth Reichthum Schuld und Buße der Græfinn Dolores: Der Dichter Waller und seine Frau, Traugott und Alonso 1245.

Bettina s. Arnim, Elisabeth von.

Breitinger, Johann Jacob — Critische Dichtkunst: Von der Wahl der Materie 3.

Chamisso, Adelbert von — Peter Schlemihls wundersame Geschichte 1443.

Claudius, Matthias — der Wandsbecker Bote.
Über das Genie 717.
Oden (von Klopstock) 723.
Eine Correspondenz, angehend die Orthodoxie und Religionsverbeßerungen 727.

Eichendorff, Joseph Freyherr von — aus dem Leben eines Taugenichts 1459.

Engel, Johann Jacob — der Philosoph für die Welt.
Tobias Witt 857.
An Herrn Z. (das Schœne und das Gute) 862.
Entzückung des Las Casas 870.

Fichte, Johann Gottlieb.
Die Anweisung zum seeligen Leben oder auch die Religionslehre: fünfte Vorlesung (die fünf Weltansichten) 1033.
Reden an die Deutsche Nation: vierzehnte (Schluß) 1051.

Gellert, Christian Fürchtegott — Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen 73.

Gentz, Friedrich von — Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. 1137.

Geßner, Salomon — Idyllen.
Idas, Mycon 165.
Amyntas 167.
Die Gegend im Gras 168.
Der Wunsch 171.

Görres, Jacob.
Die teutschen Volksbücher (Faust) 1173.
Einleitung zu den Altteutschen Volks- und Meisterliedern 1187.

Gœthe, Johann Wolfgang von.
Von deutscher Baukunst 343.
Götz von Berlichingen 353.
Die Leiden des jungen Werthers 373.
Tagebuch der Italiænischen Reise 387.

Verdeutschung von Joh. v. Müllers Rede über Friedrich den Großen 597.
Aus meinem Leben: der Krœnungstag 609. der Zustand der Deutschen Litteratur 621. die Deutschen Dichter 641.
Zu brüderlichem Andenken Wielands 647.
Shakspeare und kein Ende 673.
Novelle (die Jagd) 689.

Grimm, die Brüder Jacob Ludwig Karl und Wilhelm Karl.
Kinder- und Hausmærchen 1353.
Deutsche Sagen 1387.

Grimm, Jacob Ludwig Karl — Vorrede zur ersten Ausgabe der Deutschen Grammatik 1409.

Haller, Albrecht von — Vorrede zur Übersetzung von Büffons Naturgeschichte 25.

Hamann, Johann Georg — Æsthetica in nuce 279.

Hebel, Johann Peter — der Rheinländische Hausfreund.
Kannitverstan 1261.
Der geheilte Patient 1264.
Der Schneider in Pensa 1267.
Der Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiositæt 1274.
Vom Tabackrauchen 1279.
Standrede über das glückliche Loos des Schneiders 1283.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich — Wißenschaft der Logik: allgemeine Eintheilung der Logik 1225.

Herder, Johann Gottfried von.
Über die neuere Deutsche Litteratur 391.
Kritische Wälder: erstes Wäldchen, Leßings Laocoon gewidmet 409.
Von deutscher Art und Kunst (Shakespear) 427.
Predigt über das Gleichniß vom mancherley Saamenlande 439.
Älteste Urkunde des Menschengeschlechts: Plan 461.
Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit (Völkerwanderung und Christenthum) 471.
Vom Geist der Ebrœischen Poesie (Naturpoesie) 477.
Schulrede von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie 485.
Briefe zur Beförderung der Humanitæt: Haben wir noch das Vaterland der Alten? 493.

Hippel, Theodor Gottlieb von — Beschluß der Lebensläufe nach aufsteigender Linie 731.

Humboldt, Alexander von — über die Steppen und Wüsten 1161.

Iselin, Isaak — über die Geschichte der Menschheit (die Tugenden der Griechen und der Rœmer; die Freyheit) 523.

Jacobi, Friedrich Heinrich — von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (das Moralprincip) 787.

Jean Paul s. Richter.

Jung s. Stilling.

Kant, Immanuel — Der Critik der practischen Vernunft zweyter Theil: Methodenlehre der reinen practischen Vernunft 879.

Kerner, Justinus — Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs 1427.

Kleist, Heinrich von — das Bettelweib von Locarno 1257.

Lavater, Johann Caspar.
Aus dem geheimen Tagebuche 505.

Physiognomische Fragmente: von der Wahrheit der Physiognomie 311. Friedrich, der Kœnig von Preußen, zu Pferde 320.
Pontius Pilatus: Was ist Wahrheit? 325. Pilatus und Herodes 331. Sein Blut sey ob uns und ob unsern Kindern 335.

Leßing, Gotthold Ephraim.
Miſs Sara Sampson 179.
Fabeln 189.
Litteraturbriefe (Gottsched und das Theater, Faust) 193.
Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie (Homer) 199.
Hamburgische Dramaturgie (Shakespear, Mitleid und Furcht; Zweck und Erfolge der Dramaturgie) 217.
Antiquarische Briefe (Perspective der Alten) 259.
Über den Beweis des Geistes und der Kraft 257.
Das Testament Johannis 265.
Zweyter Anti-Göze 273.

Lichtenberg, Georg Christoph.
Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen die keine Originalgenies sind 799.
Anschlagzeddel im Namen von Philadelphia 803.
Fragment von Schwänzen 805.
Die Bedienten 807.

Ludwig, Kœnig von Bayern: *Walhallas Genoßen 1493.*

Mœser, Justus — *Patriotische Phantasien.*
Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande 299.
Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes 302.
Gründe, warum sich die alten Sachsen der Bevölkerung widersetzt haben 306.
Schreiben des Herrn von H. (Jægerey) 310.
Über die Art und Weise wie unsre Vorfahren die Processe abgekürzet haben 313.

Moser, Friedrich Karl Freyherr von.
Beherzigungen (die Freyheit) 87.
Reliquien 97.

Müller, Friedrich (Mahler) — *Bacchidon und Milon 771.*

Müller, Johannes von.
Geschichten der Schweizer: Vorrede 811. Schlacht von Sempach 819. Ludewig XI. und Karl der Kühne 831.
Rede über Friedrich den Großen 897.

Niebuhr, Barthold Georg — *Rœmische Geschichte: Anfang und Art der ältesten Geschichte 1329. Die Sage von Coriolanus 1334.*

Pestalozzi, Johann Heinrich — *Lienhard und Gertrud: der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter 841.*

Rabener, Gottlieb Wilhelm.
Versuch eines Deutschen Wörterbuchs 47.
Satirische Briefe 57.
An Herrn Cabinetssekretær Ferber in Warschau 67.

Ranke, Leopold — *die Rœmischen Pæbste im XVI. und XVII. Jahrhundert: Ignatius Loyola 1471.*

Raumer, Friedrich Ludwig Georg von — *Geschichte der Hohenstaufen: Hinrichtung Conradins 1359.*

Reinhard, Franz Volkmar — *Landtagspredigt (am Schluß des 18. Jahrh.) 1009.*

Richter, Jean Paul Friedrich.
Grœnländische Processe: Fragment aus einem zweyten Lobe der Narrheit 895.
Aus dem Leben Fibels: Nachcapitel 899.
Die Schœnheit des Sterbens in der Blüte des Lebens, und ein Traum von einem Schlachtfelde 923.
Die wenig erwogene Gefahr die beiden Herrschaften Walchern und Lizelberg zu gewinnen 943.

Rumohr, Karl Friedrich von.
Italiænische Forschungen: Vorgermanische und germanische Bauart 1345.
Schule der Hœflichkeit für Alt und Jung: Vom erheblichen Nutzen der Grobheit im Allgemeinen 1351.

Savigny, Friedrich Karl von — vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswißenschaft: Entstehung des positiven Rechts 1233. Unser Beruf zur Gesetzgebung 1239.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von.
Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freyheit (Gott, Schöpfung, Mensch) 1073.
Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums: über das Studium der Historie und der Jurisprudenz 1083.

Schiller, Johann Christoph Friedrich von.
Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? 963.
Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Eroberung Magdeburgs) 981.
Uber den moralischen Nutzen æsthetischer Sitten 997.

Schlegel, August Wilhelm von — Athenæum: Litterarischer Reichsanzeiger 1097. Notizen (Voß Schmidt Matthisson) 1102.

Schlegel, Friedrich — über die Sprache und Weisheit der Indier: Vom Ursprunge der Sprachen 1109. Vom orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck 1116.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst.
Monologen: Jugend und Alter 1191.
Academischer Vortrag über Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst 1205.

Steffens, Henrich — Walfeth und Leith 1295.

Stilling, Henrich — Jugend (Joringel und Jorinde, Tod Eberhards) 757.

Sturz, Helfrich Peter.
Fünfter Brief (Georg III. von England) 739.
Pitt 744.
Klopstock 750.

Tieck, Ludwig.
Der getreue Eckart 1121.
Prolog zum zweyten Theile des Fortunat 1135.
Der Aufruhr in den Cevennen 1151.

Varnhagen von Ense, Karl August — Lebensbeschreibung Blüchers (Chateristik) 1313.

Wagner, Johann Ernst — Reisen aus der Fremde in die Heimat (Jugenderinnerungen) 1287.

Wieland, Christoph Martin.
Empfindungen eines Christen (Psalmen) 103.

Geschichte des Agathon (Aristipp, Dionys, Republik und Monarchie) **109.**
Die Abderiten (Vorbericht; Geschichte von Abdera; Reden um des Esels Schatten) **141.**
Winckelmann, Johann — Geschichte der Kunst des Alterthums: von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der Griechischen Kunst vor andern Völkern **355.** *von dem Wesentlichen der Kunst* **376.**

BEMERKTE DRUCKFEHLER.

Sp. 954.	*Z.* 37.	600 *lies* 6000	
« 1365.	« 33.	wollte «	wollte gern
« 1366.	« 3.	der «	ihr
« «	« 6.	so «	ja
« «	« 27.	einem «	einen
« 1367.	« 40.	abgeliefert *l.* ausgeliefert	
« 1371.	« 31. 32.	er aber *l.* aber er	
« 1376.	« 35. 36.	erst den Wein *l.* den Wein erst	
« 1379.	« 3.	Tochter folgte *l.* Thiere folgten	
« 1381.	« 31.	Knechte *l.* Leute	
« 1383.	« 20.	die Kœniginn *l.* die junge Kœniginn	
« 1385.	« 24.	zur rechten *l.* zu rechter	

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BERICHTIGTE DRUCKFEHLER.

Sp. 884.	Z. 37.	600	lies 6000
„ 1306.	„ 45.	wollte	„ wollte gern
„ 1360.	„ 5.	der	„ ihr
„	„ 6.	Ja	„ ja
„	„ 27.	einem	„ einen
„ 1367.	„ 40.	abgeliefert	l. ausgeliefert
„ 1374.	„ 21. 22.	er aber	l. aber er
„ 1376.	„ 23. 30.	wird die Weide	l. die Weide wird
„ 1379.	„ 3.	Tochter folgte	l. Thiere folgten
„ 1384.	„ 51.	Rechte	l. Leute
„ 1385.	„ 20.	die Koenigen	l. die junge Königin
„ 1388.	„ 24.	zur rechten	l. zu rechter

24 cm

Rep. 57
Hand-Buchbinderei
Max Schedl
München, Erhardtstraße 36

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wackernagel, Wilhelm, 1806-1869

Deutsches Lesebuch

Bd.: 3,2. Bd. 2. - 1740 - 1842

Basel 1842

4 P.o.germ. 212 a-3,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10057507-2